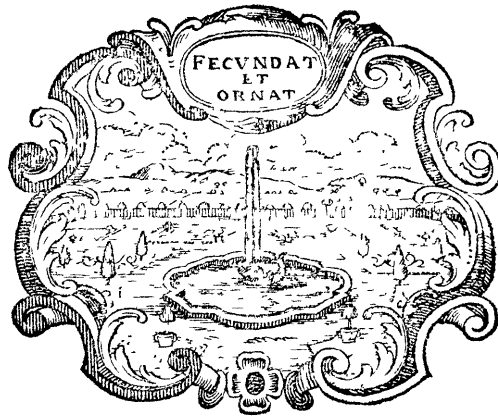


G ö t t i n g i s c h e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1808.



G ö t t i n g e n,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1808

by unknown author

Göttingen; 1808

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1808.

Berlin.

Bei August Mylius: Spitzlers Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten. Zweyter, unveränderter Abdruck. Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von Georg Sartorius. Th. 1. S. XIII u. 560. Th. 2. S. V und 688 in Octav.

Als zuerst dieser treffliche Abriß der Geschichte der Europäischen Staaten erschien, so mußte die Art der Behandlung und der Auswahl der Begebenheiten, es mußten die Gesichtspuncte, die genommen worden, denen wohl etwas auffallend vorkommen, die in einer dürren Nomenclatur, in einer recht vollgepflropften Anhäufung von Thatsachen, und in einer so genannten Vollständigkeit die Güte eines solchen Entwurfs suchten. Auch wußten mehrere Recensenten jener Zeit dem Buche nicht Böses genua nachzusagen, indem sie diese neue, genievolle Manier — sie nahmen dieß Wort im ungünstigen Sinn — dem Verf. gar nicht verzeihen konnten. Gleichwohl ward von ihnen wenig beachtet, welcher relativer Begriff, vollends hier, Vollständigkeit sey, und wie

2 Göttingische gelehrte Anzeigen

in einem solchen Entwurfe nothwendig einige Gesichtspuncte fest gewählt und gehalten werden müßten, um nicht bey planloser Auswahl sich gänzlich unter einem Schwall von Thatsachen zu verlieren. Sie schienen nicht zu bedenken, daß bey jedem historischen Werke, unter Voraussetzung gleich redlicher Gesinnung, bey gleichmäßig ernster und kritischer Prüfung der Quellen, die Thatsachen dem Einen oft anders, als dem Andern, erscheinen müßten, und daß über dasselbe Factum ein anderes Urtheil von beiden, oder wenn auch dasselbe Urtheil, doch ein anders motivirtes Statt finden könne. Einseitig aber war es doch, seiner Ursicht und Meinung, ohne weitere Prüfung, das Vorrecht in dem Maße zu geben, so daß jede andere, eben weil sie mit jener nicht übereinstimmte, nun schlechtweg verdammt werden mußte. Hierzu kam, daß der Verfasser dieses trefflichen Werkes, wegen der Deconomie des Ganzen, seine Ansichten und seine Urtheile oft nur andeuten konnte und durfte, ohne sie weiter zu rechtfertigen. Es mag seyn, daß man Grund hat, im Einzelnen hier und da eine andere Ansicht zu haben, ein anderes Urtheil zu fällen: allein ein Werk, wie dieß, will im Ganzen, seinem Geiste nach, aufgefaßt und beurtheilt seyn, und die kleinliche Kritteley, selbst wenn sie nicht unbegründet ist, kann so wenig den Werth des Ganzen schwächen, als jeder bessere Schriftsteller wahre Verichtigungen gern annehmen wird, da Niemand behaupten darf, daß bey einem Werke dieser Art nicht Irrthümer mit unterlaufen könnten. Uns ist nur eine Recension bekannt, welche damals erschien, die dem Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren ließ; diese stammte von einem Manne, der durch Verwandtschaft des Geistes, durch Vertrautheit mit den Quellen und der Kunst das

seltenen Verdienst ganz zu würdigen verstand: dieser Mann war Johann Müller. Das Urtheil des bessern Theils des Publicums, welcher durch schlechte Wortführer auf die Dauer sich schwerlich betäuben läßt, trat jener Stimme bey. Der große Schatz historisch-practischer Ideen, der in dem Werke niedergelegt ward, hat schöne Früchte in anderer Hand getragen. Nicht leicht wird man ein seit seiner Erscheinung bekannt gewordenes Werk über mittlere und neuere Europäische Geschichte in die Hand nehmen können, ohne die Belege dazu zu finden. Auch ist freylich seit jener Zeit eine viel leichtere, und, mit jenen Recensenten zu reden, eine geniesvollere Methode der Behandlung der Geschichte aufgekomen, und statt bloßer Thatfachen hat es auch nicht an Urtheilen gefehlt: aber freylich vermißt man nur zu oft das ernste, critische Prüfen und Untersuchen, welches dem Urtheil vorausgehen muß, dessen Resultate der vortreffliche Verfasser dieses Werks, ohne den ganzen mühsamen Apparat zu zeigen, oft in wenig Worte zusammendrängte. Man vermißt nur zu oft den vielgewandten Geist, der uns aus den historischen Arbeiten Spittler's anspricht, der, durch kein System bestochen, die Individualität der Staaten aufs herrlichste aufzufassen verstand, ohne einseitig zu seyn jedes Talent, jedes Verdienst ehrte, und Mann und That aufs glücklichste und treffendste, oft mit Einem Worte, zeichnete. Aber dieser Entwurf war auch nicht, wie sonst so oft der Fall, die Frucht einer jugendlichen Arbeit, sondern vielmehr die eines fortgesetzten mühsamen, critischen Forschens und eines geübten historisch-politischen Urtheils. Nichts ist armseliger in der politischen Geschichte, als nach ein paar allgemeinen, wenn auch noch so wahren, Ideen alles das mannigfach Verschiedenste ordnen, bilden

4 Göttingische gelehrte Anzeigen

und beurtheilen zu wollen; nichts armseliger, als einen oder den andern Charakter zu zeichnen, der sich von selbst klar durch die That verkündigt; nichts langweiliger, als den Leser mit Urtheilen zu verfolgen, die sich Jedem von selbst darbieten, oder die Armuth des Geistes und die Scheu vor ernster Prüfung durch neu gestaltete Worte und Redensarten, und durch die Anwendung von ein paar allgemeinen Ideen und Ansichten über die Welt und das Treiben der Menschen, zu bedecken. Wie viel anders unser Verfasser! Die Geschichte jedes Landes hat ihr besonderes Gepräge, ihre eigne ihr ziemende Physiognomie. Wir glauben dreist behaupten zu dürfen, daß kein Volk sich eines solchen Entwurfs zu rühmen habe. Auch ist das Publicum mit diesem Urtheil wohl einverstanden gewesen, denn die erste Auflage war bald vergriffen; aber die Verlaasbandlung hatte keine Hoffnung, eine neue Ausgabe und Fortsetzung des Werks von dem zu erhalten, der allein dazu berechtigt, und vor allen andern dazu geschickt seyn mußte. So hat der neue Herausgeber, nach wiederholten Aufforderungen jener, dem Geschäft sich unterzogen, nicht ohne einige Besorgniß. Zwar der Abdruck des bereits Vorhandenen ließ sich mit Genauigkeit besorgen, und die Literatur, welche in den letzten Jahren, seit der Erscheinung der ersten Ausgabe, dem ursprünglichen Plan gemäß, beizufügen war, konnte leicht, wie auch geschehen, hinzugesetzt werden. Aber die Fortsetzung der Geschichte bis auf die neuesten Zeiten, die gleichwohl nicht entbehrt werden konnte, war mit mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden, theils weil sie eben diese neueste Zeit betraf, und Jeder von selbst fühlt, wie wenig man darüber hinlänglich bereits unterrichtet seyn kann, auch andre Ursachen das Geschäft erschwerten, die kaum zu erwähnen nöthig sind, theils weil sie von einer andern Hand unternom-

men werden mußte, als der, welcher wir das frühere verdanken. Der Verf. dieser Fortsetzung hat es vermehrt, durch ein ängstliches Anschmiegen an Form und Sprache des Hauptwerks eine Aehnlichkeit zwischen beiden Theilen zu erkünsteln: diese Verschiedenheit mag immer, dem Ganzen unbeschadet, bestehen. Den Plan im Allgemeinen hat er beybehalten, und wenn er etwas umständlicher und weitläufiger geworden, als das Ganze zu fordern schien; so glaubt er durch die Wichtigkeit der Begebenheiten unsrer Tage, und das Bedürfniß der Zeitgenossen, auch schon in dem Entwurfe mehrere Angaben zu finden, sich hinlänglich gerechtfertigt. Auch kann in der Folge, bey veränderter Ansicht und einer neuen Ausgabe, durch Abkürzung leicht abgeholfen werden, denn in dieser wandelbaren Zeit verfällt oft schnell hinwieder, was nur so eben von großem Einfluß und von großer Wichtigkeit zu werden versprach. Andern wird Manches vielleicht zu kurz scheinen, noch Andre werden in Ansicht und Urtheil verschiedener Meinung seyn; darauf ist der Vf. resignirt, denn hier ist Einstimmigkeit, vollends jetzt, unmöglich. Ihm ziemt kein Urtheil, in wie fern es ihm gelungen, gegen so mannigfaltige Schwierigkeiten mit Glück zu kämpfen. Daß die Arbeit nicht die Frucht einiger müßigen Stunden sey, das, hofft er, werden Andre anerkennen. Die folgende Zeit wird Gelegenheit geben, immer einer größern Vollkommenheit sich zu befließen, welches des Vf. stets reges Bestreben bleibt. Noch ist zu bemerken, daß mit dem Druck im Spätjahre von 1806 angefangen, und im Febr. 1807 das Ganze beendigt war.

Paris.

Mémoires du Marquis d'Argens, Chambellan de Frédéric - le - grand, Roi de Prusse. et Directeur de l'Académie Royale de Berlin; contenant le récit des aventures de sa jeunesse, des

6 Göttingische gelehrte Anzeigen

anecdotes et des observations sur plusieurs évènements du règne de Louis XV. et des personnes de ce tems. Nouvelle édition, précédée d'une notice historique sur la vie de l'auteur, sur son séjour à la cour de Frédéric II. ; sur ses relations avec ce Prince, et sur les personnes dont il est parlé dans l'ouvrage ; et suivie de lettres du même auteur sur différens sujets, 1807. Octav S. 426.

Argens Memoiren sind ein altes Buch. Die gegenwärtige neue Ausgabe ist nach der zu London 1735 erschienenen abgedruckt. Als Mensch wird der Marquis d'Argens einen Platz in der Geschichte behaupten, so fern er einer der frühesten und am längsten ausdauernden Günstlinge des großen Friedrich's war. Als Schriftsteller ist er der verdienten Vergessenheit übergeben, aus welcher er nie hervorzuziehen steht. Bey Argens, wie bey so vielen andern, findet sich die beste Erklärung des Schriftstellers in dem Menschen. Argens, aus der altadlichen Parlamentsfamilie Boyer in der Provence, war ein Wüßling, der mit Mädchen leben, eine Comödiantin entführen mochte, aber zu den Geschäften des Gerichtshofes, zu denen man ihn bestimmte, keine Neigung zeigte, endlich ins Militär trat, dieses aber bald wieder, Gesundheits wegen, verließ. Der junge Verschwender, mit seiner Familie entzweyhet, zog nach Holland, wo er vom Bücherschreiben lebte. Bis dahin gehen die Memoiren seines Lebens, und wirklich ist die Unverschämtheit, mit der er so früh, sehr offen, wie es scheint, von seiner ausschweifenden Lebensweise zu dem Publico im Drucke redet, bemerkenswerth, sonst aber auch fast nichts in dem Buche, das ohne Geist und Kraft geschrieben ist. Argens war, was man in der Welt einen guten Kopf nennt, ein Epikureer und starker Geist, nach der Weise seiner Nation im

ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. In Rücksicht seiner sonstigen Neigungen und seines Standes besaß er viel Belesenheit, sogar in den Kirchenvätern, und Geschmac für Mahleren. Der gelehrte und frey denkende Bayle war das Zeughaus, aus welchem man damals stark die Waffen hoblte. Diesen hat denn Argens in seinem Hauptbuche, den bändereichen *Lettres suivies*, mit ihren Fortsetzungen, den *Lettres Chinoises et Cabalistiques*, zu welchen die *Lettres Persannes* die Ideen der Einkleidung hergaben, sehr benutzt. Was aber d'Argens schrieb, ist ohne eigne Tiefe des Nachdenkens, ohne ausgezeichnete Beobachtung, ohne recht treffenden Witz, und bey einer unglücklichen zu großen Leichtigkeit im Schreiben, und weil er eine Zeit lang ums Brot schrieb, hingeschludert, ohne sonderliche Kraft der Darstellung. Zu ihrer Zeit erregten jedoch d'Argens Schriften viel Aufsehen, und Friedrich wünschte schon als Prinz, den Verfasser um sich zu haben: ein Wunsch, dessen Erfüllung gleich nach seiner Thronbesteigung Statt fand, wo d'Argens die mit der verwitweten Herzoginn von Würtemberg unterhaltenen Verhältnisse aufgab. Unter den Günstlingen des Königes erscheint d'Argens als Mensch in einem vortheilhaften Lichte, Friedrich uneigennützig liebend. Daß der König dieses fühlte, gehet aus dem Ton seiner Briefe an ihn, und besonders daraus hervor, daß er d'Argens zum Vertrauten seines Entschlusses machte, eine unglückliche Wendung des siebenjährigen Krieges nicht zu überleben. Um desto ungehaltener wird man auf Friedrich, wenn man sieht, daß er hernachmahls des Marquis Schwäche so wenig schonte, sondern diese nicht selten zum Scheibenziel seines Witzes zu machen pflegte. Argens war hypochondrisch, kränklich, reizbar und, nicht zur Ehre der starken Geister unter den Wüstlingen sey es gesagt,

er wurde sehr abergläubisch, hing an manchen Afsatzereyen, Vorbedeutungen von umgeworfenen Salzfässern u. dergl.: alles dem Unglauben in andern Stücken unbeschadet. Argens Verheirathung mit der Operntänzerinn Cochois mißfiel Friedrichen. So sehr der Marquis den König liebte, so suchte er doch eine gewisse Independenz zu behaupten, bey einem Manne von manchen schwachen Seiten des Charakters um so ehrenvoller. Argens hatte sich bey Eingehung seiner Verbindungen mit Friedrich die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, dessen warmer Himmel seiner Gesundheit wesentlich war, in einem gewissen Alter ausbedungen, und je länger das so genannte Günstlingsleben dauerte, je mehr fühlte Argens den zermalmenden Druck. Sehr ungerne erteilte ihm Friedrich die abermahlige Erlaubniß zu einer Reise in seine Heimath, unter dem Versprechen der Rückkehr. Da diese zur bestimmten Zeit, wegen einer zugestohenen Krankheit, nicht erfolgte, ergrimmete der König, und ließ sogleich dem alten Freunde seine Pensionen beschlagen. Argens, hiervon durch Sulzer benachrichtigt, faßte nun den Entschluß, nicht zu Friedrich zurück zu gehen, und starb darauf 1771. Nach seinem Tode ließ ihm der große König ein gar stattliches Monument zu Aix errichten. In der diesen Memoiren vorgesezten Notiz sind die Lebensumstände d'Argens aus den bekannnten Quellen von Thiebault, Nicolai, bengebracht. Die angehängten 13 Briefe, 1740 geschrieben, sind nicht viel bedeutender, als die Memoiren. Seinem innern Werthe nach kann das Buch sich keine Abnehmer versprechen; aber es ist ein Zeichen unter vielen, wie sehr man bemüht ist, sogar ganz unerhebliche ältere Werke wieder in Umlauf zu bringen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 2. Januar 1808.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck u. Ruprecht 1807: Geschichte der Litteratur, von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. Von Johann Gottfried Eichhorn. Fünfter Band. Erste Abtheilung. 1—XVIII, 1—678 S. Gewiß mit vielem Dank werden unsre Landsleute dieses neue gelehrte Werk unsers verdienstvollen Collegen annehmen, welches einen Gedanken, der unserm ehemahligen Collegen Wättner dunkel vorschwebte, ausführt, und das viele Einzelne, in so vielen Schriften, Sammlungen und Reisebeschreibungen zerstreute, insonderheit von Marsden und Adelung, zwar von letzterm unvollendet, Gesammelte, mit seinem critischen Fleiße geordnet, und mit Deutlichkeit vorgetragen hat. Der Rec. erwartet von dem Werke eine heilsame Einwirkung, insonderheit auf unsre Sprachgelehrten, Critiker und Philologen, theils durch Vergleichen und Zurückführen von so Vielem auf die allgemeinen Sprachgründe, theils auch darin, daß jene mehr ausgebreitete Einsichten erhalten, über ihren kleinen Kreis ihre Häupter erheben, und ahnen mögen, wie wenig umfassend die humanisti-

schen Kenntnisse sind, die sich bloß auf ein paar Sprachen einschränken, in denen man sich herumtreibt, und durch alles nur einen geringen Theil der Welt- und Menschenkunde erreicht; obwohl jene Kenntnisse ein ganzes Menschenleben beschäftigen können, indem die Fassungskraft des Menschen, zumahl mit Beurtheilungskraft verbunden, so gar enge Grenzen hat. In einer Anzeige für unsre Blätter läßt sich nicht mehr thun, als einen allgemeinen Begriff und Anzeige des Inhalts geben. So weit des Rec. Sachkenntniß und Einsicht reichte, fand er das lehrreiche Werk mit vorsichtigem Urtheil, ausgebreiteter Sprach- und Schriftkunde, und mit echtem critischen Sinn abgefaßt. Natürlicher Weise mußte von jedem Volke eine kurze Nachricht vorgehen, ehe von seiner Sprache konnte gesprochen werden. Bey der Sprache selbst kömmt wiederum das Historische von derselben in Betrachtung, nebst der Schrift, und nächst diesem noch das Literärische, von welchen Gelehrten und in welchen Schriften von der Sprache gehandelt, Nachrichten, Sprachproben, Grammatiken, Wörterbücher, gegeben sind; diese ganze Zusammenstellung verräth gleich dem erfahrenen Literator. Unendlich ist die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Sprachen, und doch lassen sich gewisse, mehreren Sprachen gemeinschaftliche, Grundformen, Charaktere und Eigenthümlichkeiten bemerken, durch welche man Classen, Arten, Stämme und Ableitungen hat auffinden können; diesen Wahrnehmungen mußten aber, als nothwendige Bedingung, die Geschichtsnachrichten von den Völkern zu Hülfe kommen, und auf sichere Resultate leiten. Eben dieß ist der Fall bey der Schrift; und in alles dieses ist die Kultur-Geschichte der Nationen eingeflochten. Wenn aber Kultur der Zweck der Menschheit seyn soll: welcher ungeheuer-größerer Theil des Menschengeschlechts

ist noch entfernt von der Cultur, und von dem cultivirten Theile! wie weit noch ein großer Theil von der vernünftigen Cultur! Hier scheint es, daß wir mit unserm Raisonnement, insonderheit nach gewissen Principien, noch weit vom rechten Wege entfernt sind. — Die Bildung der Sprache bleibt ein unerschöpflicher Quell für psychologische Betrachtungen; dazu leiten auch die vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen über Sprachen und Schreibkunst: mit welchen der Rec. ganz einstimmig denkt. Zwar Ursprachen sowohl, als Urvölker, sind für uns bloß, die die ältesten sind unter denen, von welchen Nachrichten auf uns gekommen sind, und Muttersprache ist ein Wort von einem sehr unbestimmten Sinne: eine Sprache, freylich höchst roh und unvollkommen, entstand zuerst durch eine Familie: diese breitete sich in mehrere Zweige aus: so entstanden schon Zweige der Sprache: jeder bildete sich eine eigne Muttersprache; hundert Zweige gingen verloren, oder vermischten sich; eine und andre Familien hingegen erwuchsen zum Volke: so bestanden mehrere Muttersprachen neben einander. Da eine systematische Spracheordnung zur Zeit unausführbar bleiben wird, die wohl auf Immer unmöglich ist, so wählt der Verf. den Weg, welchen unser Gelehrter nahm, und stellt sein Verzeichniß der Sprachen nach den Ländern, fängt, wie Adelung, mit Ästen an, und stellt zuerst die einsylbigen Sprachen und ihre Schriftarten auf, welche zugleich auch die unvollkommnen sind, theils mit Begriffszeichen in Sina, in Lontin, in Cochinsina, theils mit einem Indischen Syllabarium in Tibet, der Birmanen in Ava, Pegu, Arracan, in Siam; in Laos und Cambodja; für den denkenden Leser, mit der Leitung des Verf., geben sie viel nachzudenken, besonders die Sinesische Sprache und Schrift; über die Echtheit der Kings und ihre Wiederher-

stellung verbreitet sich Hr. E. besonders); auch bei den andern die doppelte Sprache, eine Umgangssprache, und eine gottesdienstliche Sprache. Wertwürdig ist hier die mit Budharzigion so sehr verbreitete Kalisprache; beide so weit, als irgent eine Religion; und doch gingen beide von Indier aus, verdrängt durch die Brammen-Religion, die sich mit Sanskrit Sprache und Schrift erhalten hat. Jede Religion vervollkommnet sich mit der Cultur; beide haben auch ihr Höchstes, und die eine geht in leere Speculation, die andre in Ueberfeinerung über; beide auch wohl lange vorher, ehe sie ihre Höhe erreicht haben, und dann verfallen sie wieder in Pfaffen- und Mönchshände. II. Mehrsylbige Sprachen: Von dieser Classe sind noch vorhanden: die Mongolische, Medisch-Indische, Semitische und Finnische Muttersprache. Es ist eine von den erstaunenswürdigsten Thätigkeiten des menschlichen Verstandes, durch Vor-, Hinter- und Mittelsylben, aus dem rohen Wurzellaute die Bedeutungen zu vervielfältigen, Neben- und Verhältnißbegriffe auszudrücken, durch einen Mechanismus, in welchen der menschliche Verstand eingeleitet ward, ohne voraus einen Begriff davon zu haben, noch zu sehen, wohin es führe; am wenigsten a priori so Etwas erdenken zu können. A. Sprachen der Mongolischen Völker in der großen Tataren, Mongolen und Kalmücken; die Sibirischen Völker; auf Japan; die Malayen; von der Ostküste von Africa und von Madagascar an, auf den Inseln bis zur Osterinsel in der Südsee; neben ihnen die neegerarteten Stämme mit krausem wolligem Haar und buschigem krausem Barte, die wahrscheinlicher Weise frühere Bewohner waren; woher jene gekommen sind, ist unbekannt, vielleicht waren sie Mongolischer Abkunft; ihr erster oder Hauptsitz war Malacca, von dem sie den

Nahmen Malayen erhalten haben, so ausgebreitet sie sonst sind, über 200 Grade in die Länge; kein Wunder, daß es eine so große Menge Dialecte des Malayischen gibt, S. 169 f.; aber merkwürdig ist, daß man eine doppelte Malayische Sprache erkannt hat, eine ältere und eine spätere Neumalayische; zum Theil auch vermischt mit der Sprache der Hindu und der Araber. Auf der östlichen Hälfte der Südsee glaubt man eine einzige Hauptsprache in vielen Dialecten wahrzunehmen, sie scheint eine frühere Verwandtinn der Malayischen zu seyn. Aber von den vielen negerartigen Völkern auf dem großen Sund der Ostindischen und Südseeinseln und ihren Sprachen hat man noch wenig bedeutende Nachrichten; die vorhin angeführten mit den krausen Vörtern kommen mit den Tamulen oder schwarzen Malabaren überein. B. Die Iranier in Süd- und Mittelasien. S. 193.

1. Indische Sprachen und Literatur; Sanskrit, das nicht mehr gesprochen, sondern von Gelehrten bloß gelernt und geschrieben wird, mit ihren lebenden Töchtern, d. i. Sprachen, in welchen noch Wörter und Redensarten vom Sanskrit sich erhalten haben, im südlichen Indien: Ceylonische, Tamulische, Malabarische, Canarische, Marattische, Telengische Sprache und Schrift; im nördlichen Indien: die Hochindische Sprache, mit Devanagari-Schrift, verschieden von der gemeinen Volkssprache Uter Nagari; die Kaschemirsche, Bengalische, Guzuratische, Nepalsche, Multansche Sprache. Fremde Sprachen, mit einigem Sanskrit gemischt: das Patanische; das Mohrische, eine Mongolisch-Hindoostanische Sprache, welche durch die Mohammedanischen Mongolen entstanden, die von den Portugiesen Mohren genannt wurden; jetzt die allgemeine Sprache des Umgangs und des Verkehrs, S. 288. Die Pöbelsprache der Parias, der Ureinwohner, wie

wahrscheinlich ist, von einem Mongolischen Stamm, von denen die Zigeuner noch Abkömmlinge sind.

2. Medisch-Perfische Sprachen: Zend, Pehlvi, Parfi, mit einander verwandt, Neuperfische Sprache. Kurdische Sprache. 3. Sprachen der Kaukasus: Georgische; Armenische; übrige Kaukasische Sprachen: der Abassen, der Tscherkassen, der Osseten, der Kisti, der Lesgen. 4. Tatarische Sprachen: die Türkische Sprache; außer der großen Tataren, insonderheit der Osmanischen Türken; Türkische und Tatarische Dialecte im Westen der großen Tataren und in Sibirien: Mantchurische Sprache mit ihren Dialecten. Man braucht nur wenig mit der ausländischen Literatur und Völkerkunde bekannt zu seyn, um nicht hier manche Aufschlüsse und Belehrungen zu ahnen, und zum Lesen des Werks angereizt zu werden. Wen wird nicht die Sprache und Schrift Zend aufmerksam machen? der ältesten eine, die von Medien ausging, und mit Pehlvi und Parfi die großen Reiche der Parther und der Perfer durchlebte; für eine gleiche Schwester mit ihnen wird Sanskrit gehalten; das Neuperfische aber hat die Arabische Schrift angenommen. Mit Zend und Parfi verwandte Dialecte müssen sich auch nach dem Kaukasus von Medien aus verbreitet haben, denn es finden sich noch Zendwörter im Georgianischen und Armenischen, nebst Buchstaben des Zend. Manchem Leser wird vorzüglich die Geschichte der Bekanntwerdung der Völker und Sprachen durch Reisende und Missionarien angenehm seyn, so wie die Indische Literatur durch die Ostindischen Compagnien der Franzosen und der Engländer so große Fortschritte gemacht hat; zwar später, als man glauben sollte. Wie lange wurden diese Hindus beherrscht, regirt, gerichtet, der Ankündigung nach, nach ihren Gesetzen, und kein Richter verstand ihre Sprache; alles ward

durch Dolmetscher getrieben und geführt. Wie oft dachten wir dabei an die Verwaltung der Römischen Provinzen durch Proconsuln, Quästoren und Procuratoren, die kein Wort von der Landessprache verstanden, von Landes sitten, Rechten, Gesetzen, nichts hören wollten. Ein ganz neues Hauptstück in der Literatur macht in unsern Zeiten das Sanskrit aus (S. 228 f.), die Bali-Literatur S. 256 f. — Von S. 294 an das Zend, das sich noch in den Schriften der Parsen erhalten hat, und dessen bessere Kenntniß wir dem d'Anquetil zu verdanken haben; hier auch S. 303 von den Inschriften zu Ischeminar, und der Keilschrift: "bis jetzt sind alle Versuche, sie zu erklären, misslungen". S. 308. — Pehlvi, in welchem sich noch der Vendidad und Mehreres erhalten hat; es muß sich noch unter den Sassaniden neben dem Parsi als Hofsprache, wenigstens beim Gottesdienst und auf öffentlichen Denkmälern und Münzen erhalten haben. Auch in dem Parsi waren zwey Dialecte, der Hof-Dialect, Dert, und die Volkssprache, das eigentliche Parsi. — S. 317 das Neupersische, aus dem Parsi, mit Arabischem, Türkisch-Tatarischem vermischt, und dessen Bearbeitung bis auf die neueste Zeit. Vom Kurdischen wissen wir noch zu wenig; es muß aber wohl ein roher Dialect aus dem alten Medischen seyn. Die Georgische, und die Armenische Sprache machen noch zwey andere lesenswürdige Artikel aus. S. 338 f. sie gehörten beide noch zu den vom Alt-medischen abgeleiteten Sprachen, aber jetzt sind sie das nicht mehr, was sie waren; das Georgische, das noch im funften Jahrhundert N. C. G. gesprochen ward, und in welcher die Bibel-Üebersetzung noch vorhanden ist; ist jetzt bloß eine gelehrte Sprache, für den Gottesdienst. Eben so verhält es sich mit dem Armenischen, in welchem wir auch eine Uebersetzung der Bibel von jener Zeit haben;

aber die Sprache der frühern Zeiten bleibt uns unbekannt, und die jetzige Volkssprache ist mit fremden Sprachen durchwebt; alles das lehrt sich bereits aus der Völkergeschichte. Unter den Tatarischen Sprachen gibt das Türkische und das Mantchurische Stoff zu einer beträchtlichen Literaturgeschichte S. 361 f. 393 f. Von den ausgebreiteten, nur viel mit Mongolen, folglich auch mit ihrer Sprache, vermischten Tatarischen Stämmen, hatte das Schicksal den einzigen Stamm der Osmanen bestimmt ein großes Reich zu errichten, das aber, wie alle große Reiche, den Keim des innern Verwesens und Todes von Anfang an gleich in sich trug, und ihn bey dem Vorrücken gebildeter Völker schneller entwickelt. Von den Mantchu und ihrer Sprache verdanken wir fast Alles dem unermüdeten Langles. Endlich von S. 403 an führt uns der Verf. in das Feld, worin er hauset, und welches auch mit unsrer eigenen Litteratur in der nächsten Verbindung steht, nämlich: C. die Sprachen der Semiten in Westasien, welches kein Sprachforscher und Bibelreger ungelesen lassen sollte, so wohl im Allgemeinen, als im Einzelnen. 1. Die Aramäischen Sprachen; und zwar Ostaramäische Sprachen: Assyrischer, Babylonischer, Chaldäischer, Chaldäisch-Syrischer, Galiläischer, Samaritanischer Dialect; Westaramäische Sprachen: Syrischer, Palmyrenischer, Zabischer Dialect. Von dem ältesten, dem Assyrischen, sind freylich nur noch Worte vorhanden; von den Kurdischen Gebirgen kamen die Chaldäer in die Ebenen; sie selbst ein Kurdisches Volk, vom Persischen Völkerstamm: so entstand die spätere Aramäische oder Chaldäische Sprache in Babylon, in welchen die Kapitel im Daniel und Esra geschrieben sind; die Vermischung mit dem Hebräischen hat sie verändern müssen; noch mehr seitdem die aus dem Exil zurückgekehrten Ju-

den sie als Landessprache in Palästina brauchten; so entstand ein Syrisch-Chaldäisches, das noch im N. T. bemerklich ist. Das Altthebräische blieb nun bloß eine heilige, Religions-gelehrte Sprache, die man nur in den heiligen Büchern kannte, las und studierte. Indessen erhielt sich der Babylonische Chaldäische Dialect reiner, obgleich nicht ganz unvermischt; aber unter den Juden in Palästina ward das Chaldäische immer unreiner; bis es endlich ganz dem Rabbinischen als einer verbesserten gelehrten Sprache hat weichen müssen. 2. Canaanitische Sprachen; Phöniciſcher Dialect, mit dem Carthagischen; Hebräischer Dialect, mit angefügter Hebräischer Münzfunde S. 589; Rabbinische Sprache; Arabische Sprache. Weit umfassend und sehr lehrreich ist die Litteratur, insonderheit der beiden letztern, des Hebräischen und Arabischen; jene ist fast zugleich eine Einleitung für die Geschichte der ganzen Bibelepögenik und ihre Litteratur; wie viel hat die Bibelepögenik dem Verf. selbst zu danken, zumahl für den Geist mit welchem sie in unserer Zeit behandelt wird, welcher S. 558. 9 gut dargelegt ist. Doch ganz besonders anzupreisen ist das Hauptstück für eine zu gewinnende Uebersicht des ganzen Semitischen Sprachstudiums, aber auch der ganzen Völker- und Weltgeschichte: der Bibelepögenet, mit diesen vereinigten Kenntnissen gerüstet, muß sein Geschäft mit ganz anderer Einsicht und besserem Glücke treiben, als der große Haufe. In der Arabischen Litteratur erneuert sich das Bedauern, so viele Hülfsmittel und Schriftsteller aller Arten ungebraucht in Bibliotheken vergraben zu wissen. S. 657 auch von Arabischen Münzen. U Sprachen der Sinnen, S. 673 bis Ende, deren Umfang und die noch bestehenden Dialecte erst in neuern Zeiren sind beachtet und erläutert worden. Wie viel von der alten eigentlichen Finnischen Sprache sich erhalten hat,

Können wir nicht bestimmt wissen; das Meiste hat sich unter den Lappen, Finnen, Esten, Liven erhalten; nächst ihnen, sind Völker in Rußland, deren Dialecte mit Tatarischen, Mogulschen und Slavischen vermischt sind; diese sind die Permier, die Sirjänen, die Woqulen, die Wetiaken, die Tschere-missen, die Nordwinen, die Kondischen Ostiaken. Man sieht, daß die große Menschen-Familie aus mancherley Gliedern besteht, die sich einander ziemlich fremd geworden sind, und größtentheils sich nur erst durch Unterdrücken, Rauben und Morden ihrer Brüder zu erkennen gegeben haben.

Noch müssen wir nicht vergessen, zu bemerken, wenn gleich dieser fünfte Band auf den zweiten (1807 S. 73 angezeigten) gefolget ist, daß der dritte und vierte nicht ausbleiben, sondern auf nächste Ostermesse nachfolgen sollen, welche die Fortsetzung der Literatur in den einzelnen Ländern von Europa, und die Geschichte der schönen Künste in den neuern Landes Sprachen enthalten werden.

G. W.

Gotha.

Tabulae speciales aberrationis et nutationis in ascensionem rectam et in declinationem ad supputandas stellarum fixarum positiones, sive apparentes, sive veras, una cum insigniorum 494 stellarum zodiacalium catalogo novo in specula astronomica Ernestina ad initium anni 1800 constructo, cum aliis tabulis eo spectantibus, auctore *Franc. Lib. Bar de Zach.* Vol. I. 1806. 208 und CLVI S. Vol. II. 1807. 508 S. gr. Octav.

Die Erscheinung dieses wichtigen, die kostbaren Früchte vieljähriger Arbeit enthaltenden, Werks wird allen practischen Astronomen, die dasselbe schon seit mehreren Jahren erwarteten, höchst willkommen seyn. Sein Hauptgegenstand bezieht sich auf die kleinen, von Präcession, Aberration und Nutation herrührenden, Veränderungen der Lage der Fixsterne. Diese

Lage ist bekanntlich die Basis der meisten astronomischen Beobachtungen: die Berechnung von jenen kleinen Aenderungen gehört daher zu den täglich wiederkehrenden Beschäftigungen des practischen Astronomen. Um diese hat sich also der berühmte Verfasser durch ein Werk sehr verdient gemacht, das die geschmeidigsten und brauchbarsten Formeln für jene Veränderungen aufstellt, durch die sorgfältigsten Erörterungen nach den neuesten und bewährtesten Untersuchungen und Beobachtungen die zuverlässigsten numerischen Werthe der dabei zum Grunde liegenden Größen entwickelt, und durch zweckmäßige und bequeme Hülfstabeln die Arbeit so viel, als möglich, abkürzt, also, mit Einem Worte, alles erschöpft, was über diesen Gegenstand nur gewünscht werden kann. So sehr schätzbar alles dieses ist, so möchte Rec. doch einen andern beträchtlichen Theil des Werks, der auf dem Titel nicht einmal erwähnt ist, noch höher anschlagen, nämlich das Verzeichniß von 1830 Zodiacal-Sternen, ein monumentum aere perennius von zwey Sternwarten, welche die Erde von Deutschland waren, und jetzt, leider! beide unbenutzt stehen. Einem Werke von dieser Wichtigkeit müssen wir eine ausführlichere Anzeige widmen.

Die mehr als die Hälfte des ersten Bandes einnehmende Einleitung macht mit der Präcession den Anfang. Nach einer vorausgeschickten kurzen Erzählung der ersten Entdeckung derselben, und der theoretischen Arbeiten von Newton, d'Alembert, Euler, Lagrange und Laplace wird eine Tafel für die Ungleichheit der Präcession in den verschiedenen Jahrhunderten gegeben; hierauf Formeln, und durch einen dem Verf. eigenthümlichen Kunstgriff bequem eingerichtete Hülfstabeln für die Säcular-Aenderung der Breite, und denjenigen Theil der Säcular-Aenderung der Länge, der für verschiedene Sterne verschieden ist. Hierauf folgen die Formeln für die Präcession in Recta-

scension und Declination, nebst einer Tafel für die Werthe der Constanten vom J. 1450 bis 1950. Die Fundamental-Werthe hat der Verf. durch eigne sehr vorsichtige Vergleichen ausgemittelt, wozu er mit Recht bloß die neuern Beobachtungen gebraucht hat. Denn Hipparch's und Tycho's Beobachtungen können, der größern Zwischenzeit ungeachtet, doch ihrer viel geringern Vollkommenheit wegen, bey weitem keine so zuverlässige Resultate geben, als die mit den besten Mauerquadranten angestellten von Mayer und Bradley. Auch selbst Flamsteed's Beobachtungen stehen diesen noch zu sehr nach, und würden auf alle Fälle, wenn etwas Brauchbares aus ihnen gefolget werden sollte, nothwendig einer ganz neuen Reduction bedürfen. Daß indeß die etwa noch vorhandene kleine Ungewißheit in der Abnahme der Schiefe der Elliptik und in der eignen Bewegung der Fixsterne bey entferntern Beobachtungen mehr betrage, als bey nähern, würde Rec. unter den Gründen, warum die Flamsteedschen Beobachtungen ausgeschloffen wurden, nicht angeführt haben. Aus der Vergleichung von 175 Declinationen von Bradley mit denen von Barry leitet der Verf. die ganze jährliche Präcession $50'1670$ ab; aus Vergleichung der Declinationen von Mayer und Barry $49'9140$; ferner gaben 350 Rectascensionen von Mayer, verglichen mit des Verf. eigner Bestimmung, $50'0718$, und endlich 222 Rectascensionen von Bradley mit denen des Verf. $50'0631$, also im Mittel aus allen Bestimmungen $50'0540$, welcher Werth bey allen Formeln und Tafeln des Werks zum Grunde gelegt ist. Wir berühren nur die hierauf folgenden Untersuchungen über die eignen Bewegungen der Sterne, wo man unter andern mit Vergnügen eine ganz neue Reduction aller Beobachtungen der Declination des Polarsternes von Flamsteed finden wird, woraus sich bloß eine Säcular-Zunahme von $3''$ ergibt. Zur Berech-

nung der Declination aus Länge und Breite gebraucht hier der Verf. Tafeln mit 10 Decimalstellen: dieß ist freylich nothwendig, wenn man die Declination durch den Sinus bestimmt; allein dieser Inconvenienz kann man ganz bequem ausweichen, und mit den gewöhnlichen Tafeln eben so weit reichen. Eine Tafel für die mittlere Rectascension und Declination des Polarsterns für alle einzelnen Jahre von 1790 bis 1820 macht den Beschluß dieser reichhaltigen Abhandlung.

Zur Bestimmung der Constante der Aberration hat der Verf. die sämmtlichen Bradley'schen Original-Beobachtungen aufs neue in größter Schärfe discutirt: er findet dieselbe $20''232$, welches von dem aus den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten von Delambre bestimmten Resultate, nämlich $20''255$, nur ganz unbedeutend abweicht. Letztern Werth hat der Verf. bey einer am Ende des zweyten Bandes befindlichen Generaltafel für die Aberration zum Grunde gelegt. Diese Tafel nimmt nur zwey Seiten ein; ihr Gebrauch erfordert aber Multiplication durch einen Sinus und eine Secante. Auch dieser kleinen Unbequemlichkeit hat der Verf. durch einen eignen Kunstgriff abgeholfen, so daß der Gebrauch einer andern, in die Einleitung eingerückten, Generaltafel bloß Additionen erfordert. Hierauf folgen noch Formeln und Tafeln für die Aberration, mit Rücksicht auf die elliptische Bewegung der Erde, und für die Aberration wegen der täalichen Bewegung; endlich Formeln und Tafeln für die Veränderung der Aberration bey 1° Aenderung in Rectascension und Declination des Sterns, wornach sich die Dauer der Brauchbarkeit von Specialtafeln schätzen läßt.

Auch für die Nutation hat der Verf., außer den Formeln, zwey Generaltafeln geliefert. Die eine am Ende des zweyten Bandes, wo die halbe große und kleine Ase der Nutations-Ellipse nach Laplace zu $10''056$ und $7''486$ vorausgesetzt sind, erfordert

Multiplikation durch eine Tangente: diese Unbequemlichkeit wird in der andern der Einleitung einverleibten vermieden, wo aber Hr. v. Z. jene halben Arcen zu $9''648$ und $7''182$ angenommen hat, weil er die von Laplace zum Grunde gelegte Mondsmasse etwas vermindern zu müssen glaubte. Ferner findet man in diesem Abschnitte Vorschriften zur Berechnung des von der Sonnenlänge abhängigen Theils der Nutation, und Formeln und Tafeln für die Aenderung der Nutation bey veränderter Lage des Sterns.

Den übrigen Theil der Einleitung füllen Vorschriften zur richtigen Stellung des Passageinstruments; Erklärung der in diesem Bande vorkommenden Verzeichnisse und Tafeln; Untersuchungen und Tafeln in Beziehung auf die Aberration der Planeten, ihre Parallaxe und Durchmesser. Der Behauptung S. 203, daß die (unsrer Meinung nach allen andern vorzuziehende) Art, über die Aberration der Planeten Rechnung zu führen, indem man nämlich nur die Zeit ändert, — bloß den von der Bewegung des Planeten abhängigen Theil der Aberration gebe, können wir nicht beypflichten, wohlverstanden, daß auch der dabey anzuwendende Ort der Erde dem geänderten Zeitmoment entsprechen muß.

Uebrigens sind alle in dieser gehaltreichen Einleitung gegebenen Vorschriften durch zahlreiche wohlgeählte Beispiele so erläutert, daß auch der Ungeübteste bey ihrer Anwendung keinen Anstoß finden wird, und überall die Schriften, wo man sich über die abgehandelten Materien weiter belehren kann, nachgewiesen.

Von den nun folgenden Tafeln selbst zeigen wir nur summarisch den Inhalt an. Die geraden Aufsteigungen und Abweichungen der 36 vornehmsten Sterne nach Maskelyne's neuester Bestimmung, nebst spectellen Aberrations- und Nutationstafeln für jeden derselben; ähnliche Tafeln für den Polarstern

für 1790, 1800, 1810 und 1820; ein Verzeichniß von Fixsternen von fast gleichen Rectascensionen und fast gleichen aber entgegengesetzten Declinationen zum Behuf der Verichtigung der Stellung des Passageinstruments. Hierauf folgt der kostbarste Theil des ganzen Werks, nämlich die auf der Seeberger Sternwarte bestimmten Rectascensionen von 1830 Zodiacalsternen für das Jahr 1800, nebst den Unterschieden von Piazzi's Catalog; diese Unterschiede sind meistens nur klein, und werden in der Regel nach viel kleiner, wenn man Piazzi's Rectascensionen die Verbesserung von $3''$ hinzufügt; immer aber wird man berechtigt seyn, den mit dem prächtigen stüßigen Seeberger Mittags-Fernrohr gemachten Bestimmungen den Vorzug zu geben. Die Declinationen sind hier, bloß um die Sterne zu designiren, nur in Minuten angegeben; bey einigen Sternen fehlen sie aber ganz; es wäre zu wünschen, daß Jemand die Mühe übernehme, diese Lücke auszufüllen, wobey meistens die Histoire celeste schon ausreichen würde, insofern nicht zufällig mehrere Sterne im Zodiacus auf eine Zeitsecunde in der geraden Aufsteigung übereinstimmen; viele von diesen Sternen scheinen sogar in dem gleichfolgenden Barry'schen Declinationsverzeichnisse vorzukommen z. B. in der Jungfrau 921 u. 963). Um nun auch eine hinlängliche Anzahl von scharf bestimmten Declinationen zu geben, hat Hr. v. Z. ein zweytes bloß diese nebst der beyläufigen Rectascension enthaltendes Verzeichniß von etwa 1200 Zodiacalsternen beygefügt, welches das Resultat von den auf der Mannheimer Sternwarte von Barry und Henry mit einem stüßigen Bird'schen Mauerquadranten gemachten Beobachtungen darstellt. Die zugleich beygefügtten Unterschiede von Piazzi's Cataloge zeigen, daß jenes Verzeichniß diesem wohl zur Seite gesetzt zu werden verdient. Auch in diesem Verzeichnisse fehlen bey verschiedenen

Sternen die Rectascensionen ganz; dieser Mangel ist hier aber weniger von Bedeutung, da in den meisten Fällen schon die Ordnung zur Erkennung des Sterns dienen kann.

Der noch übrige Theil des ersten Bandes enthält eine allgemeine Tafel für die Präcession in gerader Aufsteigung; Tafeln für die mittlern Refractionen und ihre Verbesserung wegen des Barometer- und Thermometerstandes, nach denselben Grundsätzen, wie die Tafel bey Delambre's neuen Sonnentafeln, nur auf die bisher allgemein üblichen Maaße reducirt; Sonnenparallaxe; Verwandlung der Sternzeit in mittlere und wahre Sonnenzeit, und einige andere kleinere Tafeln.

Den zweyten Band füllen fast ganz die speciellen Aberrations- und Nutationstafeln für 494 Zodiacalsterne, nebst ihren Positionen für 1800 nach dem Wf. u. a. Astronomen. Wie höchst schätzbar dieses Hülfsmittel den practischen Astronomen sey, haben wir schon oben erwähnt; es bleibt uns also bloß zu bemerken übrig, daß dieser zweyte Band schon früher gedruckt ist, als der erste, und daher in verschiednen Puncten von diesem abweicht. Die von dem Wf. herrührenden Sternpositionen müssen daher sämmtlich gegen die in dem großen Catalog des Bandes befindlichen vertauscht werden, welche nach Maskelyne's Verbesserung seines Fundamentalverzeichnis besichtigt sind. Sollen ferner die Präcessionen, Aberrationen und Nutationen mit den neuesten Bestimmungen im ersten Bande ganz übereinstimmend gemacht werden, so müssen die ersten um $\frac{1}{24}$ vermindert, die zweyten um $\frac{1}{8}$ vermehrt, die dritten um $\frac{1}{2}$ vermehrt werden.

Den Beschluß des 2. Bandes machen die schon oben erwähnten Generaltafeln für Aberration u. Nutation, und eine Tafel für die Länge des aufsteigenden Knoten der Mondbahn nach den neuen Würgschen Mondtafeln.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 4. Januar 1808.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurden, in der Sitzung vom 28. November vor. Jahres, vom Assessor Gravenhorst vorgelesen: 1) die Resultate seiner fortgesetzten Beobachtungen und Zergliederungen der Salamander, und 2) Bemerkungen und Versuche über einige Krankheiten der süßen Wasser, welche auch im Meerwasser angetroffen worden sind. — Ueber die Salamander hatte Hr. G. bereits vor einem Jahre der Societät eine Abhandlung überreicht (s. die Götting. gelehrte Anz. vom 10. Januar 1807). Seitdem hat er öfters Gelegenheit gehabt, diese Thiere, besonders die Landsalamander, genauer zu untersuchen, und dadurch Manches, besonders in Betreff der Vegetation und Fortpflanzung derselben, worüber er damals noch in Ungewißheit schwebte, oder nur Vermuthungen hegen konnte, zu bestätigen oder zu berichtigen. Wir theilen hier das Hauptsächlichste davon mit: Die männlichen Landsalamander sind nicht mit einer Ruthe versehen, folglich kann keine eigentliche innige Verbindung zwischen den Geschlech-

E

tern während der Befruchtung Statt finden.² Diese erfolgt, in der Regel, im Herbst oder Sommer, denn die Weibchen sind im October, December, Februar, trächtig angetroffen; nur Einmal war es der Fall, daß ein Weibchen im Junius mit völlig ausgebildeten Jungen trächtig gefunden wurde. Ob die eigentliche Geburtszeit so spät fällt, oder ob es sich zuweilen zuträgt, daß die Begattung im Frühjahr, und die Geburt in dem darauf folgenden Sommer vor sich geht, kann aus diesem Einem Beispiele nicht mit Gewißheit entschieden werden. Die Naturforscher sind noch nicht ganz einig darüber, wie und wo die Begattung geschieht, ob auf dem Lande, oder im Wasser, und Hr. G. selbst hat keine Gelegenheit gehabt, darüber Beobachtungen anzustellen. Daß die Landsalamander zuweilen im Wasser angetroffen worden sind, bestätigen verschiedene Naturforscher: Bechstein (in der Uebersetzung von La Cépède's Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares etc.) sagt ausdrücklich, daß er die Landsalamander zur Zeit der Begattung, im Junius, im Wasser gesehen habe, wo sie sich eben so gebildet hätten, wie die Wassersalamander zur Begattungszeit. Es scheint also, daß die Befruchtung im Wasser vor sich gehe; wahrscheinlich alsdann, wenn die Eier aus dem Eierstocke in die Eiergänge getreten sind, und sich in den tiefsten Theil derselben gesenkt haben, denn die Eier fanden sich in diesen Theilen der Eiergänge bey einem Weibchen am 23. Junius völlig reif, aber noch unbefruchtet. Bey einem Weibchen fanden sich am 3. October Junge von allen Graden der Ausbildung; bey einem andern am 24. Junius (dieses war übrigens der einzige Fall, daß im Sommer ein mit Jungen trächtiges Salamanderweibchen gefunden war) alle Junge völlig

ausgebildet. Nach der ersten Erfahrung wäre es also wahrscheinlich, daß die Eyer nicht alle auf einmahl, nach der zweyten aber, daß sie wirklich alle auf einmahl befruchtet werden. In den obern Theilen der Eyergänge findet sich eine eyweißähnliche Flüssigkeit, welche aber, allen Umständen nach zu schließen, nicht das Eyweiß zu den Eyerdottern hergibt, denn sie war weit häufiger in denjenigen Salamandern, wo die Eyer schon durchgegangen waren, hingegen weniger oder fast gar nicht vorhanden, wenn die Eyer erst durchgehen sollten; sie fand sich beständig häufiger im Winter oder gegen den Winter, als im Frühjahr oder Sommer, und scheint ein innerer Nahrungstoff, entweder für die ungeborenen Jungen, oder überhaupt für das Thier selbst während der Winterszeit, zu seyn. Der meiste Theil der Eyergänge, worin die Jungen sich bis zur Geburt ausbilden, unterscheidet sich übrigens durch nichts von den höhern Theilen, und ist nur eine Fortsetzung derselben. Wie und auf welche Weise aber die Jungen in Mutterleibe ernährt werden, ist noch nicht erwiesen: von einer Nabelschnur war an keinem einzigen eine Spur zu entdecken. Die Geburt der Jungen geschieht wahrscheinlich in der Regel im Wasser. Hr. G. hat freylich keine Beobachtungen darüber anstellen können, auch war keines der trächtigen und schon der Niederkunft ziemlich nahen Weibchen im Wasser gefangen worden; indeß traf doch der Benedictiner St. Julien ein Salamanderweibchen kurz vor der Niederkunft desselben im Wasser an (s. Histoire naturelle des Quadrupedes ovipares etc. par Mr. le C. de la Cèpede). Daß die Landsalamander wenigstens in der Regel im Wasser geboren werden sollen, scheinen die deutlichen Kiemen, womit die Jungen schon in Mutterleibe und noch elie

Zeit lang nach der Geburt versehen sind, hinlänglich zu bekämpfen. Die innern Geschlechtstheile der männlichen Landsalamander stimmen im Wesentlichen mit denen der Wassersalamander überein. Die Zahl der Testikel ist nicht immer gleich. Es fanden sich deren zwey oder vier (Perrault hat sogar deren sechs gefunden, aber, sonderbar genug, nach seiner Behauptung, bey einem Weibchen). Die übereinander liegenden Testikel jeder Seite hängen unter sich durch ein starkes Gefäß zusammen, und die von ihnen ausgehenden sehr feinen Sameugänge vereinigen sich in Ein großes abwärts steigendes Gefäß, welches sich in einen membransack (den von Perrault so genannten reins succointurées) verliert. Diese Säcke, deren an jeder Seite Einer liegt, und welche gewiß nichts anders, als die Samenblasen sind, öffnen sich in die Cloaca, und lassen durch diese Oeffnung die befruchtende Flüssigkeit ausgehen. Die gelben Anhängsel, die sich bey den Fröschen und Wassersalamandern an den Eyerstöcken und Testikeln finden, sind auch bey den Landsalamandern vorhanden. Die innern Theile der Land- und Wassersalamander sind in 31, von Hrn. G. selbst gezeichneten und gemahlten, Abbildungen vorgestellt. — Die zweyte Abhandlung betrifft Versuche, in wie fern einige unsrer Insecten der süßen Wasser auch im Seewasser leben können. Diese Versuch wurden dadurch veranlaßt, daß der Hr. Prof. Oken während seines Aufenthalts auf der Insel Wausgeroog in der Nordsee über der Herrschaft Jever, an den dortigen Küsten eine Menge von Wasser-Insectenparten gefunden hatte, die auch bey uns in den süßen Wassern gefunden werden. Es wurde eine beträchtliche Anzahl von Individuen dieser Arten aus den Wassern in der Nachbarschaft von

Göttingen eingefangen, und in künstlich zubereitetes Seewasser, welches in verschiedenen Verhältnissen mit Salz geschwängert war, und zu gleicher Zeit auch andre Individuen derselben Art in gewöhnlichem Flußwasser gethan. Der Erfolg zeigte, daß diese Thiere zwar eine Zeit lang, oft mehrere Tage hindurch, in dem Salzwasser lebten, aber sie erkrankten doch bald, und starben, während ihre Brüder und Schwestern in dem Flußwasser noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren hatten. Sie waren also wahrscheinlich nur zufälliger Weise, durch Wind und Wellen, an jene Küste verschlagen, und lebten dort auch nur kümmerlich an denjenigen Stellen, die während der Ebbe vom Seewasser frey wurden, auf dem Boden von zurückgelassenen toden animalischen Substanzen. Nebenbey werden in dieser Abhandlung noch einige Wasser-Insectenarten berichtet, und eine neue Art von Gyrinus, die man bisher nur für eine Varietät des Gyr. natator gehalten hatte, unter dem Nahmen Gyrinus urinator beschrieben.

Paris.

Lettre à M. de Beaufort, Jurisconsulte, sur son projet de réunion de toutes les communions chrétiennes, ou Réflexions sur l'importance et les vrais moyens d'opérer cette réunion, par M. l'Archevêque de Besançon. 1808. S. 151 in Octav. Der Eifer des Hrn. Erzbischofs für das Wiedervereinigungsgeschäft der protestantischen Parteyen mit der catholischen Kirche muß in der That eben so groß, als unermüdbar seyn, weil er sich selbst dadurch gedrungen gefühlt hat, das excentrische Beaufortische Vereinigungs-Project, mit dem wir unsere Leser im vorigen Jahrg. S. 144 f. unterhalten haben, einer eignen Prüf-

fung und Widerlegung zu würdigen. Der Unwille des catholischen Bischofs über das sehr uncatbolische Project konnte allerdings auch daran Antheil, und desto gerechteren Antheil haben; da ihm, wie man von ihm selbst S. 1 erfährt, Hr. v. Deusfort seine Schrift selbst überreichen, und sich dabey als einen Catholiken ankündigen ließ; von diesem Unwillen findet man jedoch in dem Schreiben so wenige Spuren, daß man sich dennoch nicht erwehren kann, das Meiste dabey dem Eifer des Hrn. Erzbischofs zuzuschreiben. Hr. v. D. selbst ist darin durchaus mit der anständigsten Mäßigung behandelst, und über das Unchristliche und Unausführbare seines Projectis weder in einem spottenden, noch in einem hohen, sondern nur in einem ernsthaft-belehrenden Tone zurecht gemiesen. Es wird ihm zuerst S. 2—10 gezeigt, daß das Hauptmittel, durch welches er seine Vereinigung der getrennten Christlichen Parteyen einzuleiten wolle, nämlich die Uebertragung der höchsten kirchlichen Gewalt an das Oberhaupt des Staats, oder die Concentrirung der geistlichen und der weltlichen Macht in diesem mit den Grundsätzen der Religion selbst, wenigstens der geoffenbarten Religion, im directesten Widerspruch stehe. Dieß wird hier vorzüglich aus dem alten Testamente bewiesen, wobey freylich am wenigsten Kunst dazu gehörte; dafür ist aber hernach S. 12 f. desto besser ausgeführt, daß einerseits die Natur und die Bestimmung der kirchlichen Gesellschaft das Daseyn einer eigenen, von dem Staat unabhängigen, Gewalt zu ihrer Leitung und Regierung nicht nur erfordere, sondern wirklich schon voraussetze, und daß doch andererseits die Kirche immer auch dem Staat diejenigen Rechte über sich eingeräumt habe, die

zu der Erreichung seines Zwecks nothwendig, und mit dem andern vereinbar seyen. Auch wird nicht unermähnt gelassen, daß diese von dem Staat unabhängige Gewalt der Kirche immer von allen rechtgläubigen Fürsten, auch von solchen (S. 23), die sonst ihre Rechte am eifrigsten gegen sie behauptet hätten, wie von Philipp dem Schönen, von Ludwig XII., von Ludwig XIV., am neuesten aber noch von Napoleon dem Großen bey dem Schlusse des Concordats anerkannt worden sey. *Et c'est* — dies ist die einzige starke Apostrophe, die sich der Hr. Erzbischof S. 28 an seinen Gegner erlaubt — *c'est de ce Monarque, Monsieur!* que vous vous efforcez d'égarer la religion par les assertions les plus téméraires, et par des citations qui doivent indigner tout homme ami de la bonne foi. C'est de grand Napoléon que vous osez exciter à s'emparer des clefs spirituelles, à joindre la tiare à son diadème, à fonder toute l'autorité du pontife dans celle de l'Empereur, à anéantir irrévocablement le Chef, que Jesus-Christ a donné à son Eglise. Tremblez! Vous outragez tout à la fois et la Majesté impériale et la Majesté divine. *Es* wird ihm aber auch noch bemerklieh gemacht, daß das von ihm vorgeschlagene Mittel erst nicht zu dem gewünschten Zweck führen könnte, denn die Erfahrung aller Jahrtausende habe ja gelehrt, daß Einheit des Glaubens eben so wenig durch eine äußere Gewalt erzwungen werden könne, als sie nach den Grundsätzen des Christenthums dadurch erzwungen werden dürfte. Sehr glücklich ist daher S. 40, 41, auf den Erfolg hingedeutet, der in England herauskam, nachdem sich Heinrich VIII. als Oberhaupt der Englischen Kirche erklärt hatte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1808.

Leipzig.

Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländi-
schen und abendländischen Berichten, von Friedr.
Wilken, Prof. der Geschichte zu Heidelberg. Erster
Theil. Gründung des Königreichs Jerusalem. 1807.
XX, 424 u. 30 S. Verlagen. Es gibt in den Jahr-
hundertern des Mittelalters wohl schwerlich einen
Gegenstand, der für den Historiker so viel Ein-
täuses haben könnte, als die Geschichte der Unter-
nehmungen zur Befreyung des heiligen Landes.
Wie groß auch das Gemälde ist, das er zu ent-
werfen hat, so bildet es doch ein begrenztes Gan-
zes; die Gruppen, die es enthalten muß, theilen
sich leicht von selbst von einander ab; sie bieten
einen Reichthum, eine Mannigfaltigkeit dar, wie
wenig andere; das psychologische und historische
Interesse reichen sich einander die Hand; es ist
zugleich eine Helden-, und eine Völker- und Staa-
rengeschichte; belebt in allen ihren Theilen; und
hat doch dabei eine epische Einheit, die selbst den
größten epischen Dichter der neuern Zeit bewog,
seinen Stoff aus ihr zu entlehnen. Auf den ersten

Blick mag man sich daher wundern; daß nicht schon Mehrere ihre Kräfte an einem solchen Gegenstande versucht haben; und muß der Geschichte zugleich Glück wünschen, daß es noch nicht geschehen, und dadurch nichts verdorben worden ist. In Deutschland ist nur der schwache Versuch eines Hrn. Joh. Christ. Maier bekannt (Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen, 2 Th. Berl. 1780). In Frankreich hatte Mailly in seinem Esprit des Croisades etwas Besseres zu liefern angefangen; aber er hatte den Zuschnitt so weitläufig gemacht, daß er bey der Ausführung bald ermüdete, und nur den ersten Kreuzzug beschrieb. Das Publicum kennt von Hrn. Wilken schon eine frühere treffliche Vorarbeit, seine hiesige Preisschrift de bellorum cruciatorum ex Abulfeda Historia, 1798. Er hatte dadurch eine neue Classe von Quellen, die der Orientalischen, zuerst genutzt; ohne welche die Ansicht stets einseitig bleibt. Seitdem hat das Studium Abendländischer Quellen ihn am meisten beschäftigt; und die Frucht von beiden ist die gegenwärtige Arbeit. Eine solche Vorbereitung kann kein anderes, als das günstigste Vorurtheil erregen; und wir freuen uns, in Hrn. W. einen Historiker ankündigen zu können, der als Forscher sowohl, als auch als Geschichtschreiber diese Erwartungen erfüllt. Der gegenwärtige erste Theil enthält die Geschichte des ersten Kreuzzuges bis zur Einnahme der heiligen Stadt, und die Errichtung des Königreichs; mit Vorausschickung einer mäßigen Einleitung, worin die frühern Schicksale, die Wallfahrten, die Einrichtungen in Jerusalem u. s. w. kurz, aber deutlich, beschrieben sind. Die Erzählung selber enthält, wie der Verf. bemerkt, den am öftersten bearbeiteten Theil, wobey sich am wenigsten neue Aufschlüsse erwarten ließen. Gleichwohl freuet

sich der Geschichtsforscher des Fleißes, womit alle erhebliche vorhandene Quellen, Araber, Byzantiner und Occidentaler, genutzt, und der Genauigkeit, womit allenthalben, wo es nöthig war, ihre Zeugnisse nachgewiesen sind; der Leser aber der zweckmäßigen Anordnung; des sich gleichen, stets der Geschichte würdigen, Tones, und der ganzen Manier der Behandlung. Es war überhaupt sichtbar der Plan des Verfassers, ein Werk zu liefern, das nicht bloß für den Gelehrten, sondern für das gebildete Publicum überhaupt paßte. Der Stoff kam ihm dabey nicht wenig zu statten. Gerade der erste Anzug bietet eine Mannigfaltigkeit von Scenen im Occident, in Constantinopel, im Orient, dar, dem Leser ist hier noch Alles so neu, daß das Interesse nicht verschwinden kann. Das dreizehnte Kapitel gibt eine Darstellung der Verfassung des Königreichs Jerusalem, die aus der, unter dem Titel der Assises de Jerusalem bekannten, Sammlung von Satzungen dieses Königreichs geschöpft ist. Dieses im Jahr 1690 von Hrn. de Chaumassière herausgegebene Werk gehöret in Deutschland zu den großen Seltenheiten; der Verf. erhielt es aus Berlin durch die Güte des Hrn. Spalding; des Verfassers der Geschichte des Königreichs Jerusalem, mitgetheilt. Es entging ihm indeß nicht, daß der critische Werth dieser erst spätere compilirten Sammlung bestimmt werden müßte; welchem Geschäfte auch eine eigene, die dritte, Beylage gewidmet ist. Dem Verf. ist hier eine sehr wichtige ältere Critik derselben von einem Französischen Historiker, entgangen, die ihm sehr willkommen gewesen seyn würde, in Hrn. Moreau Discours sur l'histoire de France Po. XV. am Ende: Notices historiques des assises de Jerusalem, dans laquelle on examine à la légis-

lation du quel siècle appartient cet important monument. Es ist hier Verschiedenes genauer bestimmt; aber angenehm wird es dem Verf. seyn, zu sehen, daß er in einigen Hauptpuncten mit Hrn. Moreau übereinstimmt. Die Sage, daß Gottfried v. Bouillon während seiner kurzen Regierung ein Statutenbuch habe verfertigen lassen, wird auch von Hrn. M. als gänzlich unstatthaft verworfen; der überhaupt gegen die historischen Nachrichten, welche der Compiler der Assises, Johann von Ibelin auf Cypren (dessen Sammlung aber, da sie in mehreren Abschriften verstimmt und verändert herumging, im Jahr 1369 auf Cypren revidirt, und so die jetzt vorhandene Sammlung officiell daselbst angenommen und bestätigt wurde), in seiner Vorrede gibt, sehr mißtrauisch ist. Nach Ibelin's eigener Aussage war die alte Statuten-Sammlung mit dem heiligen Lande verloren gegangen. Das ganze Andenken davon hatte sich nur in der Sage erhalten; und es ist kaum zu verkennen, daß diese sehr ausgeschmückt sey; wie in dem, was von dem prächtig geschriebenen Exemplare, von dessen Aufbewahrung in der Kirche des heiligen Grabes u. s. w. erzählt wird. Einige, schon Gottfried bergelegte, Einrichtungen, wie der bürgerliche Gerichtshof in Jerusalem, können wohl unmöglich von ihm angeordnet gewesen seyn, da man in Frankreich selber — dem doch fast Alles nachgebildet wurde — damals noch keine Municipal-Verfassungen hatte. Was die Sammlung von Ibelin betrifft, so hat es Hr. M. sehr wahrscheinlich gemacht — was auch Hrn. W. Meinung ist — daß dieselbe ums J. 1251 verfaßt, und daß außerdem das Ganze mit dem heiligen Ludwig, bei dessen Anwesenheit auf der Insel 1248, vorher verabredet worden sey. Zu

einer kritischen Beylage zu dem folgenden Theile wird Hr. W. vermuthlich noch Stoff finden, wenn er die Assises mit den *Etallemens de St. Louis* vergleichen will; denen sie wahrscheinlich, wenigstens zum Theil, zur Grundlage dienten. Auf jeden Fall ist es nicht anders zu erwarten, als daß zwey Denkmähler dieser Art, der Zeit, dem Stoff und den Quellen nach sich so ähnlich, sich wechselseitig einander erläutern müssen. — Einen andern vorztrefflichen historischen Excursus (Beylage II.) finden wir über die Originen der Geldschützen von *Jerusalem*; deren frühere Geschichte fast unter allen Geldschützen-Dynastien aus Versuchen, die der Verf. sehr gut erläutert hat (wir setzen noch hinzu, auch deshalb, weil sie ursprünglich gar keine unabhängige Dynastie seyn sollte), die dunkelste ist. Was Araber und Byzantiner darüber gesagt haben, ist hier neben einander gestellt. Wenn man bedenkt, wie schwer es den letztern in so vielen Fällen werden mochte, bestimmte Nachrichten über die Namen und den Wechsel der Saracensischen Fürsten einzuziehen, so muß man sich in der That wundern, daß noch so viele Uebereinstimmung hineingebracht werden konnte.

Bei diesem ersten Theile machte der Umfang des Stoffes keine Schwierigkeit. Bei den folgenden entstehen diese unausbleiblich. Es entsteht bey einer Geschichte der Kreuzzüge die Frage, ob sie nur die Erzählung dieser Unternehmungen selbst, oder auch der dadurch bewirkten Veränderungen, besonders der daraus hervorgegangenen Staaten, enthalten soll; und vielleicht würde den Lesern ein Gefallen geschehen seyn, wenn in der Vorrede darüber ein Wink gegeben wäre. Daß die Geschichte des Königreichs Jerusalem selber darin aufgeführt werden muß, versteht sich zwar von selbst;

und die nach den Assises im dreizehnten Kapitel ausführlich gegebene Verfassung dieses Reichs läßt dieses auch im Voraus erwarten; aber auch andere Staaten; wie die Frankenherrschaft in Constanthapel, und; noch nach Beendigung der Kreuzzüge, das Königreich Oypern gehört hierher. Wir glauben es von dem Verf. erwarten zu dürfen, daß er den höhern Standpunkt nehmen, und den Leser von diesem herunter das Ganze dieser großen Revolution überleben lassen werde. Die eigentliche Geschichte der kriegerischen Züge wird sich in der Folge kürzer fassen lassen; da der Leser jetzt schon sowohl mit ihren Einrichtungen, als auch mit dem Schauplatz der Vorfälle bekannt geworden ist. Aber die Mannigfaltigkeit und der Reichtum des Stoffes vermehrt sich; und wenn auf der einen Seite das Werk des Geschichtschreibers dadurch an Interesse gewinnen kann; so wird auf der andern auch die Anordnung größere Schwierigkeiten haben. Daß diese auch noch aus andern Gründen entstehen müssen; daß die Arbeit des Geschichtsforschers sich häufen wird; ist dem Verf. selber nicht entgangen. Dafür bleibt ihm aber auch die Aussicht, daß das Verdienstliche seiner Arbeit in gleichem Grade mit ihrem Fortgange wachsen wird. Mit nicht geringer Erwartung sehen wir daher, und gewiß auch unsere Leser, der Fortsetzung entgegen, wodurch, wie wir mit Zuversicht hoffen; unsere historische Literatur ein classisches Werk mehr erhalten wird. Die Geschichte des Mittelalters ist, unserer Uebersetzung nach, überhaupt von der Art; daß sie durch nichts mehr gewinnt; als durch die Behandlung solcher einzelnen, zu ihr gehörigen, Gegenstände. Die großen Entdeckungen; die sie darbietet; der Wachsthum der

Hierarchie, ihr Kampf mit der weltlichen Macht, die Geschichte des Ritterwesens, der Städte, ihrer Freywerdung, ihrer Verbindungen, u. a. sind nicht von der Art, daß sie sich in die Geschichte der einzelnen Staaten einzwängen ließen. Sie erfordern sämmtlich eine eigne Behandlung, wenn sie in ihr volles Licht gestellt werden sollen. Eben dadurch erhält dieser Theil der Geschichte erst das lebendige Interesse, das er bey der Geschichte der einzelnen Staaten, wo man fast immer nur von den Kriegen zwischen den Königen und ihren Vasallen liefert, so leicht verliert. In die Classe dieser großen Erscheinungen gehören aber auch die Kreuzzüge. Wer sie, wie es so oft geschehen ist, nur als Früchte des Aberglaubens und der Thorheit schildert, verfehlt den wahren Gesichtspunct; wer sie, so wie der Verf. als eine Frucht des Zeitalters betrachtet, wird eben dadurch ein helleres Licht über dieselben im Ganzen verbreiten.

Görlitz.

Der Hr. Rector Chr. Aug. Schwarz hat auf die Abhandlung de lapide Lydio veterum et recentiorum, den er für eine Art von Silex schistolus erklärte (Gött. gel. Anz. 1805 S. 1160), im Jahre 1806 noch eine andere, mit eben dem Titel, aber Sectio altera, folgen lassen, als die sechste von den Commentation, Theophrastis (Gött. gel. Anz. 1802 S. 1544, 1803 S. 1567, 1804 S. 1344); in dieser wird die ganze Stelle Theophrast's nach ihren Theilen erläutert, die Griechischen Ausdrücke erklärt, und einige treffende critische Bemerkungen und Verbesserungen gemacht: welche es bestätigen, daß eine Critik, die aus Sachkenntnis, zumahl wissenschaftlicher

40 G. g. A. 4. St., den 7. Jan. 1808.

Art, erwächst, einen eignen Werth hat; wenn sie mit Sprachkunde vereint ist, gegen die bloße Wort-Critik. Hinzugekommen ist im verwichenen Jahre eine neue Abhandlung: de Lapide Heraclio. (commentationum Theophrastearum septima) Nach einer übel verstandenen Stelle im Theophrast hielt man den lapis Heraclius für einen und denselben mit dem lapis Lydias, ein Irrthum, der schon beim Plinius vorkommt, den aber Salmasius bereits bemerkt hatte. Denn der lapis Heraclius zieht das Eisen an, ist also einerley mit dem Magnes Magnet; wie dieser die Benennung von der Völkerschaft der Magneten, den alten Bewohnern Lydiens, hat, so ist auch der andere Name von der Stadt Heraclea in Indien entlehnt. Ueber die Stelle vom Magnet in Plato's Ion, und die sonderbare Critik im Artikel des Hesychius in Ἡρακλίου, verdient das Urtheil des Hrn. S. weitere Prüfung.

Leipzig.

Von Hrn. Medicinal-Rath Joh. Friedr. Niemann zu Halberstadt ist daselbst bey Joh. Ambrosius Barth 1807 eine Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arznei-Vorräthe, so wie der chirurgischen Apparate, welche medizinische Polizey-Aufsicht fordern, in Bezug auf die Preussische Medicinal-Verfassung, in klein Octav auf VI und 168 Seiten erschienen. Diese kleine Schrift entspricht durch eine zweckmäßige und gründliche Bearbeitung dieser Gegenstände ihrer Bestimmung, und die darin vom Verf. gegebenen Winke und gemachten Vorschläge verdienen gewiß alle Berücksichtigung.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 9. Januar 1808.

Hannover.

Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. Von D. G. J. Pland, C. D. und Prof. der Theol. B. IV. Abschn. II. 1807. 760 Seiten in Octav. Wir geben nach unserer Gewohnheit bloß eine Anzeige von dem Inhalt dieses neuen Bandes, welcher die Geschichte der Veränderungen beschreibt, durch welche die innere Verfassung der kirchlichen Gesellschaft und ihre Verhältnisse in dem Zeitraum von der Mitte des eilften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts so vielfach umgebildet wurden. I. Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche. Erster besonderer Versuch, der zu der Verdrückung dieser Verhältnisse unter dem Investiturstreit gemacht wird, durch welchen die Kirche auch aus jedem Lebens-Nexus mit dem Staat herausgerissen werden soll. Dabei war vorzüglich zu zeigen, wie sich diese Tendenz des Investiturstreits unter den nächsten Nachfolgern Gregors I. ent-

hätte, wie weit aber auch die Päpste gezwungen wurden, sie aufzugeben, und sich mit der bloßen unter diesem Streit erkämpften, jedoch erst durch andere günstige Umstände völlig gesicherten Freiheit der Bischofswahlen zu begnügen. S. 1—66. Weitere Versuche, durch welche der Staat um einige bisher behauptete lucrative Rechte über die Kirche gebracht werden soll. Anfang des Kampfes um das Recht der Regalie. Beschaffenheit, Umfang und Entstehung dieses Rechts, wie des daraus ausgestoßenen Spolienrechts. Erfolg des Streits darüber. S. 70—117. Einfluß der Veränderung, die sich in der politischen Verfassung aller Staaten zu entwickeln anfängt, auf die Verhältnisse der Kirche. Wie zunächst die steigende Macht der Könige, welche allmählig aus obersten Lehensherren wahre Landesherren wurden, auf die Bischöfe drückt, und zugleich das Aufkommen eines neuen Standes in der Gesellschaft, das Aufkommen des Bürgerstandes, nach dem Entstehen der Städte und Communen auf die Verhältnisse der Kirche einwirkt. S. 118—157. Beginnender Streit der Kirche mit dem Staat über die Immunität ihrer Güter. Gänzliches Mißlingen des ersten Versuchs, durch welchen ihr eine uneingeschränkte Immunität erkämpft werden soll. Neues Princip, das sie selbst über das Besteuerungsrecht ihrer Güter aufstellt. Veranlassungen dazu. Billigkeit und Rechtmäßigkeit des Princips. Neue regulirende Bestimmung, welche Innocenz III. hinzufügt. Anerkennung des Princips durch den Staat; aber auch unbefugte Ausdehnungsversuche, die schon von der Kirche gemacht werden, wogegen man sich bereits an einigen Orten durch Amortisationsgesetze zu sichern sucht. S. 158—224. Kühnere

Versuche, wodurch die Kirche in diesem Zeitraum ihre Gerichtsbarkeit zu erweitern strebt. Sie sucht besonders der weltlichen Macht jede Art von Strafgewalt über den Clerus zu entziehen, aber ohne Erfolg. Dafür erhält hingegen ihre Gerichtsbarkeit in Civilsachen eine ungeheure Ausdehnung, woraus zwar für jetzt mehrere wohlthätige Folgen für das Ganze entspringen, die jedoch nicht verhindern, daß man ihr noch vor dem Ende dieses Zeitraums hier und da wieder Schranken setzt. Schlimmere Veränderung, wodurch die geistlichen Zwangsmittel der Kirche, ihr Bann und ihre Interdicte allmählig immer mehr von ihrer Kraft verlieren. S. 225 — 298. II. Veränderungen die in mehreren Einrichtungen und Verhältnissen der kirchlichen Gesellschaft selbst während dieses Zeitraums vorgehen. Zunehmender Verfall aller Zucht und Ordnung unter dem Clerus. Ursachen des Verfalls. Unwirksamkeit der Verfügungen die man gegen das Uebel vorkehrt, besonders des Eölibat-Zwangs, der in dieser Periode allgemein durchgesetzt wird, aber das Uebel nur ärger macht. S. 301 — 344. Veränderungen in dem Zustande des kirchlichen Güterwesens Allmähliges Aufhören der frommen Schenkungen an die Kirche, wofür sie aber durch die vortheilhaften Gelegenheiten zum Güterkauf, welche ihr die Kreuzzüge eröffnen, einen überreichen Ersatz erhält. Vermehrung ihrer Einkünfte von dem Zehnten. Nachtheilige Umstände für das kirchliche Güterwesen. Zerstückelung des Kirchenguts, zu der man sich gezwungen sieht. Fortdauernder und steigender Druck der Bögte. Alienation der Zehnten. Erpressungen der Päpste. Dagegen sichert aber doch auch der Schutz und die Aufsicht der Päpste den Kirchen ihr Eigenthum träf-

44 Göttingische gelehrte Anzeigen

tiger und gewisser. Ihr Fonds wird unveräußerlicher, und zugleich zeigen sich auch die wohlthätigen Folgen merklicher, die auf das Ganze der Gesellschaft von ihren Reichthümern zurückfließen. S. 345 — 393. Veränderungen in der kirchlichen Gesellschafts-Policey und zunächst in dem kirchlichen Buß-Wesen. Aufkommen des Ablass-Unfugs. Indulgentiae plerariae. Entstehung und Wirkungen des Uebels. Untergang der alten Buß-Praxis. Dafür wird es zum Gesetz gemacht, daß alle Layen einmahl des Jahrs beichten müssen. S. 394 — 421. Neue Bestimmungen, die in dieser Periode in das kirchliche Matrimonialrecht über die Hindernisse der natürlichen und geistlichen Verwandtschaft, wie der Affinität, über Sponsalien, über Ehescheidungen, und über die Formalität der Proclamationen gebracht werden. S. 422 — 438. Neue kirchliche Kezergesetze dieses Zeitalters. Verfassungen und Umstände, durch welche man jetzt erst in einen wahren Kezereifer hineinkömmt. Weitere Bestimmungen die das neue Kezerecht erhält. Einführung der Inquisitions-Gerichte und ihrer Proceß-Ordnung, aber auch nächste Tendenz dieses Instituts, die man bey dem Urtheil darüber nie aus dem Gesicht verlieren darf. Keine Apologie der Inquisitions-Tribunale, aber Gerechtigkeit auch — ihrem Urheber! S. 439 — 488. Neuerungen im Kloster- und Mönchswesen. Neue Mönchs-Institute. Cisterzienser. Geistliche Ritterorden. Bettelmönche. Eigenheiten in der inneren Verfassung der neuen Orden. Bestimmungen über ihre gegenseitigen Verhältnisse, welche gesetzmäßig gemacht werden. Hauptmittel, durch welche sich die neuen Institute fortbringen. Schenkungen, durch welche sie zu so vie-

len Kirchen und Lehnten kommen. Ihre sonstigen Verhältnisse zu den Bischöfen und enaeres An-schließen an die Päpste. Privilegien, welche sie von diesen erhalten. Einfluß des Mönchsgeists auf die Geistesbildung des Zeitalters — auch von der guten Seite aufgefaßt. S. 489 — 562. III. Verände-rungen in dem Zustand des größeren aus mehreren vereinigten Gesellschaften entstandenen Kirchen-Kör-pers, und in den verschiedenen Formen seiner Ver-bindung. Veränderungen in der Diöcesan-Ver-fassung: Einschränkung der bischöflichen Gewalt in der Diöcesan-Regierung durch ihre Kapitel. Stei-gende Macht von diesen. Sie erhalten das Recht, ihre Mitglieder selbst zu wählen. Sie werden ge-schlossen. Eindringen des Adels in die Stifter. Kapitel-Statuten. Bischofs-Wahlen die ihnen, ausschließend überlassen werden. S. 565 — 592. Unordnungen in dem kirchlichen Patronatwesen, die, zum Theil gehoben werden. Allmähliche Verdrän-gung der Archidiaconen durch die neuen Officiaten und General-Vicarien der Bischöfe. Allgemeineres Aufkommen der Weih- und Titular-Bischöfe. S. 593 — 610. System eines neuen den Päpsten zu-stehenden kirchlichen Supremats, das in dieser Pe-riode ausgebildet wird. Verschiedenheit des neuen Systems von dem Isidorischen. Hauptschritte, durch welche seine Einführung von den Päpsten dieses Zeit-alters eingeleitet wird. Erster Hauptschritt dazu. Neue von Gregor VII. erfundene Eidformel für die Bischöfe. S. 611 — 630. Zweiter und dritter, Hauptschritt. Die Päpste maßen sich das Confirma-tionsrecht aller Bischofs-Wahlen, und das Recht an, Legaten von einer ganz neuen Art ad viitan-das provincias abzuschicken. Geschichte der neuen

Legationen. Fruchtloser Kampf dagegen. Ungeheurer Druck der für die Kirche daraus erwächst. S. 631 — 658. Viertes und fünfter Hauptschritt. Die Päpste maßen sich die Dispensationsgewalt als ausschließendes Recht, und in allen Streitfachen eine concurrenrende Jurisdiction mit der Gerichtsbarkeit der Bischöfe an. Sechster Hauptschritt. Absichtliche Verrückung der Metropolitan-Verhältnisse und Beschränkung der Metropolitan-Rechte durch die Päpste. S. 659 — 687. Siebenter Hauptschritt. Die Päpste eignen sich das ausschließende Recht, allgemeine Concilien auszusprechen, auch das Convocationsrecht von Provincial-Synoden und das Confirmationsrecht aller Synodal-Acten zu. Achter und neunter Hauptschritt. Das ausschließende Canonisationsrecht und das uneingeschränkste Dispositionsrecht über alle Kirchenämter kömmt noch an die Päpste. S. 688 — 722. Ansprüche der Päpste auf die höchste auch über den Staat sich erstreckende Obergewalt. Wie weit sie behauptet, und wie sehr ihre Ansprüche auf die höchste kirchliche Obergewalt dadurch begünstigt werden. Ausbildung des neuen canonischen Rechts durch Gratians Decret, und die Sammlung der päpstlichen Decretalen. Weitere Festigkeit die das neue Papal-System dadurch erhält. Allgemeine Resultate zu der Bestimmung von dem Rechtsfundament, von dem Werth und von der Haltbarkeit des Systems. S. 723 — 760. Das letzte dieser Resultate mag allein hier noch angezeiget werden. "Man kann — damit schließt der Verf. diesen Band, — man kann ja wohl mit einer sehr frohen Empfindung bemerken, daß sich das System der Papal-Verfassung nicht auf die Dauer erhalten konnte, weil sie mehr als einen Zerfö-

ranzsteim in sich selbst trug. Für einen gediffert Zustand der Kirche mochte sie eine Zeit lang eben so angemessen als wohlthätig seyn, so wie das System der päpstlichen Theocratie für einen gewissen Zustand der Menschheit wohlthätig genug hätte werden können, aber in die Länge würde die Kirche durch jene, wie die Menschheit, durch dieses unsehbare niedergedrückt worden seyn. Doch man bemerke ja auch höchst deutlich, warum sich das zu unnatürlich große Gebäude nicht halten konnte, und wenn man auch in der Geschichte der zwey nächsten Jahrhunderte mit Entsetzen gewahr wird, daß es durch die heftigsten Erschütterungen doch nicht umgestürzt wurde, wenn man in der Geschichte der drey nächstfolgenden mit noch größerem Gewahr wird, daß sich nach der Zerstörung der einen Hälfte davon die andere doch noch halb stehend und halb schwebend erhielt, so ist dadurch nur unserm Zeitalter der Anblick seines vollständigeren Zusammenfallens aufbewahrt worden. Mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat — nicht das Papstthum — aber diese Form des Papstthums ganz zu existiren aufgehört“.

Paris.

Mémoire sur les Abscess ou Tumeurs purulentes en général, par J. M. Dupuy de Stenno-Julie, département de l'Ain. D. en M. Chirurgien de Lyon. 1806. 110 Seiten in 8. Octavo. *Definition.* Der Verf. fängt mit Hippocrates an, und bleibt bey der Definition von David Collection du pus sans issue etc., und verweist die von Swieten, Heister, Louis und Hecker. *Variétés.* Er stimmt John Hunter bey, daß die Theile

des Körpers eine desto größere Tendenz zum eiteren hätten, je oberflächiger sie lägen. *Division* Er nimmt keine Eiterung ohne vorgängige Entzündung an, unterscheidet aber sechs Arten von Abscessen. Da alle solche Abtheilungen willkürlich sind, so läßt sich auch Manches dafür und dawider sagen. *Signes, Prognostic, Phénomènes qui précèdent et accompagnent la formation des abcès.* Der Verf. benützt hier Hunters und Weidmanns Bemerkungen. *Traitement.* Abscesse muß man nach den Umständen verschieden behandeln, z. B. venerische Bubonen weder immer zertheilen; noch immer zur Eiterung bringen wollen. Weil Eiterung nicht ohne Entzündung entsteht, so müsse daher auch der ganze Zweck auf die Bekämpfung oder Vermehrung der Entzündung gerichtet seyn. Er handelt folglich von den Mitteln, die er *hygiéniques* (die gewöhnlichen *res. non. naturales*) nennt, nämlich nach Halle. 1. *Circumfusa*, die Luft. 2. *Applicata*. Kleistern, 3. *Ingesta*, Essen und Trinken. 4. *Excreta*, 5. *Actio*, Bewegung und Ruhe. 6. *Recepta*. Wirkungen des Gehirns. Darauf betrachtet der Verf. die Heilmittel der Abscesse, nämlich äußere Arzneien, innere Arzneien, chirurgische Mittel, und beantwortet dann die Fragen: 1. ob man alle Abscesse öffnen solle; 2. wenn man sie öffnen müsse; 3. durch welche Mittel man sie öffnen müsse. Daß der Verf., ungeachtet der Weidmanns anführt, dessen richtigere Grundsätze odonnoch nicht kennt, zeigt die Stelle S. 95. *S'il on a trop abusé dans ces derniers tems des caustiques, on n'a pas assez employé le fer rouge.*

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 9. Januar 1808.

Göttingen.

Gaul.

Archimedes gründete bekanntlich in seiner Schrift, *Circuli dimensio*, seine Bestimmung der Grenzen für den Umfang des Kreises darauf, daß er denselben zwischen den Umfang eines umschriebenen und eines eingeschriebenen 96Ecks einschloß. Die Berechnung dieser Zahlen, oder vielmehr die Bestimmung einer größern Zahl, als jener, und einer kleinern, als dieser, verrichtet er durch stufenweises Fortschreiten vom Sechseck zum Zwölfeck, von diesem zum 24Eck u. s. f. Für beide 96Ecke geht er daher, nach unserer Art zu reden, von einem genäherten Werthe der Irrationalgröße $\sqrt{3}$ aus, wovon der eine, nämlich $\frac{265}{153}$, etwas zu klein, der andere, $\frac{1351}{780}$, etwas zu groß ist; jener wird bey den umschriebenen, dieser bey den eingeschriebenen Vielsecken gebraucht. Bey genauerer Ansicht findet man, daß diese genäherten Werthe in der Reihe $\frac{2}{1}, \frac{5}{3}, \frac{7}{4}, \frac{10}{7}, \frac{13}{8}$ u. s. f., deren Glieder abwechselnd größer und kleiner sind, als $\sqrt{3}$, und jedes weniger davon verschieden, als irgend ein anderer, durch kleinere Zahlen ausgedrückter, Bruch, — mit

vorkommen; der Bruch $\frac{252}{77}$ ist nämlich das achte, und $\frac{1351}{770}$ das elfte Glied der Reihe. Es scheint demnach, daß Archimed diese genäherten Werthe nicht durch Zufall, sondern methodisch gefunden habe; da er selbst sich aber über die Art, wie er dazu gekommen ist, gar nicht erklärt, und man übrigens nicht findet, daß unsre Methoden, dergleichen Aufgaben aufzulösen, den Alten bekannt gewesen wären, so bietet sich hier ein Gegenstand zu Conjecturen dar. Hr. Prof. Mollweide in Halle hat in einer kürzlich an die königl. Societät, deren Correspondent er ist, eingeschickten kleinen Abhandlung, welche *De methodo ab Archimede adhibita ad rationem, in qua inter se sunt latus trianguli aequilateri et radius circuli circumscripti, numeris veritati proxime exprimendam* überschrieben ist, eine Untersuchung angestellt, und ein Verfahren angegeben, was dem Zustande der Arithmetik der Alten angemessen ist, und also vielleicht das von Archimed gebrauchte selbst seyn könnte. Hr. M. leitet nämlich, indem er die Seite des Dreyecks durch AC, und den Halbmesser des umschriebenen Kreises durch AB, ferner eine Linie $= AC - AB$ durch CF bezeichnet, durch Schlüsse in der bey den alten Geometern üblichen Form folgende Proportionen ab: $AC : AB = 5 AB + 2 CF : 3 AB + CF = 19 AB + 7 CF : 11 AB + 4 CF = 71 AB + 26 CF : 41 AB + 15 CF = 265 AB + 97 CF : 153 AB + 56 CF = 989 AB + 362 CF = 571 AB + 209 CF$. Aus der vorletzten folgt dann leicht $AC : AB > 265 : 153$, so wie aus der letzten, wenn man eine Linie $BD = 2 AB - AC = AB - CF$ einführt, $AC : AB = 1351 AB - 362 BD : 780 AB - 209 BD < 1351 : 780$. — Daß Hr. M., welcher sich mit der bey den alten Geometern üblichen Einkleidung arithmetischer Schlüsse

sehr vertraut gemacht hat, Archimed's Ideengang wirklich errathen haben könne, mögen wir gern zu geben; entscheiden wird sich aber hierüber um so weniger Etwas lassen, da dergleichen Untersuchungen auf sehr mannigfaltige Art angegriffen werden können, und überdieß auch sonst Spuren vorhanden sind, daß der große Grieche im Besiß mancher nichts weniger als gemeiner Wahrheiten und Kunstgriffe, selbst aus der höhern Arithmetik, gewesen seyn muß.

Eine Frage bleibt übrigens hier noch übrig, warum nämlich Archimed, wenn er seine genäherten Werthe methodisch gefunden hat, bey den größern bis zum eilften Gliede gegangen ist, da er doch bey den kleinern nur bis zum achten ging; man sollte glauben, er würde bey jenen sich mit dem neunten Gliede $\frac{256}{3}$ begnügt haben, welches immer zur Ausmittelung der untern Grenze $3\frac{1}{7}$ hinreichend gewesen wäre, und könnte vielleicht verleitet werden, hieraus die Folge zu ziehen, daß Archimed doch den Bruch $\frac{173}{50}$ durch eine Art von glücklichem Zufall gefunden habe, und der einfachere $\frac{256}{3}$ ihm entgangen sey. Hr. M. glaubt, Archimed habe jenen Bruch deswegen gewählt, weil er der einfachste von denen sey, deren Zähler zu der Ordnung der Tausender gehören, so wie er den Bruch $\frac{256}{3}$ als den einfachsten aus der Ordnung der Hunderter gewählt habe: allein dieser Grund scheint uns nicht befriedigend. Wir finden es vielmehr wahrscheinlicher, daß er den Bruch $\frac{173}{50}$ deswegen vorzog, weil er fand, daß derselbe zufälliger Weise bey dem weitem Fortgange der Rechnung eine bequeme Vereinfachung darbietet, so daß sich bey dem 24. Eck für dasjenige Verhältniß, welches, nach unsrer Art zu reden, $1 : \cotang 7^{\circ} 30'$ ist, eine äußerste nahe Grenze sehr einfach durch $240 : 1823$ vorstellen

ließ; diesen Vortheil hätte er entbehren müssen, wäre er ursprünglich von dem Bruche $\frac{3}{2}\frac{2}{3}$ ausgegangen.

Am Schlusse der Abhandlung macht Hr. M. noch die Bemerkung, daß auch Columella de re rustica V, 2 von einem der genäherten Werthe von $\sqrt{3}$ (nämlich von $\frac{2}{7}\frac{6}{7}$) Gebrauch gemacht hat, indem er für den Inhalt des gleichseitigen Dreiecks die Summe des dritten und des zehnten Theils des auf seiner Seite beschriebenen Quadrats annimmt.

By.

Paris.

Oeuvres complètes de Jean Racine, avec le commentaire de M. de la Harpe, et augmentées de plusieurs morceaux inédits ou peu connus. Tom I - IV. 1807. Der Band über 400 Seiten.

Im Nachlasse von La Harpe fand sich der Commentar über Racine, den ein ungenannter Herausgeber, mit einigen Anmerkungen vermehrt, in der neuen Auflage des Dichters an das Licht bringt. La Harpe's neue Arbeit, die in Noten, Vorreden zu einem jeden der zwölf theatralischen Stücke und einem kurzen Leben Racine's besteht, ist häufig durch das bittere Polemisiren gegen den letzten erklärenden, ihm im Ganzen sehr untergeordneten, Editor des Dichters, dessen Ausgabe sieben Bände ausmacht, L'aneau de Boisjermain, entstellt, um so mehr da dieser, zwar nicht sehr häufig, aber doch in einzelnen Fällen, Recht gegen La Harpe behalten möchte. (Man sieht, welch ein böses Ding es mit der Critik ist, wie leicht sie zu Beleidigungen des moralischen Gefühls und des Geschmacks führt. Daß die widerliche Streitsucht eines Burmann oder Bentlen sich bey Individuen anderer Nationen in den Ausgaben alter Autoren auch zeigte, wußten wir längst; allein die Alten sind unschuldig am Uebel, das, nächst dem Charakter des Criticus, der frey-

lich hauptsächlich entscheidet, leicht aus der Beschäftigung selbst hervorgehen mag.) Die Arbeit ist aus La Harpe's letzten Lebensjahren, also aus einer Zeit, wo manche widrige Schicksale, gegen die er allein Zuflucht in religiösen Ueberzeugungen suchte, die Freiheit seines Geistes lähmten; aber in einzelnen Stellen, in Entwicklung des Ganges der Leidenschaften, in Würdigung der Verdienste Racine's, findet sich ganz die L. H. eigenthümliche Stärke des Scharffinnes und Richtigkeit des Blickes, verbunden mit seinem lebhaften schneidenden Vortrage, wieder. Die gefühlteste Bewunderung Racine's hegte L. H. seit lange, wie schon sein 1772 verfertigtes hier wieder abgedrucktes Eloge beweiset, aber erböhete mochte sie wohl in seiner letzten Zeit auch durch Racine's bekannte religiöse Gestanungen werden, die dem Commentator so sehr zusagten, und mitwirken, ihn einzelne Fehler seines Autors übersehen zu machen, so wenig er sonst im Allgemeinen gegen diese blind ist. Die Verdienste des Herausgebers eines neuereu Schriftstellers sind, gegen diejenigen die sich ein Criticus bey Edirung eines alten Autors erwerben konnte, von beschränkterer Art. Die Erklärungen aus den Zeitbegriffen oder historischer Gattung fallen bey Racine fast ganz weg. Ein corrupter Text verlangte keine Emendationen, wenn es gleich einige Varianten in verschiedenen Ausgaben gibt. Aber zu feinen grammatischen Bemerkungen gewährt Racine unter L. H. Händen weit mehr Stoff, als man im voraus denken sollte, und des Werths mehrerer ästhetischer Noten haben wir schon erwähnt. Zudem kömmt noch der Vorzug, daß die gegenwärtige Ausgabe eine (schön gedruckte) cum notis variorum ist, mit Beybringung des Wichtigsten was der vorige Herausgeber und einige andere Französische Critiker

über Racine sagten. In den angezeigten vier Bänden sind nur die ersten zehn theatralischen Stücke des Dichters enthalten. Esther und Athalie fehlen noch, und mit Einschluß der prosaischen Aufsätze und Briefe, möchten also wohl noch einige Bände folgen. Racine hat nach dem Geschmacke der bedeutendsten Critiker seiner Nation im Allgemeinen, das Ideal eines tragischen Dichters erreicht, und seine Vortreflichkeit wird auch bey den Freunden der tragischen Dichtkunst in andern Nationen anerkannt werden, wenn jene nicht das Wesen dieser Dichtkunst allein oder vorzüglich in Schönheiten lyrischer Art suchen. Wer in dem tragischen Dichter eine poetisch schöne Entwicklung und Darstellung tragischer Charaktere und Leidenschaften, nach Urbildern der Natur eines cultivirten Zeitalters, liebt, der muß von Racine's Werth sich durchdrungen fühlen, ihn bewundern, wenn er gleich den großen Abstand zwischen ihm und Shakespeare vollkommen anerkennt. In dem Tragisch-Rührenden besteht Racine's größte Stärke. Sein Meisterstück hierin möchte wohl die Andromache seyn; überhaupt aber ist seine vorstechende Seite die Schilderung des weiblichen Herzens (obschon ihm auch einige männliche Charaktere trefflich gelangen), der Leidenschaften des Weibes als zärtliche Liebende, Gattinn, Mutter, der weiblichen Herrschsucht, der Eifersucht in allen ihren Nuancen, und seine Phädra beweiset, welch ein zusammenhängendes, meisterhaftes Bild von Phantasie in den Verirrungen der Liebe R. aufzustellen vermochte. Der Jesuit, der ihn Ven-eris columbus nannte, sagte zwar eine Unwahrheit, denn R. weibliche Charaktere sind im Durchschnitte nichts weniger als girrende Tauben; aber der Pater deutete doch, ohne es zu wollen, auf des Dichters vollkommenste Seite hin. R's. bezaubernde

Diction bedarf kaum einer Erwähnung, allein seinen großen Verstand in der Anlage seiner vorzüglichen Stücke und Charaktere wird man immer mehr bewundern, je mehr man ihn liest. Vielleicht hat sein Verstand, durch eine zu künstliche Berechnung, dem Effecte seiner Stücke auf der Bühne geschadet, und gewiß gewähren mehrere derselben, wegen der Feinheit ihrer Ausführung, einen größeren Genuß im Lesen, als auf der Bühne, wo treffliche Skizzen mehr als sorgfältig behandelte Gemälde wirken. Im Lesen wird man es am besten gewahr, wie wenig poetischer Flitterstaub sich in N. findet, wie er dem Dichterisch-Prunkenden entsagt, mit der größten Sparsamkeit, Ueberlegung, dichterische Beschreibungen anbringt, keine ostentative Sentenzen, sondern Ausdruck der Empfindungen der handelnden Personen, mit einem Worte, sich nicht selbst hören läßt. Dem conventionellen Geschmacke seiner Nation und seiner Zeit hat auch N. gehuldigt, und in einigen Fällen weit mehr als derjenige, welcher jenen Geschmack nicht theilt, billigen kann. Aber gerade im Dramatischen ist des Conventionellen bey allen Nationen viel, und wenn gleich das Conventionelle, das der einen Nation zusagt, der andern nicht gefällt, ja einige Gattungen von Schönheiten ausschließt, so ist es doch zur rechten Würdigung des Dichters durchaus erforderlich, daß wir in seiner Beurtheilung einige Rücksicht auf das Conventionelle des Nationalgeschmacks seiner Zeit nehmen.

Eben daselbst.

Correspondance sur l'école polytechnique, von Nr. 1. (Germinal an XII) bis Nr. 7. (Janvier 1807). 272 Octavseiten.

1807

Die Veranlassung zu dieser Correspondance war der Wunsch, den mehrere Eleven der polytechnischen Schule, welche bereits in öffentliche Dienste getreten, und von Paris abwesend sind, schon öfters geäußert hatten, nämlich in einer fortwährenden gelehrten Verbindung mit diesem Institute zu bleiben, Nachrichten von den gelehrten Beschäftigungen der dabey angestellten Lehrer, von ihren Vorlesungen, von den besondern Arbeiten der Eleven, ihren Beförderungen, kurz von allen Gegenständen zu erhalten, die jeden Abwesenden, der seine Bildung diesem Institute zu verdanken hat, auf irgend eine Weise interessiren können. Daher also in mehreren Hefen dieser Correspondance, Verzeichnisse von Vorlesungen, événements particulières, anecdotes, Listes des élèves, Beförderungen dieser oder jener Eleven entweder bey der Armee, oder an andern Stellen u. s. w. Wir begnügen uns, hier nur Einiges von den travaux de l'école auszuzeichnen. — In Nr. 2. ein Mémoire von Zacherle über die Berührung der Kugeln, nach der Ordnung, wie die dahin gehörigen Aufgaben den Eleven der Schule zur Bearbeitung vorgelegt worden sind. Zuerst die Aufgabe, an drey vorgegebene Kugeln eine Berührungsebene zu ziehen. Dann, auf wie viel Arten man eine gegebene Kugel an mehr andere dergestalt anlegen könne, daß sie alle berühre. Ferner, eine Kugel bewegt sich so, daß sie drey andere beständig berührt. Man verlangt die krumme Linie, die sie auf jeder der gegebenen Kugeln beschreibt, dann auch die krumme Linie, die ihr Mittelpunkt selbst beschreibt. Diese und mehrere hierher gehörige Aufgaben setzen Kenntnisse der géométrie descriptive voraus, worin die Eleven vorzüglich geübt werden. Livet, Répétitor bey der école polyt., über die Flächen

vom zweiten Grade. Versuche über den Stoßheber, welche in der école angestellt worden. — Nr. 3. Vollständige Auflösung des Problems der dreieckigen Pyramide, nämlich, aus solchen Stücken, als wodurch dieselbe bestimmt ist, die übrigen durch Construction zu finden, wieder nach den Grundsätzen der géométrie descriptive von Hrn. L'Hôpital. Beweis des Taylorischen Lehrsatzes, von Poisson. Beobachtungen, welche die Herren Biot und Gay-Lussac auf ihrer Luftreise angestellt haben. — Nr. 4. Hr. Monge über die Integration der Differentialgleichung $y = x Fp + fp$; wo $p = \frac{dy}{dx}$ und Fp , fp Functionen von p bezeichnen. L'Exer über den Contact kegelförmiger Flächen, mit Flächen vom zweiten Grade. Duparlan neuer Beweis des Parallelogramms der Kräfte. — Nr. 5. Poisson über die Bedingungen des Gleichgewichts fester Körper. Malus über die surfaces caustiques. Dupin über die surfaces du second degré. Ueber die kleinste Dämmerung, von L'Hôpital. Auch von eben demselben Versuche über die Metallsäule. — Nr. 6. L'Hôpital über die Lage des Jahrs, wo wahre und mittlere Zeit einander gleich sind. Ampère über symmetrische Prismen und Tetraedern. L'Hôpital über die krumme Linie, in der eine Kegelfläche von einer Fläche des n ten Grades berührt werden kann. Puffant über die Aufgabe, mener un plan dans l'espace, de manière, que la somme des perpendiculaires abaissées sur ce plan et de plusieurs points donnés a volonté soit égale a une droite donnée m . Cauchy über den Kreis, der drey andere berührt. — Nr. 7. Eine Aufgabe von Monge: trouver l'équation de la surface développable qui a pour arrête de rebroussement une

courbe à double courbure, dont on connoit l'équation unique aux différences ordinaires. **Sachette** über einige Eigenschaften der Krümmungshalbmesser bey Flächen. **Dupin** sur la théorie des déblais et des remblais, worüber schon **Monge** Untersuchungen angestellt hat, die in diesem Memoire noch, mit Betrachtung einiger Nebenumstände, weiter entwickelt werden. **Beroutné** untersucht die krumme Linie, welche auf allen Durchschnitten paralleler Ebenen mit einer gegebenen krummen Fläche senkrecht steht. **Berthot** Untersuchung einiger Fälle, bey denen der Mittelpunkt der Schwere sich vollkommen genau durch Construction oder Rechnung bestimmen läßt. **Poisson** über die Flächen vom zweyten Grade. **La Place** Theorie der Haarröhrchen. Kleinere Aufsätze übergehen wir.

München.

Auf Kosten des Verfassers: Bemerkungen über die Referir-Methode in Justiz-Collegien. Ein Commentar zu zwey Probe-Vorträgen von D. **Christian Ernst Wendt**, königl. Baierschem Hofgerichts-Rath und Referenten in protestantischen Ehefachen bey dem königl. Hofgerichte in München. 1807. VIII und 69 und 112 S. in Octav.

Der Verf. hat vor der Immediat-Examinations-Commission zu Berlin zwey Probenvorträge gehalten, welche, sammt deren Censur, hier abgedruckt sind. Man muß sie, wie auch der Titel angibt, als das Hauptstück des Buchs betrachten; als den Text, zu welchem die von dem Verf. aufgestellten Grundsätze der Referir-Kunst den Commentar enthalten. Jener sowohl, als diese, enthalten nicht nur allenthalben deutliche Beweise der ausgebreiteten Belesenheit und Rechtskenntniß des Verf., sondern

beurkunden zugleich seinen Scharfsinn trefflich. Auch sind die Vorträge wegen der darin beurtheilten Collision der Preussischen mit den alt-Polnischen und Römischen Rechten von nicht geringem Interesse. Jedoch scheint dem Rec. die Relation des facti und der eigentliche Acten-Extract bey beiden zu kurz. Der Votant, der die Acten nicht vorher gelesen hat, kann aus ihnen allein den Rechtsfall nicht gehörig übersehen, um eine Entscheidung fällen zu können. Deswegen hat der Verf. bey der Beurtheilung (dem voto) noch Vieles von demjenigen einschalten und nachtragen müssen, was die Parteyen in ihren Verhandlungen vorgebracht hatten. Wenn der Zweck des Acten-Auszuges, wie der Verf. S. 46 zeigt, und wie es die gesunde Vernunft lehrt, der ist, die Votanten von dem Gange der Verhandlungen und von dem, was die Parteyen zur Sache vorgebracht haben, so zu unterrichten, daß sie des eigenen Lesens der Acten zur Beurtheilung des Rechtsstreits nicht bedürfen: so ist jene, von dem Verfasser in den beiden Probe-Relationen befolgte, Methode bey allem Respect, den man vor der Kürze und Kernhaftigkeit des rein erzählenden Theils einer Relation aus Acten haben muß, nicht zweckmäßig zu nennen. Das zu Beurtheilende scheidet sich nicht von dem Urtheile; und das Votum zerfällt in viele einzelne Relationen. In diesem Voto — der Beurtheilung des Rechtsstreites im Allgemeinen — entstehet nun eine Weitläufigkeit, die eine gehörige Uebersicht desselben unmöglich macht. — Die im Ganzen richtigen Grundsätze, welche S. 52 u. f. vorgetragen werden, rechtfertigen dieses nicht.

Die Haupt-Tendenz der Grundsätze, welche den Commentar zu den beiden Relationen machen

sollen, ist auf eine künftige Gesetzgebung über die Methode, in Collegien zu referiren, gerichtet. Der Verfasser nimmt daher zuerst eine Uebersicht dessen vor, was die Gesetzgebung bereits hin und wieder darüber geordnet hat, und beleuchtet dann die theoretisch von Schriftstellern und Lehrern aufgestellten Grundsätze. Es ist nicht zu läugnen, daß die Gesetzgebungen bisher zu wenig über einen so wichtigen Gegenstand enthielten, und es wäre zu wünschen, daß man für die Zukunft die hier gegebenen Winke befolgen möge.

N. 174. Grafenhaage.

Für Rechnung des Hrn. Verf. ist hieselbst gedruckt eine Verzameling van Stukken, rakende de Zaak van *Dirk van Hogendorp*, Opper-Koopman in Dienst der Oostindische Compagnie, en Gezaghhebber over Java's Oosthoek VI und 126 S., auch 58 S. Fol., welche einen Beweis liefern, wie sehr in vielen Fällen der Geist einer kaufmännischen Verfolgung zu Handlungen übergehen kann, die vor dem Richterstuhle des Rechts, der Wahrheit und der Billigkeit, weder verantwortet, noch gerechtfertigt werden können. Das vorliegende Buch deckt völlig die Mittel auf, deren sich bisweilen die octroyirten Handelsgesellschaften in Indien bedienen, die- jenigen zu stürzen, welche das Wohl des Staats, der Colonien und der Compagnie selbst aus edlen Absichten zu beherzigen, sich bemühen. Das Wesentliche wollen wir davon ausheben, und den Gang der Entscheidung unsern Lesern mittheilen.

Da aber wenige Deutsche mit dem Prädicat eines Holländischen Opper Koopmans bey den Ost- und Westindischen Handlungs-Gesellschaften bekannt sind, so wollen wir davon einen kurzen Begriff vorangehen lassen.

Die Würde eines Opper-Koopmans der octroyrten Holländisch-Indischen Compagnie ist mit einem mercatorischen Tribun der Römer zu vergleichen, und seit Entstehung der Holländischen Handlungs-Gesellschaften in Indien, ein Posten gewesen, der die Compagnie repräsentirt, deren Ansehen, Macht und Gewalt von demjenigen ausgeübt wird, welcher diese Würde bekleidet. Der Oberkaufmann dieser Gesellschaft ist also der Minister der Compagnie, der im Nahmen seiner Committenten die Gesetze und Befehle in Vollziehung setzen, und die Abgaben und Gefälle vertheilen, erheben und zur Hauptcasse der General-Administration abführen läßt. Er ist daher mit den Intendanten der Französisch-Kaiserlichen Verfassung zu vergleichen, welche die Staats-einnahmen und Ausgaben, Namens der höhern Behörde, reguliren; jedoch mit der Ausnahme, daß die Holländischen Minister der Art ungleich mehr Macht und Gewalt als die Intendanten ausüben können. Zudem haben die letztern gewisse Vorrechte bey dem Einkaufe der Indischen Producte, die keinem Privatmanne zugestanden werden. — In dieser Eigenschaft war der Hr. van Hogendorp von der Holländischen Regierung in Indien, auf dem östlichen Theile der Insel Java, im Königreich Palembang angestellt. (Wann? wird nicht angezeigt; und da derselbe in dem, für diesen Zeitraum geltenden Naamboekje van de Hoge Indiasche Regeering zo tot, als buiten Batavia. enz. Amsterd. by J. van Gulik; 1800. 118 S. in 16. gar nicht vorkömmt, auch unter den S. 166 f. nach dem Europäischen Vaterlande wieder zurückgekehrten Compagnie-Bedienten vermischt wird; so läßt sich leicht schließen, daß die Regierung zu Batavia und das General-Gouvernement auf Java, — ungewiß des Erfolgs, den die, wider Hrn. van Hogendorp im Vaterlande erhob-

bene Klage nehmen würde — es nicht gewagt hat, den Staatsbedienten v. Hogendorp unter der einen oder andern Classe in besagtem Nahmenverzeichnisse aufzuführen, indem darin mehrere Posten unausgefüllt vorkommen.) Die Hauptverbrechen, welche dem Herausgeber dieser Actenstücke angeschuldigt werden, bestehen: 1) in dem gewaltsamen Binden und körperlichen Mißhandeln der Eingebornen und Chinesen, die im östlichen Theile der Insel Java wohnen, und zum Departement des Beklagten gehören. 2) Daß der Beklagte sich mancherley Exproffungen und tyrännischer Behandlungen der Chinesen schuldig gemacht habe, wodurch diese, von der Verzweiflung ergriffen, den Vorfatz gefaßt hätten, gegen das Holländische Gouvernement auf Java sich zu empören, und unter der Aufrührerfahne sich in die Arme der Engländer zu werfen, die, da sie bekannter Maßen in allen dortigen Gewässern kreuzten, diese Gelegenheit erwünscht finden würden, um die Eroberung von Java unter dem Beystande der Chinesen und Eingebornen zu beschleunigen. 3) Habe der Beklagte seine gesetzliche Obrigkeit (nämlich die von Java und Indien) gelästert, auch 4) die Reisausfuhr, die doch nach den bestehenden Gesetzen streng verboten sey, gegen ein unverantwortliches Pacht-Quantum verstatet und begünstiget. Endlich habe sich Hr. v. H. 5) verschiedener Plackereien im Amphiam- und Specerey-Handel schuldig gemacht, wodurch er den Nutzen der Compagnie beeinträchtiget, und dadurch die Grenzen seiner Instruction überschritten. Das sonderbarste dabey ist, daß die Regierung zu Batavia in ihrer, an die vorige Committé für den Ostindischen Handel und die Besetzungen der Holländer in Indien zu Amsterdam, gegen den Herausgeber gerichteten, Klageschrift

vom 26. Junius 1798 ganz bestimmt S. 3 erklärt: de meeste dier accusatien konden reets voor geprouveerd gehouden worden. Das ist aber, wie der Erfolg aus den nachher hier abgedruckten Actenstücken gezeigt hat, nicht der Fall gewesen. Aus dem Grunde dieser Beschuldigungen fand die Regierung zu Batavia für nöthig, Hrn. v. H. arretiren, und ihn gefänglich nach Batavia bringen zu lassen, woselbst er in der Folge, bey dem Gange des Processus, unter militärischer Escorte nach der Festung Tanjerang abgeführt werden sollte, welchem Exil er aber durch die Flucht nach Europa entging, im Monath September 1799 in Holland ankam, und sofort sich an das Staats-Directorium (das damalige Gouvernement der Batavischen Republik) wendete, welches ihn an die Committé des Ostindischen Handels und der Besitzungen in Indien adressirte, damit eine förmliche Untersuchung dieser Sache im Wege Rechtens Statt fände. Einem unbefangenen Leser dieser 22 Actenstücke muß es auffallen, daß dem Beklagten nicht nur alle Papiere und Beweismittel, die zu seiner Vertheidigung gereichten, und die bey seinem Personal-Arreste ihm entwandt wurden, gar nicht zurückgegeben, vielmehr ihm vom Gouverneur van Keede tot de Parkeler mittelst Rescripts vom 13. März 1798 (S. 96) befohlen wurde, „weder Vertheidigungsschriften zu entwerfen, zu übergeben oder im Publico bekannt zu machen, noch durch Briefe oder Bekanntmachungen von dem, was mit dem Beklagten vorgegangen sey, ohne Special-Befehl des General-Gouverneurs von Indien die mindesten Nachrichten im Publico zu verbreiten“, welche spätere Verfügung der Regierung zu Batavia d. d.

17. April 1798, am Tage seiner Abführung daselbst nach der Festung Tanagerang durch den Capitain D'Fort, der ihn dahin transportiren sollte, eingereicht wurde (s. S. 97). Der dagegen S. 98 und 99 abgedruckte Protest des Beklagten gegen seine Kläger und vorläufigen Indischen Richter zeugt von der Geradheit des Charakters und dem innern Bewußtseyn des Hrn. v. Hogendorp, womit er am 11. Junius 1798, in einer freyen, offenen Sprache, den General-Gouverneur van Overstraaten, mit der ganzen Indischen Regierung auf der Insel Java, mit ihren Frauen, Kindern und Erben, ihrer Ehre und ihrem Eigenthume, für das dem Beklagten angethane Unrecht, die Kränkung seiner Ehre, seines Ansehens und den Verlust seines Vermögens verantwortlich macht, und darin an das Niederländische Volk und dessen Repräsentanten appellirt. Aus dem Benehmen der Comitté der Ostindischen Besitzungen, und des nachherigen Rathes der Asiatischen Besitzungen, gehet deutlich hervor, daß dieses hohe, vorurtheilsfreye Tribunal, nach vorhergegangener gründlicher Untersuchung der Sache durch den General-Fiscal Wiselius, den Beklagten gegen seine Kläger in Schutz genommen und von den ihm angeschuldigten Verbrechen freigesprochen hat. — Der Herausgeber hat von diesem Buche nur wenige Exemplare für seine Freunde abdrucken lassen, und es ist daher nicht in den eigentlichen Buchhandel gekommen. Das Buch selbst aber verdient in aller Rücksicht von Staatsmännern und Juristen, besonders auch wegen der gründlichen Auseinandersetzung des General-Fiscals Wiselius, in den Beylagen S. 1—56 gelesen zu werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 11. Januar 1808.

Paris.

Arsm.

Chez Deterville rue Hautefeuille Nro. 8. 1807.

— *L'art de la teinture du coton en rouge*, par
M. J. A. Chaptal, Membre et Tresorier du Sé-
nat, Grand-Officier de la Légion d'Honneur,
Membre de l'Institut de France, Professeur ho-
noraire de l'Ecole de Médecine de Montpellier,
etc. etc. Avec quatre Planches en taille douce.
— XI und 172 Seiten in Octav.

Diese, dem würdigen Berthollet zugeeignete,
Schrift trägt wie alles, was Chaptal schreibt, das
Gepräge eines Mannes an sich, der mit dem Geiste
eines echten Gelehrten, die Resultate der Theorie
mit den Erfahrungen und mit dem Interesse des
Fabrikanten so zu verknüpfen weiß, daß sowohl für
die Wissenschaft als auch für die Kunst ein neuer Ge-
winn daraus erwächst. Man findet in derselben nicht
nur die Grundsätze dieses besondern Theils der Färbekunst
entwickelt, sondern der Verf. verbreitet sich
auch ausführlich über das ganze Detail der Manipu-

lationen und Proceffe des Färbens selbst, so wie auch über alle damit in Verbindung stehenden Gegenstände. Und was den Werth dieser Schrift insbesondere für den Fabrikanten noch erhöhen muß, so hat der W. sämtliche von ihm angegebene Verfahrensarten und Vorschläge nicht anders aufgenommen und zur Nachahmung empfohlen, als bis sie sich ihm hinlänglich durch Versuche im Großen bewährt gezeigt hatten. — J'ai formé moi-même, et j'ai dirigé pendant trois ans, schreibt der Verf. in der Vorrede S. 6, un des plus beaux établissemens de teinture en coton qu'il y ait en France: un double intérêt, celui de la propriété et celui de la science, m'a constamment animé pendant tout le temps que j'ai conduit ma teinture; et je puis avouer qu'il est peu de procédés que je n'aie pratiqués, peu de moyens d'amélioration ou de perfectionnement que je n'aie tentés, peu d'expériences que je n'aie répétées. Dans mes recherches, il ne s'est jamais présenté un résultat utile que je n'aie de suite transporté dans mes ateliers, pour y recevoir la terrible épreuve du travail en grand. Je n'offre donc au public, ni des conceptions hasardées, ni les résultats de quelques essais, ni les procédés, trop souvent trompeurs, qui s'échappent des ateliers. Je dis ce que j'ai vu, je publie ce que j'ai fait; je décris ce que j'ai exécuté moi-même; je ne copie que le résultat de mes expériences; et je me borne à présenter, pour ainsi dire, la carte de ma fabrique et le journal de mes opérations. Voilà mes titres à la confiance du public.

Die Schrift zerfällt in zehn Kapitel. Das erste derselben beschäftigt sich mit der Auseinandersetzung

aller derjenigen Rücksichten, welche der Fabrikant bey der Wahl eines Locals zur Anlage einer Baumwollenfärberey zu beobachten hat. Sehr wahr sagt der Verf. hier: Une fabrique quelconque ne peut prospérer qu'autant qu'elle est établie dans un local bien choisi. C'est faute d'avoir constaté et calculé d'avance les avantages et les inconvéniens de telle ou telle position, qu'on voit tomber chaque jour des établissemens qui entraînent la ruine des entrepreneurs. On peut lutter, à la vérité, pendant quelque temps, à force d'économie, d'intelligence et de bonne administration, contre les vices de la localité; mais, comme les effets d'un mauvais emplacement se répètent, chaque jour, et à chaque instant, ils minent; peu à peu, l'établissement par sa base et entraînent infalliblement sa chute". — Das darauf folgende Kapitel handelt von der innern Einrichtung der Fabrik selbst, als von der Anlage der Magazine, der Vertheilung und Einrichtung der verschiedenen Werkstätte und Arbeitsfälle etc. — Kapitel 3. Von der bey dem Einkauf der rohen Materialien zu treffenden Auswahl und den Kennzeichen ihrer Güte. Art. 1. Von der Färberröthe (Krapp). Der Verf. gibt der Färberröthe, welche man in der Gegend von Avignon baut, den Vorzug, und findet sie selbst vorzüglicher, als diejenige welche aus der Levante und der Barbaren kömmt. Eine gute Färberröthe muß eine mittlere Dicke, etwa von einer Federspule, haben, und auf dem Bruch eine lebhaft röthlich-gelbe Farbe besitzen. Ihre guten und schlechten Eigenschaften hängen ungemein vom Boden ab; ein zu fettes Erdreich überladet sie zu sehr mit Extractivstoff, und ein zu trockner magrer Boden

liefert kleine und an Farbestoff sehr arme Wurzeln. Auch darf sie vor dem dritten Jahre nicht aufgezogen werden. Art. 2. Vom Oehl. Die Schönheit und Gleichförmigkeit des Roths hängt vorzüglich von der Güte des Oehls ab. Nur das Olivenöhl entspricht in dieser Hinsicht allen Forderungen. Seine Güte erkennt man daran, daß es mit einer guten Alicante-Sodalauge von zwey Grad Baumé eine milchichte Flüssigkeit bilden muß, aus der sich das Oehl nach einigen Stunden Ruhe nicht wiederum scheiden oder die sich nicht klären und Flocken bilden oder auf der Oberfläche eine dünne Lage weicher Seife absetzen darf. Art. 3. Von der Soda. Ihre Güte läßt sich auf die eben angeführte Art mittelst eines als gut erkannten Olivenöhl's prüfen. Die Sode von Alicante geht allen übrigen vor. Art. 4. Vom Alaun. Dieser darf weder Eisen noch Gyps enthalten. Daher unter den Alaunsorten des Handels der Römische zwar den Vorzug verdient, indessen kann man, wie dieß auch von Lhenard und Roard bewiesen ist, durch Auflösen in Wasser und Krystallisiren den übrigen Sorten dieselben Vorzüge ertheilen. Der durch unmittelbare Vereinigung seiner Bestandtheile gewonnene Alaun (Chaptal Chim appliquée aux arts. IV. p. 70.) gibt dem Römischen Alaun an Güte nichts nach. Die Güte des Alauns kann man durch Ammoniak ermäßigen, womit derselbe einen weißen nicht ins Graue fallenden Niederschlag geben muß. Art. 5. Vom Sumach und den Galläpfeln. Art. 6. Vom Blut. Auflösungen von Leim bewirken das nicht was das Blut thut. Mit etwas Alaunauflösung versetzt, kann man es im Sommer lange Zeit hindurch gegen Fäulniß schützen, ohne ihm von seiner Güte dadurch zu rau-

ben. In Kapitel 4. theilt der Verf. seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Art mit, wie man die Arbeiten am zweckmäßigsten in einer Baumwollenfärberey zu ordnen und zu vertheilen hat. Wir pflichten dem Verf. ganz darin bey, wenn er behauptet: que le succès d'un erablissement dépend peut être moins de la perfection des produits et de la science du directeur, que du régime et de l'administration de l'intérieur de la fabrique. Kap. 5. beschreibt nicht nur die Vorbereitungen zum Rothfärben der Baumwolle, als das Entschälen, das Drehen, die Gallung und die Alaunung derselben, sondern auch das Verfahren des Rothfärbens selbst, und die Schönung. Kapitel 6. handelt von den Abänderungen, welche sich theils aus öconomischen Rücksichten, theils um der Farbe mehr Mannigfaltigkeit zu geben, bey den im vorigen Kapitel angegebenen Verfahrensarten anbringen lassen. Den Sumach allein als Substitut der Galläpfel anzuwenden, wollte dem Verf nicht glücken, eben so wenig, als sich dieser durch Wärentraube (*Arbutus uva ursi*), und durch Erlen- und Eichenrinde ersetzen läßt. — Die Essigsaure Alaunerde hat der Verf. gleichfalls mit Vortheil anstatt des Alauns angewandt. Kap. 7. gibt über das Verfahren, in Indisch-Roth, in Rosa-Roth und in Scharlach zu färben insbesondere Anweisung; so wie Kap. 8. die Beschreibung eines wohlfeilern Verfahrens, in Türkisch-Roth zu färben, liefert; und Kapitel 9. vom Violetfärben oder der Vermischung des Krapproths mit blau, handelt. — Alles dieses muß im Buche selbst nachaelesen werden. Das zote und letzte Kapitel enthält die allgemeine Theorie des Färbens der Baumwolle mittelst der Färber-

röthe. Auch der Verf. ist der Meinung, daß das Pigment der Färberröthe ein Gemisch aus gelb und roth sey, welches, mit Extractivstoff verbunden, in derselben vorkomme, und wovon das gelbe Pigment in Wasser auflöslicher sey, als das rothe. Die übrigen hier vom Verf. aufgestellte Theorie des Färbens der Baumwolle in Roth mittelst der Färberröthe, befriediget uns nicht ganz. Es würde sich gewiß in dieser Hinsicht der Mühe lohnen, eine genauere Analyse der Färberröthe und eine vollständigere Untersuchung über das Verhalten ihres Pigments gegen die Luft, das Wasser, die Säuren, die Alkalien u. s. w., zu unternehmen.

Summer London.

Observations on Abortion, containing an account of the manner in which it takes place, the causes which produce it, and the method of preventing or treating it. By *John Burns*, Lecturer on Midwifery and Member of the Faculty of Physicians and Surgeons in Glasgow. Second edition. 1807. Nach einer kurzen Einleitung handelt der schon durch mehrere gründliche Schriften bekannte Verfasser von der Bildung des Eies. Einmahl entdeckte er das blasige Eichen in der Fallopischen Röhre, halb Weges zwischen ihren beiden Extremitäten; es hatte die Größe einer ausgewachsenen Erbse, und enthielt ein wenig Flüssigkeit. In einem andern Falle fand er es noch im Ovario, bedeckt von dem franzigen Ende der Röhre. Irrig habe man seit Dr. Hunter gelehrt, daß die so genannte Membrana decidua sich ein klein Stück Weges in die tuba hin erstreckte, da doch des Verfassers Bruder, ein sehr genauer

Anatom, fand, daß die uterine extremity der tuba sich in Ansehung des Gefäßreichtums weniger veränderte, als ihr übriger Theil. Der zarte Bau des Eytens, in welchem doch der Kreislauf des Blutes so mächtig vor sich geht, müsse die Nothwendigkeit recht auffallend machen, zu hindern, daß das Blut nicht zu stark und zu rasch in diese zarte Structur getrieben werde, und die Gefäße zum Zerreißen bringe. Man müsse also auch die unumgängliche Nothwendigkeit einsehen, sowohl die Plethora zu verhüten, als die Action der Gefäße zu moderiren. Besonders sey dieß der Fall im dritten Monate. Allein dieß ist nicht die einzige Quelle der Gefahr, sondern der Uterus wird durch eine Mannigfaltigkeit von Umständen influencirt, von welchen das Leben des Embryos abhängt. On the manner in which abortion takes place. Treffliche Schilderung der mannigfaltigen Erscheinungen bey den Mißfällen, nach eigenen physiologischen, zum Theil neuen, Ansichten. Of the causes giving rise to abortion. Der Verfasser unterscheidet accidental und habitual abortion. Die Prädisposition zu Mißfällen besteht in an imperfect mode of uterine action, die vom Alter, von vorhergegangenen Mißfällen und andern Ursachen abhängt. Bleeding prevents the womb from being oppressed. Bisweilen ist eine chronische Halsentzündung mit einem am Halse auf die Stimmnerven drückenden Tumor verbunden, welcher verschiedene Zufälle im Magen und in der Brust erregt. Diese Geschwulst scheint sich im Allgemeinen durch Schwangerschaft zu vergrößern, ja bisweilen Mißfall zu veranlassen. In pregnancy there must

75 G. g. N. 7. St., den 11. Jan. 1808

be more energy sent to the uterus, and less to some other parts. Die meisten Ursachen eines Mißfalles, nebst den Vorschlägen zur gehörigen Behandlung, werden gründlich und sinnreich abgehandelt. In einem Falle schien eine chronische Entzündung Ursache eines Mißfalles. Of the Prognosis. Gemeinlich werde man nicht eher gerufen, als bis schon der expulsive process angefangen hat. Trefflich ist das, was der Verfasser über diesen Gegenstand sagt. Of the Prevention and Treatment of Abortion. Umständlich abgehandelt. Er glaube, es gäbe kein kräftigeres Mittel, um Mißfälle zu verhüten, als kaltes Bad des Morgens. Durch selbiges, vereinigt mit der Aufmerksamkeit auf das Gefäßsystem und dem vernünftigen Betragen der Kranken, könnten neun Zehntel von Mißfällen verhütet werden. Der Verfasser rath mit Zuversicht zum rothen Fingerhut, um die Circulation des Blutes zu beschränken. Auch das so genannte Shower-Bad empfiehlt er sehr, so auch gegen die Blutungen die Ausstopfung der Scheide, u. s. f. Der Gebrauch des Mohnsaftes wird von ihm gehörig eingeschränkt. Auch schließt der Verfasser in seltenen Fällen nicht alle Hülfleistung mit der Hand, um dem Eychen fortzuhelfen, aus. Auch die übrigen mannigfaltigen Umstände bey dieser Gelegenheit werden von ihm kurz, aber bündig und practisch brauchbar, abgehandelt, und die passendsten Mittel angegeben.

Ebttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1808.

Leipzig.

Bakhr

1. Bey Johann Conrad Hinrichs: Versuch einer systematischen Darstellung der Patrimonial-Gesetzverfassung der Rittergüter. Nach gemeinen und sächsischen Rechten. Ein Handbuch für Gerichtsherrn, Gerichtsverwalter und praktische Juristen von L. S. Wachsmuth, königl. Sächs. Accis-Inspector und Rentbeamten in Delitzsch. 1808. XX und 268 Seiten in Octav.

Die bekannte Beschwerde einiger Mitglieder der Ritterschaft auf dem Sächsischen Landtage von 1805 wegen des ihnen verweigerten Rechtes der willkürlichen Dienstenlassung der Gerichtsverwalter hat zur Herausgabe gegenwärtiger gehaltreicher Schrift die unmittelbare Veranlassung gegeben. Man würde sich aber sehr irren, wenn man bloß einige, jene Discussion betreffende, Bemerkungen oder Untersuchungen hier erwartete. Der Verf. hat dem juristischen Publicum vielmehr, mit sorgfältiger Benutzung dessen, was ihm die Literatur

5

des Gegenstandes darbot, — nur Pfeiffer's schätzbares Werk über die Patrimonial-Jurisdiction, Göttingen 1806, scheint ihm entgangen zu seyn, — einen reichen Schatz aus eigener practischer Erfahrung gesammelter und durch Nachdenken geläuterter Kenntnisse des gesammten, besonders aber des Sächsischen, Patrimonial-Gerichtswesens geordnet und dargeboten.

In der Vorrede werden die Patrimonial-Gerichtsverfassungen historisch erläutert, so weit sich dieses in so engen Grenzen thun ließ; und nur in Ansehung dieses Theils der Schrift möchte Rec. der bescheidenen Aeußerung des Verfassers beypflichten: "Es sey zu wünschen gewesen, ein eigentlicher Gelehrter hätte diesen Gegenstand seiner Bearbeitung gewürdigt; und man werde in diesem Werke Literatur und strenge logische Ordnung, mit Einem Worte, Gelehrsamkeit, vermessen". — Jeder Abschnitt der eigentlichen Schrift widerlegt den Selbsttadel des Verf. hinlänglich. — Völlig befriedigend sind die Vorschläge, welche gegen das Ende der Vorrede über die Dimissibilität der Justitiarien gegeben werden.

Nachdem der Verf. im ersten Kapitel die Lehre von der Gerichtbarkeit überhaupt genügend abgehandelt hat, kömmt er im zweyten Kapitel auf die Patrimonial-Jurisdiction, besonders der Rittergüter, selbst. Sie wird von ihm als die Art von Jurisdiction bestimmt, welche Eigenthum eines Patrimonialmannes ist. Drittes Kapitel. Von den Gerichten. Gerichtsherr und Gerichte sind nicht eins und dasselbe, sondern wesentlich von einander unterschieden. Was der Justitiar thut, darf also nicht dafür angenommen werden, als ob es der

Gerichtsherr selbst gethan hätte, und eben so um-
 gekehrt. Der Gerichtsherr, als solcher, ist weder
 berechtigt noch verpflichtet, das Richteramt selbst
 zu verwalten. — In Ansehung der *actuum juris-*
ditioni voluntariae ist man in Sachsen beträcht-
 lich strenger, als anderwärts. Der ursprünglich
 auf mißverstandenen Gesetzen beruhenden Ausnah-
 men von dem Satze, daß jeder Richter nur in den
 Grenzen seiner Jurisdiction Richter, und außer
 denselben nur Privatmann sey, gibts dort viel
 weniger. — 1. Abschnitt. Vom Gerichtsherrn und
 Richter. Nach Sächsischen Rechten braucht der
 Gerichtsherr, wenn er bey seinen Gerichten das
 Richteramt selbst verwaltet, nicht vereidet zu seyn,
 sondern hat ohne Vereidung gerichtlichen Glauben.
 Nur muß er bey gerichtlichen Schenkungen und
 letzten Willen einen verpflichteten Actuar adhibiren,
 da er alle anderen Handlungen der freywilligen
 Gerichtsbarkeit ohne diesen vornehmen darf.
 Contentiöse Verhandlungen müssen aber vor einem
 Gerichtsherrn als Richter stets durch einen ver-
 pflichteten Actuar registrirt und expedirt werden.
 2. Abschnitt. Vom Justitiar und Actuar. Gut
 ausgeführt ist §. 85 der Satz, der Befugnißgrund
 zur Verwaltung des Richteramts bey dem Justitiar
 sey die Bestallung; nicht etwa ein gewöhnlicher
 Vollmachts-Contract. — Der Verf. macht im
 §. 97 auf die gewöhnliche Vorstellung von der Ver-
 antwortlichkeit des Gerichtsherrn für seinen Justi-
 tiar aufmerksam. Er läugnet diese im Ganzen
 mit Recht. Wegen der Anstellung ist der Gerichts-
 herr allerdings responsabel. Er muß dabey alle
 Vorschriften beobachten, welche ihm die Gesetze
 des Staats in dieser Hinsicht vorschreiben. Aber ist

der Justitiar einmahl legal angestellt, so ist er Diener des Staats geworden. Seine Handlungen dependiren nicht vom Willen des Gerichtsherrn, der ihn bei der Ausübung seines Amtes nicht einmahl hinderlich seyn darf. Es ist nur die Pflicht des Staats, diesen Diener, so wie alle übrige, zu controlliren. Selbst wenn man die Anstellung des Justitiars nach den Grundsätzen des Vollmachts-Contracts betrachtet, läßt sich jene, von so Vielen behauptete, allgemeine Responsabilität des Gerichtsherrn nicht rechtfertigen. 3. Abschnitt. Von den Gerichtspersonen. Bekanntlich werden unter dieser Benennung die Dorfrichter und Schöppen, Schulze und Schöppen (Scolretus et Scabini), wie sie an andern Orten heißen, verstanden. Letztere unterscheiden sich von den Gemeindevorstehern, Gemeindevormündern, die in einigen Gegenden auch Gemeinderichter, Heimbürgen, heißen. Diese haben nur Privat-Angelegenheiten der Gemeinden zu besorgen. — Viertes Kapitel. Von den mit dem Eigenthum der Gerichtsbarkeit verbundenen Vorrechten und den Gerichtenutzungen. Vorrechte dieser Art sind in Sachsen, den Unterthanen-Eid zu fordern, das Recht auf Ehrerbietung und auf Folgsamkeit. — Wegen der ihm schuldigen Achtung braucht der Gerichtsherr den Eid vor Gefahrde nicht zu leisten, wenn er einem Unterthanen einen Eid zuschiebt. — Die Gerichte führen des Gerichtsherrn Nahmen und Siegel. — Das Sporteln-Recht, die Gerichtsfolge, das jus sub-collectandi, gehören hierher, so wie das Recht, solche Stellen zu vergeben, auf welche die Polizen stets ihre besondere Aufsicht erstrecken muß. — Zu den Gerichtenutzungen werden gerechnet, das

Schutz- und Dienstgeld von Handwerkern im Gerichtsbezirke, Zins und Dienste der Hausgenossen, das Recht, Concessionen im Gerichtsbezirke zu ertheilen, z. B. zum Lumpen- und Aschensammeln, zum Viehschneiden, die Scharfrichter-Concession, die Concession zur Anlegung von Mühlen und Branntweinbrennerereyen, letztere unter Einschränkungen nach Vorschrift der Landes Polizeyordnungen. Das Recht, sich herrenlose Güter anzumaßen, ist dem Gerichtsherrn auch häufig zugesprochen. — Vorzüglich gehört zu den Benutzungen der Gerichtsbarkeit das so genannte Abzugsgeld, welches in Sachsen Niemand bekommt, als derjenige, dem die Gerichte zustehen. Dieses Abzugs- oder Abschossrecht ist aber natürlich sehr vielen einschränkenden Bestimmungen unterworfen, die hier sorgfältig angegeben werden. — Der Dienstzwang, oder das Recht, von den Kindern der Gerichtsunterthanen unter gewissen Einschränkungen zwey Jahre lang Dienste um Lohn zu fordern. — Die Lehnware ist keine Gerichtsnutzung, sondern gutherrliche Intrade. Dem Rec. leuchtet der Grund nicht ein, weshalb diese hier mit aufgeführt, und so unständlich erläutert ist. — Im fünften Kapitel wird von den mit dem Eigenthum der Gerichtsbarkeit verbundenen Lasten gehandelt, und im sechsten werden noch einige Nachträge zum ganzen Werke geliefert. — Der Anhang enthält gute Muster von Verpflichtungen aller derjenigen Personen, welche vom Gerichtsherrn ein Amt oder eine Concession erhalten haben. — Durch das ganze, sehr brauchbare, Buch hat sich der Verfasser die gerechtesten Ansprüche auf den Dank der Geschäftsleute, für welche er es bestimmte, erworben.

Die Zeit der Patrimonial-Jurisdictionen scheint vorbei zu seyn. Wenn selten treffliche Gerichtsherrschaften dieses Recht mit sorgfamer Wahl der Richter, mit schmeichelhafter Ermunterung derselben zur Beförderung des Wohls der Gerichtsunterthanen, mit Aufmerksamkeit auf jeden eben dahin abzweckenden Rath ausübten; freylich dann wären die letzteren so sehr zu beneiden, als sie sich wirklich vor andern Landbewohnern glücklich priesen. Die Gerichtsverfassung nahm einen patriarchalischen Charakter an. Der Gerichtsherr und sein Justitiar waren die Rathgeber, die Väter ihrer Untergebenen mehr als ihre Vorgesetzte, ihre Richter. Allein die Erfahrung hat doch gezeigt, daß die Patrimonial Jurisdictionen dem gemeinen Wesen mehr schädlich, als nützlich gewesen sind. Unter allen Reformen, welche in unsern Tagen durch neue Constitutionen herbegeführt werden, wird daher dem Ganzen keine minder schmerzhaft seyn, als die Aufhebung oder Verwandlung dieser Gerichte. Mag nur überall diese bevorstehende Veränderung auf eine Weise geschehen, wodurch der dem Vermögen der Gutsherren durch Entziehung wohlverworbener Rechte zugefügte Nachtheil ihnen so wenig, wie möglich, fühlbar gemacht wird!

Paris.

1807. Chez Bernard 1806 — *Annales de Chimie*. Tome 38. (Nr. 172 — 174) Die Anzeige des 57. Bandes sehe man in diesen Blättern Jahrg. 1807 S. 1998.

Nr. 172. enthält: zuerst eine Fortsetzung der im vorhergehenden Bande befindlichen Bemerkun-

gen Parmentier's über die Pharmacopoea batava. Ferner einen Auszug der von Vanquelin im National Institut verlesenen Abhandlung über die Haare. Eine sehr interessante Untersuchung, welche über die Mischung, die Farbe und das Grauwerden der Haare sehr wichtige Aufschlüsse gibt. — Guyton über einen in der Faubourg du Roule ausgegrabenen, aus Feuerstein bestehenden, Kopf, welcher äußerlich überall, wo derselbe nicht gelitten hatte, mit einer dünnen chalcedonartigen Rinde bedeckt war. Der Verfasser macht es nicht unwahrscheinlich, daß dieser chalcedonartige Ueberzug ein Werk der Kunst sey, denn 'er fand, daß Feuerstein durch Glühen im Platintiegel in einer Auflösung der Alaunerde im überschüssigen Kali, die zugleich mit Kalk versetzt war, sich mit einer ähnlichen chalcedonartigen Lage bedeckte. Der ausgegrabene Kopf ist in Abbildung beygefügt. — Berthier Analyse eines späthigen rhomboedrischen Kalksteins von Pesay. Delaville Bemerkungen über Oxydation des Bleyes, aus einem Briefe desselben an Vanquelin.

Nr. 173. Hisinger und Berzelius Beschreibung und Analyse des Pyrophosphaliths, ein dem Topase und Pheinite verwandtes Fossil. — Billaye-Platal über Verkohlung des Torfs, nebst Beschreibung und Abbildung eines von dem Verfasser, hierzu erfundenen Ofens. Collet-Descotils Analyse eines späthigen Eisensteins aus Schweden, welchen Guyton von Torbern Bergman erhalten hatte. Enthält eine Bestätigung der vom Verfasser über das Mischungsverhältniß dieses Minerals bereits mitgetheilten Resultate.

Vogel über das Fett in chemischer und pharmaceutischer Hinsicht. — J. M. Hausmann über oxydirtes schwefelsaures Eisen, über Bildung von Fett bey der Bereitung der Sauerfleesäure aus Zucker durch Salpetersäure, über die Erhöhung der auflösenden Kräfte der fetten Oehle, nachdem sie aus ihren Verbindungen mit Alkalien durch Säuren geschieden sind, über die Einwirkung der Salpetersäure auf Indigo, und über die Auflöslichkeit des Indigos durch eine alkalische Auflösung des Realgars. Aus einem Schreiben an Berthollet. — Henry Bemerkungen über die Bereitung des Essigäthers.

Nr. 147. — Descroisilles (der ältere) über Areometrie, nebst Beschreibung eines neuen, von ihm erfundenen und Aréométritype benannten Instruments, mittelst welchem man sehr leicht und genau das eigenthümliche Gewicht von tropfbaren Flüssigkeiten bestimmen kann. Das Instrument ist auf Planche II. abgebildet. — Laugeur über das Vorkommen des Chromiums in den Meteorsteinen. — Cades über den Kaffee. — Julie Beschreibung eines neuen, zur Destillation des Weins sehr zweckmäßigen Destillir-Apparats. Derselbe hat Aehnlichkeit mit dem von Chapral angegebenen. Die beygefügte Kupfertafel enthält eine Abbildung dieser Destillir Geräthschaft. — Den Beschluß machen einige von Dubuc mit dem Stahlwasser der Quellen von Maréquerie bey Rouen angestellte Versuche.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 16. Januar 1808.

Berlin.

Bei E. W. Wittich: Ueber die Transfiguration von Raphael von Urbino, nebst einigen Bemerkungen über die Malerey der Griechen, von Benito Pardo de Figueroa. Aus dem Spanischen übersetzt von Friedrich Creuhn. 1806. 174 Seiten in Octav.

Der ruhmvolle Name des Verfassers, der Königl. Spanischer Gesandter am Preussischen Hofe war, und zu den ersten jetzt lebenden Kunstkennern gerechnet werden muß, läßt schon erwarten, daß es seiner Schrift nicht an lichtvollen und genüßreichen Stellen, neuen Ansichten und vortreflichen Ideenverbindungen fehlen wird. Aber je mehr sie ihres wirklichen Verdienstes wegen unsere Aufmerksamkeit verdient, desto gewissenhafter müssen wir dasjenige anzeigen, was nach unsern Einsichten irrig ist. In der kurzen Vorrede bemüht sich Hr. F., die Vortheile zu entwickeln, welche die große Gemäldesammlung in dem Museum Napoleon dem Künstler und Kunstfreunde darbietet, und hält für einen der wesentlichsten diesen: daß den Kennern die Vergleichung der vorzüglichsten Meisterwerke dadurch er-

leichtert wird. Allein nie haben sehr große Sammlungen von Kunstwerken der Kunst wesentlichen Nutzen gebracht, und, was die Vergleichung betrifft, so ist sie nicht geeignet das Verdienst eines Künstlers zu würdigen, indem das Urtheil über einen Künstler nur nach dem allgemeinen Grundprincip seiner Werke gefällt werden muß. Daß man ferner zur Bildung junger Künstler nicht vieler tausend Muster bedarf, scheint der Verf. (S. 5) selbst einzusehen; wenige Meisterstücke sind hinreichend, sobald der junge Künstler die Regel des darin herrschenden Systems aufgefaßt hat; und aus diesem Grunde will auch der Verf., um den nach Paris kommenden Spaniern das Studium und die Prüfung der herrlichen Meisterwerke zu erleichtern, bloß die ausgezeichnetsten Werke kritisch beurtheilen. Er macht daher den Anfang mit der Transfiguration von Raphael, als dem Vollkommensten der neuen Malerey, und fügt zum Unterricht der studirenden Jünglinge noch einige Bemerkungen über die Malerey der Griechen hinzu (S. 6, 7), von denen man bereits einige in der Vorrede, mit etner schönen, vorzüglich für Kunstrichter beherzigenswerthen, Stelle über Winkelmann, findet (S. 8—10).

Der erste Abschnitt (S. 10—32) enthält die Beschreibung der Composition des Gemähltes, welche wir nicht wiederholten, weil sie dem größten Theil unserer Leser bekannt seyn wird. Die sämtlichen Critiken darüber findet man in Fiorillo's Geschichte der Malerey V. I. S. 104 f., der die Composition vertheidigt hat. Der Verf. hält den untern Theil des Gemähltes für eine Episode, was ihm gewiß Wenige zugestehen werden, indem die große Anordnung desselben und die schönen Formen das Auge des Zuschauers mehr, als die entfernten, auf einem Berge befindlichen, Figuren

an sich ziehen müssen. Das Gemälde ist ein Ganzes, voll Einheit und Untheilbarkeit; es stellt zwey Facta dar, die in einem und demselben Momente geschehen, und an sich unzertrennlich sind. Die Figur des Apostels, der sich dem Gipfel des Berges nähert, ist gleichsam die unmittelbare Verbindung beider Momente, und die Apostel im Vordergrund scheinen dem Unglücklichen zu sagen, daß sein Heiland bald herabkommen werde. Im zweyten Abschnitt (S. 35—47) nimmt der Verf. Raphael's Zeichnung gegen Mengs in Schutz, der sich zur Meinung neigt, daß Raphael die Antike nicht gründlich studirt, daß er deßhalb die idealische Schönheit der Formen kaum gekannt habe, und daß seine Zeichnung, ungeachtet ihrer Schönheit und Correctheit, den großen Mustern des Alterthums weit untergeordnet sey. Zugleich beweiset der Verf., daß jener große Künstler stets dem Princip folgte, zuerst die nackten Theile zu zeichnen, um ihnen nachher die Gewänder mit mehr Wahrheit und Zielsichtigkeit anlegen zu können; allein so vollkommen auch Raphael's Drapperien seyn mögen, so mußte doch aus jenem Princip der Umstand entspringen, daß sie oft keinen Antheil an der Composition des Ganzen haben. Wichtig ist die Bemerkung des Verf., daß Raphael vorzüglich dem Studium der Statuen und Vasreliefs des Alterthums die Vollkommenheit, welche er in der Art, die verschiedenen Gewänder der Figuren zu zeichnen und in Falten zu werfen, erreicht hat, verdankt: aber er gab seinen Drapperien dennoch mehr Weichheit, und wußte vorzüglich das Flattern und die fliegende Biegsamkeit, worin ihm die Antike nur schlechte Muster darbietet, glücklich auszudrücken. Der dritte Abschnitt (S. 45—59) handelt vom Ausdruck, worin Raphael ohne Nebenbuhler glänzt, und beständig das einzige Vorbild ist, welches der Nach-

84. Göttingische gelehrte Anzeigen

ahnung derer, die nach großen Vorschriften streben, aufgestellt werden kann. Was der Verf. in einer Bemerkung von gemischtem Ausdruck sagt, beruht auf schwankenden Begriffen. Im vierten Abschnitt (S. 60—68) redet der Verf. vom Hell Dunkel. Es ist bekannt, daß Raphael im Hell Dunkel andern Meistern nachsteht, und daß die idealische Verschmelzung von Licht und Schatten nur durch das Studium von Correggio erlernt werden kann. Raphael begnügte sich, die Verhältnisse von Hell und Dunkel treu nach seinem Modell zu copiren; er traf zwar den wahren Schattenton richtig, aber nicht den idealischen. Auch ist sein Gemälde der Transfiguration kaum geeignet, seine Stärke in diesem Theil zu beurtheilen, weil es durch den Mißbrauch einer gewissen schwarzen Farbe gelitten hat. In dem, was der Verf. S. 64 von der Abstufung des Hell und Dunkel bemerkt, ist Manches unrichtig. Der Künstler muß die ganze Kraft des Lichts auf den Hauptgegenstand fallen lassen und es concentriren: ein unmerklicher Uebergang, ein gewisses Maas von Abstufung des Lichts zum Dunkel, in einigen Fällen auch starke Gegensätze, sind die Mittel, Wirkuna hervorzuzaubern. Die Regeln des Verf. gelten nur in den seltenen Fällen, wenn das Bild in eintönigem, gleich vertheiltem, Lichte oder durch die Entfernung degradirt erscheinen soll. Der Calcul der Luft-Perspective läßt sich auf dem Papier leicht entwerfen, aber mit der Palette in der Hand, wird man über die gelehrten Recepte lächeln. Der fünfte Abschnitt (S. 68—83) über das Colorit Raphael's, ist größten Theils von Mengs entlehnt. S. 76 finden wir ein falsches Vorurtheil, das jedoch ziemlich verbreitet ist. Der Verf. sagt nämlich, "daß Raphael seine Werke mit außerordentlicher Vollkommenheit gefeilt und vollendet habe, indem er sie wiederholt retouchirte, je-

nachdem ihm Zeit und Nachdenken neue Ideen zuführten, und daß auch Correggio, Tizian und Paolo Veronese durch ein unermüdtliches Herouchiren jenen Glanz u. s. w. in ihren Werken hervorgebracht haben". Wir wollen diese Sätze lieber umkehren, und sagen: wenn die Malereien Raphael's, Tizian's, Correggio's und Paolo Veronese's nicht bereits in ihrem organischen Entstehen vollkommen waren, so würden sie auf dem Wege des Zeitens, Herouchirens u. nimmermehr dazu gelangt seyn. Die Stelle des Plato (de Leg. VI.) hat der Verf. ebenfalls mißverstanden, Plato verlangt von einem Künstler, daß er die Bedingungen, unter welchen ein Bild äußerlich existirt, durch eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Jancern zu erfüllen bemüht seyn müsse. Das Heben und Verstärken des Coloris (*χρῶματι η αποκρῶματι*) geht nur auf das Technische, Einzelne, nicht auf die Anordnung und das Verhältniß des Ganzen.

Der zweyte Abschnitt des Werks umfaßt die Bemerkungen über die Malerey der Griechen. Zuvörderst gibt der Verf. eine kurze Geschichte der Vorschritte derselben, und nennt zuerst den Polygnot. Er schildert richtig das Genie dieses großen Künstlers, der sich vorzüglich in der Darstellung Homerischer Gegenstände getiel, und die edle Einfachheit und Reinheit seines Geschmacks. Nun folgen Miskon, Panäus und die übrigen vortrefflichen Meister. Der Verf. glaubt, daß, als die Kunst sich vervollkommnete, die großen Compositionen weit seltener wurden, und die berühmten Maler aus dem Zeitalter Alexander's meistens die größte Einfachheit in den Compositionen beobachtet, und die Figuren sorgfältig gespart haben. Dessen ungeachtet zeichneten sich Euphranor und Aristides, berühmte Meister der damaligen Zeit, in Compositionen von großem Umfange aus. Indessen ist so viel richtig, daß die bewundernswürdigsten Gemählde der Alten nur aus einer einzigen

Figur bestanden, z. B. die Penelope, der Athlet und die Helena des Zeuxis. Alles, was der Verf. vom Zeuxis, Parrhasius, Timanthes, Apelles, Protogenes und andern großen Meistern, die den schönen und gefälligen Styl ausübten, erzählt, bedarf keiner Erinnerung. Aber die Vergleichung des Zeitalters Leo's X. mit dem von Alexander dem Großen scheint uns ungeroimt. S. 96 von der Zeichnung und dem Ideal. Daß sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des Ideals erhoben haben, wird Niemand bestreiten; allein wir hätten mehr, als die alltäglichen Gründe, dieser Erscheinung, wissen mögen. Es ist hier noch ein großes Feld zu Forschungen offen. S. 121 eine vortreffliche Charakteristik der antiken und modernen Kunst, worüber seit einigen Jahren viel gefaselt ist. S. 123 über ein paar Werke von Canova. S. 128 von dem Ausdruck. Hier bemüht sich der Verf., die dunkle Stelle in der Poetik des Aristoteles, wo von dem verschiedenen Ausdruck des Polygnot und des Zeuxis die Rede ist, aufzuklären. S. 146 vom Helldunkel. S. 155 vom Colorit. Diese Abschnitte erlauben keinen Auszug; wir empfehlen daher dem Leser das Werk selbst, das, wie wir bereits gesagt haben, viel Gutes und Vortreffliches enthält, einen hohen Begriff von der Belesenheit des Verf. in den klassischen Schriftstellern gibt, und, wenn man hier und da einige Schlacken abrechnet, ein wahrer Gewinn für die Literatur der bildenden Künste bleiben wird.

B. J. Göttingen.

Ben Römer: Geschichte der Technologie, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des 18. Jahrh., von D. Joh. Heinr. Moritz Poppe, Prof. der Mathematik u. Physik am Gymnasio zu Frankfurt am Main, hochfürstl. Schwarzburg. Rath. Erster Band 1807. 506 Octav. Auch un-

ter dem Titel: Geschichte der Künste und Wissenschaften s. w. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. Geschichte der Naturwissenschaften. IV. Geschichte der Technologie, von D. J. S. M. Poppe. Erster Band.

Eine Geschichte der Technologie, oder eine ausführliche systematische Darstellung aller Erfindungen in dem Gebiete derjenigen Künste, welche die Veredlung der Naturproducte besorgen, so wie der allmählichen Verbreitung dieser Künste selbst, war bisher in keiner Sprache vorhanden, und doch würde sie unstreitig eine der interessantesten u. nützlichsten seyn. Wie, wo und durch wen entstanden die verschiedenen Arten von Handwerkern u. Künsten, Manufacturen u. Fabriken? die vielen Handgriffe, Mittel, Instrumente und Maschinen zur Ausübung dieser Gewerbe. Auf welche Art, und wann gab die eine Erfindung zur andern Anlaß? Alle diese u. ähnl. Fragen mußten in einer solchen Geschichte der Technol. ordentlich beantwortet werden, wenn sie nicht bloß unterhaltend, sondern auch wahrhaft nützlich u. belehrend seyn, u. selbst zur weitern Vervollkommnung der verschiedenen Gewerbe mitwirken sollte.

Der Verf. übernahm die Bearbeitung einer solchen Geschichte. Er theilt sein Werk in fünf Hauptabtheilungen ein, wovon die erste die allgemeine Einleitung der Technologie, die zweyte die mechanischen Vereitungen, die dritte die mechanisch-chemischen, die vierte die chemisch-mechanischen, und die fünfte die chemischen Vereitungen enthält. In der Vorrede erklärt er sich über die Wahl dieser Eintheilung.

Erster Band. I. Abtheil. Allgemeine Einleitung in die Geschichte der Technologie. Wie kam der Mensch nach u. nach auf die Veredlung der verschiedenen Naturproducte? Was machte er darin allmählich für Fortschritte? Wie u. wann entstanden die vielen Gattungen von Handwerkern? wie verbreiteten sie sich in den verschiedenen Ländern der Erde? u. wie waren sie zu allen Zeiten geachtet? Alle diese Fragen werden beant-

wortet. Noch findet man hier die Geschichte der Künste der Handwerkszese, der Handwerksgebräuche u. dgl. die Geschichte aller Vermählungen, die Handwerke immer mehr zu vervollkommen; die Geschichte der Erstehung u. Verbeugung der Manufacturen u. Fabriken, der mancherley Arten von Maschinen, der technolog. Lehranstalten u. Industrieschulen, der neuen Vorschläge zur Verbesserung der Handwerke u. Künste durch Anwendung wissenschaftl. Grundsätze, u. zur wissenschaftl. Eintheilung derselben in gewisse Classen; die Geschichte der Vermählungen, die Gesundheit der Handwerke zu erhalten; die Geschichte der technolog. Literatur u. s. w. — II. Abth. Geschichte der mechan. Bereitungen, in drey Abschnitten. I. Handwerke, Manufacturen u. Fabriken, welche Nahrungsmittel der Menschen besorgen. Das Mahlen des Getreides auf allerley Arten von Mühlen, das Dreschen u. Reinigen des Getreides, das Mahlen der Kartoffeln, das Enthüllen mancher Früchte, die Bereitung der Gröhe u. der Graupen, das Buttermachen u. die Oehlbereitung. II. Handwerke, Manufacturen u. Fabriken, welche für die Kleidung des Menschen sorgen. Die Verfertigung der Lächer u. wollenen Zeuge, der baumwollenen, leinenen u. seidenen Zeuge, die Verfertigung der Strümpfe u. Strumpfzeuge. III. Handwerke, Künste u. Manufacturen, welche aus Wolle, Baumwolle, Flach, Seide zc. einiger Lebenssachen zur Kleidung u. zum Putz bereiten. Das Verfertigen der Bänder, Schnüre u. Spigen. — Nirgends hat der Vf. die Geschichte der Instrumente, Maschinen u. sonstiger Hülfsmittel vergessen. Auch die Literatur ist möglichst vollständig als Noten unter den Text gesetzt. War er auch nicht immer im Stande, den Namen eines Erfinders, oder die Zeit u. den Ort einer Erfindung bestimmt anzugeben, so hat er sich doch stets bemüht, die Entstehungsart der Erfindung und ihre allmähliche Verbesserung genau zu entwickeln und aufzuheilen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 16. Januar 1808.

Paris.

Bey Courcier: Mémoire explicatif du zodiaque chronologique et mythologique; ouvrage contenant le Tableau comparatif des Maisons de la Lune chez les différens peuples de l'Orient et celui des plus anciennes observations qui s'y lient, d'après les Egyptiens, les Chinois, les Perses, les Arabes, les Chaldéens et les Calendriers grecs; par Dupuis. An 1806. 149 S. in Quart, mit einem Kupfer.

Die Abhandlung selbst hat nur 86 Seiten; der übrige Theil des Buchs ist den Noten gewidmet, in welchen einzelne Materien, auf die Hr. D. bey seinen Untersuchungen gekommen ist, weiter ausgeführt werden. Die Idee des Ganzen ist folgende: Auf dem beygefügtten Kupfer steht in der Mitte die Sonne. Um dieselbe läuft in einiger Entfernung die Erde, um diese der Mond. In einer größern Entfernung sind alsdann mehrere concentrische Kreise gezogen. Die nächsten sind jeder in 28 gleiche Theile getheilt, und stellen von

K

J. Kuhn.

innen heraus die Kordehs der Perser, die Stationes Lunae der Araber, die Son der Chinesen, vor. Auf diese folgen die 27 Natchtrons der Indier, also die verschiedenen Abtheilungen des Zodiacus nach dem Aufenthalte des Mondes in demselben, und die Nahmen der Abtheilungen bey den genannten Völkern. Ein fünfter Kreis ist in 12 gleiche Theile getheilt, jeder zu 30 Graden, und enthält die Nahmen der Indischen Monate mit ihren Veränderungen. Der sechste von eben der Eintheilung begreift die Nahmen der Monate bey den Chinesen und Aegyptern. Diese alle umschließt endlich noch ein anderer Kreis, welcher die Ekliptik vorstellt. Er ist in die gehörigen Grade und Zeichen getheilt, von welchen die Bilder auf der äußern Seite hinzugefügt sind. Außerdem sieht man bey verschiedenen Abtheilungen die Sterne, die Symbole, welche dazu gehören, und die Zeichen der 7 Planeten. Alle diese Eintheilungen endlich fangen vom Widder an, nur die Chinesischen von dem entgegengesetzten Puncte, von der Koruähre und den Füßen der Jungfrau. Ist nun bey einem von den genannten Völkern eine Begebenheit durch ihre Entfernung von den Nachtgleichen oder Sonnenwenden bestimmt; so läßt sich auf dem in Grade eingetheilten Kreise des Zodiacus, z. B. durch einen Faden, die Zeit der Begebenheit angeben, wenn man annimmt, daß die Nachtgleichen in 72 Jahren, wie bekannt, einen Grad vorwärts rücken. Daß hierbey Genauigkeit der Beobachtungen stillschweigend vorausgesetzt wird, und daß Hr. D. sein bekanntes System zum Grunde gelegt hat, versteht sich von selbst. Indessen sucht er auch hier wieder durch Beyspiele seinen Beweisern neue Kraft zu geben,

welche den größten Theil des Buchs ausmachen. Rec. hat sich aber dabei aufs neue von der Unvollkommenheit astronomischer Kenntnisse vor den Zeiten der Alexandriner überzeugt. D's. Beweise gründen sich theils auf willkürliche Deutungen der Mythologie, die jeder Kenner des Alterthums, besonders in Deutschland, zu würdigen weiß, auf den Glauben an das Alterthum der Thierkreise, zu Dendera und Henne, der selbst in Frankreich jetzt zu wanken beginnt, und auf die Ausagen von späteren Schriftstellern, nach Christi Geburt, die für die ältesten Zeiten keine gültige Zeugnisse ablegen können. Es ist dabei auffallend, wie manche Nachrichten verdreht werden, damit sie in das einmahl angenommene System passen. Um unser Urtheil zu bestätigen, wollen wir Hrn. D. in seinem Gedankengange folgen, und die wichtigsten von seinen Behauptungen ausheben. Der Hauptsatz seiner Schrift ist also, daß die Perioden oder Eintheilungen des Thierkreises nach dem Stande der Sonne und des Mondes sich bey den meisten Völkern, nicht nur des Orients, sondern auch anderer Gegenden unserer Erde, z. B. bey den Mexicancern, befinden, daß sie daher von einem Urvolke ausgegangen seyn müßten, von dem sie nach und nach nach Europa und zu den Griechen übergegangen wären. Rec. glaubt dagegen, daß, so wie es in einem gewissen Sinne angeborne Ideen gibt, sich auch Erscheinungen finden, welche sich dem Menschen gleichsam aufdringen, besonders wenn sie von der Nothwendigkeit und dem Bedürfnisse herbegeführt werden, wie die Abwechselungen der Jahre und die Veränderungen des Mondes. Auf diese ersten, rohen Eintheilungen konnten also die Menschen ohne weitere Anleitung von selbst kom-

men. S. 5 führt der Verf. als eine Eigenheit der Chinesen an, daß sie eine Planetenperiode hätten, und daher die Monate in Wochen theilten und doch bemerkt er gleich darauf, daß sich die selbe auch bey andern Orientalischen Völkern finde und daß die Aegypter als die Urheber davon angesehen würden. Diese Unbestimmtheit hätte ihn auf eine genauere Untersuchung führen sollen über den Weg, welchen diese Eintheilung von oder zu den Chinesen nahm, und zu welcher Zeit es geschah. Nach S. 7 sollen mehrere Thiere, deren Namen bey den einzelnen Natchtron angebracht sind, Zodiacal- oder andere Sternbilder seyn, die sich auf das Natchtron bezögen; durch ihren Auf- und Untergang oder durch ihren Durchgang durch den Meridian. Es müßten daher seit langer Zeit mehrere Griechische Sternbilder in der Orientalischen Sphäre gewesen, und von dieser zu den Griechen übergegangen seyn. - Da D. selbst gesteht, daß die Behauptung nicht von allen gelten könne; so hätten bestimmte Gründe angegeben werden müssen, woraus sich mit einiger Wahrscheinlichkeit Folgerungen ziehen ließen. Dafür bemerkt man schon hier viele willkürliche Deutungen. Gleich bey dem ersten Natchtron steht z. B. der Name des Pferdes. D. glaubt, es könne das Pferd des Centauren seyn, welcher unter der Wage stände, und jetzt aufgehe, oder Perseus, der den Namen eines Reiters führe, vielleicht auch Pegasus, weil uns Achilles Latius sage (warum nur dieser?), daß wenn die Sonne im Widder stehe, oder im ersten Natchtron, derselbe vorher am Horizonte erscheine. Das zweite Natchtron übergeht Hr. D. in der Erklärung mit Stillschweigen, wahrscheinlich weil sich kein schickliches Bild

und keine Deutung fand. Hier stehen nämlich bloß drey Sterne vom Schwanze des Widder (der Kopf war im ersten), und drey Sterne der Fliege; und unter den dabey genannten Thieren Kléphant mâle. Also die Fliege fand sich schon in den ältesten Zeiten in Indien, nicht aber in der nach D. späteren Griechischen Sphäre, die doch von dorthier ihren Ursprung genommen hatte? S. 8 heißt es: Le Bouvier, ou le conducteur des vaches d'Icare monte en aspect avec le vingt-sixième natchtron, qui répond aux Poissons. On lui a affecté une vache, als ob die Fabel so bestimmt; davon spreche. Arctur ist zwar im Unterzuge begriffen, aber doch noch weit über dem Horizonte, wenn die Fische untergehen, und so umgekehrt bey dem Aufzuge derselben. Nach Soucier sollen der Elephant und der Affe unter den Orientalischen Sternbildern gewesen seyn. D. hält es bloß für wahrscheinlich. S. 9: In der Persischen sehe in dem dritten Decan der Zwillinge die Figur des Affen, desgleichen, setzt er S. 9 hinzu, findet man in der Sphaera barbarica im dritten Decan der Jungfrau, humerus Simiae australis. Im 22. Natchtron, das mit dem Steinbock zusammenfällt, steht bey D. wieder Guenon, und in der Persischen Sphäre unter demselben Sternbilde im ersten Decan corpus Simiae: caput. und im letzten, finis Simiae. Dieses konnte zweydeutig scheinen. Da aber bey dem Aufzuge des Steinbocks die Zwillinge untergehen, und bey dem Aufzuge der Jungfrau im Meridian sind; so ist es sehr wahrscheinlich, daß in einigen Orientalischen Sphären Affen statt der Zwillinge gesetzt wurden. Nach S. 10 soll die Fabel vom Schwane der Leda, dem Vater der Zwillinge, dadurch entstanden seyn, daß die letzten

untergehen, wenn der Schwanz aufgeht. Aus D's. Untersuchungen wird es nicht deutlich, welche von diesen angeführten Figuren sich bloß auf die Sternbilder beziehen, und welche Symbole von den Decanen, Aspecten u. s. w. bezeichnen. Dieses wäre möglich, da bestimmte Nachrichten von spätern Veränderungen der Griechischen Bilder in andere ähnliche Formen vorhanden sind. So heißt es S. 10 3. V. weiter: *Le Harpé, instrument tranchant, ou l'épée flamboyante que tient Persée, se couche avec le troisième Natchtron, Cartigue. On a placé sous ce Natchtron un rasoir et une flamme.* S. 12 findet Hr. D. einen neuen Beweis für das Alterthum der Wage darin, daß sie sich schon im Indischen Thierkreise finde. Außerdem (S. 94 Note g) heiße die Jungfrau aus keinem andern Grunde Themis, und der Centaur der Gerechte, als weil sie beide an der Wage liegen. Beide Fabeln aber gingen in das höchste Alterthum hinauf, also auch das Symbol der Wage. Ferner, nach Jones's Behauptung soll der Indische Thierkreis 1200 Jahre vor August existirt haben, also auch die Wage. Der Zodiacus von Dendera ist, nach D., eben so alt, als der, welchen Eudoxus brachte, d. h. 1400 vor Ehr. Geb. (!); in demselben steht aber die Wage; also — —. S. 112 wird diese Behauptung in einer Polemik gegen Testa, dem, wie natürlich, D's. Gründe nicht einleuchteten, noch weiter ausgeführt. Testa hält nämlich den Thierkreis, eben der darauf befindlichen Wage wegen, für neu. Ein anderer Grund D's., daß die Wage zu August's Zeiten um fast 20 Grade vom Punkte der Nachtgleichen abgestanden habe, hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, läßt

sich aber doch widerlegen. Indessen ist hier der Ort nicht dazu, und gegen die bekannten historischen Gründe beweiset er gar nichts. Daß sich das Sternbild in den Kalendern der Römischen Priester befand, die bis Numa hinaufgingen, ist ein gerader Widerspruch mit den Aussagen der Römer; wir können aber hier D., der auf sein größeres Werk verweist, ebenfalls nicht folgen. Man habe, fährt er fort, 12 Zeichen, cest-à-dire des emblèmes qu'on appelloit εἰδωλα, am Himmel gesetzt, und zwar auf das Zeugniß des Achilles Tatius; warum aber nicht der frühern Schriftsteller, welche ausdrücklich sagen, daß es 12 Theile des Zodiacus, aber nur 11 Bilder gab? Hr. D. meint, es könnten keine 12 Theile gewesen seyn, wenn der Scorpion zwey dergleichen enthalten habe. Die Eintheilung nach 12, die ihren Grund in der Eintheilung des Kreises hatte, findet man aber überall, und es wird deutlich, daß hiernach die Eintheilung, nicht aber nach den Bildern, gemacht wurde. Richtig ist es zwar, daß auch Hipparch das Wort ζῳδιακ als einen technischen Ausdruck bey der Eintheilung des Kreises brauchte; er führt aber deswegen nicht mehr Bilder, als gewöhnlich, an. Die Wage heißt bey ihm noch χηλαί, wie es seyn muß, und nur erst der spätere Geminos, zu dessen Zeiten dieses Gestirn an den Himmel kam, braucht in der Eintheilung zuerst ζυγος, aber nur selten führt er dasselbe in seinem Kalender bey den Aufgängen, wo er gewöhnlich die Autorität älterer Astronomen benutzte, an, und wo er es thut, braucht er den Ausdruck χηλαί eben so, wie nachher Ptolemäus, welcher sich der beiden Nahmen auch abwechselnd bedient. Nach Servius,

führt Hr. D. gegen Testa fort, hätten die Chaldäer 11 Bilder gehabt, und diesem sey Virail gefolgt. Es beweise aber nichts gegen die Aegypter. Doch, meint er, könne sich Servius hier leicht geirrt haben, wie man aus Diodor sehe, nach welchem die Chaldäer 12 Gottheiten als Vorsteher der 12 Monathe, und 12 Zeichen hatten. Man sieht daraus, theils daß Servius, der Entfernung wegen, die Lehren der Ältern nicht verstand, und daß die Chaldäer bey 11 Bildern doch 12 Zeichen haben konnten, theils daß alle alten Völker in ihren Kenntnissen nicht immer bey einerley Lehren blieben, und dieses war wohl natürlich. Das Zeugniß der Indier aber darf hier gar nichts beweisen. Mit diesen Gründen glaubt Hr. D. nun die *modernes faiseurs de chronologie* (S. 114) abgefertigt zu haben, und geht zu seiner Lieblingsmeinung über, darzuthun, daß die Wage mit allen übrigen Sternbildern existirt habe, als sich ihre Sterne in der Frühlingsnachtgleiche befanden. Hier wird der Beweis wieder durch die in Aegypten aufgefundenen Thierkreise, und durch die Bedeutungen der Bilder geführt. En un mot, setzt der Verf. S. 117 hinzu, *les images du Zodiaque n'étaient d'accord ni avec le ciel ni avec la terre chez aucun peuple il y à 2000 ans, et ne le sont pas encore aujourd'hui. On ne peut nier qu'elles y seront pour la plupart d'accord dans 10000 ans; donc elles ont dû l'être il y à 15900 ans; car quand on a imaginé ces symboles, c'était pour qu'ils pussent servir à ceux qui les créaient, et non pas à ceux qui viendront 10000 ans après nous. So scheinbar dieses Raisonnement ist; so läßt es sich doch wider-*

legen, wenn man auf die Gründe und die Natur der Sache sieht: es würde uns aber hier zu weit führen. Die Araber hatten eine ähnliche Eintheilung, wie die Indische, in 12 maisons du Soleil, die sich auf die Theorie des Einflusses gründete; sie sollen also hierin den Indiern nachgeahmt haben. Wie, wenn es umgekehrt wäre? Diese beiden Eintheilungen des Thierkreises nach dem Stande der Sonne und des Mondes (maisons du Soleil, und maisons de la Lune) müssen gleichzeitig fern, weil sich in beiden dieselben (Griechischen) Sternbilder befinden (S. 13), gegen Bailly und le Gentil, welche die Mondseintheilungen für früher halten. S. 14 wird die Bemerkung gemacht, daß die Indischen Monate ihre Namen nicht von den Sternbildern hätten, mit welchen sie zusammentreffen, sondern von den entgegengesetzten Nachtrons, in welchen der Mond voll war, also von den Verttern der Ekliptik, die am Abend, beim Untergang der Sonne, hervorkamen. Dieses verbindet der Verf. mit den Aeußerungen der Braminen, daß ihr Jahr regulirt worden wäre, wie der Mond voll gewesen sey. Dasselbe findet man, wie schon erwähnt worden ist, bey den Chinesen, und es beweiset für das Alterthum der Astronomie weiter nichts, als daß es bey den genannten Nationen so war, und daß die ersten Beobachtungen roh und einfach waren, und von einerley Grundsätzen ausgingen. Sie glaubten wahrscheinlich, den Vollmond genauer beobachten zu können, als den Neumond, wo sie mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wie die Griechische Astronomie zeigt. S. 16 Beispiele, daß Indier, Chinesen, Aegypter, nicht allein in astronomischen, sondern

auch in philosophischen Ideen mit einander übereinstimmten, auch mit den Manichäern, was dem Rec. gegen das Alter aller dieser Ideen kein unbedeutender Beweis scheint. Auch Persische Namen findet man unter den Chinesen (S. 18). Indier, Perser und Araber hätten einerley Bilder, z. B. den Schützen mit einem Schlangenschwanz. Die Aegypter theilten ebenfalls das Jahr in drey Theile zu 4 Monathen, wie die Chinesen.

So weit die Gründe, aus welchen die Karte entstanden ist. Uebergang zum Gebrauche derselben in der Chronologie und Mythologie (S. 19). Man habe, glaubt D., die Koluren der Nachtgleichen und Sonnenwenden an eine bestimmte Jahreszeit oder an den Anfang des Jahrs geknüpft, nicht aber an einen willkürlichen Stern, wie γ ariet., mit welchem Indier, Perser, Araber, anfangen. Es scheint, daß D. die Schwierigkeit nicht überdacht hat, welche mit solchen Bestimmungen verknüpfet wären, wenn man nicht von sinnlichen Punkten hätte ausgehen wollen. Die Ausführung dieser Behauptung ist aber für eine Recension wieder zu weitläufig. S. 25—27 kömmt Hr. D. endlich zu einer Haupt-Discussion, welche gleichsam bey der ganzen Untersuchung zum Grunde liegt. Er gibt nämlich ein Beyspiel zum Gebrauche des Thierkreises aus dem ältesten astronomischen Werke der Indier, dem Souria-Sidantha, in welchem der Kolur der Nachtgleichen $23^{\circ} 20'$ jenseit γ ariet. gesetzt wird, oder in den zweyten Natchtron Bharani, und berechnet daraus das Alter der Beobachtung, nämlich 2064 Jahre vor unserer Zeitrechnung (S. 26). Es ließe sich aber zeigen, daß, wie gesagt, unvollkommene Beobach-

tungen die Bestimmung veranlaßt haben, wenn es der Raum verstattete. Außerdem beweisen ja auch die von D. angeführten Eintheilungen der Mondperioden in 27 und 28 Theile, daß Nationen, welche beim Mondlauf mit einem numerus rotundus, wie Hr. D. sagt, zufrieden waren, bey der Sonne noch stärker irren müßten. Ncc. begreift wenigstens nicht, wie man dabey an ein Vorrücken der Nachtgleichen denken, oder behaupten kann, que la connoissance de la précession est répandue dans toute l'Asie jusques à la Chine, tandis qu'en Grèce, 128 ans avant notre ère, Hipparque ne faisait que la soupçonner et que Ptolemée, qui est venu trois siècles après ne la faisait que d'un degré en 100 ans, quoiqu' elle soit d'un degré en 72 ans; nouvelle preuve des progrès lents que la science des Orientaux a faits en Occident, où l'on prétend aujourd'hui savoir tout (S. 125). Mit diesen Bestimmungen ist aber Hr. D. noch nicht zufrieden, sondern er benutz die Beobachtung des Souria-Sidantha noch auf folgende Art für sein System. Er glaubt, der erste Natchtron Asouini müsse einmahl mit dem ersten Ritou (Zeit von 2 Monathen) zusammengefallen seyn. Dieses wäre möglich gewesen, entweder wenn man den ersten Asouini um ungefähr 5 Natchtron fortrücke, wo derselbe auf das Sommer-Solstitium trifft, und also der gegen über stehende Punct auf das Winter-Solstitium, oder den Anfang des ersten Ritou. Noch besser sey es aber, wenn man den ersten Asouini bis zum Herbst-Aequinoctium fortrücken lasse, wo ebenfalls ein Zusammentreffen der Natchtron und der Ritou's

Statt finde; wie aus der Karte deutlich wird. Das letztere paßt nun in sein System, und die Eintheilung muß daher vor 15174 Jahren gemacht seyn. Alle übrigen Gründe, auf welche D. so viel bauet, sind um nichts gewisser, so lange keine genauere Darstellung des Verfahrens dieser Völker bey Bestimmung der Kolumnen angegeben werden kann. So saß das Zeugniß des Varahs, einer nach Jones, wie es scheint, und D. späteren Schrift, nichts, wenn der Verfasser behauptet (S. 30), das Solstitium sey anfänglich im Löwen gewesen; so hätte die angeführte Aussage von einem der Verfasser der Oupnek'hats, der (S. 92 Note) ausdrücklich den Thierkreis in 28 Nachtrons gegen die Annahme von 27 im Souria-Sidantha theilt, Hr. D. über die Unbestimmtheit der Indischen Beobachtungen belehren können; er antwortet aber nur kurz darauf, es sey ein späteres Werk. Eben so sind die Nachrichten im Boundesh der Perser auffallend unbestimmt. Hr. D. fühlt dieses selbst, wenn er hinzusetzt, daß, weil keine Grade angegeben wären, eine Ungewißheit von 930 Jahren übrig bleibe. Er nimmt aber doch ein Mittel an, und setzt die Epoche auf das 850. Jahr vor unserer Zeitrechnung (!). Auch das Märchen der Aegyptischen Priester bey Herodot und Pomponius Mela I, 9, daß, seit die Aegyptische Nation existire, quater cuius suos vertisse sidera, ac solem bis jam occidisse, unde nunc oritur, erklärt Hr. D. aus seiner Hypothese. Mehrere Indische Nationen theilen nämlich den Zodiacus nach der Ordnung der Zeichen, und nach dem Stande am Horizonte in vier Theile, in den östlichen, vom

Krebs bis zur Jungfrau, den südlichen, von der Waage bis zum Schützen u. s. w. Wenn man also, meint Hr. D., für occidisse im Pomponius Mela Westen, und für oritur Osten setze, und annehme, daß sich die Koluren der Nachtgleichen in 13000 Jahren, die gerade eine halbe Fixstern-Revolution ausmachen, umgekehrt hätten; so ließe sich ein Sinn in die Stelle hineinbringen (S. 57), und das astronomische Räthsel lösen (S. 112), das sonst eine Absurdität seyn würde, wofür es der Rec. auch erklärt. Die abweichende Erzählung Herodots, und der Umstand, daß nicht Alles dabei erklärt werden könnte, hätte auch Hr. D. leicht davon überzeugen können, wenn ihn nicht die Liebe zu seiner Hypothese zu der gezwungenen Erklärung verleitet hätte. Eben diese veranlaßt ihn, daß er bey den meisten Nachrichten aus le Gentil und Andern nach den Beweisen zu fragen vergißt; daß er glauben kann, die Indier hätten das Vorrücken der Nachtgleichen zu 54" jährlich sehr gut finden können, wobey sich die Fehler leicht durch die Menge der Beobachtungen aufgehoben hätten; daß er sich beym hohen Alter nur an die Zeugnisse von Cyrillus, Syncellus, Josephus und Andern hält, und die früheren, freylich gröberer, aber wirklichen, Versuche von Hipparch und Ptolemäus, von denen oben schon die Rede war, bloß mit dem Zusatze abfertigt: Vous n'êtes que des enfans, disaient à Solon les prêtres de Sais et ils avaient raison. Um endlich den Nutzen zu zeigen, welchen die Mythologie von diesem Zodiacus zu erwarten hätte, vergleicht der Verfasser die Indischen Feste mit den Griechi-

sehen, ebenfalls auf seine, zum Theil schon aus seinem größern Werke bekannte, Art, woben wir ihm, aus Mangel des Raums, weiter nicht folgen können.

Meining Leipzig.

Bemerkungen über Rußland, von dem Freyherrn von Campenhausen, Russischkaiserlichem Major der Cavallerie, u. s. w. 199 Seiten in Octav. 1807. Diese kleine Schrift besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste enthält einige geographische Betrachtungen, Rußland überhaupt betreffend; die zweite, Bemerkungen über einige Provinzen und Städte des Russischen Reichs, besonders der Moldau, Besarabiens, und der Krimm. Deynabe hätte uns die erste Abtheilung abgeschreckt, weiter zu lesen. Wir fanden lauter bekannte Sachen, untermischt mit den sonderbarsten Schreib- oder Druckfehlern. Nachdem auf S. 16 die vornehmsten Flüsse genannt worden sind, die aus Sibirien, oder von den Uralischen Gebirgen herabströmen, und sich in den nördlichen Ocean ergießen, so kommen S. 17 die Flüsse vor, die ihre Quellen in den Sibirischen Bergen haben, und in das Occidentalische Meer fallen; und diese Flüsse sollen die Angara, und der Amur seyn. Unter den Finnischen Völkerschaften erscheinen die Terpiaker und Tschuwaschen, beide in der Bucharen. S. 23. Zu den echt-Tatarischen Stämmen werden die Jakuten, die Nogaiier, und mehrere andere Völkerschaften gerechnet, die nichts weniger, als unvermischte Tataren sind. S. 24. Recht interessant hingegen sind die Beobachtungen und Nachrichten des zweyten Abschnitts, welche der

Hr. Verf. während der Feldzüge gegen die Türken gemacht, und gesammelt hat. Hr. von C. bringt sowohl über die Kosakowiken (S. 58—66), als über die ehemahligen Saporoger (S. 58—82), Manches bey, was wir sonst nirgend gefunden haben. Die ersteren sind in viele Secten getheilt. In einer derselben werden die Geschäfte der Priester von Weibern besorgt. Unter den so genannten freyen und edeln Saporogern hatte eine wirkliche Gemeinschaft der Weiber Statt. Die letzteren wohnten in abgesonderten Dörfern, und durften keinem freyen Saporoger ihre Gunst versagen. So bald Jemand ein Mädchen ausschließlich besitzen wollte, so mußte er sich von der Secte trennen, seinem Antheil an der gemeinschaftlichen Beute entsagen, und von dem Lande, das ihm angewiesen wurde, eine gewisse Steuer entrichten. In dem Catharinoslawischen Gouvernement lassen noch manche Güterbesitzer ihre Felder von Zigeunern, oder anderem herum ziehenden Gesindel bearbeiten, mit welchen sie auf Ein oder einige Jahre einig werden. S. 87. An beiden Seiten des Bugs sind häufige Rudel von wilden Pferden, die, selbst wenn sie jung eingefangen werden, meistens unbezähmbar bleiben. Weniger unbändig zeigen sich die Pferde, welche am Don in zahlreichen Tabunen weiden, und sich eher in einem Zustande von Freyheit, als Wildheit finden. S. 95, 96. Hr. von C. beschreibt S. 110, 111, die Art, wie zu Karasubazar der Saffian bereitet wird. Wir begreifen nicht, wie der Verfasser die Tataren, welche er S. 145, 146, schildert (wahrscheinlich Mogaiier), aufgeklärter, als die Türken, nennen konnte. Der Vo-

den in Besarabien ist vortreflich, die Strecke an der Donau und die Dtschakonsche Steppe ausgenommen. Die Atermanschen Mirabelken, die Apriosen von Ismaet, und die Pflirsche von Babahda werden für die besten ihrer Art gehalten. S. 150, 151. In der Moldau sind die meisten Pflanzen kleiner und schwächer, als in Besarabien. S. 156. Hr. von C. und mehrere seiner Freunde bestellten ein Mittagessen bey einem wegen seiner Kunst berühmten Koch, der vormahls dem Sultan gedient, und sich in Bender niedergelassen hatte. Die Türkischen Gerichte behagten den Russischen Officieren nicht. S. 154. Die vornehmen Moldauerinnen tanzten, von den Männern abgefondert, bald einzeln, bald in Reihen. Es kostete den Russischen Siegern nicht wenige Mühe, die Besarabianen, und noch mehr die Bojaren, zu Englischen Tänzen zu bewegen S. 165, 166. Die Bauern in der Moldau graben die Reste verstorbener Anverwandten nach drey Jahren aus, zerstoßen die ausgegrabenen Reste in einem Sack, und senken sie mit diesem wieder in die Ruhestätten ein. S. 181. Die Zigeuner in der Moldau machen vier Casten aus. Eine derselben ist so verworfen, daß sie sich von den übrigen ungestraft mißhandeln lassen muß, und nicht in ordentlichen Häusern wohnen darf. Die Summen, welche die Hospodare der Moldau an die Türken bezahlten (S. 161, 162), sind aus archivalischen Urkunden, so wie die Einkünfte und Ausgaben des Türkischen Sultans (187. u. f. S.) aus officiellen Papieren gezogen, die dem Russischen Heer in die Hände fielen.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 18. Januar 1808.

Gotha.

Ysh

Der Thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert von *K. E. A. von Hoff* (Gothaischem Legations-Rath) und *Chr. W. Jacobs* (Gothaischem Oberconsistorial-Rath). Erste oder nordwestliche Hälfte, in zwey Heften. Zusammen von 690 Seiten in Octav, mit saubern Kupfern von mahlerischen Ansichten und einer vom Hrn. v. S. bearbeiteten Karte, der ersten, welche den Thüringer Wald mit dieser Genauigkeit und Ausführlichkeit darstellt. Ueberhaupt ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Werk, das einen ehrenvollen Platz unter den zweckmäßigsten so genannten Topographien verdient, wodurch namentlich die Naturgeschichte und Statistik von Deutschland seit anderthalb hundert Jahren so viele nützliche Aufklärung erhalten hat. Zu den Deutschen Provinzen, von welchen bisher noch eine Schilderung der Art fehlte, gehörte auch der von so mannigfaltigen Seiten überaus interessante Thüringer Wald; und Niemand hätte wohl diese Lücke so

8

trefflich zu füllen vermocht, als die Verfasser, die beide schon durch andere gelehrte Arbeiten vorthailhaft bekannt sind, und die als verbundene Freunde nun schon seit 15 Jahren diese Gebirgsgegenden fleißig bereiset und untersucht hatten. Hr. v. S. unter andern namentlich in geologischer und mineralogischer; so wie Hr. J. in statistischer, cameraalistischer und technologischer Hinsicht.

Der erste Heft begreift die allgemeine, der zweite die speciellere Topographie. Aus beiden hier nur Weniges als Probe von dem vielen Interessanten, das sie enthalten. — Der wunderfame Rennweg, der vom Anfange des Thüringer Waldes, bey Eisenach, ununterbrochen auf der Höhe des Rückens desselben bis zur Saale, also gegen 30 Meilen weit, und ohne nur einen bewohnten Ort zu berühren, fortläuft, meist mit hohen Grenzsteinen besetzt, und überall breit genug ist, um befahren zu werden. — Unter den sonderbaren Gebirgsarten des Thüringer Waldes besonders einige merkwürdige Porphyre, wie der von seinem trefflichen Gebrauch so genannte Crawinkler Mühlstein, der Kugelporphyr vom Schneekopf, der Säulenporphyr am Kupberg 1c. Die Talkarten, Serpentin 1c. scheinen ganz im Thüringer Waldgebirge zu fehlen. — Die reiche Flora desselben; sie hält fast zwey Drittel der in Deutschland einheimischen Gewächse. — Historische Data, wie in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach und nach die Bären, Luchse und Wölfe aus diesem Gebirge ausgerottet worden. — Auch der schwarze Storch nistet auf dem Thüringer Walde. — Charakteristische Schilderung der Einwohner, ein schöner, kraftvoller und gewandter Schlag von frohen Menschen. Aber die blühenden Mädchen altern in der Ehe auf-

fallend schnell. — Von der Pest, die sich 1679—81 in Deutschland auch nach Thüringen verbreitet hatte, blieben doch die Waldbewohner befreit; aber der großen Mortalität in den schrecklichen Hungersjahren von 1771—72 mußten auch sie unterliegen. — Kaffee und Brantwein sind bey ihnen weit weniger üblich, als in den Wirthschaften des flachen Landes. — Ihre eigne Tracht, ihre Volksbelustigungen, Sprache u. s. w. — Starke Bevölkerung des Thüringer Waldes. Im Durchschnitt 3100 Menschen auf der Quadratmeile. — Eine neuere, im Fürstenthum Gotha erlassene, Verordnung verbietet, um der steigenden Bevölkerung Einhalt zu thun, die Erweiterung der alten und den Anbau neuer Wohnungen in den Waldorten. — Auffallend ist im Frühjahr das bessere Ansehen, welches die im Gothaischen Antheil liegenden Wiesen vor denen der benachbarten Gegenden auszeichnet, seitdem in jenen die Frühbüdung um 12 Tage verkürzt, und auf ihren ursprünglichen Termin nach dem alten Kalender zurückgebracht worden ist. — Seit nach den modernen Grundsätzen der Forstwissenschaft die Waldhutung für unbedingt schädlich erklärt, und entweder gänzlich aufgehoben, oder doch gar sehr beschränkt worden, hat sich der Viehstand in den meisten Gegenden des Thüringer Waldes um die Hälfte verringert. — Bienenzucht und Winterfrucht wollen auf dem Gebirge, besonders wegen der lange anhaltenden Strenge des Winters, nicht gedethen. Ueberhaupt ist der Getreidebau da nicht ergiebig, und soll auch in guten Jahren kaum das Drenfache der Einsaat gewonnen werden. — Ehe die Waldbewohner ihr jetziges tägliches Brot, die Kartoffel, kannten, sollen zumahl die Kohlrüben

oder Unter-Kohlrabi ihre Stelle vertreten haben. — Im Ganzen erzielten die Waldorte nicht den vierten Theil ihrer vegetabilischen Bedürfnisse. — **Ziel** Merkwürdiges über die mannigfaltigen Gewerbe der Waldbewohner. Auch hier die traurigen Folgen des Drucks, den die armen Fabrikanten erleiden, gleichsam als Leibeigene der Großhändler der Fabrikate, für deren Wohlstand sie arbeiten. *sic vos non vobis.* — Lehrreiche, wenn gleich nicht erfreuliche, Beispiele, wie große, einträgliche Fabriken theils durch unverhältnismäßige Abgaben, theils durch die unseligen Folgen des Kriegs und dergl. schnell in traurigen Verfall gerathen. — **Interessante** Notizen über so manche besondere, am Thüinger Wald verarbeitete, Fabrikate, wie z. B. die meerschäumenen Pfeifenköpfe, Spicknadeln, Zinnknöpfe, Kienrus u. dergl. m. — Innungen von Siebmachern, Korbflechttern und Peitschenstielmachern. — Die berühmten Bleichen zu Friedrichsrode und Ordruff; die trefflichen Gewehrfabriken zu Zella und Suhl; an letzterm Orte die große Barmentweberey ic. — Dieß alles im genauen statistischen Detail, so wie fast durchgehends selbst von den einzelnen Dörfern die Anzahl der Feuerstätten und Einwohner. Unter vielem anderm dem Reisenden Nützlichen auch Anzeige, wo irgend verdiente, wenn gleich nicht weitberühmte, Gelehrte oder Künstler leben; merkwürdige, aber auswärts wenig bekannte, Sammlungen sich finden und dergl. m.

III. **Herrmann Braunschweig und Helmstädt.**

Lehrbuch der summarischen Proceffe. Von D. Leonh. Ludw. Gottl. Süptiz, Professor der Rechte und Beysitzer der Juristenfacultät in Helm-

städt. Bey C. G. Fleckeisen. 1807. X u. 150 S. in gr. Octav. Der Zweck dieser Schrift ist, nach der Angabe des Verf., zunächst der Gebrauch derselben als eines Leitfadens bey Vorlesungen über die Theorie der summarischen Proceffe. Nach dieser Ansicht durfte er es mit Recht fordern, daß über einzelne, von den Meinungen Anderer abweichende, Sätze, deren Rechtfertigung in ein Compendium nicht gehört, und deshalb von ihm in einer eigenen Sammlung einzelner Abhandlungen versprochen ward, nicht gestritten werde. Was indeß die Anordnung und die Manier des Ganzen betrifft: so ist es dem Rec., in so fern sich dieses ohne Rücksicht des Einzelnen thun läßt, erlaubt, darüber Einiges zu bemerken. Der Verf. hat zuerst in einer Einleitung das Verhältniß der summarischen Proceffe zu dem ordentlichen — den Grund und Umfang der ersteren — einige allgemeine Sätze, besonders als Regeln für die streitenden Theile, — darauf eine Eintheilung der einzelnen summarischen Verfahrensarten, und endlich eine kurze Literatur angegeben. Jene Eintheilung, welche er auch bey dem besondern Theile zum Grunde legt, ist in der Hauptsache die gewöhnliche: in bestimmte und unbestimmte summarische Proceffe. Bey den ersteren stellt er dann folgende Rubriken auf: entweder soll durch jene Proceffe noch gar keine Entscheidung über die Rechtsverhältnisse selbst bewirkt werden, oder es soll eine solche wirklich dabey erfolgen. Zu jener Classe gehört der Provocations- und der Arrest-Proceß; und bey der Eintheilung der Provocationen kommen drey Hauptabschnitte vor, welche Rec. als etwas Besonderes herauszuheben hat: 1) Aufforderung zur Klage we-

gen solcher Ansprüche, deren sich der Gegner berührt hat, pr. ex L. Diffamari. — 2) Aufforderung zur Klage, um Nachteile abzuwenden, die aus einer Verzögerung der Klage entstehen könnten, pr. ex L. si contendat. — 3) Aufforderung zur Bewahrheitung gewisser Aeusserungen des Aufgeforderten, die für diese keine Klage begründen: aber dem Gegner nachtheilig sind. Der Verf. beruft sich, indem er die dritte Rubrik von der ersten, mit welcher sie bisher vereinigt wurde, trennt, theils auf den Reichsabschied 1532 Art. 3. §. 2., theils auf den natürlichen Unterschied, welcher durch die gewöhnlichen Begriffe über jene Provocationsarten schon anerkannt sey — findet dann auch bey den Lehrern weniger, als bey den übrigen, ein bloß vorbereitendes Verfahren, und läßt deswegen auch den Gerichtsstand des Provocaten dabey eintreten. — Die zweite Hauptklasse der bestimmten summarischen Prozesse enthält theils einfache, theils zusammengesetzte Verfahrensarten. Zu jenen gehört der unbedingte Mandats-, der Executiv- und der bedingte Mandats-Proceß; zu diesen das Rechnungs- und Concur-Verfahren. Bey den unbestimmten summarischen Processen wird der Confistorial- und Besitz Proceß ausgeführt. — So viel über die Anordnung des Ganzen. Ueber die Behandlung der einzelnen Theile muß Rec. zuerst bemerken, daß bey den verschiedenen Processen nicht überall dieselbe Ordnung befolgt, sondern nach der Rücksicht der bequemern Darstellung bey dem einen dieser, bey dem andern jener Punct vorangeschickt wird — ein bedeutender Umstand bey einem Compendio, wo man es hier wenigstens jedem Dozenten glauben muß, daß er bey dem mündlichen Vortrage die Wor-

theile benutzen wird, welche man bey einem Leitfaden hat, bey dem man nicht an die Form einer steifen Requisition-Methode gebunden ist. Freylich wird dabey über die Verbindung der einzelnen Stücke nicht leicht hinweggegangen werden dürfen — denn das Compendium bemerkt darüber fast nichts. Der Styl des Verf. ist übrigens nicht immer der compendiarischen Kürze. Vielmehr scheint dem Rec. Manches gesagt zu seyn, was dem mündlichen Vortrage vorbehalten bleiben müßte. Wozu unter andern in der Einleitung das zweymahlige Anführen des Sages: der Richter müsse im Zweifel den ordentlichen Proceß als angestellt annehmen — ? Was endlich die Belege einzelner Sätze betrifft, so finden sich nach der Absicht des Verf. wenige eigene Argumentationen — wohl aber eine große Menge von Citaten, theils aus Gesetzen, theils aus Schriftstellern; und in dieser Hinsicht läßt sich dem Buche die Vollständigkeit nicht absprechen. Rec. hält dafür, daß auch dadurch die Brauchbarkeit der Schrift nach dem ihr vorgezeichneten Zwecke gefördert werde — und so glaubt er, sie demselben gemäß, mit Ausnahme der nicht immer gehörig beobachteten Kürze, allerdings empfehlen zu können.

Göttingen.

Gräffe

In Commission bey Justus Friedrich Dankwerts:
 Kleine Sammlung von Religionsvorträgen,
 gehalten von Franz Ferdinand Schläger, Stadt-
 und Garnisonprediger in Münden. 1808. XVI
 und 141 Seiten in Octav.

Diese Religionsvorträge unsers ehemahligen
 Mitbürgers empfehlen sich zu einer Anzeige in
 diesen Blättern, sowohl durch die Simplicität
 und Wärme, die aus ihnen spricht, als auch

durch die besondere Ursache, welche ihre Herausgabe veranlaßte. Der Ueberschuß, der aus dem Verkaufe dieser Predigten gewonnen wird, ist nämlich dazu bestimmt, eine von dem Verfasser in Münden errichtete Töchterchule zu unterstützen. Von diesem wohlthätigen Institut, woran es der Stadt Münden bisher gefehlt hatte, und von den Schwierigkeiten, bey dem Mangel eines dazu gehörigen Fonds dasselbe zu errichten, gibt die Vorrede Nachricht.

Die gegenwärtige Sammlung enthält, außer einer Censur, Probe-, Aufstellungs- und Arttrittspredigt, welche besonders einem jungen Geistlichen, der in ähnlichen Verhältnissen sich befindet, sehr willkommen seyn werden, auch noch eine Beichtrede, über den Werth der Religion; ein Gebet, bey dem Anfange des Gottesdienstes; eine Vorlesung, über das Bedürfniß der Religion; eine Predigt über den Werth des Feiertages, nach Luc. 14, 1—11; ein Gebet für die Communicanten; eine Aureden an die Communicanten, und ein Gebet nach der Communion. In diesen letzteren Stücken führt der Verfasser eine liturgische Idee aus, alle Theile des sonntägigen Vormittags-Gottesdienstes in eine nähere Verbindung zu bringen, so daß sie alle nur ein Ganzes ausmachen. Von dieser Seite betrachtet, ist gegenwärtige Schrift eine Bereicherung der liturgischen Literatur.

Oben 9. Stück S. 85 Lin. 12 von unten auf: Mykon. Panäus, lies: Micon. Panäus. Doch dergleichen Druckfehler gibt es im Sigueroa mehrere.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 21. Januar 1808.

Göttingen.

Anti-Leviathan, oder über das Verhältniß
der Moral zum äußern Recht und zur Politik.
1807. Octav S. 318.

Ein Geschäftsmann, nach der Zueignungsschrift,
nach der Sprache aus dem südlichen Deutschlande,
nach dem Inhalte voll von dem edeln Gefühle für
den hohen Werth der geistigen Natur des Men-
schen, für seine Unterwerfung unter das Sitten-
gesetz und seine Bestimmung zur Religiosität, tritt
hier als Widerleger der in der Darstellung eines
neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt
und dem neuen Leviathan, zwey Werke Eines Ver-
fassers, aufgestellten Grundsätze auf: Grundsätze,
nach denen nur Nothwendigkeit herrscht, Recht ist,
was geschah, und geschehen wird; die höchste Ge-
walt, welche der neue Leviathan mit der obersten
Intelligenz begabt, keine Grenze, als in der phy-
sischen Natur, finden soll, gar nicht in dem Rechte
der Individuen: denn bloß die Vervollkommnung der
Gesellschaft, als abstracter Idee, ist Zweck jener

M

Gewalt, der absolute Werth der Individuen eine Null. Nur allein aus der Beschränkung der Herrscher sey die Tyranny, selbst jener verurtheilten Römischen Imperatoren, entstanden, wie sie der Pinsel des melancholischen Tacitus darstelle, aus den Ueberresten der vorigen Verfassung. Die höchste Gewalt oder oberste Intelligenz, denn das ist eins, müsse keine Constitutionen, als der Vervollkommnung der Gesellschaft Schranken legend, dulden. So höchst gefährlich diese Sätze klingen, so wird es doch zur Beruhigung gereichen, daß nicht allein die höchste Gewalt in mehreren neu errichteten Staaten für gut fand, Constitutionen zu verfassen, also einigen Werth darauf setzte, und daß besonders der für Regenten und Völker gleich trostlose Schlußstein, auf welchem das ganze Gebäude des Leviathans ruhet, gar nicht geeignet ist, ihm irgendwo Eingang zu verschaffen, denn nach diesem "ist die Zeit nicht mehr fern, wo jeder Staats-Chef, dem es an Kraft gebricht, die von seinen Vorgängern aufgebaute Regierungsmaschinen zu impulsiren, sich wird gefallen lassen müssen, von ihr, wie von einem Wetterstrahl, über den Haufen geworfen zu werden". Bey der, Gott Lob! allenthalben eingeführten Erblichkeit des Throns ist es so gut das größte Interesse der Regenten, als der Regierten, die Zukunft nicht bloß Zufälligkeiten zu unterwerfen, sondern, so weit es irgend angeht, ihr einen sichern Ableiter gegen die Wetterstrahle in den Begriffen von Recht und Unrecht und deren kraftvoller Anwendung zu geben. Wir bedauern es, daß in dem vorliegenden Buche, das seinen Gegenstand auf das ausführlichste in drey Heften behandelt, die Einleitung polemisch, wenn gleich in der liberalsten Manier, ist, da jene Einlei-

dung der rein-dogmatischen sehr nachsteht. Der
 Verf. ist mit Freyheit den Kantischen Vorstellungs-
 arten gefolgt. Daß diese Vorstellungsarten die
 zweckmäßigsten sind, verdorbenen Neigungen Ein-
 halt zu thun, auf den Willen zu wirken, haben
 wir nie geglaubt. Nur bey einem schon getäus-
 teten Gemüthe scheinen sie erst eingreifend zu wer-
 den. Die Motive, aus einer wohlverstandenen
 Glückseligkeitslehre hergenommen, finden eher
 bey leidenschafelichen oder schwachen Menschen Ein-
 gang, und den Anhängern eines gefährlichen practi-
 schen Systems möchte am ersten durch Darstellung
 der Folgen und des Zweckwidrigen der Handlungs-
 weise, die es vorzeichnet, zu begegnen seyn. Die
 Geschichte ist hier von unschätzbarem Werthe.
 Unser Verfasser hat zwar sehr Recht, daß sie
 nicht unmittelbar zeigt, was geschehen sollte: aber
 indem wir aus ihr lernen, was geschehen ist, sehen
 wir zugleich oft, wie schlechte Zwecke, mit noch so
 gut berechneten Mitteln, sich früher oder später
 selbst vernichten, wie häufig die Verkennung der
 Begriffe von Recht und Unrecht sich selbst strafe.
 Eine Theodicee löst sich freylich aus der Erfah-
 rung, von der die Geschichte einen Theil ausmacht,
 nicht, darthun: aber indem letztere das Wandel-
 bare von Allem, was in der Zeit geschieht, uns
 vorführt, zeigt sie zugleich (wozu die Wahrnehmun-
 gen eines Menschenlebens selten hinreichen) die
 ganze Folgereihe der Nichtachtung jener ewigen
 Begriffe von Recht und Unrecht, entblößt von dem
 blendenden Schimmer, in welchem die Sinnlichkeit
 des Augenblicks das Unrecht glänzend und trium-
 phirend darstellte. Ja, noch mehr: selbst wenn
 die Socrates den Giftbecher trinken, die Annytus und

Melitus siegen, so erregt die Geschichte, in Erzählung dieser Thatfachen, auf jene in der Natur des Menschen liegenden Begriffe gestützt, unabhängig von allen Folgen, Bewunderung und Abscheu, welche hingehören. Daß unser Verf. nicht die Einwirkung der Darstellung der Folgen schädlicher Grundsätze und Handlungen verkennt, geht aus einigen Stellen des Buches hervor. Er sagt unter andern S. 401, daß kein Staat bestehen könne, der nicht der reinen Moralität und ihrer Depositairinn, der Kirche, die gebührende Achtung erweise. Die Begriffe über das Wesen des Staats und der Kirche sind die bekannnten der Schule, welcher der Verf. anhängt. Die strenge Sondernung dieser Begriffe in der Praxis scheint aber von mehreren Seiten die nachtheiligsten Folgen mit sich zu führen: denn wenn der Staat bloß Legalität, und nur die Kirche Moralität bezweckt, so wäre dem Eragte die Moralität der von ihm anzustellenden öffentlichen Diener gleichgültig, was jedoch keinesweges der Fall ist, da auf bloße Legalität bey irgend bedeutenden Versuchungen gar nicht zu bauen steht, und selbst der Staat bey Beförderung der Anstalten zur Aufrechthaltung der Moralität oft sehr wirksam seyn muß. Unser Verfasser hat der practischen Einsichten gewiß zu viele, als daß ihm eine sehr scharfe Sondernung der Begriffe, welche irre führt, genügen könne, so S. 179 heißt es vollkommen richtig: "Sicherung der Möglichkeit für Jeden, sich glücklich zu machen, und thätige Beförderung dieses Glücks fällt ohnedies so oft in Eins zusammen, daß beym weltlichen Regieren keine Scheidung von beiden wohl möglich ist". Der Verfasser entwickelt recht

gut, wie Hobbes und Buchholz, der alte und der neue Leviathan, durch die von metaphysischen Träumereien, ohne alle Kenntniß des Menschen, ausgehenden höchst verderblichen Grundsätze einer zügellosen Freyheitsschwärmeren ihrer Zeit verletzt werden konnten, in ein anderes gleich schädliches Extrem zu verfallen. In dem ganzen Buche zog uns aber keine Stelle so sehr an, als die S. 190, wo der Verfasser von der Pflicht, Unrecht zu dulden, aber nicht zu thun, redet, weil sie ganz das Gepräge einer tiefen, aus eigner Handlungsweise hervorgehenden, höchst edeln Sinnesart trägt.

Riel.

Schrader

In der neuen academischen Buchhandlung:
Olav. Swartz, Acad. Imper. Natur. Cur. Rel. Sodalis, *Synopsis Filicum* earum Genera et Species complectens. Adjectis Lycopodineis et descriptionibus novarum et rariorum specierum. Cum Tabulis aeneis quinque. 1806. XVIII und 445 Seiten in Octav.

Schon bey unserer im vorigen Jahrg. S. 124 f. enthaltenen Anzeige von des Verfassers *Flora Indica Occidental.* gedachten wir beyläufig dieses Werkes, das einen neuen Beweis von Hrn. Sw. thätigem Eifer für die Vervollkommnung und Erweiterung, nicht sowohl der Botanik im Allgemeinen, als besonders des cryptogamischen Theils derselben, an den Tag legt. Des Verfassers bekannter Aufsatz: "Genera et Species Filicum ordine systematico redactarum", in dem botanischen Journale unsers Hrn. Prof. Schrader's von 1800 2. B. S. 1—120, mit Einschluß der

später hinzugekommenen Nachträge und Verbesserungen (Jahrg. 1801 I. B. S. 273 — 313), macht die Grundlage der eigentlichen Synopsis, oder des ersten Theils dieses Werkes, aus. Statt der Vorrede steht eine sehr zweckmäßige Einleitung über die Familie der Farnkräuter im Allgemeinen, und über die wesentlichen Unterschiede der Gattungen insbesondere. Hr. Sw. theilt die ganze Familie nun auch zweckmäßiger in drei Abtheilungen. Die erste enthält diejenigen Farnkräuter, deren Kapseln mit einem Ringe versehen sind (*Gyratae*); die zweite, deren Kapseln einen unmerklichen oder falschen Ring haben, und sich außerdem nur mehr oder weniger bis zur Hälfte spalten (*spuria gyratae* l. *rimatae*). Die dritte Abtheilung begreift endlich diejenigen Gattungen in sich, deren Früchte gar keinen Ring haben (*Agyratae*). Die erste und letztere Abtheilung zerfallen wieder in sehr zweckmäßige Unterabtheilungen. Die Zahl der Gattungen beträgt 38, also sechs mehr, als in des Verfassers erster Abhandlung, nämlich *Taenitis Willd.*, *Chelidites* (zuvor mit *Adiantum* verbunden); *Mohria*, *Anemia* und Willdenow's *Fosdea* (alle drei vorher zu *Osmunda* gerechnet), und *Mertensia Willden.* (wozu *Acrostichum furcatum*, *Potypodium dichotomum* und *glaucum* und einige andere bisher noch nicht genau benannte Farnkräuter gehören). Der Zuwachs an neuen oder vorher noch nicht erwähnten Arten ist so beträchtlich, daß mehrere Gattungen um die Hälfte, und selbst manche, wie *Lygodium*, *Grammitis*, *Blechnum* u. s. w. um das Doppelte angewachsen sind. Die wesentlichen Merk-

mahl, sowohl der Gattungen, als der Arten, sind, wie sich von einem so genauen Forscher, als der Verfasser, mit Recht erwarten läßt, aufs neue verglichen, und nicht selten berichtet. Viele Arten haben eine bessere Stelle erhalten, ihre Synonymie ist verbessert und das Vaterland genauer bestimmt. Am Schluß einer jeden Gattung folgen auch hier die dem Verfasser noch zweifelhaften Arten zur weiteren Untersuchung. Wir können dieses Verfahren für Werke, wie das vorliegende, nicht genug empfehlen. Bey manchen Gattungen, wie z. B. *Aspidium* und *Polypodium*, ist die Zahl der zweifelhaften allerdings sehr groß: sie betragen für beide über 130. Aber das thut nichts, und Keiner, der nur irgend eine Gattung monographisch bearbeitet hat, wird dem Verfasser deshalb einen Vorwurf der Unvollständigkeit machen. — Die Gattungen *Pilatum*, *Botrychium*, *Ophioglossum* und *Lycopodium* wurden bekanntlich im früheren Aufsätze nur im Anhange aufgeführt. Der Verfasser hat aber kein Bedenken getragen, *Botrychium* und *Ophioglossum* den wahren Farne zuzurechnen, und, wie Rec. auch glaubt, mit Recht zuzugesellen. *Pilatum* und *Lycopodium* bleiben indes auch hier ausgeschlossen, und Hr. Sw. hält sich jetzt um so gewisser überzeugt, daß sie eine besondere Familie auszumachen verdienen. Sie werden auch hier nur im Anhange, nebst *Tmesipteris Bernh.* (*Lycopodium tannense Sprenger.*), unter der Aufschrift: *Lycopodineae*, beschrieben. Ueber *Palisot Beauvois* Zertheilung des *Lycopodii* in mehrere Gattungen, wie *Plananthus*, *Lepidotis*, *Selaginella*, *Stachygynan-*

120 G. G. A. 12. St., den 21. Jan. 1808.

drum u. s. w. erklärt sich der Verfasser im Vorberichte, und wir sind völlig mit ihm deßhalb einverstanden; doch hat es uns sehr gefallen, daß Beauvois's Eintheilung als Unterabtheilungen zum Grunde gelegt sind.

Von S. 189 bis zum Schlusse folgen die, auch auf dem Titel angezeigten, *Descriptiones filicium minus cognitarum*. Sie betreffen die theils ganz neuen, und in der Synopsis ganz kurz charakterisirten, theils schon von andern Schriftstellern erwähnten, aber noch nicht genau beschriebenen, Arten. Die Beschreibungen sind sehr genau. Von den bekannteren ist, wo es erforderlich war, eine vollständige Synonymie mitgetheilt; auch werden nicht selten die Beschreibungen noch mit kritischen Bemerkungen erläutert. Der Freund dieser interessanten Pflanzenfamilie findet also hier alles gesammelt und geordnet, was bis auf das Jahr 1805 dem Verfasser selbst bekannt geworden ist. Die Synonymie einiger später erschienenen Schriften, wie z. B. Schkuhr's *Kryptogamische Gewächse* 3. Heft, die neuern Händel der *English Botany* u. e. a. haben die Herren Mohr und Weber (welche auch zugleich Verfasser des sehr vollständigen Inhaltsverzeichnisses sind) gehörigen Orts eingeschaltet. Die fünf trefflichen Kupfertafeln geben bey der öconomischen Vertheilung nicht allein von einer beträchtlichen Zahl größten Theils neuer Arten sehr deutliche Vorstellungen, sondern dienen auch zugleich zur Erläuterung der wesentlichen Charaktere der neuen und einiger andern noch wenig bekannten Gattungen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1808.

Halle.

Hay

Handbuch der Rechtsphilosophie, vom geh. Justiz-Rath Schmalz zu Halle. 1807. In der Mengerschen Buchhandl. XVIII u. 471 S. gr. Octav. Worauf der V., von welchem es bekannt genug ist, daß er mehr seinen eigenen Weg zu gehen, als in den Chorus des Zeitalters einzustimmen liebt, bey der gegenwärtigen Bearbeitung seines schon mehrmahls erschienenen reinen und angewandten Naturrechts Anspruch macht, ist erstens eine strenge Consequenz, zweitens die völlige Unschädlichkeit seiner Behauptungen, und drittens wohl auch die Rücksicht auf das positive Recht in seinen Beispielen. Hingegen thut er ausdrücklich Verzicht auf die unmittelbare Anwendbarkeit in den Gerichtshöfen, und hoffentlich verlangt er auch nicht, daß man seine Mäßigung und Schonung gegen andere Schriftsteller bewundern soll. Rec. gedenkt über jeden dieser Punkte Einiges zu bemerken, worauf das Urtheil des Publicums gegründet werden mag.

Das reine Naturrecht, in welchem der V. nach bey nahe mathematischer Strenge gestrebt hat, besteht

M

aus 176 Aphorismen, worunter viele Erklärungen sind, auf deren Richtigkeit zwar alles beruhen soll, gegen welche sich aber doch Manches einwenden läßt. Gleich Nr. 1! ist gegen allen Sprachgebrauch: "Handlung ist die Veränderung eines Wesens, welche, als durch dessen eigene Kräfte bewirkt, gedacht wird". So müßte das Wachsen einer Pflanze, die Entstehung ihrer Blüthen und dergl. auch eine Handlung seyn. Nach Nr. 3. heißt "Gesetz die Idee der Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer Veränderung", aber nach Nr. 4. spricht es diese aus, und ohne Frage denkt man sich unter Gesetz immer ein Urtheil, und nicht eine einzelne Vorstellung. Schielend ist Nr. 38. Dürfen, und Nr 41. Sollen erklärt, jenes das "Bestimmtwerden des Willens dadurch, daß wir aus dem Gesetze der Freyheit erkennen, eine Maxime sey nicht böse", denn da man sagt: ich darf, so könnte das Bestimmtwerden auch gar leicht auf etwas Subjectives gehen sollen. Solcher Ausstellungen ließen sich gar viele machen, allein ihrer ungeachtet ist hier alles aus dem Begriffe der äußern Freyheit, der Gerechtigkeit allein, im Gegensatz aller Billigkeit, und in der That auch aller Vernunft, die nicht Gerechtigkeit ist, ziemlich consequent hergeleitet. Kein Mensch darf die Person eines andern bestimmen, aber jeder bestimmt eine Sache, welche nicht mit der Person eines andern durch Bearbeitung (hier heißt sie Formation, und so nimmt der W. immer das Formen von Thon zum Beispiele, aber Reinigen des Thones wäre auch Bearbeitung, und Niemand wird es doch Formation nennen) verbunden ist. Auf die Handlung eines Andern hat man nur ein Recht, wenn dieser unsere Rechte verletzt hat, denn da hat er unvernünftig gehandelt; und so verletzt er auch unsere Rechte, wenn er durch einen Vertrag uns um Etwas bringt —

die bekannte Theorie des V. von der Verbindlichkeit der Verträge. Rec. will nicht rügen, daß der Unterschied zwischen dem Körper eines Menschen und andern Körpern, der in diesem reinen Naturrechte so haarscharf gezogen ist, in der wirklichen Welt gar sehr zusammenfließt, weil da alle Körper in Wechselwirkung mit einander stehen. Ob ich einen Menschen tödte, indem ich seinen Körper angreife, oder ob ich ihn tödte, indem ich ihm alles entziehe, was er zur Erhaltung seines Lebens bedarf, z. B. alles Land um ihn herum bearbeite, daß er nicht heraus kann, und in seinem Kreise nichts zu essen hat, das ist ziemlich einerley, nur nicht in diesen Aphorismen, denn hier wäre jenes gegen die Gerechtigkeit, und dieses nur gegen die Billigkeit. In einigen Stellen ist S. 179 diese Collision der hier aufgestellten Rechte mit dem Leben Anderer erwähnt, nachdem der V. protestirt, er habe sich enthalten, über das, was man Nothrecht nennt, Etwas zu sagen. Es sey erlaubt, des Eigenthums (das Eigenthum) Anderer zu gebrauchen zu unserer Rettung, „u. so fern Einwilligung des Eigenthümers vermuthet werden kann, und Ersatz möglich ist. Wer in Wasser Gefahr ist, der mag meinen zierlichen Gitterzaun am Wasser durchbrechen, um sich zu retten. Es wäre Kränkung für mich, wenn er zweifeln wollte, ob ich auch wohl mein Eigenthum der Rettung eines Menschen opferte“. Wenn nun aber der Eigenthümer bestimmt seinen Widerspruch erklärte, würde da das obige in so ferne doch eintreten? Sonst hört doch die Vermuthung auf, wenn das Gegentheil gewiß ist. — Aber Rec. will davon abstrahiren, und sich bescheiden lassen, es sey hier bloß vom äussern Rechte die Rede, und dahin rechne einmahl der V. dieß nicht. Es bleibt

denn freulich die Frage, ob eine solche Wissenschaft des bloßen äußern Rechts, wie es, ohne Staat, aus der bloßen Entgegensetzung des menschlichen Körpers und anderer Körper folgt, mehr sey, als ein *lusus ingenii*, und ob die Neuern, welche daraus keine eigene Wissenschaft, und vollends, weil denn doch in Deutschland alles zu einem Collegium wird, kein eigenes Collegium machen wollen, sich nicht mit vollem Rechte auf das Muster der Alten berufen?

Als gefährlich sollen manche Sätze des V. verkehrt worden seyn, sagt er uns, *J. V. S. 189*, daß eine Gesellschaft keine ethischen Pflichten habe, oder seine Theorie von Verträgen *S. 166*, oder vom Rechte des redlichen Bearbeiters *S. 129*, oder daß bloß der Verletzte den ihm zugesügten Schaden bestimmen dürfe *S. 139*. Diesen Vorwurf hält Rec. für ganz ungegründet, da der V. theils das positive Recht, theils die Ethik, noch neben oder vielmehr noch über seinen Sätzen stehen läßt — ein gerechter Mann (vollends nach seinen Begriffen) könne immer ein sehr abscheulicher Mann seyn, sagt er *S. 140* — und ist denn das alte *jus laesi est in finitum* nicht auch ein Satz, der allein wieder alles umwerfen könnte, was seine Vertheidiger sonst in Naturrechte gebauet haben?

Wey der Rücksicht auf das positive Recht könnte man zuweilen bedenklich werden, ob der V. es immer hinreichend gekannt habe, wenn ihm nicht etwa die Entschuldigung zu Statten kommt, er habe es nicht hier, sondern anderswo, absichtlich vortragen wollen. *J. V. S. 137* heißt es: “die positiven Gesetze erkennen es allgemein, daß, ausser dem Fall eines besondern Vertrages, jeder dem Andern für jede Fahrlässigkeit einstehen müsse”. In der Folge wird

dieß noch weiter ausgeführt, aber die Ausnahmen sind ja nicht lauter Verträge. — S. 129 heißt es: lächerliche Unkunde, nicht zu wissen, daß das Deutsche, Hand muß Hand wahren, die Vindication vom redlichen Besizer ausschließe. Allein nicht jeder redliche Besizer ist ja in dem Falle, die Sache von Jemand bekommen zu haben, dem sie der Eigenthümer selbst anvertrauet hatte, und nur auf diesen geht jener Grundsatz, statt daß ihn der Verf. auch auf das Finden des Verkäufers ausdehnt. — S. 168 hält der Verf. die Römischen Consensual-Contracte für älter, als die verbalen, was höchst unwahrscheinlich ist. In dem Familienrechte soll die Ausschließlichkeit des Beyschlafs, von beiden Seiten, der im positiven Rechte allgemein anerkannte Charakter der Ehe seyn. “Selbst der Mann mit vielen Weibern darf doch außer ihnen nicht mit andern ausschweifen”. S. 459 — und gerade im Römischen Rechte durfte auch bey der monogamischen Ehe der Mann ohne alle Strafe, die Ehe, von seiner Seite, brechen.

Am meisten stimmt Rec. mit der Behauptung S. 168 überein, “daß das Recht der Natur so wenig in den Gerichtshöfen unmittelbar angewandt werden könne oder solle, als die metaphysische Körperlehre in den Fabriken”. Wenn der Verf. sagt, er habe sich darauf schon oft berufen, so möchte Rec. eine Stelle aus unsern Anzeigen schon vom J. 1789 anführen, S. 1515, wo es ebenfalls heißt, man könne eben so leicht ein Recept aus den metaphysischen Lehren von den allgemeinsten Eigenschaften der Körper verbessern und ergänzen, als einen Satz des positiven Rechts aus den abstracten Speculationen über die letzten Gründe aller Zwangsrechte. (Dieser letztere Ausdruck war damahls in aller Unschuld ge-

braucht worden. Der Verf. protestirt sehr dagegen, und meint, es müsse einen ganz andern Geist einhauchen, wenn man die Rechtslehre als Wissenschaft der Freyheit betrachte, S. 53; da dieß aber doch immer nur die äussere Freyheit ist, und diese in der Abwesenheit des Zwanges besteht, so möchte wohl "die edle Wärme", die der Ausdruck begünstigen soll, nicht lange vorhalten.). — Ob es denn aber, bey den unvermeidlichen Lücken jedes positiven Rechtes, nicht sehr nützlich wäre, über Recht und Billigkeit (juristische Billigkeit, die etwas ganz Anderes ist, als das bloße Nachgeben des Berechtigten) unter Voraussetzung gewisser positiven Institute Betrachtungen anzustellen, ist damit freylich noch nicht geläugnet. Der Zweck eines Collegiums sollte nie bloß der seyn, die Zuhörer zu überzeugen, daß ihr Docent der einzige consequente Kopf sey: denn so nützlich ihm diese ihre Ueberzeugung, zumahl während der Universitätsjahre, werden kann, so unnütz ist sie ihnen, zumahl nachher.

Dieß führt zu einigen Bezeichnungen des Titels des V. Gleich die Vorrede fängt so an: "Meine kleine Schrift: das reine Naturrecht, welche im Anfange des Jahrs 1792 erschien, gab das Signal zu einer Menge Schriften über das Naturrecht, weniger guten, mehrerer mittelmäßigen, vieler schlechten". Die genannte Schrift war freylich eine der ersten unter den vielen, die der Kantischen Philosophie, verbunden mit der Französischen Revolution, ihren Ursprung verdankten. Aber daß sie das Signal gegeben habe, ist nicht richtig: das Zufelandische Compendium erschien bereits 1790. Allenfalls könnte die Priorität unsers Verf. auf seine Encyclopä-

die, auch von 1790, gebauet werden, aber selbst der dort beliebte Grundsatz vom Nichtbeachten als Mittel findet sich schon ein Jahr früher in der Tafingerischen. — Zwey Mahl saet der Verf. (S. 76 und S. 111), Kant habe erst im spätesten Alter, durch die Versuche Anderer, seine critischen Grundsätze auf Recht anzuwenden, und die Debatten über die Französische Revolution, Interesse an rechtlichen Untersuchungen bekommen. Allein, wie Rec. nicht anders weiß, hat Kant, noch ehe es eine Kantische Schule gab, über das Naturrecht gelesen, und zwar nach dem Achenwallischen Lehrbuche, auf welches er so viele Rücksicht nimmt, auch da, wo er es nicht nennt, welchem wir z. B. die Stellung der einzelnen Arten, etwas Aeufferes als das Seine zu haben, und also mittelbar selbst den Ausdruck: dinglich persönliches Recht, verdanken, der für so Viele ein Stein des Anstoßes geworden ist. Auch hat Kant in seinen bessern Jahren an der Americanischen Revolution so vielen Antheil genommen, als späterhin an der Französischen, wie dieß die bekannte Anekdote beweiset. — Nach dem Spruche: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen, läßt sich nun leicht denken, wie es den Kantianern hier ergeht. Das Lieblingswort des Verf. von den Meinungen Anderer ist: seltsam. Zur Abwechslung heißt es S. 451 wunderbar, und S. 452 "so wunderbarlich waren indeffen Wenige, wie Herr Zufeland". (Darf Rec. bey dieser Gelegenheit eine Art der Deutschen Schriftsteller und Recensenten rügen, die man wohl für eine Unart halten könnte, zumahl wenn sie bey dem Polemisten vorkömmt, und ein Gegner, wie

hier, vor andern dadurch ausgezeichnet wird, die aber eigentlich nur Nichtbeobachtung des Sprachgebrauchs und der bey den gebildeteren Ständen unserer Nation angenommenen Sitten ist? Wir Deutschen sind nun einmahl ein dienst- und titelsüchtiges Volk: wer nicht Herr von heißt, den nennt man nicht Herr schlechtweg, so bald er einen Titel hat. Also sollte man auch in Büchern und Recensionen einen noch lebenden Schriftsteller entweder mit seinem Titel im bürgerlichen Leben nennen: Herr Hofrath H., oder aber ganz von solchen Verhältnissen abstrahiren, und ihn bloß als Buch betrachten. Da hieße es denn Zufeland, ohne Herr, oder der Verfasser. Herr H. ist so wenig Deutsch, als Dominus H. Lateinisch, oder als umgekehrt M. le Conseiller de la cour H. Französisch, oder Mr. Counsellor of court H. Englisch wäre.) So viel sich Rec. erinnert, ist hier ein einziger noch lebender Schriftsteller (S. 362) anders genannt, als um ihn zu tadeln. Der V. spottet darüber, daß man Sätze, wie der, Verträge müßten gehalten werden, durch eine reichhaltig (soll wohl reichlich heißen) hinzugespendete Literatur bekräftigt habe.

In dem angewandten Naturrechte, wie hier die Lehre vom Staate, von der Kirche und der Familie heißt, ist die Methode anders, aber der Geist derselbe, die bisherigen Theorien in ein möglichst nachtheiliges Licht zu stellen. Bekanntlich nimmt der V. das physiocratifche System mit der Wärme eines zweyten Schlettwein's an, das System, welches neulich ein sehr geschätzter Schriftsteller, Herr Hofrath Lüder in Braunschweig, mehr als absurd genannt hat. Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 23. Januar 1808.

Göttingen.

Gauß

Von der Juno sind aus dem verwichenen Jahre keine Beobachtungen bekannt geworden, als diejenigen, welche Hr. Inspector Bessel in Lilienthal im März, April und May mit dem Kreis-Micrometer angestellt hat. Es ist auch wahrscheinlich, daß die überaus geringe Lichtstärke dieses Planeten nirgends Beobachtungen an fixen Instrumenten erlaubt haben wird: überdieß waren die meisten Astronomen zur Zeit seiner Sichtbarkeit zu sehr mit der neu entdeckten Vesta beschäftigt, worüber die Juno etwas vernachlässigt seyn mag. Unser Hr. Prof. Gauß hat daher keinen Anstand genommen, jene Beobachtungen zur Verbesserung der letzten Elemente der Juno anzuwenden, zumahl da Hr. Bessel mit einem vor-
trefflichen Telescop beobachtet hat, und in Behandlung des Kreis-Micrometers eine ausgezeichnete Fertigkeit besitzt. Zuerst wurde vermittelst der Beobachtungen aus dem May die Opposition bestimmt, wofür sich folgendes Resultat ergab:

1807. May 17. 12^h. 27' 41" m. Z. in Göttingen
wahre Länge 236° 4' 57",6
wahre geocentrische Breite 16° 56' 0",1 nördl.

D

Aus der Verbindung dieser Opposition mit denen von 1804 und 1806, und andern Oertern von 1804, 1805 und 1806, wurden dann folgende neue Elemente (VII) berechnet, wodurch die sämmtlichen zum Grunde gelegten Beobachtungen möglichst genau dargestellt werden:

Epoche der mittlern Länge für den Meridian von Göttingen

1805	42° 37' 3",7
1806	125 7 57,8
1807	207 38 51,8
1808	290 23 19,8

Mittlere tägliche tropische Bewegung 813",8468

Tropische Umlaufszeit . . 1592 Tage 10 $\frac{1}{2}$ Stunden

Sonnennähe 1805 53° 19' 0",2

Aufsteigender Knoten 1805 . . 171 4 28,2

Beide siderisch ruhend vorausgesetzt

Excentricität 0,2554996

Logarithm der halben großen Ase 0,4263781

Neigung der Bahn 13° 4' 26",2

Die Ephemeride für die nächste Erscheinung der Juno nach diesen neuen Elementen ist bereits vollendet, und die Astronomen werden dieselbe in der Monatlichen Correspondenz des Freiherrn v. Zach finden. Diese Rechnung war um so notwendiger, da die von Hrn. Prof. Bode im Jahrbuche für 1810 nach den VI Elementen construirte Ephemeride um die Zeit der nächsten Opposition die Rectascensionen um mehr als $\frac{1}{2}$ Grad zu groß gibt, und die Auffuchung und Beobachtung der Juno durch ihre auch dießmahl noch sehr geringe Lichtstärke sehr erschwert werden wird.

v. Arnim Theorie der Statistk.

Statistik, eine — nicht nur dem Nahmen nach, sondern auch in mancherley Rücksicht der Sache nach —

neue Wissenschaft, erschaffen und in Umlauf gebracht hier in Göttingen durch unsern sel. Achenzwall, seit dem Jahre 1749, war als Universitäts-Wissenschaft lange ein Monopol der Georg-Augusta, verbreitete sich aber nachher auch auf andre Deutsche Universitäten, wurde ein Lieblingsfach unsrer seit dieser Zeit in Menge sich erhebenden Journalisten, von denen fast alle auf statistische Notizen Jagd machten; und im Jahr 1789 ging selbst ihr barbarischer Nahme mit der Sache zu den Ausländern über, da *Bron de la Tour* und der *Monthly Review* zu allererst von *Statistique* und *Statistik* sprachen (denn unser rein Deutsches expressives *Stats-Bunde* hätte keine andre Sprache anders, als durch eine matte Periphrase übersetzen können). Doch ihr stand eine noch größere Ehre bevor: aus den Studir-Stuben der Gelehrten schlich sie sich — nein, sie drängte sich, trotz des Widerstandes vieler so genannten Geschäftsmänner, deren einer noch im Jahr 1779 im *Hannov Magazin* S. 96 drucken ließ: „Theater-Moral und Katheder-Statistik seyen mehrentheils beide gleich brauchbar“ — fast in allen cultivirten Reichen, in die Cabineter der Machthaber ein, bekam (nach dem Ausdruck Französischer Schriftsteller) einen *caractère officiel*, wurde *science des hommes d'état*, und gewann dadurch erstaunlich: denn die Regierungen machten Anstalten, sich Notizen zu verschaffen, an die sie vorhin nicht gedacht hatten, welche aber der Privatmann für sich nicht mit Zuverlässigkeit verschaffen konnte. Und dieß geschieht seitdem mit solchem Eifer, daß man, wie's immer geht, des Guten hie und da schon zu viel thut, und bestellte Tabellenmacher ohne Noth schwingen läßt; oder, was noch weit schlimmer ist, Nachrichten einfordert, die des Bürgers Freiheit fährden, und dem Despotismus fröhnen.

Sonderbar war es indeß, daß es Niemanden einfiel, ex professo zu untersuchen, was denn eigentlich Statistik sey? (denn was alle Verfasser von Compendien in ihren Einleitungen hievon gesagt haben, war viel zu kurz, unbestimmt, und oberflächlich): eine Untersuchung, die bey der, zum Theil wesentlichen, Verschiedenheit, wie sie die Wissenschaft behandelten, um so nöthiger war. Einige Verfasser definirten gar nicht, sondern zählten nur die Gegenstände, die, ihrer Meinung nach, der Statistik angehörten, reihenweise und ohne Zusammenhang, auf. Andre definirten, aber bald zu enge (Kräfte, Macht und Stärke), bald gar nichts sagend (Zustand, Verfassung). Nach noch Andern war die neue Wissenschaft gar in Gefahr, zu einem Seitenstück des "curiosen Antiquarius" herabzusinken. Achenwall's Kraftwort, Statismertwürdigkeiten, begriffen Wenige. Nun, ob Statistik eine Wissenschaft, ob eine neue, ob eine nützliche Wissenschaft sey? sind freylich öde Fragen; und wer fragt, wie Statistik von Geographie, wohl gar von Statsrecht, verschieden sey? muß gar keines Begriffs von der Wissenschaft fähig seyn. Aber wahres Interesse haben unstreitig Forschungen über folgende Fragen: "Was gehört in die Statistik eines Landes, und was gehört nicht hinein? Was qualificirt ein der geographischen, antiquarischen, mineralogischen u. Landesbeschreibung abgeborgtes Datum zur Aufnahme in die Statistik? Welches ist die Regel, das Princip, der Probirstein, wornach diese Aufnahme entweder gerechtfertigt, oder verworfen werden kann? Dieses Princip muß auch zur Vollständigkeit verhelfen, damit nichts für den gegebenen Zweck Wichtiges ausgelassen werde. — Ferner, wie fängt man es an, alle zum Zweck erforderliche Data mit Zuverlässigkeit und Leichtigkeit

(durch künstliche Modelle) zu erhalten? — Endlich, bey der ungeheuern Menge von sehr heterogenen Daten, die der Zweck der Statistik erheischt, ist zur leichtern Uebersicht des Ganzen, ein Plan, eine Methode, hochnöthig, damit die Data nicht bloß als ein zusammengerafftes Aggregat neben einander stehen (Justiz-Verfassung, Ritterorden, Anzahl der Schafe ic.): nun, welche Anordnung ist die beste? Der Inbegriff aller dieser Untersuchungen könnte wohl ganz schicklich *Theorie der Statistik* heißen (allgemeine Statistik, oder Einleitung in dieselbe, wären unrichtige Nahmen). Für den jungen Anfänger würde eine solche Theorie eine practische Anweisung seyn, was er bey seiner Lectur oder auf Reisen als statistisch-wichtig aufzufassen hätte: und dem angehenden Geschäftsmann würde sie Winke geben, was er, auch unaufgefordert, seiner Regierung einzuberichten hätte, falls sie Glück zu mehren, und Elend zu mindern, den gnädigsten Willen hätte.

Und lange dachte Niemand an eine solche *Theorie*: nun aber auf einmahl, in den letzten 4 Jahren, kömmt eine ganze Reihe von dergleichen Versuchen zum Vorschein. Manche gehen sehr weit von einander ab: hier eine Anzeige von nicht weniger als 10 derselben.

(1) *Theorie der Statistik*. Nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt. Erstes Heft, Einleitung. Mit einem 2ten Titel: *Stats-Gesellschaft* nach ihren Haupttheilen, im Auszug und Zusammenhang; 2ter Theil, allgemeine [lies: *Theorie der*] *Statistik*, Erstes Heft. Von A. E. v. Schläszer. Göttingen, bey Ruprecht, 150 Octavseiten; unterschrieben den 20 Apr. 1804. Inhalt: I. Anfang und Nahmen der Wissenschaft. II. Werth und Bedürfniß der angekündigten Untersuchungen über

den Begriff, die wesentlichen Theile (also Umfang und Grenzlinien), und Methode der Statistik, S. 4. III. Verschiedene Meinungen hierüber, S. 6. Der Graf Hertzberg gab den Statistikern Schuld, sie mäßen in der Studir Stube die Stärke der Reiche nach ihrer Volksmenge ab, und diese nach der Zahl der Quadrat-Meilen eines Landes! Nach Sinclair sollten die Deutschen Statistiker das Object der Statistik bloß auf politische Macht einschränken! Ideen Französischer Schriftsteller. IV. Versuch, einen bestimmten Begriff der Statistik auszufinden, S. 26. Die Hauptstelle ist S. 33—39. Der Verf. gehet von Achenwall's Staatsmerkwürdigkeiten aus, entwickelt aber dieses bisher selten recht verstandene große Wort, und reducirt es auf ein Princip: "Alles, was auf das Wohl oder Weh eines Volkes Einfluß hat, oder haben kann, der Einfluß sey nah oder fern, er liege entweder Jedem vor Augen, oder er werde erst durch anderweitige Kenntnisse entdeckt, ist statistischer Stoff; aber auch weiter nichts". Gehet man von diesem Grundsatz aus, so wird, erstlich die Regierung eine Menge von Notizen suchen, und einfordern, an die die Großväter unfreier jetzigen Herren Minister nie gedacht haben, die sie aber vortreflich wird nützen können, um pflichtmäßige Maßregeln in ihrem hohen Amte zu nehmen. Dann, zweitens, für jeden Denker wird eine solche statistische Landesbeschreibung eine hohe Mathematik, welche, nach Sinclair's Ausdruck, *the quantum of happiness enjoyed by the inhabitants* (aber eben so das Elend, unter dem sie schwachen) messen kann, in so weit diese Gegenstände meßbar sind. [Nun einige Beispiele, um dem so entwickelten Princip die höchste Deutlichkeit zu verschaffen. — Taubstumme, Blinde,

Wahnsinnige, Selbstmörder, müssen in irgend einer Jahresliste notirt werden. — Wie viel Himten Korn auf jeden Effer im Durchschnitt kommen (wie verschieden ist das in südlichen und nördlichen Ländern, selbst in Bier- und Weinländern!), muß berechnet werden. Warum beide? das ergibt sich aus dem Princip. — Roms Antiquitäten gehen, als solche, dessen Statistik nichts an; wohl aber in so ferne (und so lange) diese Herrlichkeiten den blutarmen Einwohnern, durch hinströmende Gelehrte und Künstler, einen jährlichen Zufluß von ein paar 100,000 Scudi verschafft. — Entomolog zu seyn, muthet dem Statistiker Niemand zu: nur wenn der Borkenkäfer ganze Wälder seines Districtes öfter verödnet, darf er ihn in seinem statistischen Rapport nicht vergessen, u. s. w.] S. 40—55 läßt der Verf. 15 meist practische Bemerkungen zur Auseinanderlegung seines neu entwickelten Begriffs folgen: z. B. die wichtigsten Data kann nur die Regierung, nicht der Privat-Gelehrte, mit Zuverlässigkeit schaffen: also entwöhne sich letzterer, solche (Größe des Landes, Volkszahl ic.), den Almanachen und Reisebeschreibern nachzuschreiben, d. i. aus der Luft zu greifen. S. 48 große Folgen im Weltlauf, die sehr oft Unwissenheit in dergleichen Kenntnissen nach sich gezogen hat. S. 51, Statistik und Despotism vertragen sich nicht mit einander. V. Haupttheile der Statistik, und schickliche Anordnung derselben, damit ein vollständiges und dabey zusammenhängendes Ganzes hervortrete, S. 55. VI. Verschiedene Arten, Statistik zu treiben, S. 60: anders der Schöpfer (die Regierung, der Präfect), anders der bloße Sammler (dessen 5 Quellen von gar verschiedener Güte, S. 72—82), und wieder anders der Theorist, S. 89. VII. Verhältniß der Statistik

zur Historie, Politik, und Reisekunst, S. 92. Uebersicht des ganzen *cours de politique*, von dem Statistiker ein Theil ist. Anzeige und Beurtheilung der Vorschläge des Hrn. Grafen *Berchtold*, und der (unkünnst verstorbenen) Herzoginn *Giovane*, bloß durch Reisen und Abfragen, ohne Vorbereitung, ein Statistiker zu werden. Der nun folgende letzte Abschnitt VIII. ist bloß als Anhang anzusehen: über den Gang, den die Statistik, und die gelehrte Politik überhaupt, durch Schriftsteller, und bis in die Cabineter hinein, vorzüglich in Deutschland, genommen, und jetzt in Frankreich und Rußland zu nehmen anfängt, S. 110. Unerwartet wird für Manchen die Bemerkung S. 134 seyn, daß außer der Deutschen Sprache (und ihren nächsten Schwestern) keine einzige andre Sprache das Wort studieren in unsrer Bedeutung habe: womit zusammenhängt, daß so wenige Ausländer einen Begriff von unsern Universitäten haben. Dem sel. *Deguignes* erklärte *Rec.* einst die Sache mit Mühe, und wurde endlich verstanden, denn *Deguignes* sagte: Ihr Deutschen fangt also auf euren Universitäten da an, und fahrt da fort, wo wir auf den unsrigen aufhören.

Uebrigens ist dieser Versuch nichts, als ein gedrängter, doch leicht verständlicher, Extract aus des Verf. mehr als 30jährigen Vorlesungen, die derselbe auf hiesiger Universität über diese Wissenschaft gehalten hat. Modelle von Tabellen, freylich einen Haupttheil einer Theorie der Statistik, ist der Verf. in den folgenden Hefen schuldig. — Im Auslande ist dieses 1ste Heft wohl verstanden, und gut aufgenommen worden; dagegen hat ein Landsmann, Hr. Prof. *Goesß* in Ansbach, den Verf. häufig und arg mißverstanden, und sich dadurch Gelegenheit erzwungen, harte Gerichte über ihn erge-

hen zu lassen. Doch die Herren Niemann, Butte, u. a. Landsleute, halten ihn dafür schadlos (hievon künftig).

(2) *Theorie élémentaire de la Statistique*, par Denis-François DONNANT, Secrétaire perpétuel de la Société académique des Sciences de Paris. membre . . . de la Société de Statistique. Paris, gedruckt bey Valade, zu finden bey Oubé; unterschrieben den 1 Jan. 1805. Zuschrift an Hrn. Chaptal, Sénateur (einen ausgezeichneten Freund der Statistik, der auch als Minister des Innern die Pläne und Modelle zu den Préfectures Statistiques angefertigt hat), S. V—X. Dann Einleitung, S. XI—XXX: die Abhandlung selbst hat 96 Octavseiten. Damit ist zu vergleichen eine lehrreiche Anzeige und Berichtigung der Donnant'schen Schrift, in dem *Magaz. encyclopéd.* April 1806, S. 237—254, von Hrn. J. G. D. Arnold, welche Anzeige einen Verfasser von großer Belesenheit und den besten Ideen in dieser Wissenschaft kenntlich macht. Hr. D. hatte schon 2 Jahre vorher *éléments de Statistique* herausgegeben, die aber Rec. nicht kennt. Wie er Statistik selbst von Theorie derselben unterscheidet, sagt er nirgends bestimmt genug: man muß sich an die voranstehende Table des matières halten, wo aber wenig Ordnung sichtbar ist. In der Zuschrift S. VIII beschwert er sich über den Enthusiasm einiger seiner Landsleute, pour tout ce qui nous vient des contrées Germaniques. Er selbst erkennt unsern Achenwall für den Vater der Statistik, und nennt dessen Definition [Description] schön, groß, und majestätisch. Auch der Schlözer'schen Theorie gedenkt er schon öfter und freundlich, und kündigt bereits in

der Zuschrift seine Uebersetzung von derselben an. Wie kam er nun zu dem harten Urtheil S. 48, "er glaube nicht, daß das System der Deutschen je in Frankreich adoptirt werden werde, weil es ihm allzu trocken, und trop decharné vorkomme, und weil es die ganze Wissenschaft auf bloße calculs reducere: nous n'aimons pas ici des études où l'on soit exempt de penser"! Hr. Arnöld wird unser Vertheidiger S. 453, und sagt, nachdem er vorher eine Reihe von Deutschen Statistkern hergenannt: ces efforts prouvent suffisamment que les Allemands, loin de se contenter de calculs secs et des notices detachées de cette étude, y ont au contraire apporté la pensée et le raisonnement. Hr. D. kennt die Trennung, nicht, die wir, nach unsrer schwerfälligen (Andre sagen, gründlichen) Art zu studiren, zwischen Statistk und practischer Politk (Staatsverwaltungslehre, zu welcher, in ihrem ganzen Umfange genommen, der Franzos noch keinen Namen hat, denn, *économie politique* ist nur ein Theil derselben) machen. Der Statistker, als solcher, sammelt nur faits und calculs, S. 33, setzt aber, er spreche mit dem Publico oder mit der Regierung, immer Kenner der practischen Politk voraus, die denken können und müssen, wenn sie statistischer Angaben würdig und fähig sind. Er selbst braucht ihnen nicht vorzudenken, und setzt nicht seinen gefundenen Daten reflexions an die Seite, S. 46; schlägt nicht Gegenmittel vor, wenn sich eine Abnahme der Volkszahl zeigt, S. 35. Wenn der Präfect von Rouen berechnet hat, daß im dortigen Findelhause von 108 Kindern im Durchschnitt nur 4 das 15te Jahr erreichten; so folgt natürlich der Schluß daraus: reißt diese Mördergrube nieder! Aber er

überläßt einer andern Behörde, diesen Schluß daraus zu ziehen. Statistik ist für Satzverwaltung unentbehrlich; aber nur in so fern, und nicht unmittelbar, oder für sich allein, verdient sie die Lobspüche, die ihr Hr. D., wegen ihres Einflusses in das Wohl der Staaten, ertheilt, z. B. S. 74.

S. 30 definiert er die Statistik durch *la science qui traite des forces physiques, morales et politiques d'un pays quelconque*: eine der erträglichsten Definitionen; aber gehören nicht *faits* auch hinein? und können alle echt-statistische Notizen ohne Zwang darunter gebracht werden? S. 49, kein *Factum*, *susceptible de quelconqu' intérêt*, soll ausgelassen werden; kommen wir da nicht gar auf den unendlichen, aber nicht sehr erhabnen, Begriff von bloßen Curiositäten? Weiter hin erschrickt man über die Forderungen, die Hr. D., seiner Definition untreu, in der Folge an den Statistiker, und an die Vollständigkeit einer Statistik macht: wobey sich der Unterschied zwischen Schlözer's und Donnant's Theorie am deutlichsten zeigt. Jener hatte in seinem Ideal, das er sich von einer vollkommenen Reichs-Statistik träumte, angenommen, daß wohl 20 getrennte Landesbeschreibungen vorausgehen müßten, deren jede ihren eignen Mann erforderte, den Mathematiker (zum Messen), den Physiker (mit seinen vielen Abtheilungen, Zoologen, Mineralogen etc.), den eigentlichen Geographen, den Deconomen, den Arzt u. s. w. Nun trete der Statistiker als der 21ste Mann auf, und hebe aus jenen 20 Beschreibungen nur diejenigen *Facta* aus, bey denen er Einfluß in das Wohl des Volkes wittert; alles Uebrige lasse er liegen. Hr. D. aber von S. 34 an zerschneidet die Statistik in 3 *branches*, in die sich Rec. so wenig, als Hr. Arnold, finden kann: er

nennt sie Statistique 1. *analytique*, auch *politique*, mit 6 Objecten, 2. *speciale*, 3. *interieure*, mit 16 Artikeln, wornach ein Departement statistisch beschrieben werden soll. Hier soll der Statistiker alle die Beobachtungen, zu denen Schläger 20 Mann aufbot, selbst machen (wo läßt sich ein solcher Pantograph denken?); noch mehr, er soll alle die Beobachtungen im Detail in seine Statistik einbringen. Also, er soll erzählen, aus welchen Steinarten die Berge bestehen, und wie viel Regen fällt; er soll die Tiefe und den Lauf der Flüsse, die Breite der Thäler und ihren Abhang, messen; er soll anzeigen, wenn die Strichvögel ankommen und abziehen, wenn sie Eier legen, wenn die Fische laichen! . . . S. 11, *arithmétique politique* sey *l'application des calculs aux objets de politique*: thut das nicht auch die Statistik? und was heißt *application*! — S. 18, kunstgerechte Kirchen- und Volkslisten einzurichten, ist in Schweden, nicht in Preussen, erfunden worden. — Deutsche Rahmen sind hier oft mißhandelt und unkenntlich gemacht. Modelle zu Tabellen fehlen. Einzelne wahre und vortreffliche Gedanken, auch schön und stark ausgedrückt, stoßen dem Leser in Menge auf; um so mehr bedauert Rec., daß er in der Hauptsache nicht mit seinem Freunde übereinstimmen kann.

(Die Fortsetzung nächstens).

Heerh. Braunschweig.

Esquisse de la statistique générale et particulière du royaume de Westphalie, par R. Bosse. 1808. Octav 280 Seiten. Bey Wieveg. Daß unter den jetzigen Umständen eine statistische Uebersicht der zum Königreiche Westphalen geschlagenen Länder ein Bedürfniß ward,

erhellet leicht von selbst; es kam aber noch hinzu, daß es bey mehreren derselben noch so sehr an öffentlich bekannt gemachten brauchbaren Nachrichten fehlte. Der Verfasser, schon durch größere Schriften über alte und neue Statistik bekannt, kam also gewiß den Wünschen vieler entgegen; und daß er sich in seiner Schrift der Französischen Sprache bediente, erforderte ihre Bestimmung. Wir beschränken uns bloß auf eine Anzeige des Inhaltes. Nach einer kurzen allgemeinen Ansicht in der Einleitung folgt zuerst ein *Precis historique des pays qui composent le Royaume de Westphalie*, der manche Erinnerung zurück ruft. Darauf eine *Topographie générale*. Eintheilung — Industrie — Städte — Constitution und Administration — Cultur — Unterricht — Wissenschaften — schöne Künste (also doch einmahl ein Statistiker, der etwas Höheres, als das bloß Materielle, anführen zu müssen glaubt!) — Finanzen — Domainen — Militär. In dem zweyten oder speciellen Theile werden die einzelnen Länder nach ihren bisherigen Abtheilungen durchgegangen, indem mit Hessen angefangen wird. Bey jedem derselben zuerst eine kurze historische Nachricht; alsdann allgemeine Topographie; Ackerbau; Industrie; Handel; Constitution und Verwaltung; Cultur und öffentlicher Unterricht. Die dann folgende *Special-Topographie* ist nach den Provinzen, Städten und Aemtern; so daß bey jedem Amte auch die dazu gehörigen Dörfer nahmentlich aufgeführt worden sind; wie auch die adelichen Herrschaften. Das Ganze zerfällt nach den Ländern in sieben Abschnitte; das Eichsfeld mit seinen Dependenz macht den Beschluß. — Der Verfasser hat

seine Arbeit selber nur eine Skizze genannt; die also noch eine weitere Ausführung, auch, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, noch einzelne Berichtigungen bedarf. Allein dieß bestimmt der Brauchbarkeit nichts. Und zum wahren Verdienste rechnen wir es dem Verfasser an, daß er, nicht darauf ausgehend, Alles in Zahlen bringen zu wollen, da, wo er nichts Gewisses angeben konnte, und besonders wo das Unrichtige practisch schädlich seyn konnte, lieber gar keine Zahl angab. Eine seltene Enthalttsamkeit bey unsern modernen Statistifern!

56 in 1797 Paris.

Le Sang est-il identique dans tous les vaisseaux qu'il parcourt? Dissertation dans laquelle on établit: I. que le sang artériel est le même par tout, et qu'il conserve dans toutes les distributions du système aortique et jusqu' aux extrémités capillaires de ce système le caractère qu'il a reçu dans les poumons; 2. que le sang veineux est différent dans les différentes veines, par C. le Gallois, Médecin. 1802. 149 Seiten in klein Octav. Avertissement. "On trouvera, sur-tout dans les collaires, le canevas d'une étiologie humorale toute nouvelle.— La méthode que j'ai suivie, est celle de géometres". Chap. I. Des faits généraux, considérés comme causes des faits particuliers. Das Herz und Gehirn seyen zwey Mittelpuncte, auf welche sich alles im Körper bezöge. Chap. II. De la composition chimique du sang en tant qu'identique ou variable dans les différens vaisseaux, considérée comme un des faits les plus généraux

de l'économie. Von diesen Gegenständen ist in diesem Kapitel eigentlich keine Rede. Chap. III. Le sang artériel diffère-t-il du sang veineux? Es sey eine ganz ausgemachte Wahrheit, daß zwischen dem Arterien- und Venen-Blute eine schneidende Verschiedenheit Statt finde. Chap. IV. Le sang est-il identique dans toutes les distributions du système artériel? Die Ursachen, die das Blut verschieden machen, könnten seyn: 1) die Bewegung. Hierüber habe man keine Beweise. 2) die Durchschwigung durch die Häute der Arterien. Diese Durchschwigung finde nur an den Capillar-Enden der Arterien Statt, wo die Absonderungen geschehen. Mascagni's Versuche seyen nicht beweisend (concluantes), weil sie an Zeichnamen gemacht worden. Ohnehin sey es ja die Frage, ob es nicht feine Gefäßchen waren, was er für Poren hielt. Es konnten ja die vasa vasorum seyn. Auch in Cruikshank's Versuchen wäre das wohl der Fall gewesen, so wie in den Hinterschen. Auch lehre es der Verstand. Mascagni habe in seinen Versuchen gesehen, was er sehen wollte, nicht, was die Natur zeigte. Kurz, das Blut könne nichts mittelst einer Durchschwigung verlieren, bis an den Haarenden, wo es in Venen übergeht. 3) Absonderung des Fettes. Haller's Meinung, daß wenigstens das Fett durch die Häute der Arterien durchschwige, sey schon durch das Vorhergehende widerlegt worden. Keiner der Neuern habe Fett im Blute schwimmen gesehen, wie Ruysch, Malpighi und Glisson währten. 4) Einsaugung durch die Saugadern. Auch durch diese verlore das Blut nichts, bis es zu den Haargefäßchen gelangt. 5) Vermischung mit irgend einem heterogenen Saft e fände eben-

falls nicht Statt. 6) die gradweise und fortschreitende Combination mit dem atmosphärischen Sauerstoffgase. S. 65: "Le poumon est tout-à-la-fois le réfrigérant du sang et le foyer de la chaleur animale". Es sey eine ganz ungegründete Hypothese, zu behaupten, daß das Orygen der atmosphärischen Luft nicht unmittelbar Kohlen säure in den Lungen bilden könne, und daß, wenn sich Orygen daselbst mit dem Blute vereinige, diese Combination in den Arterien nicht dieselbe bis an ihre äußersten Enden bliebe. V Un changement opéré dans le sang par certaines dispositions que prennent les artères avant de pénétrer dans les organes. Außer den Lungen und der Leber kenneten wir keine andern Organe, wo ein Unterschied zwischen dem Blute der Verrichtung und dem Blute des Lebens Statt fände. 8. Ramificationen der Arterien. Das Blut könne nicht an verschiedenen Stellen verschiedene Qualitäten haben, sonst müßte sich an jeder Theilung einer Arterie eine Secretion zeigen, ohne Secretions-Organ. Chap. V. Ist das Blut identisch in allen Zertheilungen der Venen? Es läßt sich nicht zweifeln, daß von jedem verschiedenen Organe ein verschiedenes venöses Blut kömmt. Le sang diffère de lui même dans toutes les distributions du système veineux. Chap. VI. *Corollaires*, und dann noch in Chap. VII. sur l'accord des faits avec quelques-uns des corollaires précédens. Recht artige Bemerkungen, unter andern auch über die Blutwerdung (*hématoze*), welche wir aber ihrer Länge wegen übergehen.

1808 gada 11.14.5 m. Mēnesā
Dokūle de Sales la V. H. M. S. p. h. i. s. t. o. r. i. a. s. e. s.
g. m. e. s. — t. u. r. i. s. t. i. c. i. s. p. a. r. t. i. s. — i. e. s. p. e. c. i. a. l. i.
t. a. — m. a. g. i. s. t. r. a. t. i. o. n. i. s. d. o. c. u. m. e. n. t. a. s.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 25. Januar 1808.

Berlin.

In der Bofischen Buchhandlung: *Mithridates*, oder *allgemeine Sprachkunde*, mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünf hundert Sprachen und Mundarten, von *Johann Christoph Adelung*, Churfürstl. Sächsischem Hofrath und Ober-Bibliothekar. *Erster Theil*. 1806. groß Octav S. I—XXXIV und 1—686. Nicht ohne eine Art von Ehrfurcht gehet der Rec. an die Anzeige eines Werks, das ein ausgezeichnetes Denkmahl des gelehrten, ausdauernden, aber besonnenen, menschlichen Fleißes in Aufsuchen einer ungeheuern Zahl seltener Bücher, Vergleichen und Zusammenstellen, sich haltbare Grundsätze auszuziehen, und sie wieder bedächtlich anzuwenden, alles a priori Hypothesen aus dem Kopfe zu verbannen, ist, zugleich aber auch die Uebersicht dessen gibt, was der menschliche Geist nach innern Naturgesetzen zu Aeussereung, Entwicklung, Vervielfältigung und Vervollkommnung seiner Begriffe durch die Sprache erfunden hat. Dazu gehörte aber nicht bloß Alphabete und Wörter zuzuzählen, sondern in das

P

Innere, in den Bau, den Geist der Sprache einbringen. Vergeblich würde das Unternehmen seyn, in einem Blatt, wie das unfrige ist, den ganzen Reichthum des Werks darstellen zu wollen: es läßt sich nicht mehr, als eine fechte Nomenclatur geben; zu der wir uns bloß einige aus vielen andern ausgehobene Bemerkungen beyzufügen erlauben wollen. Von diesem ersten Bande ist der Inhalt, nächst der Einleitung: Fragmente über die Bildung und Ausbildung der Sprache, und wiederum besondere Einleitungen in jede Classe, folgender: **Asiatische Sprachen.** Erste Classe: **Ein-sylbige Sprachen:** Sinesisch, Tibetanisch; Romanisch, Birmanisch oder Avanisch; Peguanisch; Annamitischer Sprachstamm: enthält Lunkin, Kotschinschina, Rambocha und Laos; Siamisch. Zweyte Classe: **Mehrsylbige Sprachen:** I. **Südastien:** 1. Malayisch; 2. **Werder-Indischer Sprach- und Völkerstamm:** Alte Sprachen sind Sanskrit und Bali; heutige Sprachen: a) **Indostan:** allgemeine Sprachen: Mongolisch, Indostanisch oder Mohrisch; Rein oder Hochindostanisch, Dewa Nagara; und nun noch: Provinz, Mundarten, zwölf an der Zahl. b) **De-lan**, oder die Halbinsel Indien: Malabar, die Westküste, mit fünf; Koromandel, die Ostküste, mit drey. c) die Insel Ceylon, mit zwey Mundarten; d) Zigeunerisch. 3. **Afganisch** oder **Patanisch**, 4. **Sprachen des ehemahligen Mediens**, Zend und Pehlvi; 5. **Persisch:** Parfi, Neu-Persisch, Kurdisch. II. **Westastien:** 1. **Semitischer Sprach- und Völkerstamm:** Nordsemitisch oder Aramitisch, Westaramäisch oder Syrisch. Mittelsemitisch oder Cananitisch. Südsemitisch oder Arabisch. Alle diese mit ihren abgeleiteten Dialecten, wie sie bereits auch unser Eichhorn (oben S. 16) übertragen hat, doch mit einigen Veränderungen. 2. **Arme**

nisch. 3. Georgisch oder Grusinisch. Kaukasische Völker und Sprachen unter fünf Nummern. III. Hohes Mittelasien: (diese große Pflanzschule rauher Menschenstämme, welche bestimmt zu seyn scheinen, die durch Weichlichkeit und Heppiigkeit erschlafften und entneroten Geschlechter und Völker der südlichen Länder wieder mit neuem Blut und Muth aufzufrischen. Wenn man vorhin glauben konnte, es seyen dergleichen Zeitperioden bey der neuen Kriegskunst nicht mehr möglich: so haben Vorfälle der neuesten Zeit doch argwohnen lassen, daß rohe Menschenstärke, mit Kanonen und Kriegskunst vereinigt, gar wohl noch einmahl die Zeiten eines Dschenghischan und Timurs wieder erneuern könnten, wenn Europa sich ganz durch Kriege und Luxus aufgerieben haben würd.) 1. Türkisch-Tatarischer Völkerstamm; und zwar südliche Tataru und Türken; und nördliche Tataru: Keine Tataru, in sechs, und Mongolisch-Tatarische Stämme, auch in sechs Nummern. 2. Mongolischer Sprach- und Völkerstamm. 3. Mantchurischer Sprach- und Völkerstamm: jener unter drey, dieser unter vier Abtheilungen. Koreaer. IV. Nordasien: Sibirien. 1. Verschiedene vermischte Völker auf den Grenzen zwischen Europa und Asien: sind sieben. 2. Samojedischer Sprach- und Völkerstamm: sind acht. 3. sechs Völker von verschiedenen unbekanntem Stämmen im nordöstlichen Asien. V. Ostasiatische Inseln: Japan. Eiuken, Eiquejo-Inseln. Formosa. VI Südasiatische oder Ostindische Inseln, in zwölf Nummern. VII. Südsee-Inseln: A Negerartige Menschen mit krausen Haaren: in sieben Nummern, und, kupferfarbige Weiße mit langem Haar, westliche in drey, und östliche in sieben Abtheilungen.

Aus Vergleichung mit den aus Eichhorn angeführten Völkern und Sprachen wird man gleich sehen,

daß Adelung sich, seinem Zwecke gemäß, in der Anführung der einzelnen Völkerschaften in dem Historischen, Literarischen, durch Beyfügung der Sprachproben, der Vater Unser, auch in Beybringung von grammatischen Anmerkungen, weiter verbreitet hat, hingegen der Schriftzüge nicht gedenkt, welche in der Literatur, Geschichte ihre Stelle haben mußten, in dem Sprachstudium aber oft Unheil angerichtet haben, indem man von der Schrift auf die Sprache schloß, und sich in Nebendinge zerstreute. Die Einleitung, überschrieben: Fragmente über die Bildung und Ausbildung der Sprache, ist ein Inbegriff des Besten und Vernünftigsten, was über die erste Entstehung der Sprache, ihre Fortbildung und Ausbildung, in so vielen gelehrten Werken gesagt ist, und vielleicht gesagt werden kann. Da selbst die Entwicklung der Begriffe und die Bezeichnung durch Töne nach bestimmten Naturgelegen erfolgt: so widersezt sich Adelung in so fern mit Recht dem Ausdruck: die ersten Benennungen durch Töne seyen etwas ganz Willkürliches; welches nur recht verstanden werden muß. Das größte Licht in Alles verbreitet seine Wahrnehmung der Einsylbigkeit der Wurzellaute, und hiermit der ersten Sprachen, mit der Folgerung, daß also auch die einsylbigen Sprachen die ältesten seyn müssen; erst auf diese folgen die vollkommenern, mehrsylbigen, in welchen Unterscheidung der Redetheile hervortritt; Verhältnisse und Nebenbegriffe durch Biegung, Ableitung und Zusammensetzung bezeichnet werden können. Ein nicht minder vortreffliches Stück ist die Einleitung in den ersten Band: Ueber das erste Volk und die Urmenschen; für welche das mittlere Asien den wahrscheinlichsten Aufenthalt darbietet; A. gehet noch weiter, und pflichtet der Hypothese von Kaschemir, diesem glücklichen

Erdsrich zwischen Tibet, Persien und Indostan, als dem Paradiese, bey, das in den Nachrichten von Moses, wenigstens als alte Sage, gemeint sey, die durch so viele Verhältnisse und Umstände wahrscheinlich gemacht wird; dagegen hält er die berühmten Schahls (shawls) benläufig für das Sindon der Alten, und das Land für das Umland des Seidenbaues; Nur gibt er weniger, als Hr. Prof. Wuttmann, auf die vier Flüsse, die in einer solchen mythisch behandelten Sage weniger in Betrachtung kommen. Von da aus verbreitete sich das Menschengeschlecht; ein Theil nach dem östlichen Asien, durch welchen diese Länder bereits einige Bevölkerung erhalten hatten, als die Noachische Fluth erfolgte, von welcher die Semiten die Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Die Haufen, die in die nächsten Länder östlich und südlich von Eden aus sich verbreiteten, sind eben die Völker, welche die einseitigen Sprachen, also die unvollkommensten Sprachen, bis jetzt noch beybehalten haben, welches sie auf dem halben Wege der Cultur aufgehalten hat, und auch eine ewige Hinderniß in den Weg legen wird, daß sie, eine Völkermasse, die man mehr als 180 Millionen Menschen schätzt, nie zu einer gleichmäßigen Cultur mit andern gelangen können. (Wie können nun Missionäre unter solchen Völkern wirkliche Profelyten für das Christenthum machen! Welche Begriffe mögen diese mit einem in ihre Sprache übersetzten Vater Unser verbinden! Und was mögen erst unter rohen Wilden, die aller übersinnlichen Begriffe unfähig sind, jene Volkslehrer ausrichten! Für ihren Bekehrungseifer paßte eher die Pestalozzische Methode, sie prägten ihnen erst die Zahlen- und Linienverhältnisse ein, erweckten dadurch die Verstandeskräfte zu weiterer Fortbildung s. f. — Und könnten wir hingegen für unsre übersinnliche Ideen, und für manche

Empfindungen, für welche wir keine Rahmen haben, neue Töne und Bezeichnungen erfinden, durch die wir sie einander mittheilen könnten, so wäre die Frage, ob sich nicht unsre Philosophen einander verständlicher machen dürften. Vielleicht wäre aber dann auch die speculative Vernunft aufs Trockne gerathen, wenn sich nicht mehr streiten ließ. — Von den Sinesen ist es wahrscheinlich, daß ihre den Mongolen ähnliche Gesichtsbildung nicht die ursprüngliche, sondern erst seit der Herrschaft der Mongolen von 1210 bis 1368 durch Vermischung mit denselben erfolgt ist; denn früher werden sie als ein schöner Volk, denn die Hindu, gerühmt; besser läßt sich also ihr eigentlicher Ursprung aus dem nördlichen Indien ableiten, und sie gehören unter die ältesten Menschenstämme. Dieß lehrt auch ihre Sprachbildung, die unter allen die einfachste ist; ihre Sprache ist dabei die ärmste und die dunkelste; für abstracte Untersuchungen, besonders für die Metaphysik, ganz unbrauchbar. (Nun wünschten wir beigefügt zu sehen, was dort die Erfahrung lehrt, welches Glück oder Unglück für die Sinesen dieß letztere seyn mag!) — Auch die Tibetaner haben die häßliche Mongolische Gesichtsbildung nicht vom Anfange her, denn dieß lehrt die Verschiedenheit der Sprache, daß sie ursprünglich ein anderes Volk gewesen sind. Dieß Volk, so wie sein Land, das alte Indo-Scythien, hat tausend Merkwürdigkeiten; ihre Religionschriften sind in einem Dialect des Sanskrit abgefaßt, der also aus Indien mit der Budda-Religion dahin gebracht ist, aber in Tibet eine ganz eigne Gestalt gewonnen hat, unter ihrem Großlama zu Lassa, zu dem ein anderer in Süden hinzugekommen ist. Diese Budda-Religion herrscht in dem ganzen Hinterindien; mit ihr ist auch die Einmischung fremd-

der Worte in ihre einsylbige Sprache gekommen; ungerechnet, was durch die Einfälle der barbarischen Nachbarn, oder durch die Herrschaft der Sinesen umgestaltet ist. — Mit S. 97 fängt die zweyte Classe, die mehrsylbigen Sprachen, an, von denen die Nachrichten nicht mehr so einzeln und mager sind: zuerst bis S. 257 Vorderindien, und an der Spitze, die Malayen. Was die Araber im westlichen Asien sind, sind jene im östlichen, die thätigsten Handelsleute, die sich über alle die Indischen Inseln ausgebreitet haben. Da sie überall die Muhammedische Religion (die, da sie in wenigen Gebetsformeln und bloßem Waschen und Fasten besteht, leicht fortzupflanzen ist) mitgebracht haben, so können ihre Auswanderungen von Malakka aus nicht eher, als seit 1276, da sie die Muhammedische Religion angenommen haben, erfolgt seyn. Die Sprache scheint ursprünglich einsylbig gewesen zu seyn, aber so, wie die Mongolische, Mantchurische und einige andere, zuerst den Uebergang zu den vielsylbigen gemacht zu haben; Nunmehr aber hat sie aus Armuth Mehreres aus dem Arabischen, Persischen und Indostanischen aufgenommen. Der Handelsbedürfnis wegen ist sie die von Engländern und Holländern am meisten gebrauchte Sprache. Daß sie viel Dialecte hat, läßt sich leicht denken; man theilt sie überhaupt in Hochmalayisch, wie es reiner auf Malakka und der Malabarischen Küste gesprochen wird, und Niedermalayisch, auf den Ostindischen Inseln, also Java u. a. Von S. 115 an fanden wir über die Hindus, ihr Alterthum, Cultur, Sprache, das Gefundeste, was in so vielen Schriften mit tausend Grillen beladen ist, in gedrügelter Kürze beisammen; in Rücksicht auf das Werk eine kleine Ausschweifung, aber für den Leser sehr

willkommen.“ (Groß, aber gegründet, ist die Verwunderung, daß sie sich so früh in ihrer Religion zum Geistigen erhoben haben; da sie aber nur durch Bilder sich auszudrücken mußten, so bekam die ganze Religionsphilosophie eine groteske Ansicht; und da der Sinn des Bildlichen sich durch den erfolgenden Wechsel der Zeiten verlor, so trat an dessen Stelle die fast ungläubliche Mythologie der heutigen Hindus. Das erste Philosophem aller denkenden Menschen war wohl überall: wo kommt das Uebel in der Welt her? und dieß führt zur andern Frage von der Entstehung der Welt, und nun die dritte, von ihrem Urheber.) Mit Recht vermißt A. in allem, was über Sanskrit und die darin geschriebenen Bücher bisher gesagt ist, die Critik; die Schriften selbst sind von verschiedenem Alter; sie sind auch in verschiedenen Dialecten abgefaßt; ist doch auch Valt eigentlich bloß ein alter Dialect des Sanskrit. (Alles das läßt sich voraus argwohnen; noch nehme man das Materiale, worauf man bey Alterthum der Schriften am ersten denken sollte, die Palmblätter, worauf sie geschrieben sind, dazu; wie läßt sich eine lange Dauer erwarten! Wie viele alte Schriften sind für uns durch das vergängliche, morsche Papyrus ehemahls verloren gegangen; und läßt uns nicht unser Lumpenpapier einen frühen Untergang unsrer Drucke besorgen? Hat uns das Schicksal noch einen langen Fortgang der Kriege auf dem bisherigen Fuß zgedacht, und die natürliche Folge, eine neue Barbaren, dauert einige Menschenalter hindurch; so wird die Nachwelt erfahren, wie viel von unserm literarischen Ballast sich noch erhalten haben wird. — (Die Fortsetzung s. im nächstfolgenden Stücke.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1808.

Berlin.

Im ersten Bande seines *Mithridates*, oder *allgemeinen Sprachkunde* u. s. w. (s. das vorhergehende Blatt) rückt Hr. Hofr. Adelung S. 149 ein Verzeichniß von Wörtern des Sanskrit ein, welche eine Aehnlichkeit mit den Wörtern anderer alten Sprachen haben oder haben sollen; daß diese aus dem Sanskrit entlehnt wären, behauptet er zwar nicht, aber er meint, es beweise, daß alle diese Sprachen mit dem Sanskrit eine gemeinschaftliche Mutter gehabt hätten. Der Rec. störet Niemanden gern in einem ihm angenehmen Wahn; glaubt aber doch noch wenig von dem, was durch Zufall zusammentreffen kann. Bey dem tausendfältigen, obgleich nicht unendlichen, Zusammenreihen der Töne müssen ja wohl solche Fälle eintreten. — Aber die heutigen Sprachen in Indien sind für abgeleitete Töchter aus jenen verschiedenen Dialecten des Sanskrit anzusehen, S. 177. Adelung ordnet sie nach den drey Theilen des Landes: Indostan 12 Dialecte, Dekan 15,

Q

Ceylon 2. Nach weiter angewandter Mühe fand er, daß es ein doppeltes Indostanisches gibt, ein Mongolisch-Indostanisch, eben das, was Moharrisch heißt, vermuthlich Mongolisches, mit Afganischem, gemischt mit Persischem und Arabischem, und ein Keim- oder Hoch-Indostanisches (S. 182 f.). Beyläufig liest man S. 185 von den Schicksalen des Russischen Hofraths Lebedeff, welcher Theater-Director des Großmogols gewesen ist. — S. 237 ausführlich von den Zigeunern, die er zwar auch aus Hindostan, aber nicht sowohl von den Parias, ableiten möchte, als vielmehr von den Tschinganen oder Zingaren oder einem andern Volksstamm in den westlichen Gegenden am Sind, oder Indus, wo Timur's Heere auch große Grausamkeiten ausübten. Von den Afganern oder Parianen, nach unserm Tychsen, auf dem nordwestlichen Theil von Indien bis in das östliche Persien hinein. — S. 255 — 298 Sprachen des ehemahligen Mediens: Zend und Pehlvi. Dann, Persisch: erst überhaupt, und insbesondere, Parsi, Neu-Persisch, Kurdisch. Ausführlich vom Zend und den verschiedenen Meinungen von demselben; alles mit Besonnenheit im Beurtheilen, und in der Bestätigung seines Alterthums. Von der Aehnlichkeit zwischen dem Zend und dem Georgischen und Armenischen kann N. sich nicht überzeugen (S. 260), auch nicht von der Ableitung vom Sanskrit. Der Veränderungen der Völker in diesem Theile von Oberasien sind gar viele gewesen, so daß von vielen Völkern und Sprachen sich nur noch Trümmern erhalten haben, und so scheint ihm auch Zend mehr eine gewaltsam ausgehoffene, als eine ausgestorbene Sprache zu seyn, welche aber Kirchensprache geblieben ist; Stammsprache des Parsi sey sie auch nicht; Aber Pehlvi

war eine Schwester vom Zend, welche die Volkss- und Landessprache in Niedermedien oder Parthien war, nachher aber als Hofsprache, von den Kejanern an, ausgebildet ward. Wie die Könige den Sitz des Reichs aus den nördlichen Provinzen in die südlichen verlegten, ward sie vom Parsi, der Sprache der südlichen Provinz Fars, verdrängt, unter den Saffaniden. Alle drey sind also keine Dialecte, sondern Sprößlinge eines gemeinschaftlichen Stammes. Aus dem Parsi, oder Alt-Persischen, hat sich das Neu-Persische und Kurdische gebildet. Uebrigens muß es ehemahls eine Menge Mundarten im Persischen gegeben haben, so wie es gegenwärtig noch der Fall ist. Wie die Germanischen Wörter sich in das Persische verloren haben, zeigt A. S. 279 zwey Möglichkeiten. — S. 296 von den bekannnten Ableitungen der Kurden von Chaldäern, Scythen, Slawen, Turkomanen, stimmt A. keiner von allen bey; ein fremdes, vielleicht bereits von Cyrus, da er die Nord Chaldäer nach Babylon versetzte, in die Gordiäischen Gebirge verpflanztes, Volk mögen sie seyn, aber sie haben ihre alte Sprache ganz verlernt (S. 315, 331), und sprechen einen rauhen Persischen Dialect; ihre Stämme haben sich in viele Gegenden verbreitet. Kurdistan, ihr jeziger Hauptsitz, begreift das alte Assyrien und einen Theil von Medien. — S. 289 folgt Westasien. Vom Semitischen Sprach- und Völkers- stamm; so Vieles in den neuern Zeiten darüber ist geschrieben worden, so fanden wir das Hauptstück immer noch anziehend und lehrreich. Seine Eintheilung der Semitischen Sprache ist, wie bey Eichhorn, in drey Haupt-Dialecte, den Aramäischen in Norden, den Canaanitischen in der Mitte, und

den Arabischen in Süden: von denen er sowohl den allgemeinen Charakter angibt, als von jeder im besondern handelt. Von den Chaldäern ist S. 314 f. eine kleine episodische Digression eingeschaltet, die con amore geschrieben zu seyn scheint, uns aber sehr willkommen war. Daß A. über ihre Ableitung von Michaelis u. A. abgehet, ist schon vorhin angedeutet worden; sie waren eines der ältesten Völker des Semitischen Stammes; ihre Sige in den Gordiänschen Gebirgen, unter den Assyriern; von da sie sich sehr früh als Nomaden südwärts bis an die Grenze von Sinear oder Babylon ausbreiteten. Die Babylonier wurden sehr bald ein handelndes und üppiges, aber früh in Künsten geübtes, Volk; der Assyrische König und Eroberer Assar-Haddon, führte Chaldäer dahin als Colonisten; von der Zeit ward dem Babylonischen Lande der Name Chaldäa, und Chaldäer hieß das vermischte Volk; (woher sich auch die doppelte Religion erklärt; die Babylonier waren grob abgöttische Verehrer der Gestirne, die Chaldäer Zoroastrische Feuerverehrer). — Die Philister, ursprünglich aus Unter-Aegypten (Caphthorim), hatten die Sprache der Canaaniter (der Phönicier, die vom Meerbusen herkamen, und die frühern Einwohner vertilgt hatten) angenommen, machten aber einen eignen Dialect. — Die verschiedenen Ansichten und Erklärungen der Punischen Stelle im Plautus — S. 356; sie verdienen alle wenig Zutrauen und Glauben; vergl. S. 414 vom Maltbesischen. — Die Hebräische Mundart, als die jüngste unter ihren Semitischen Schwestern. Das Hauptstück verdient mit Eichhorn verglichen zu werden — sehr vorsichtig spricht A. über den geringen und gar nicht einem Zeitraum von

zwölf Jahrhunderten entsprechenden Unterschied in Sprache und Stil der Hebräischen Schriften. (Wären vor ein zehn, zwanzig Jahren diese Blätter S. 358 f. gelesen worden, so würde die Behauptung von einer spätern Uebearbeitung der Homerischen Gedichte, von unsrer Unkunde der ältern Griechischen Sprach- und Schriftart, und von der unvollkommenen Grammatik im Homer, Manchem nicht so befremdend gewesen seyn.) — Warum N. S. 363 u. a. das Vater Unser Hebräisch beyfügte, und so im Chaldäischen u. a. war vermuthlich die Ursache, weil er ein Gleiches bey andern Sprachen gethan hatte, wo es an Schriftproben, die sich aus der Sprache erhalten hätten, fehlt. Doch über die Vater-Unser-Polyglotten ist der Anhang S. 642 f. nachzusehen, worin die Literatur davon gegeben ist: ein schätzbar literarisches Stück von seltenen Werken; man s. besonders von Hervas S. 670. Zusammengedrängt ist das Historische von den Arabern und ihrer Sprache S. 380, von den Aethiopiern, den Abkömmlingen der Kuschiten, S. 401 f. — S. 412 das Napulische der Araber oder Mohren auf der Küste von Malabar und Coromandel. — S. 420 Armenisch, Grusnisch oder Georgisch, und die Kaukasischen Völker und Sprachen. Nach dem, was wir im Eichhorn gelesen hatten, zog uns das sehr fleißig zusammengestellte Historische am meisten an, und noch die Stunde sehen wir, wie viel die allgemeine Menschen-Weltgeschichte durch dieses Werk und deffen völlige Ausführung gewinnen kann. Wer, wie der Recensent, in seiner frühen Jugend den Unterricht der Weltgeschichte nach Sleidan's vier Monarchien genossen hat, überseht mit Erstaunen zurück, was seit einem Men-

schonalter die Weltgeschichte an Umfang und Gehalt gewonnen hat: ob er gleich nicht rathen möchte, daß in den Unterricht selbst, am wenigsten in den frühern, mehr als das Allgemeine aufgenommen werden möge. S. 449 hebt das Hohe Mittelasien an, dessen Theile, die Tatarey, Mungaley und Mantschurey mit ihren Stämmen und Sprachen, bereits oben hererzählt sind; viele herrliche Ansichten, Bemerkungen und Urtheile des verständigen, besonnenen Gelehrten; außer den vielen gesammelten Notizen, machen die sonst trockenen Nachrichten für den, der das ganze Menschengeschlecht einer freyen Uebersicht würdigt, und es zum Gegenstand historischer und philosophischer Betrachtungen wählt, sehr interessant; allein aus der Mitte gerissen, könnten sie nicht deutlich seyn; und weder Auszeichnung im Einzelnen, noch Vergleichung des von beiden Gelehrten Vorgebrachten; kann ein Gegenstand unsrer Blätter werden; Alles dieß weiter verfolgen, und den Reichthum von Kenntnissen und Notizen dieser Hauptstücke können nur Geschichtskundige, nächst den Sprachforschern, recht genießen. In die Geschichte der alten und mittlern Zeiten schlägt Vieles ein, von Türken und Mongolen, Mantschu, und ihren Stämmen. Die Kumanen z. B. sind ein Tatarischer Stamm, aber keine Turkomanen, noch Voreltern der Osmanen S. 479. Die den Mongolen ganz eigne Gesicht- und Körperbildung, und die unbegreifliche Erscheinung in Ansehung ihrer Vermischung mit andern Völkern wird mit Recht ausgehoben und bemerkt, nämlich daß sich ihre Bildung allen Völkern und Individuen so leicht mittheilt und beständig erhält, hingegen fremdes Blut in ihre

Geschlechter aufnimmt, ohne daß diese veredelt werden. S. 479. Daß die Japaner Sinesen seyn sollten, wird durch ihre Sprache widerlegt; Tartarn sind sie auch nicht; Aus den nahen Küsten von Korea und der Mantchurey mögen sie gekommen seyn, aber sehr früh, da noch ganz andere Völker die Küste bewohnten. S. 568 f. Daß sie eine dreyfache Religion haben, ist bekannt. Noch ist eine treffliche Auswahl in Zusammenstellung von Notizen gemacht, die sich von den Südasiatischen oder Ostindischen, und von den Südsee-Inseln, den Einwohnern und ihren Sprachen, sonst zerstreuet finden; am meisten ist Forster benutzt. Die zwey Hauptclassen der Bewohner, die aus schwarz-negerartigen Menschen mit krausem, wolzigem Haare, und aus helleren, von brauner Kupfer- oder Olivenfarbe, mit langem Haare, von guter Bildung und ansehnlicher Länge, bestehen, erklärt A. so: daß jene die ursprünglichen Einwohner sind; sind diese Inseln Ueberbleibsel eines ehemahligen festen Landes, so können diese sehr wohl noch aus ehemahligen Urbewohnern übrig geblieben seyn. Die andern von der zweyten Classe sind zum Theil unbezweifelte Malapen, die zu verschiedenen Zeiten dahin gekommen sind; aber von andern bezweifelt es A., indem sie in manchen andern Stücken verschieden sind, so daß es wahrscheinlich wird, sie müssen auch aus der Vorwelt, und von den Ureinwohnern übrig geblieben seyn. Außerdem trifft man noch Sinesen und Araber an: auch einige Abkömmlinge von wirklichen Negern in Africa. Die Stämme und die Sprachen sind sehr vielartig; aber es fehlt an Nachrichten. Hauptunterschiede in beiden vor-

160 G. A. 16. St., den 28. Jan. 1808.

hin gemeldeten Classen finden sich wieder nach der Lage der westlichen und östlichen Südsee-Inseln; sie können zwar, von Ostindien aus, immer ferner ostwärts, bevölkert seyn, aber es sind doch viele Inseln von einander so abgelegen, daß es schwer ist, einzusehen, wie und wenn rohe Menschen dahin haben gelangen können. Die Blyths-Inseln sind die östlichsten und letzten von denen, welche von negerartigen Schwarzen bewohnt werden; sie grenzen unmittelbar an die freundschaftlichen Inseln. Die Bedächtlichkeit in Annahme von aufgefundenen Hypothesen haben wir aufs neue bewundert bey dem Hauptstücke S. 533 von den verschiedenen vermischten Völkern auf den Grenzen zwischen Europa und Asien: welche man so leicht hin zum Finnischen Völkerstamm zählen will. Sehr richtig macht Adelung darauf aufmerksam, daß, so wie in unsern Tagen noch Stämme unter den rohen Nationen ausgehen, es viele Völker gibt, welche einzelne Reste ausgegangener Stämme sind, manche auch aus mehreren zusammengeschmolzene, auch mit andern vermischt; unmöglich läßt sich hier mit Sicherheit Etwas behaupten. Wie sehr soll es uns freuen, wenn von der Fortsetzung dieses classischen Wertes sich noch Vieles in seinen Handschriften gefunden hat. Das Andenken aber von diesem unvergeßlichen, nicht bloß unsrer Nation, sondern allen gebildeten Völkerstämmen angehörigen, Deutschen Gelehrten verdient auf immer dankbar verehrt zu werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1808.

Gießen und Weglar.

Maur. 1808

Reise durch das mittägliche Deutschland, und einen Theil von Italien, von J. S. G. Schlegel. Zweyte vermehrte Auflage. 436 S. in Octav. 1807. Wir sehen nicht ein, warum der Verf. seinem Buche den Titel einer Reise durch das mittägliche Deutschland und einen Theil von Italien gab. Er beschrieb bloß seine Reisen durch Kärnthén, über dessen Grenzen er nicht hinauskam. In der Vorrede erkert Hr. S. mit vielem Ernst gegen einen Hrn. Röder, Verfasser der Reisen durch das südliche Deutschland, als gegen einen Mann, der mit strafbarem Leichtsinne allerlei nachtheilige, durchaus grundlose, Dinge, so wie gegen andere Süddeutsche, als auch gegen die Kärnthner und Kärnthnerinnen, vorgebracht habe. Hr. S. bewundert die Schönheiten des Landes, und erkennt die Vorzüge seiner Bewohner an. Allein er verschweigt die Mängel des einen und der andern nicht; und seine Schilderungen ließen wenigstens in dem Hec: den Eindruck zurück, daß er weder in Kärnthén wohnen, noch mit dem großen Haufen der Kärnth-

X

ner zusammen leben möchte: Beide Geschlechter in Kärnthén sind sehr schauspielsüchtig. Denn ausser der Gesellschaft, die in Klagenfurt ihren Sitz aufgeschlagen hätte, zogen zu derselbigen Zeit noch vier andere Gesellschaften von Schauspielern in den kleinern Landstädten umher; und wo diese nicht hinkamen, bildeten sich Gesellschaften von Liebhabern zur Aufführung von Schauspielen. S. 30 Selbst in Klagenfurt werden Englische und Französische Tänze selten, Dreher und Walzer gar nicht getanzt. Man zieht das so genannte Deuschtanzen, oder den schnellsten und unbändigsten Schreifer, allen andern Tänzen vor. Die Bücher-Censur ist in Kärnthén so streng, daß es nicht zu verwundern ist, wenn zuletzt selbst ungerichtete und wißbegierige Menschen alle Lust zur Lectur verlieren. 42—44. S. 7. Die Bergwerke in Bleyberg sind seit dem J 1790 sehr verbessert worden, indem man rechnen kann, daß sie von dieser Zeit an jährlich 33, 34,000 Centner Blei geliefert haben. 56—70. S. So ergiebig die Bergwerke sind, so fürchterlich ist die Gegend, wo die Gruben liegen, und der Ertrag der Gruben bearbeitet wird. Durch das Bleyberger Thal windet sich ein Bach, dessen giftiges Wasser nicht bloß die Pflanzen, welche dasselbe berührt, sondern auch fast alle Thiere, welche davon trinken, tödtet, oder wenigstens krank macht. Ähnliche Wirkungen hat der Dampf, der aus den Schmelzöfen aufsteigt. So weit dieser Dampf sich verbreitet, sterben Tannen und Fichten ab. Die Vögel werden verschreckt, und wenn sie es wagen, durch die giftigen Rauchwolken zu fliegen, so fallen sie betäubt auf die Erde herab. Die Weindimmen in Kärnthén tragen sehr kurze Röcke. Von dem schnellen Herumschwingen geschieht es daher, oder, wie Hr. S. glaubt, ist es darauf angelegt, daß

manche Theile, die gewöhnlich bedeckt sind, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, die größere Hälfte eines jeden Mädchenkörpers in die Augen falle. Um nun den Reiz der Theile, die entblößt werden können, zu heben, reiben die Tänzerinnen diese Theile so heftig und lange, bis die natürliche Fleischfarbe in eine hochrothe verwandelt wird. S. 78. Kröpfige und Blodfüßige sind zwar in Steiermark sehr häufig; doch traf der Verf. von beiden nicht so viele an, als er nach dem Vorgeben anderer Reisenden erwartet hatte. Hr. S. vermuthet, daß Kröpfe in Krain, und selbst an der südlichen Seite von Kärnthen; auch deswegen seltener seyen, als in andern Gegenden des letztern Landes, weil man dort allenthalben Meersalz, in dem nördlichen Kärnthen hingegen Steierisches und Salzburgisches Küchenalz genieße. Das Thärfers Meersalz scheint Hrn. S. ein wirksames Gegenmittel gegen den Kropf zu seyn. S. 99. Der W. beschreibt sowohl die unglücklichen Eretinen, als einen Kakerlaken, welchen er beobachtete, genau und umständlich S. 103, 191. Eretins werden in Kärnthen und Steiermark nicht, wie in Wollis, geschont, viel weniger geehrt, sondern oft verspottet und gemißhandelt. S. 105. Die nachdrücklichsten landesherrlichen Verordnungen, und selbst die traurigen Beyspiele von Beschädigungen, welche man sich dadurch zuzog, haben das Läuten bey Gewittern bis jetzt nicht abschaffen können. S. 124. Die Hochzeitsgebräuche des Landvolks in Kärnthen, von welchen Hr. S. ausführlich handelt, stammen gewiß aus einem hohen Alterthum ab. 145. u. f. S. Es übersteigt beynahe allen Glauben, daß unduldsame Geistliche und landesherrliche Beamte sich unter der Kaiserinn Maria Theresia solche Verräthereyen und Grausamkeiten erlaubt haben sollten, dergleichen der Verf. S. 181 et

164. Göttingische gelehrte Anzeigen

zählt. Man spiegelte den heimlichen Lutheranern vor, daß sie eine freie Religionsübung erhalten würden, warf dann diejenigen, welche sich meldeten, in Ketten, und schleppte sie zum Lande hinaus. Selbst die Verordnungen und Maßregeln Joseph's II haben die Indulgenzhaftigkeit der altgläubigen Kärnthner wenig gemildert. S. 241. Auch darüber kann man sich nicht wundern, wenn man die Schandschrift liest, welche man gegen diesen großen Kaiser in der Hauptstadt anzuschlagen das Herz hatte. S. 253. Hr. S. fand unter den Predigern der dreizehn Lutherischen Gemeinden, die jetzt in Kärnthren vorhanden sind, manche treffliche Männer. S. 275. Wir können es aus mehreren Gründen nicht billigen, daß Hr. S. einige vormahlige, wahrscheinlich noch lebende, unwürdige Geistliche Lutherischer Gemeinden in Kärnthren nachmentlich anführt, und alles, was das Gerücht denselben nachzählte, öffentlich bekannt macht. S. 273 — 275. Der Boden in Kärnthren ist weniger gut angebaut, und die Polizen viel schlechter, als Nec. in einem kaiserl. königl. Erblande erwartet hätte. S. 201, 306. Brände sind in Kärnthren häufig, und doch sah der Verf. nirgend Feuersprigen. Kärnthren führt an Kupfer, Eisen, Stahl und Blei jährlich für mehr als anderthalb Millionen aus. S. 311. Hr. S. erstaunt mit Recht darüber, daß alle diese Metalle nicht im Lande verarbeitet oder veredelt, und daß den Kärnthnern nicht einmahl erlaubt wird, die Salz-Bergwerke zu benutzen, welche die Natur ihrem Lande geschenkt hat. S. 314, 337. Kärnthren ist weniger stark bevölkert, als das benachbarte Krain und Tyrol. Man zählte im J. 1739 auf einem Flächenraum von 200½ Quadratmeilen nicht mehr als 294,000 Einwohner. S. 340, 341. So lange die Kärnthner ihre Art zu leben und zu wohnen beybe-

halten; und allen den Unarten oder Untugenden nicht entsagen, welche Hr. S. 348. u. f. S. rügt, so lange kann man schwerlich hoffen, daß sie an Gesundheit, Wohlstand und Volksmenge beträchtlich gewinnen werden. - Rec: hätte gewünscht, daß der Verf. mehr Sorgfalt auf seine Schreibart gewandt, mehrere unbedeutende Details aus seinen Reise Nachrichten weggelassen, und dem Leser durch kurze vorläufige Darstellungen der von ihm besuchten Gegenden das Nachreisen mehr erleichtert hätte.

Rostock und Leipzig.

• Von Esiller 1807: Lehrbuch der Encyclopädie und Methodologie des positiven in Deutschland geltenden Rechts. Zum Gebrauch academischer Vorlesungen, von D. C. J. Mühlenthal, acad. Privatlehrer in Rostock. XVI u. 542 S. klein Octav.

Der V. ist seit langer Zeit, eigentlich seit zehn Jahren, wieder der erste Schriftsteller, welcher sich an die vielen in dem vorhergegangenen Jahrzehend aufgetretenen Bearbeiter der juristischen Encyclopädie anschließt, von welchen fast alle seitdem ihre Lehrbücher bedeutend verändert haben. Wenn er diesen Vortheil entbehrt, und noch keine repetita praelectio liefert, so hat er dagegen den vor ihnen voraus, zum Theil durch die von ihnen empfohlne Methode gehildet worden zu seyn. Er kann also die auf Universitäten vorgegangenen Veränderungen in der Rechtsgelchrtsamkeit aus einem Standpunkte beurtheilen, in welchen sich der bloße Docent, der sie vornimmt oder gar nur erlebt, immer nur mit einiger Mühe versehen kann. Was macht die Weisheit, die auf dem eigenen Catheder meist so groß, auf einem fremden so klein erscheint, für einen Eindruck, wenn sie von den Subsellien aus betrachtet wird? . Hr.

166 Göttingische gelehrte Anzeigen

D. M. behauptet den anspruchlosen Ton des ganzen Buchs, auch in seinem Vorwort über den Werth dessen, was man alte und neue Methode in unserm Fache nennen könnte. Auf der einen Seite spricht er zwar vom Obligationen-Rechte, im Gegensatz des Sachenrechts, wie vor zwanzig Jahren wohl Niemand gethan hätte, und in seinem Studienplane kommt die Geschichte des Römischen Rechts später vor, als die dogmatischen Collegien darüber, und das Naturrecht später, als beide; ferner finden sich darin zwei exegetische Collegien, und keine Controversen, — lauter Zeichen der neuern Zeit. Auf der andern Seite werden selbst für die Pandecten nach der Ordnung der Compilation noch Gründe angeführt, oder wenigstens die schlechten dagegen vorgebrachten verworfen. Er selbst bringt aber einen gegen die Systeme vor, der nicht mehr paßt: wir hätten keines, "in welchem eine genaue Nachweisung der Pandecten-Titel uns davon überzeugt, daß es eben so vollständig ist; als die so genannten legalen Pandecten". Schon in Hrn. Hofr. Seidenstückers Entwurf systematischer Pandecten, d. 1791, und in Hrn. Assessor Haubold's systematischer Tabelle über Zellfeld, welche 1801 erschienen ist, findet sich ja hinten eine solche Probe der Vollständigkeit, in letzterer sogar nicht nur von Titel zu Titel, sondern selbst von Paragraph zu Paragraph; bey jedem ist angegeben, wo er nach dem Systeme hingestellt sey. Bekanntlich ist es aber ein großer Unterschied, ob Etwas in dem Compendium, worüber gelesen wird, vorkommt, oder ob der Docent es auch wirklich vorträgt. Wie Vieles wird oft überschlagen, wie Vieles zum bloßen Privat-Studium empfohlen! Ueberhaupt scheint dem Rec. bey solchen Dingen weit mehr

auf den Mann, als auf die Methode im Allgemeinen anzukommen, und so möchten die Streitigkeiten über die Methode denen über die beste Staatsverfassung ähnlich seyn. Ein Dozent wird dadurch nicht gut, daß er eine gute, und ein anderer dadurch nicht schlecht, daß er eine schlechte Ordnung befolgt. — Selbst über die Frage, ob in den Collegien dictirt werden soll, entscheidet der Verf. nicht so bestimmt, wie Rec. besonders um deswillen thun würde, weil unsere Compendien die Stelle von dictirten Sätzen, mit vielem Vortheile, vertreten, und weil vor 25 Jahren in keinem Collegium, welches er hier gehört hat, dictirt wurde. Die alte Göttingische Art zu lesen, wie sie sich höchst wahrscheinlich auch hierin unter Münchhausen's ganz besonderer Leitung gebildet hatte, scheint entschieden gegen das Dictiren gewesen zu seyn; und es ist freylich sehr einleuchtend, daß ein dictirtes Heft nur in der Einbildung vor einem gedruckten Buche einen Vorzug habe.

Die gegenwärtige Encyclopädie gehört, wie schon die Seitenzahl ergibt, zu den ausführlichsten, und wie sich also erwarten läßt, zu denen, die man innere genannt hat. Wie bey den meisten, liegt in der Ordnung die Rücksicht auf die Quellen zum Grunde, und nicht die auf die Lehren selbst: erst wird Römisches, dann canonisches, Longobardisches, und einheimisches Deutsches Recht abgehandelt. Bey jedem dieser Haupttheile erst Geschichte, und zwar nicht bloß äußere, dann das System. Die Methodologie aller Theile zusammen ist wieder ein Ganzes für sich. Bey der Geschichte eines jeden Theils ist ein Paragraph der chronologischen Angabe verstorbenen Bearbeiter gewidmet, wo sich freylich gegen die Auswahl

allerley einwenden läßt, z. B. unter den Civili-
 sten ist Gajus, und, wie er hier heißt, Julianus
 genannt, aber nicht Polizian, nicht Zuzi-
 hem, nicht Dürker. Tabor und unser Pan-
 deriffe Beermann (nicht Beckmann) stehen unter
 den Germanisten. Im Systeme des Römischen,
 und nachher auch des Deutschen Rechts, ist die
 systematische Eintheilung in Privat-Recht und
 öffentliches Recht besetzt: bey ersterem ist zu den
 drey Römischen Theilen noch ein vierter, die Lehre
 von den Verlassenschaften, gestellt. Das hatte
 Rec. in seiner ersten Rechtsgeschichte auch gethan,
 das Gantzerische Compendium, welches also S.
 431 irrig bey den Vätern über die bloße äußere
 Geschichte des Römischen Rechts steht, ist ihm
 darin gefolgt, und man kann allerdings sowohl
 die Wichtigkeit der Lehre von den Verlassenschaf-
 ten, als auch den Grund, daß ja auch Foderun-
 gen und Schulden zu dem Vermögen gehören, dort
 in Jemands Succession, für entscheidend halten. Als
 kein um die Frage, wenn Etwas gehört, vollstän-
 dig zu beantworten, die denn doch in der Lehre
 von den Sachen das Wichtigste ist, muß man auch
 von Verlassenschaften sprechen, und die Beziehung
 auf Foderungen ist bey ihnen nicht größer, als
 bey der Tradition. Beides, die Lehre von der
 Tradition, und die von den Verlassenschaften, läßt
 sich vortragen, wenn man auch von Entstehung und
 Ende der Foderungen die genauern Bestimmungen
 noch nicht gehabt hat. Beides wurde bey den Rö-
 mern in das Sachenrecht gestellt, beides läßt der
 code Napoléon daraus hinweg, und entweder die
 eine oder die andere Stellung von beiden zugleich
 scheint allein ganz consequent zu seyn. Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 30. Januar 1808.

Straßburg.

Tychsen

Κοινρον τα μετ' Ομηρον. Quinti Smyrnaci
Posthomericon libri XIV. nunc primum ad
librorum manuscriptorum fidem et virorum doc-
torum coniecturas recensuit, restituit et supple-
vit Thom. Christ. Tychsen. Accesserunt obser-
vationes Chr. Gottl. Heynii. Im Verlage der
Zwenbrücker Societät. 1807. CVIII und 366 Sei-
ten groß Octav. Kein Werk aus dem Griechischen
Alterthum war bisher so sehr und so unverdienter
Weise vernachlässigt, als dieses Gedicht eines un-
bekannten Verfassers, das sich genau an die Ilias
anschließt, und oft bis zur Täuschung die Ho-
merische Sprache und Manier nachahmt. Kaum
daß seit seiner ersten Entdeckung alle Jahrhundert
eine neue Ausgabe erschien, und diese wiederhol-
ten nur den äußerst verdorbenen, lückenhaften
Text des Aldus; keiner der bisherigen Heraus-
geber hatte sich um Handschriften bekümmert, deren
es doch mehrere in den vorzüglichen Bibliotheken
gibt. Der gegenwärtige Herausgeber dachte schon
seit 20 Jahren an eine neue Recension dieses Ge-
s

dichts, und da er theils auf seinen Reisen mehrere Handschriften selbst vergleichen konnte, theils von mehreren Gelehrten Vergleichen erhielt; so war er am Ende so glücklich, die Auszüge der sämtlichen bekannten Handschriften des Quintus zusammen zu bringen. Wenn dadurch die Ausgabe um einige Jahre verzögert worden ist; so hat sie auf der andern Seite an Reichthum gewonnen, indem sie einen so vollständigen kritischen Apparat enthalten wird, als schwerlich jemahls in Einer Ausgabe eines alten Schriftstellers vereinigt ward. Der vorliegende Band enthält den Text des Gedichts, dem eine *Commentatio de Quinto Smyrnaeo ejusque carmine* voransteht. Letztere, eine gänzliche Umarbeitung des unter ähnlichem Titel schon 1783 erschienenen Versuchs, zerfällt in fünf Abschnitte. 1. Vom Verfasser des Gedichts. Das Resultat der Prüfung der darüber aufgestellten Meinungen und Vermuthungen ist, daß er, dem Gedichte selbst zufolge, aus Smyrna war, und etwa in der Mitte des 4. Jahrhunderts gelebt habe. Den Namen Quintus haben fast alle, auch die ältesten, Handschriften, die Beynahmen *συρναϊος* und *καλαβρός* sind nur Zusätze der Abschreiber in den Abschriften, die aus dem Coder des Vossianum geflossen sind. 2. Ueber das Gedicht selbst. Der Gedanke, die Ilias fortzusetzen, war nicht neu: schon die alten Cycliker hatten dieses gethan. Aber Quintus schrieb einen förmlichen Anhang zur Homerischen Iliade. In einem solchen, nicht für sich bestehenden, Gedichte, kann vom Plan kaum die Rede seyn; die Erzählung ist bloß chronologisch. Indessen scheint er doch hin und wieder die Begebenheiten auf seine Weise geordnet und behandelt zu haben, um eine Steigerung des Interesse hervorzubringen. Sein Haupt-

verdienst ist die schöne poetische Diction und die Behandlung des Einzelnen, worin er dem Homer am nächsten kömmt; obgleich er von manchen Fehlern, Wiederholungen, Uebertreibungen, Ungleichheiten u. nicht frey ist, die jedoch theils in dem Zeitalter des Dichters, theils in den Mustern, die er vor sich hatte, theils in dem Mangel an Vollendung und Ausfeilung des Gedichts Entschuldigung finden. Ein vorzügliches poetisches Talent kann man dem Dichter nicht absprechen, und der Verf. glaubt, daß das Gedicht sehr gewinnen würde, wenn ein Critiker den Muth hätte, einige hundert müßige und frostige Verse wegzuschneiden, und die entstehenden Lücken zu verbinden. Die Bemerkungen über das Eigenthümliche der Sprache in diesem Gedichte (S. LI—LVI) leiden keinen Auszug. 3. Quellen, aus welchen der Dichter seine Mythen schöpfte. Dieser ganze Abschnitt ist hier genauer behandelt, da die vom Verf. edirten Fragmente des Proclus und andre Denkmahle des Alterthums über die alten cyklischen Gedichte ein helleres Licht verbreitet haben. B. I—V. hatte er wahrscheinlich die Aethiopis des Arctinus vor sich, in den folgenden Büchern die kleine Ilias des Lesches, deren Fragmente hier beygebracht werden. In den letzten Büchern schöpfte er aus mehreren alten Gedichten über die Zerstörung Trojas. Da das berühmte Relief im Capitol, das unter dem Nahme Tabula Iliaca bekannt ist, den ganzen Kreis Trojanischer Fabelndichter darstellt, und die Uebereinstimmung des Quintus mit den cyklischen Dichtern noch mehr ins Licht setzt, so hat der Verf. über die Anordnung und den Inhalt dieses Kunstwerks einige Bemerkungen eingerückt, so wie über ein ähnliches zu Verona, das Vorstellungen aus der Aethiopis enthält. Was die Frage betrifft,

wie der Dichter aus seinen Quellen schöpfte, so glaubt der Verf. nicht, wie Mehrere, und er selbst ehemahls, annahmen, daß er ganze Stellen der Cykliker in sein Gedicht übertragen, und gleichsam einen poetischen Cento zusammengeschrieben habe; sondern daß, da Ein Geist, einerley Manier und Sprache durch das Ganze herrscht, der Dichter seine Vorgänger mit Freyheit befolgte. Ein Dichter von so reicher poetischer Ader, als der Verfasser dieses Gedichts, in welchem sich mehr Ueberfluß und Fülle, als Dürftigkeit, auf allen Seiten ausspricht, bedurfte eines solchen Behelfs nicht. Am Schluß bemerkt der Verf., daß das auffallende Ineinandergreifen der alten Cykliker bey Proclus auf die Vermuthung führe, daß die Grammatiker dasselbe durch Weglassen und Zusammenfügen befördert haben, wie es, nach der Meinung neuerer Critiker, bey den Homerischen Rhapsodien der Fall gewesen ist. 4. Von den Ausgaben, Uebersetzungen und kritischen Hülfsmitteln, wo zuerst gezeigt wird, daß zwar alle bisherige Ausgaben, nicht aber alle Handschriften, aus dem von Bessarion entdeckten Coder abstammen. Mängel der bisherigen Ausgaben, insbesondere der Pauwischen. Eine ungleich bessere Ausgabe hätte sich aus den trefflichen Verbesserungen von Rhodemann u. A. geben lassen, und eine solche hatte der gegenwärtige Herausgeber anfangs versprochen, weil er damahls von Handschriften wenig hoffte, bis ihn die Erfahrung eines Bessern belehrte. 5. Vom Text des Gedichts und dessen Herstellung aus Handschriften. Auch die meisten Handschriften des Quintus wimmeln von Fehlern, die der Verf. hier unter Classen bringt, und die besondern Ursachen derselben aufsucht. Indessen sind nicht alle Codices von gleichem Werthe; unter den 18 dem

Verf. bekannt gewordenen Handschriften zeichnen sich die Neapolitanische im Augustinerkloster S. Giovanni di Carbonara, und die in der königl. Bibliothek zu München vorzüglich aus, und enthalten eine ältere, von dem Vessarionischen Codex unabhängige, Recension; die übrigen sind alle aus der von Vessarion zu Otranto entdeckten Handschrift geflossen, und lassen sich in drei Classen bringen, genauere, schlechte, und corrigirte. Zu den letztern gehört auch der Wiener Codex Nr. V. beym Nessel. Aus dieser Verschiedenheit des critischen Werths der Handschriften fließen mehrere specielle Regeln für die Critik des Quintus. So sehr übrigens der Text aus Handschriften gewonnen hat, indem er hier mit mehr als 20 Versen vermehrt erscheint, ausser unzähligen verbesserten und ergänzten Stellen, so bleiben doch mehrere Stellen übrig, wo die sämmtlichen Handschriften die Hülfe versagen, und also die critische Conjectur zu Hülfe genommen werden muß, um einen lesbaren Text zu liefern.

Von der Ausgabe selbst können wir hier nur das Allgemeine angeben, und überlassen es andern critischen Blättern, das Einzelne zu prüfen, und zu beurtheilen, ob und wie viel dadurch für die Critik des Gedichts gewonnen ist. Da der Herausgeber die Absicht hatte, einen lesbaren, verständlichen und möglichst berichtigten Text zu liefern, so war er genöthigt, eine neue Recension des Textes nach den bessern Handschriften aufzustellen, und, wo diese nicht aushalfen, critische Verbesserungen aufzunehmen. Indessen ist nicht alles Conjectur, was so scheinen könnte, denn sehr oft bestätigten die Handschriften die Vermuthungen der Critiker, besonders Rhodomann's, dem daher der Herausgeber am häufigsten folgte. Selten erlaubte er sich, seine eigenen Verbesserungen in

den Text zu setzen, und nur in solchen Stellen, wo sie mehr als wahrscheinlich schienen, z. B. I. 325. μέγα Φρεσι κυδιδώσα, für μειδιδώσα; 504. ἀφραδύσι — Λαομέδοντος, für ἐγχεύσιν; 715. ἀθανάτοιο πατρὸς νόον, für παρσενύον. Wo keine der vorgeschlagenen Verbesserungen befriedigte, oder die gemeine Lesart sich noch vertheidigen ließ, behielt er diese bey. Daher ist auch in ein paar Stellen die alte, auch in den Handschriften befindliche, Ordnung der Verse wieder hergestellt, die Rhodomann verändert hatte. Mehrmahls sind die Ionischen Sprachformen an die Stelle der gemeinen gesetzt, hauptsächlich nach Vorgang der trefflichen Münchener Handschrift. Die Interpunction und Accentuation sind sorgfältiger, auch die Lücken genauer angezeigt, als in den vorigen Ausgaben. Uebrigens ist dießmahl der bloße Griechische Text gegeben; eine Uebersetzung schien unnöthig zu seyn, weil nicht leicht Jemand dieses Gedicht lesen wird, der nicht schon mit dem Homer vertraut ist. Ein folgender Band wird, ausser einer Beschreibung und critischen Würdigung der verglichenen Handschriften, die Anmerkungen, größten Theils critischen Inhalts, nebst den nöthigen Registern enthalten. Der Druck ist so schön, als man es an den Zweibrücker Ausgaben gewohnt ist, und fällt noch deutlicher aus, als der im Aristoteles, weil diese neuen Lettern etwas fetter sind. Auch die Richtigkeit ist größer, als man bey der Entfernung des Druckorts, und bey einem Abdruck, der nicht nach einer gedruckten Ausgabe, sondern nach einer eigenen dazu bereiteten, oft corrigirten, Abschrift gemacht worden, erwarten sollte. Ein paar Verbesserungen zeigen wir hier an. S. 22 der Commentar. ist zu lesen S. V. 3. 3 expresso. S. 29 3. 6 von unten, comparamus. S. 73 καταιμισά-

μενος, secundum Lefchis (für Arctini) narrationem. Im Texte B. II. 124. ist das Comma nach μὲν wegzustreichen. V. 492. I. ὀδυρομένων. VI. 317. Πουλυδάμαντα. V. 611. ἀμφιχάνωσιν. So ist auch wohl 535. zu verbessern: ὡς κ' ὄφελον τοπάρουδ' ἀμφι τρωφερῆ χάνε γαῖα, welches dem Sprachgebrauche des Dichters gemäßer ist.

Paris.

Schubert

Zu der Anzeige von Hrn. Dupuis Mémoire explicatif du Zodiaque chronologique et mythologique (oben St. 10 S. 89 f.) fügen wir gegenwärtig noch Folgendes hinzu: "Er hat darin aufs neue einen Versuch gemacht, sein bekanntes System in Anwendung zu bringen, und den Glauben an das hohe Alterthum der Astronomie zu rechtfertigen, wobey er besonders auch auf die Indischen Beobachtungen Rücksicht nimmt. Er beruft sich auch hier auf die bekannten Aegyptischen Thierkreise und auf andere Gründe, welche die Geschichte beantworten muß. Hier sey nur die Frage davon, ob man bey allen Beobachtungen bis auf einen Grad sicher seyn kann? Läßt sich dieses nicht mit Gewißheit behaupten; so ist es nicht möglich, aus der Beobachtung das Zeitalter derselben bestimmen zu wollen. Ich habe in meiner Geschichte der Astronomie bis auf Eratosthenes den Beweis zu führen gesucht, daß alle alte Beobachtungen, aus welchen so viel geschlossen wird, nichts als rohe Observationen sind. Ich will jetzt in einigen Behauptungen des Hrn. D zeigen, daß sich die dort angegebenen Regeln auch hier anwenden lassen. In dem ältesten astronomischen Werke der Indier, Souria-Siddantha, wird der Polus der Nachtgleichen $23^{\circ} 20'$ jenseit von γ arietis oder durch die letzten Sterne des Widlers gesetzt. Daraus berechnet Hr. Du-

puis das Alter der Observation, nämlich 2064 Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Da weiter keine Umstände dabey angegeben sind, und Hr. D. sich an mehreren Orten auf ähnliche Beobachtungen und Erfahrungen bey andern Völkern beruft; so wird es mir erlaubt seyn, zum Gegenbeweise ebenfalls die Analogie zu benutzen, und an einem andern Beispiele zu zeigen, daß es wohl möglich war, bey jenen Beobachtungsarten um 20 Grade zu fehlen. Vorher nämlich (S. 42) kömmt Hr. D. auch wieder auf die Frage zurück, ob die Waage ein altes Sternbild sey? und erinnert sehr scheinbar, daß sie zu August's Zeiten um fast 20 Grade vom Punkte der Nachtgleichen abgestanden habe (S. 113), daß sie also damahls unmöglich könne an den Himmel gekommen seyn. Ich habe in meiner Schrift durch Zeugnisse der Alten selbst (S. 334, 354 u. f.) gezeigt, daß man den Ort der Sonne aus Nothwendigkeit durch das gegen über stehende, am Abend aufgehende, Sternbild bestimmte; daß daraus eine Menge falsche Bestimmungen entstehen mußten, und daß die Sternbilder des Thierkreises sonach auf die Monate treffen, auf welche sie Hr. D. setzt, ohne daß man deswegen aus dem Alexandrinischen Zeitalter hinauszuweichen, und mit ihm ihre Entstehung schon vor 15000 Jahren anzunehmen braucht (S. 237 meiner gedachten Schrift). Nach eben den Grundsätzen läßt sich nun zeigen, daß ein Irrthum von 20 Graden sehr wohl möglich war. Wenn der Kolur damahls durch die Füße der Jungfrau ging; so mußten nach den falschen Voraussetzungen der Griechen, auf das Sternbild zu achten, welches in der Abenddämmerung heraufkam, die letzten Sterne des Widders in Betrachtung gezogen werden. ζ ariet. hatte damahls ungefähr $23^{\circ} 50'$ Länge, bey dessen Aufgange gin-

gen folglich $62^{\circ} 23' 50''$ der Elliptik unter, worin sie die Sonne glaubten. Dieses ist aber ungefähr die Mitte der Wage. Außerdem bezeugt uns der Astronom Geminus, zu dessen Zeit die Wage an den Himmel kam, daß man damals das Aequinoctium in dieselbe setzte. Mit diesen Angaben treffen nun die oben angeführten Indischen Beobachtungen ziemlich zusammen, und man kann daher mit Recht auf ähnliche Unvollkommenheiten in der Beobachtungsmethode schließen. Ein anderer Beweis von der Unvollkommenheit derselben ist die Eintheilung der Mondperiode bald in 27, bald in 28 Theile. Hr. D. meint, es sey dieses des numerus rotundus wegen geschehen. Wie hätten aber wohl Völker, welche das Vorrücken der Nacht gleichen schon kannten, zu so rohen Eintheilungen ihre Zuflucht nehmen können? Nach dieser Eintheilung hätte man bey Bestimmung des siderischen, oder, wie Hr. D. glaubt, des periodischen Monats, wenn man 27 Tage annahm, um 7 Stunden $43'$ in Zeit, oder um 4 Grade $14\frac{1}{2}'$ bey 28 Tagen aber um 16 Stunden $17'$, oder 8 Grade $56'$ gefehlt. Man blieb also zwischen beiden Hypothesen beym Monde um 13 Grade $10\frac{1}{2}'$ in Ungewißheit. Bey dieser Ansicht gibt die Hrn. D's. Schrift beygefügte Karte eine interessante anschauliche Darstellung der Beobachtungen verschiedener Völker. Schaubach.

Erfurt.

Ufinden

Ben G. A. Keyser: Auswahl der wirksamsten einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. oder praktische Materia medica, nach den besten medizinischen Schriftstellern und eigener Erfahrung bearbeitet, von Friedrich Jahn, Dr. und Herzogl. Sachs. Meiningischem Hofmedikus u.

Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Erster und zweyter Band, mit fortlaufenden Seitenzahlen XXVI und 1161 S. groß Octav.

Unter den vielen *Materiae medicis*, die seit Mellin's practischer *Materia medica* erschienen sind, würde die gegenwärtige einen besondern Vorzug behaupten, wenn es dem Hrn. Verf. gefällig gewesen wäre, bey dieser neuen Auflage die Winke seiner Recensenten der ersten Ausgabe zu benutzen, Manches, was keine Aufnahme verdiente, auszulassen, und Anderes mit mehr Genauigkeit im Ausdruck, mit größerer Präcision in der Angabe, mit weniger Vorliebe für eigene Erfahrung und weniger Mißtrauen gegen andere, ohne Parteylichkeit für einzelne, nur ihm geltende, Auctorität, und mit mehr Achtung für chemische Erfahrungen, anzuführen. Auf dieser Forderung dürfen wir um so strenger bestehen, als solche practische Arzneimittel-Lehren meist von Anfängern in der medicinischen Praxis benutzt werden, und gebraucht werden sollen, und wobey alsdann ohne die strenge Auswahl des Zweckmäßigen, ohne die größte Vorsicht im Ausdruck, in Angaben und Behauptungen, bey dem besten Willen, Nutzen zu schaffen, dennoch viel Irriges verbreitet, und viel Schaden angerichtet werden kann. Wir haben von dem zweyten Bande der ersten Ausgabe dieses Werks zwey Recensionen vor uns, wahrscheinlich von ganz verschiedenen Recensenten; die erste in den hiesigen Gel. Anz. von 1800 S. 1235 — 39; die zweyte in der Salzburgischen medic. chir. Zeitung von 1801 1. B. S. 214 — 217, und sehen daraus, daß beide Recensenten den Verf. auf Dinge aufmerksam gemacht haben, die allerdings bey einer neuen Auflage nicht hätten übersehen werden sollen, um so weniger, da aus einigen von diesen Recensionen

entlehnten Verbesserungen erhellet, daß der Verf. sie doch wirklich gelesen hat. Der Göttingische Rec. sagte z. B. "Das Mel mercuriale würden wir nicht unter die Auswahl von Arzneimitteln aufgenommen haben". — Ferner: "Ist es wohl richtig gesagt, Calomel sey Quecksilber, mit Salzsäure aufs vollkommenste gesättigt? — die Bittererde schmecke höchst wenig bitter; — Spiritus salis ammoniaci aromaticus und succinatus seyen einerley" u. d. m. Alle diese gerechten Rügen sind in der neuen Ausgabe gar nicht berücksichtigt, so wenig als das, was der Salzburger Recensent erinnert, z. B. der Verf. führe bloß an, Aqu. phagedaenica sey Sublimat, in Kaltwasser aufgelöst, und scheine vergessen zu haben, daß durch das Kaltwasser der Sublimat zerlegt werde. Ungeachtet dieser gerechten Erinnerung heißt es in der neuen Ausgabe: "Aqua phagedaenica, Sublimat in Kaltwasser aufgelöst, ein sehr nützliches Mittel zum äußerlichen Gebrauch" ic. Hätte der Verf. nur eine und die andere Pharmacopoea nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, daß das Mittel schon deswegen nicht so unbedingt empfohlen werden kann, weil es ein großer Unterschied ist, in welcher Quantität der Sublimat zum Kaltwasser gemischt wird, und daß man bald eine ganz unwirksame, bald eine ägende Flüssigkeit erhält. Weiskard's Pulver gegen den Kropf wird von demselben Recensenten mit Recht, als eine wunderliche Mischung getadelt, dennoch, und obgleich der Verf. an einem andern Orte solche Mischungen selbst mißbilligt, ist sie auch in der neuen Ausgabe wieder aufgenommen. Aber sollte man glauben, daß der Verf. so hartnäckig auf seiner Caspirie beharrte, daß er auch die Stelle nicht änderte, von welcher jener Rec. schreibt: "Der Verf. sagt, wenn sich beym Zahnen der Kinder

Krämpfe mit einmischen, so gebe ich, aller Einwendung der Chemiker ungeachtet, Salpeter mit Zinkblumen. Eine solche Aeufferung hätte Nec. von einem Verfasser einer Materia medica nicht erwartet". In Wahrheit, wenn ein Verfasser einer Materia medica nicht auf die geläuterten Principien der Chemie achtet, und chemische und practisch-medizinische Grundsätze nur nach eigenem Gutdünken aufstellt, wie denn S. 1094 Hr. Jahn selbst schreibt: "Vor sauren Mittelsalzen müsse man sich bey dem Gebrauch der Zinkblumen hüten", und dennoch gleich darauf mit und neben diesem, wie er es nennt, "schwächenden und den Magen angreifenden" Mittel Salpeter und Minderer's Geist zu verordnen rät, so stehet man bey allem Bestreben des Verf., nach neuen medicinischen Principien überall zu theoretisiren und rationell zu verfahren, doch nur einen rohen und, leider! den Anfängern in der medicinischen Praxis höchst gefährlichen Empirismus, der um so auffallender wird, als auffer jener widerstänigen Weikardschen Composition so viele andere angegeben und aufgenommen sind, von denen durchaus nicht abzusehen ist, wie ein rationeller Arzt ihre Mischung vertheidigen will, und wie man nach dem Gebrauch solcher theriakartigen Mischungen wissen kann, was am Ende genutzt oder geschadet hat. Aber wenn vollends diese Mischungen aus vielen Dingen die Wirkung eines einzigen darinnen enthaltenen Inгредиens bestätigen sollen, so kann man sich kaum des Lachens enthalten. Was soll z. B. ein Compositum für die Nützlichkeit des Fingerhutkrautes gegen alte Kröpfe beweisen, in welchem noch sechs andere eben so wirksame Dinge enthalten sind, wie Antimonium, Lac sulphuris, Gummi guajac., Extr. Arnicae, Cicutae und Terra ponderosa salita? Wahrlich kein Muster

für Anfänger, und keine Empfehlung für geübte Aerzte! Oder wenn die Kraft der Meerzwiebel gegen die Wassersucht erwiesen werden soll, und wie S. 916 diese nebst einem größern Zusatz von Senega und einem geringeren von Ipecacuanha abgekocht, und ihr noch Spir. nitr. dulc. und Tinct. theb. zugemischt wird. So wie die Ansichten des Verf. von zusammengesetzten Arzneien ihm eignen sind, so sind auch seine Ansichten von einfachen Mitteln so ganz besonders, daß wir nur Ein Beyspiel aus der Vorrede anzuführen brauchen, um dieß zu bestätigen. In der Vorrede zur neuen Ausgabe S. XIX schreibt der Verf.: „Sollte man demnächst nicht anfangen, die entbehrlichen ausländischen, durch die jetzigen Conjunctionen so kostspilling werdenden, Arzneystoffe mit eben so wirksamem inländischen zu vertauschen? Ich nenne hier unter andern die Quassia, Colombo, Angustura, das Ricinusöhl, die Senega, Saffaparille, Serpentaria, Simaruba, welche man, nach meinem Bedünken, alle missen könnte. Denn können nicht unser Bitterklee, Tausendgüldenkraut, Enzian, Nelkenwurzel, Mohnöhl, Wotoverley, Graswurzeln, Pfeffermünze u. s. w. die Stelle jener ersetzen? Hat nicht das Mohnöhl gerade die entgegengesetzte Wirkung des echten, reizenden und abführenden Ricinusöhl? Und ein Mittel, wie die Senega, will der Verf. aus unsern Apotheken verdrängt wissen, von dem er S. 924 schreibt, daß er damit einige Mal „seine Kranken und seine Ehre gerettet habe“! Hätte doch der Verf. bey der Fiebrerrinde eher Surrogate gewünscht und vorgeschlagen, da aus den neuesten Nachrichten des Hrn. A. von Humboldt erhellet, daß es etliche und zwanzig Species von Fiebrerrinden-Bäumen gibt, deren Rinde und ganzer Habitus so verschied-

den an Farbe und Gestalt, als an Wirksamkeit ist, und daß wir die *Cinchona Condaminea*, die beste gegen Fieber, und diejenige, welche eigentlich die officinelle genannt zu werden verdient, gar nicht erhalten können, indem sie nur in die königl. Hof-Apothek zu Madrid abgeliefert wird; die *Cinchona pubescens*, *cordifolia* und *lanceifolia* aber, die etwa noch zu uns kommen, eine ganz verschiedene Wirkung haben. Und da nach dem Verf. S. 289 am häufigsten mit der wahren China die Rinde vom Tulpenbaum vermischt wird, so substituiren wir lieber diese Rinde der China, da sie nach *Roger's* differt. on the properties of the *Liriodendron*. Philad. 1802, und Hrn. v. *Humboldt's* Versicherung nicht nur ein gutes Surrogat der Sieberrinde ist, sondern auch der Tulpenbaum in ganz Deutschland, so wie z. B. in hiesiger Gegend, recht gut fortkömmt, zu großen Bäumen anwächst, und also die Rinde im Inlande gezogen werden könnte. Dieser neuen Ausgabe des Jahnschen Werkes ist ein Verzeichniß der neuern pharmaceutischen Benennungen neben den ältern zweckmäßig angehängt. Hingegen sind die vorigen beiden Register, der Arzneymittel und der Krankheiten, ohne Vortheil in eins zusammen verschmolzen worden, dabey ist aber das Nachschlagen des Einzelnen durch genauere Bestimmungen nicht erleichtert worden, denn wer z. B. den Artikel *Nitrum*, *Spiritus Minder.*, *Terra fol. Tartari*, *Tart. emeticus* u. dergl. nachschlagen will, kann drey, vier und fünf Zahlen auffuchen, bis er auf die rechte trifft.

P.

Hameln.

Ein Wort zur Erweckung bey der Erinnerung an eine gefährvolle Nacht im November 1806. Eine

Zeitpredigt über 5 Mos. IV. 3. 6. 9., gehalten am 26. Sonntage nach Trinitatis 1807, am Jahrestage der Beendigung der Belagerung Hameln. Von dem Garnison-Prediger Wiehen 1807. S. 30 in Octav. Wir halten uns verpflichtet, von dieser Gelegenheitsrede auch in unsern Blättern eine Anzeige zu geben, weil sie gewisser Maßen als historisches Actenstück zu der Geschichte des Tages betrachtet werden kann, weil sie sich zugleich in ihrer Art ganz vorzüglich auszeichnet, und weil ein sehr wohlthätiger Zweck durch ihre Bekanntmachung erzielt werden soll. Die schauervollen Ausstritte der letzten Nacht, welche die Preussische Garnison in Hameln nach der mit dem Französische Belagerungs-Corps abgeschlossenen Capitulation noch in der Stadt zubrachte, sind zwar dem Publico bereits durch eine Erzählung bekannt geworden, die ein höchst glaubwürdiger und unterrichteter Augenzeuge, Hr. Syndicus Lüders aus Hameln, in dem October-Stück der Minerva vom vorigen Jahre unter seinem Nahmen davon gegeben hat. Alles Schreckliche und Entsetzliche, so wie alles Unwillen Erregende dabei, war auch damit schon mehr als beglaubigt; aber es ist hier, durch das Zeugniß eines Predigers, der öffentlich vor seiner Gemeinde und mit seiner Gemeinde, die selbst daran Theil genommen hatte, davon spricht, auf eine noch erschütterndere Art bestätigt worden, und diese Bestätigung kann wenigstens in Beziehung auf einige Umstände selbst der Geschichte nicht gleichgültig seyn. Doch der Verfasser hat noch Mehreres aus der Geschichte jener entsetzlichen Nacht in seine Predigt eingemischt, als man aus jener Erzählung erfahren hat. Er hat auch Erinnerungen an Thaten der Menschlich-

184 G. g. A. 18. St., den 30. Jan. 1808.

keit und Barmherzigkeit, an Handlungen des Edel-
muths und der Selbstaufopferung aus der Ges-
chichte jener Nacht eingemischt, bey denen man
mit hoher Freude und Bewunderung verweilt,
und er hat das eine wie das andere, das Trau-
rige wie das Erfreuliche, das Niederschlagende
wie das Herzerhebende, auf eine höchst treffliche
Art benutzt, um in der Seele seiner Zuhörer ge-
rade diejenigen Empfindungen und Gesinnungen
zu erwecken, die im gegenwärtigen Augenblick
am wohlthätigsten für sie werden, und am ge-
wissesten auf die Dauer wohlthätig bleiben kön-
nen. Wir zweifeln nicht, daß ihm dieß in einem
hohen Grade gelungen ist. Es gibt Zeiten und
Lagen, in denen es selbst dem geist- und herz-
losen Prediger fast nicht fehlen kann, auf seine
Gemeinde zu wirken: wie müssen sich also die
Zuhörer des Hrn. Garrison-Pred. durch diese Pre-
digt ergriffen gefühlt haben, in der sich ein eben-
so fester als gebildeter Geist, und ein von Liebe
und Mitleid und allen menschlicheren Empfindun-
gen übervolles Herz aussprach. Wir zweifeln
oben daher auch keinen Augenblick, daß der wür-
dige Verfasser in den Wirkungen seiner Predigt
für alle eigene Leiden in den Tagen der Noth
einen reichen Ersatz gefunden haben wird; des-
wegen wünschen wir aber desto mehr, daß er
auch durch die Erreichung des edeln Zwecks be-
lohnt werden möchte, der ihn zu ihrer Bekannt-
machung bewogen hat. Der Ertrag davon ist
nämlich für diejenigen Mitglieder seiner Gemeinde
bestimmt, die unter den gegenwärtigen Umständen
die Unterstützung, welche sie vorher aus einer mil-
den Stiftung erhielten, verloren haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 1. Februar 1808.

Duisburg und Essen. 11.

Versuch einer protestantischen Kirchenordnung nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Von J. Ch. Spieß, reformirtem Prediger zu Duisburg. 1808. S. 434 in Octav. Die erste Veranlassung zu der Entstehung der vorliegenden Schrift gab, nach der Angabe des Verfassers in der Vorrede, ein Rescript der königl. Preussischen Kammer zu Hamm vom J. 1805, wodurch der Präses der Clevischen reformirten Synode beauftragt wurde, zum Behuf einer neuen, der gegenwärtigen Zeit angemessenen, Kirchenordnung Vorschläge und Gutachten einzureichen. Durch den Präses, dem es freigelassen war, auch andere Prediger zu dem Geschäft zuzuziehen, gelangte dann der Auftrag auch an Hrn. Sp., der hierauf seine Ideen darüber zu der Eingabe an die Behörde in die Form brachte, in welcher er sie jetzt, nachdem ihre besondere Bestimmung durch die bald darauf erfolgte Regierungsveränderung im Clevischen aufgehoben wurde, dem Publico übergibt. Diese Umstände glaubte Hr. Sp. auch zur

Entschuldigung dafür anführen zu müssen, daß seine Schrift so viel von dem Aussehen einer Kirchenordnung hat, und seine meisten Vorschläge schon in Gesetzform eingekleidet sind; allein dieß scheint uns fast eher eine Empfehlung, als eine Entschuldigung zu verdienen, da seine Gesetze immer in eine sehr würdige und anständige Sprache, von der man wahrhaftig auch Muster bedarf, gefaßt sind. Doch wenn es auch möglich wäre, daß man an irgend Etwas von dem Aeuffern dieser Schrift einigen Anstoß nehmen könnte, so wird man es zuverlässig über den Inhalt bald vergessen, wenn man nur einigen Antheil an ihrem Gegenstande nimmt, oder nur nicht ganz fühllos für die Wichtigkeit von diesem ist. Das Project einer neuen protestantischen Kirchenordnung, das sie enthält, ist wirklich für die Bedürfnisse unserer Zeit, und ist mit einer Weisheit dafür berechnet, die nicht nur auf das Nützliche und Nothwendige, sondern auch auf das Ehunliche und Ausführbare die bedachtsamste Rücksicht genommen hat. Bey jeder der besondern Einrichtungen, welche darin empfohlen sind, fühlt man nicht nur sogleich, daß unendlich viel Gutes dadurch gestiftet werden müßte, wenn sie realisirt werden könnten, sondern bey den meisten kann man sich auch bald überzeugen, daß ihre Realisirung, so bald sie mit Klugheit und Festigkeit betrieben würde, gewiß nur an wenigen Orten unwegräumbare Hindernisse finden dürfte. Einige davon, möchte man zuerst glauben, müßten sich sogar leicht realisiren lassen, weil sie so leicht an die alten gewohnten Formen angeschmiegt, oder, ohne etwas Altes aus seiner Stelle zu rücken, und also auch ohne Aufsehen, eingeführt werden könnten. Aber selbst diejenigen, von denen man

nur allzu gewiß voraussieht, daß sie — fromme Wünsche bleiben werden, sind meistens so beschaffen, daß sich der Reformator, dem das Wohl der Kirche und der Menschheit nur etwas am Herzen liegt, durch die vorausgesehenen, für jetzt nicht zu beseitigenden, Schwierigkeiten, die ihrer Einführung in den Weg treten, doch nicht abhalten lassen darf, sie in Vorschlag zu bringen, weil dennoch diese Schwierigkeiten im Grunde nur aus einem allgemeinen Nichtwollen oder aus einem allgemein unträftigen Wollen des Bessern entspringen.

Was die Form und den Inhalt der Schrift im Ganzen betrifft, so ist darin alles, was in eine protestantische Kirchenordnung am nothwendigsten gehört, in die fünf folgenden Kapitel zusammengefaßt: I. Von der protestantischen Landeskirche überhaupt und ihrer Abtheilung. S. 1—17. II. Von der Regierung der protestantischen Kirche, in drey Abschnitten. S. 18—32. III. Von Verwaltung des Kirchenvermögens, in fünf Abschnitten. S. 53—103. IV. Von den zu der Bedienung der protestantischen Kirche gehörigen Amtsgeschäften, in acht Abschnitten. S. 104—239. V. Von den Beamten und Dienern der protestantischen Kirche, in fünf Abschnitten, S. 240—543. Mit dieser allgemeinen Anzeige kann sich jedoch Rec. nicht bey einer Schrift begnügen, die des Besondern so viel enthält, das der ernsthaftesten Aufmerksamkeit und Beherzigung würdig ist, sondern er hält es für Pflicht, von den Funken des guten Geistes, der darin wehet, so viel er nur kann, Etwas weiter zu verbreiten.

Am meisten Neues und Eigenthümliches hat vielleicht der Regierungsplan der protestantischen Kirche, der im zweyten Kapitel gezeichnet ist,

wiewohl auch manches Einzelne darin nur aus der bisherigen besondern Verfassung der Elexischen Kirche genommen scheint. Der Verfasser gehet dabey von dem Grundsatz aus, daß die Kirche, da sie nach protestantischen Principien nur eine freiwillige collegialische Verbindung ihrer Mitglieder, jedoch zugleich eine dem Staat untergeordnete Gesellschaft ist, auch mit Recht nur durch frengewählte Repräsentanten unter der Ober-Aufsicht der Landesregierung regiert werden könne; im Besondern aber will er das Kirchen-Regiment über jede einzelne Gemeinde durch einen Gemeindevorstand oder ein Consistorium, über die Landeskirche überhaupt durch einen Landes-Kirchenvorstand oder die Synode, und endlich alles, was zu dem Recht der landesherrlichen Ober-Aufsicht gehört, durch einen Staats-Kirchenrath oder ein Ober Consistorium ausgeübt haben. Das Consistorium jeder einzelnen Gemeinde soll aus einer bestimmten und ihrer Größe angemessenen Anzahl von Aeltesten bestehen, die von allen und aus allen ihren Mitgliedern gewählt, und alle zwey Jahre, nur mit Ausnahme des Predigers, der beständiger Präses des Collegiums bleibt, mit neuen verwechselt werden: seine Regierungsverrichtungen aber bestehen darin, daß es die Aufsicht über den Wandel aller Gemeindeglieder zu führen, über die Aufnahme der Confirmanden, als neuer Gemeindeglieder, zu entscheiden, die untern Kirchendiener zu wählen, die Kirchengüter nach dem von dem Ober-Consistorium ihm vorgeschriebenen Etat zu verwalten, alle Gerechtsame der Gemeinde zu vertheidigen, und alle über kirchliche Angelegenheiten vorkommende Streitigkeiten unter Gemeindegliedern als schiedsrichterliche Instanz zu entscheiden hat.

Der Vorstand der ganzen Landeskirche oder die Synode wird hingegen von allen bey der Landeskirche angestellten Predigern oder Pfarrern allein, und mit Ausschluß der Aeltesten, gebildet: die Synode selbst aber ist in Classen abgetheilt, deren jede etwa zwölf Prediger der nächst gelegenen Gemeinden enthält. Für jede dieser Classen wird alle drey Jahre aus und von ihren Mitgliedern ein neuer Präses gewählt, der sich selbst einen Assistenten oder einen Assessor aus der Classe ernennt. Beide zusammen bilden das Moderamen der Classe, und die Moderatoren aller Classen zusammen bilden während der drey Jahre ihrer Amtsführung den engeren Ausschuß der Synode, oder den Synodals-Convent, der sich ebenfalls alle drey Jahre versammelt, und sich einen neuen Präses mit seinem Assistenten wählt, denen das Moderamen der Synode übertragen wird. Was nun das Kirchen-Regiment betrifft, das die Synode auszuüben hat, so besteht dieß in Folgendem. Sie führt die höhere Aufsicht über alle Gemeinden der Landeskirche, und über die Amtsführung der Consistorien. Die Moderatoren der Classen visitiren daher jährlich alle Kirchen ihres Sprengels, fassen über den Zustand der Gemeinde ein genaues Protocoll ab, suchen alles, was sie Gesetz- und Ordnungswidriges bemerken, auf der Stelle zu verbessern, und zeigen alles, was sie nicht selbst verbessern können, dem Präses der Synode an. Dieser macht hierauf auch zuerst einen Versuch, die Abweichenden durch moralische Mittel zu ihrer Pflicht zurück zu führen, wenn aber dieser mißlingt, so zeigt er die Widerspenstigen, so wie alle gröbere Contravenienten, dem Synodal-Convent an, der nun das Urtheil ihrer Bestrafung durch Geldbuße an die Witwen-

casse, oder durch Suspension, oder durch Entsetzung vom Amte über sie ausspricht. Auch die Excommunication unwürdiger Mitglieder der Kirche wird nach den von den Consistorien der Gemeinden, wozu sie gehören, eingeschickten Acten von dem Synodals-Convent entschieden. Noch mehr liegt aber der Synode die besondere Aufsicht über das Predigtamt ob. Alle Aspiranten dazu werden daher von einer Classe examinirt, und von derselben in die Zahl der wahlfähigen Candidaten des Predigtamts, so wie nachher durch die Ordination zu Mitgliedern des geistlichen Standes, aufgenommen. Alle Predigerwahlen werden von den Moderatoren der Classe, in welcher sie vorkommen, dirigirt: auch führen diese hernach den Prediger bey der Gemeinde ein, so wie sie bey Vacanzen für die Interims-Bedienung der Kirche zu sorgen haben. Nach der Entscheidung der Classe empfängt jeder Prediger von dem Präses die erforderliche Censur, und nach den Entscheidungen des Convents werden solche, welche sich gröberer Vergehungen, oder der Widerspenstigkeit gegen die Zurechtweisung ihrer Classe schuldig gemacht haben, durch Geldstrafen, durch Suspension, oder durch Absetzung bestraft. — Unter der Direction der Synode stehen ferner die Landes-Kirchencassen. Dürftige Gemeinden, die aus der Unterstützung- und Verbesserung-Classe Zuschüsse verlangen, haben ihr Bedürfniß der Classe zu melden, die bey dem Convent auf die erforderliche Unterstützung anträgt. In gleicher Ordnung werden den Witwen und Waisen der Kirchendiener die Pensionen, und den Theologie Studirenden die Stipendien bewilligt. Von der Synode werden ferner der Landeskirche allgemeine Gesetze gegeben, oder bisher bestandene abgeändert und abgeschafft, und

zwar auf folgende Weise. An die Classe ergeht der erste Vortrag zu einem Gesetz, und wenn diese ihn genehmigt, wird er dem Convent vorgetragen, von dem Convent den übrigen Classen zum Eintritt vorgelegt, alsdann an die einzelnen Gemeinden in jeder Classe gebracht, und wenn endlich in allen die Stimmenmehrheit für seine Annahme entschieden hat, so wird von dem Präses der Synode die Ratification des Ober-Consistoriums eingeholt, wodurch der Vorschlag gesetzliche Kraft erhält. Außerdem hat endlich die Synode die allgemeinen Gerechtsame der Kirche zu vertheidigen, und die zu dem Ende erforderlichen Proceffe zu führen; alle Streitigkeiten über kirchliche Angelegenheiten, die zwischen den Gliedern einer Gemeinde, oder zwischen verschiedenen Gemeinden vorkommen möchten, müssen ihr aber erst zu dem Versuch eines gütlichen Vergleichs vorgelegt werden, ehe sie in der Form eines Proceffes bey dem Ober-Consistorium anhängig gemacht werden dürfen. Dieß Ober-Consistorium darf überhaupt — und darin besteht das Eigenthümlichste des von dem Verfasser gezeichneten kirchlichen Regierungsplanes — nicht als ein zu der Kirche gehöriges Collegium, sondern als eine über die Kirche gesetzte Staatsbehörde betrachtet werden. Seine Einrichtung und die Anstellung der darin aufzunehmenden geistlichen und weltlichen Räte hängt daher ganz von dem Willen des Regenten ab; seine Amtsverrichtungen aber können sich nur auf die folgenden fünf Stücke beschränken. Es ertheilt 1) den von der Kirche angenommenen Gesetzworschlägen, so wie überhaupt den Beschlüssen der Synode, durch die Ratification gesetzliche Kraft, und besorgt ihre Ausführung. Es verwirft und annullirt dagegen

die Vorschläge und Beschlüsse der Synode, welche höheren Staatszwecken zuwider sind, unmittelbar selbst, und solche, welche zwar nur die inneren Angelegenheiten der Kirche betreffen, also mit der Wohlfahrt und Sicherheit des Staats in keiner Verbindung stehen, dem Wohl der Kirche selbst aber zuwider scheinen, verweist es an eine protestantische Universität, um nach der Entscheidung derselben die Vorschläge und Beschlüsse der Synode zu bestätigen, oder zu verwerfen. Es erteilt 2) der Kirche die Freiheiten, welche sie als eine öffentliche Anstalt genießt, oder beschränkt und hebt sie auf, je nachdem es die höheren Staatszwecke erfordern. Es handhabt 3) überhaupt die Kirchenordnung durch Vollziehung der von der Synode über alle Contravenienten gefällten Strafurtheile. Daher werden auch alle Visitations-Protocolle und die Acten aller Classical- und Synodal-Verhandlungen an dasselbe zur Revision eingesandt, und es hat die Macht, das Moderamen einer Classe, so wie den ganzen Synodal-Convent, in dem Fall einer Pflichtversäumung abzusetzen, und der Classe oder der Synode die Wahl neuer Moderatoren zu befehlen. Es schützt 4) die Kirche in dem Besiz ihres Eigenthums und ihrer Gerechtsame, und es hat endlich 5) die entscheidende Gerichtsbarkeit über Streitigkeiten in kirchlichen Sachen zwischen den Gliedern einzelner Gemeinden, welche deren Vorstand — und zwischen verschiedenen Gemeinden und deren Gliedern, welche die Classe und die Synode nicht ausgleichen konnten, so wie auch zwischen der Synode und einzelnen Gemeinden oder Kirchendienern. — (Im folgenden Stück die Fortsetzung.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1808.

Duisburg und Essen. P1

Das, was wir bereits im vorhergehenden Blatte von des Hrn. Prediger Spieß protestantischer Kirchenordnung nach den Bedürfnissen unserer Zeit angeführt haben, wird hinreichend seyn, um den Geist kenntlich zu machen, von welchem und mit welchem dieser Plan einer neuen Regierungsform für die protestantische Kirche entworfen und gezeichnet ist. Hr. Sp. hat es für nöthig gehalten, sich S. 45 — 54 auf eine eigene Vertheidigung des Plans, besonders für eine gewisse Classe von Menschen, einzulassen, die den größten Anstoß daran nehmen möchten, daß nach seinen Vorschlägen die Regierung einer jeden Landeskirche, oder doch der größte Antheil daran, ihren Predigern überlassen werden soll; aber auch nur für diese kann die Vertheidigung nöthig seyn. Jeder mit den Grundsätzen des protestantischen Kirchenrechts bekannte Beurtheiler muß und wird die höchste Consequenz darin finden; wenn er hingegen die wirkliche Realisirung einiger dazu gehörigen Vorschläge doch in Beziehung auf die Kirche oder den Staat noch bedenklich findet, so kann dieß nur daher kommen, weil in den hier davon gezeig-

nen Abriss nicht alle besondere Bestimmungen aufgenommen werden konnten, die einem jeden mit der sorgsamsten Bedachtsamkeit beygefügt sind. Rec. fürchtet auch nicht, daß sich diese Regierungsform bey den Kirchen eines größern Landes weniger oder nur schwieriger, als bey den Kirchen eines kleinern, anbringen lassen dürfte, sondern er sieht nur einen Anstand dabey, auf den jedoch sein Urheber vielleicht keine Rücksicht zu nehmen verbunden war. Sein Regierungsplan setzt mit Einem Worte Prediger voraus, wie sie seyn sollen, und wie man sie, leider! in der erforderlichen Mehrheit nirgends sogleich finden wird. Dieß fühlt gewiß Hr. Sp. selbst am lebhaftesten, daß er solche Menschen, wie man sie nur allzu häufig in diesem Stande antrifft, nicht dazu brauchen kann. Er wird daher gewiß auch selbst nicht wünschen, daß man überall die bisherige kirchliche Verfassung sogleich nach seinen Vorschlägen umbilden möchte: aber wer wird nicht mit ihm wünschen, daß die Zeit bald kommen möchte, wo sie überall ohne Gefahr darnach umgebildet werden könnte!

Dadurch durfte er sich jedoch weniger abhalten lassen, die, seiner Ueberzeugung nach, bessere Form vorzuschlagen, da er zugleich mit Grund die Hoffnung sich machen und der Welt geben konnte, daß theils diese Form selbst, theils einige andere seiner Vorschläge zur Werbeförderung des Kirchenwesens in allen seinen Zweigen, auch unfehlbar mit der Zeit bessere Prediger bilden, und am gewishesten die fortdauernde Erhaltung eines Satzes davon sichern würden. Allerdings müßte dieß unausbleiblich der Erfolg seyn, wenn nur dasjenige irgendwo in das wirkliche Leben eingeführt würde, was nach dem fünften Kapitel in Ansehung der Auswahl, der practischen Bildung und der Prüfung der Candidaten des Predigtamts, wie in Ansehung der Anstels-

lung der Prediger und der Aufsicht über sie, feste Ordnung werden sollte. Es müßte noch unausbleiblicher erfolgen, wenn auch nach den im vierten Kapitel ausgeführten Ideen mehr Geist und Würde in ihre Amtshandlungen gebracht, aber zugleich die Vorschläge des dritten Kapitels wegen einer Stipendien-, einer Predigerwitwen- und einer Verbesserungscasse, die jede Landeskirche haben sollte, realisirt würden. Doch zuverlässig würde die neue kirchliche Regierungsform selbst am mächtigsten darauf hinwirken; und wenn es schon Rec. deswegen noch nicht wagen möchte, ohne eine weitere vorhergegangene Vorbereitung auf ihre wirkliche Einführung irgendwo anzutragen, so glaubt er hier doch noch eine Stelle, wo sich der Verf. darüber erklärt, auszeichnen zu müssen, weil sich sein Geist am lebendigsten darin ausspricht. "Durch Strenge von oben herab" — sagt er S. 55 — "welche freulich in der monarchischen Verfassung weit mehr, als in der republikanischen, zu Hause ist, wird nur der Buchstabe der Gesetze gehandhabt: allein nirgend genügt die Beobachtung des Buchstabens weniger, als in der Kirche. Ohne einen lebendigen freyen Geist, der alle Glieder derselben für die Zwecke ihrer Vereinigung beseelt, ist die Kirche eine nutzlose Anstalt, unwerth der Kosten, die darauf verwandt werden. Durch Strenge von oben herab kann man allenfalls einen im Dienst exacten Soldaten bilden; aber keinen für sein Amt begeisterten Prediger, und was ist der Prediger ohne Begeisterung für sein Amt? Ein elender, allem gerechten Spotte preisgegebener Figurant: denn ohne Begeisterung ist im Predigtamt der Zweck desselben durchaus nicht zu erreichen. Man wecke also, vorab in der Kirche, und vornehmlich im Predigtamt, Geist und Leben. Dieß ist das erste Bedürfnis. Man richte den Geist auf das Wahre und Gute. Dieß ist das zweyte Bedürfnis."

Deßhalb gebrauche man auch das Kirchen-Regiment als ein Mittel, um dadurch, indem man die Ausübung desselben den Gemeinden, und besonders den Geistlichen, als deren Repräsentanten, in die Hände gibt, Eifer und Theilnahme am Kirchenwesen hervorzubringen, und namentlich die Geistlichen selbst sowohl zur ernstern Hochschätzung ihres Amtes anzuleiten, als ihnen desto mehr Hochachtung ihres Amtes von Seiten anderer Stände zu verschaffen. Daneben führe aber der Staat die Ober-Aufsicht über die Kirche mit aller Strenge, um den in der Kirche und unter der Geistlichkeit lebenden Geist gehörig zu richten, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt zu verhindern. So werden wir eine freye protestantische Kirche behalten, deren Mitgliedern man es doch immer noch ansehen wird, daß sie Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts sind; und die Geistlichen dieser Kirche werden eben so weit entfernt von hierarchischer Anmaßung, als knechtischer Kriecherei, ihr Amt mit dem Selbstgefühl und mit dem Ansehen und Einfluß auf die Gemüther führen, den ihnen ein Jeder gönnen und wünschen wird, welchem Kirche und Religion etwas mehr sind, als nutzlose, durch Vorurtheil geheiligte, aber dem allmählichen Verfall geweihte, Ueberreste aus der Vorzeit.

Inhalt Braunschweig.

Von Fried. Bieweg: Das Königreich Westphalen vor seiner Organifazion. Statistisch dargestellt von Georg Hassel. 1807. 39 S. in Quart.

Die ganze Einrichtung des Werks ist ungefähr die, welche der Verfasser in seinen früher erschienenen, ganz Deutschland umfassenden, Tabellen befolgt hat. Da diese bekannt sind, so wollen wir jetzt nicht weiter dabey verweilen. Er gehört zu den Statistikern, die viel auf Zahlen geben, und so findet man denn auch im Einzelnen nicht nur etwa Städte, Flecken,

Dörfer, Feuerstellen, sondern auch dabei, was mit diesem oder jenem Gewerbe verdient werde, oft den Viehbestand u. s. w. in Zahlen ausgedrückt. Viele dieser letztern Angaben sind und müssen sehr wandelbar seyn; ihre Genauigkeit läßt sich kaum prüfen, bevor wir nicht mehrere genaue und officiële Zählungen haben. Zum practischen Gebrauche in Geschäften hilft aber ein Ungefähr nicht, und zu einer allgemeinen An- und Uebersicht sind solche Zahlen des Details nicht nöthig. Es scheint uns der Zweck eines Werks, wie dieses, das kurz vor der großen Veränderung erscheint, seyn zu müssen, den Zustand des Ganzen und der einzelnen Landschaften im Allgemeinen zu geben. Das Detail, die Tabellen über alles, auch das scheinbar Unbedeutendste, kann zuweilen, je nach den Maximen der Regierung in den Geschäften, von Werth seyn; es muß aber dann mit aller Genauigkeit gegeben werden. Diese Arbeit mag aber auch füglich den Bureaux verbleiben. Manchen Punkten, die eben nicht mit Zahlen ausgedrückt werden können, die bisherige Verfassung und viele Zweige der Verwaltung, Rechtspflege z. B. und andere, findet man nicht berührt, auch nicht die Nuancen in dem Charakter der Einwohner der verschiedenen Landschaften. Zu einer Ansicht dessen, wie es vor der Vereinigung war, schien dieß gleichwohl erforderlich, denn wenn der Verf. sagt: er habe sorgfältig das geschieden, was nicht unverändert bleibe; so kann man billig fragen, wenn man das Geographisch-Physische abrechnet, wie viel dann von dem Angegebenen bleiben werde? Ueber die Quellen haben wir keine Angabe gefunden; die in dem allgemeinen tabellarischen Umriss benutzten sind es auch hier; daß besondere, unbekante, gebraucht wären, haben wir nicht angegeben gefunden. Die Critik bey dem Sammeln muß denn vorläufig, oder eine Wahrscheinlichkeit, entscheiden, bis wir nähere, beglaubig-

tere, Notizen erhalten, woran es bey der neuen Regierung nicht fehlen wird. Wir haben, auſſer dem oben S. 126 angezeigten Werke des Hrn. Voſſe, dann dem vorliegenden, noch einen Abriß in Hn. Winkopp's Rhein-Bunde Heft 10. von dem Königreiche Weſtphalen erhalten. In den Angaben von Flächeninhalt, Bevölkerung ic. mit Einem Worte, in allem, was durch Zahlen ausgedrückt wird, weichen jene Schriftſteller zum Theil außerordentlich von einander ab. Nur dann, wenn ſie aus einerley Quellen ſchöpfen, welches vorzüglich bey einigen weiland Preußiſchen Provinzen der Fall zu ſeyn ſcheint, ſtimmen ſie, jedoch auch dann nicht immer, mit einander überein. Hr. V. hat, vermöge ſeiner Lage, über das Braunſchweig-Wolfenbüttelſche wohl unbekante und ſichere Quellen benugt. Hr. Winkopp, vermöge der ſeinigen, Einiges über das Eichsfeld unter Mainz'ſcher Herrſchaft. Eine oder die andere Verſchiedenheit wollen wir angeben; die neu vorzunehmenden Meſſungen und Zählungen werden den Streit erſt entſcheiden. — Alle drei Schriftſteller konnten die Berechnung über Flächeninhalt und Bevölkerung nur nach dem erſten Decrete des Kaiſers vom 18. Aug. 1807 machen; die Conſtitution vom 15. Nov. deſ. J. und die Eintheilung des Reichs in acht Departements vom 24. Dec. konnte ihnen nicht bekannt ſeyn. In dem erſten Decrete war Corvey nicht genannt, wohl aber bereits darunter begriffen, die Herrſchaft Schmalkalden beſtimmt von dem Königreiche ausgeſchloſſen; in den folgenden Decreten wird das erſte namentlich aufgeführt, und Schmalkalden dem Königreiche beſtimmt einverleibt. In der Eintheilung des Reichs in 8 Departements kommen auch einige von Sachſen an den König abgetretene Stücke bereits vor. Haſſel rechnet für das Ganze, ohne Schmalkalden und die weil. Sächſiſchen Anttheile, wie alle thun mußten, jedoch mit Einſchluß von Corvey, auf $654\frac{2}{3}$ geogr. Quadratmeilen u. 1,910,000 Einwohner;

Woffe, ohne Corvey, auf $682\frac{1}{2}$ geogr. Quadratm. und 1,892,000, mit Corvey und dem zwischen Preussen u. Lippe weil. gemeinschaftlichen Antheil, auf $690\frac{1}{2}$ Quadratm. u. 1,911,000 Einw. (im Text findet sich aber eine andere Angabe, wo Woffe, ohne Lippe, Corvey und Pyrmont, von welchem letztern auch gar nicht die Rede war, $675\frac{1}{2}$ Quadratm. u. 1,888,000 Menschen angibt); Winkopp endlich nimmt 695 Quadratm. u. 1,958,450 Einw. an. Genaue Vermessungen hat man nur von einem Theil, die Volkszahl aber ist jetzt officiell in dem königl. Decrete, welches die Eintheilung in Departements bestimmt auf 1,912,303 Seelen angegeben, und man thut wohl, dieser Angabe zunächst zu folgen, sollte auch durch die Kürze der Zeit die Zählung nicht ganz genau ausgefallen seyn. In den einzelnen Theilen ist der Unterschied oft noch größer. Die Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande, worüber Woffe wohl die besten Nachrichten hatte, findet man bey ihm zu $70\frac{3}{4}$ geo. QM. u. 208,000 Einw. im J. 1804 angegeben, mit dem letztern stimmen die beiden andern fast ganz überein, die Fl. aber wird von Hassel auf $67\frac{1}{2}$, u. von Winkopp auf 72 oder 70 — 80 Quadratm. angegeben. Bey der Altmark stimmen die Schriftsteller über Flächeninhalt u. Bevölkerung gut zusammen, aber Hassel hat 2 Städte mehr, als die beiden andern, dafür aber gibt Woffe dem Lande 39 Dörfer mehr, als beide andere, u. Hassel macht ihm ein Geschenk von 1259 Feuerstellen mehr, als Winkopp, u. von 1276 mehr, als Woffe. — Bey Hildesheim u. Goslar ist wieder ein Unterschied von 6 — 7 Quadratm., von 12 — 13,000 Menschen, u. bey den Feuerstellen von Einem oder mehreren Tausenden. Wir könnten noch viele andere Verschiedenheiten der Art an geben, denn nur selten stimmen jene Schriftsteller leicht mit einander überein, wenn wir nicht besorgten zu ermüden, u. wenn überall nöthig wäre, darzutun, wie gar unvollkommen die gesaunte statistische Zahlenkenntniß, das Streckenpferd unsers Zeitalters, sey. Alle drey

Aufsätze sind Kinder des Augenblicks, mit der Zeit werden sie besser gebildet hervorgehen. Dieß versprechen auch die Herren H. u. W. In Hrn. H's. Werk liefern die Rubriken: Physische Beschaffenheit, Producte, Kunstfleiß u. Handel mehrere brauchbare Nachrichten, wenn auch von den Zahlen ganz abgesehen wird. Daß das Königreich zu den vorzüglich Ackerbau treibenden Ländern gehöre, nicht zu den Fabrikländern, wird bemerkt; auf seinen Reichthum an Waldungen, vor allem andern an Salz, wird aufmerksam gemacht. Die Verschiedenheit der Bauern, deren Verhältnisse zum Landes oder Guts herrn, wird nicht erwähnt, somit auch nicht, wie diese auf die Cultur gewirkt. Bey d. Harzaruben hätte wohl angegeben werden mögen, daß der reine Ertrag unbedeutend sey, oder, nach dem Ausdruck eines der angesehensten Cammerbedienten, daß man am Ende froh sey, wenn Null mit Null aufgehe. Die Viehzucht ist nicht vergessen, u. beym Kunstfleiß vorzüglich auf die Vereinerung der Leinwand, als der Haupt-Manufactur des Königreichs, hingewiesen worden. Auch der übrigen Fabrication ist gedacht, jedoch muß man sich nicht durch den Rahmen verleiten lassen; darunter sich etwas Großes u. Erquickliches zu denken. An den Orten, wo der Rec. gelebt hat oder noch lebt, sind d. angegebenen Fabriken oft nichts anders, als die Beschäftigung eines oder des andern Handwerkers, der mit dem Hungertode ringt. — Der Harz macht nicht die Scheidewand zwischen der Oberdeutschen u. Sächsl. Sprache, die letztere wird in dem Munde der Mäñden auf d. Dörfern bis Ein oder 1½ Stunde von Cassel gesprochen. Die Harzbewohner sind Abkömmlinge einer eingewanderten Colonie Oberdeutscher. — Einen Druckfehler, den wir nicht bemerkt finden, müssen wir noch angeben, da er zu einem Irrthum auf den ersten Anblick verleiten könnte: S. 21 wird oben die Landgrafschaft Hessen zu 18½ Quadratm. angegeben, aus dem folgenden Einzelnen erhellet, daß zu lesen sey 138½.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

Der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1808.

Halle:

Meyer

Bei Schimmelpfennig und Compagnie: Kritik der Israelitischen Geschichte. Erster Theil. Kritik der Mosaischen Geschichte. Von Wilhelm Martin Leberecht de Wette, außerordentlichem Professor der Theologie zu Heidelberg. 1807. VI und 408 Seiten in Octav. — Auch unter dem Titel: Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament Von Wilh. Martin Leber. de Wette. Zweyter Theil u. s. w.

War der erste Theil dieser de Wetteschen Beiträge zur Einleitung ins A. T. merkwürdig, sowohl wegen seiner Behauptungen, als wegen der Resultate, zu welchen er führte (vergl. Göt. gel. Anz. 1806 Stück 19): so ist es doch noch mehr dieser zweyte Theil, der sich auch als eine Kritik der Israelitischen Geschichte ankündigt. Die Tendenz dieses Theils ist nämlich (vergl. Vorrede S. 11 f.) keine andere, als diese, durch Beleuchtung des ganzen Pentateuchs von Anfang bis zu

X

Ende darzutun, daß die neue Erklärungsmethode, nach welcher man zwar Mythen und mythische Einkleidung im Pentateuch annimmt, aber noch Versuche macht, das zum Grunde liegende Factum, als Datum für die Geschichte, von der mythischen Einkleidung zu sondern, nicht allein unbedeutend und willkürlich, sondern sogar inconsequent sey; daß dagegen es weiter nichts, als Consequenz sey, den ganzen Pentateuch allein in mythischer Bedeutung zu nehmen. Rec., der ebenfalls zu denen gehört, welche bis dahin jene Erklärungsmethode acceptirten, wie sie von unserm Hrn. Hofrath Eichhorn vorzüglich ausgebildet, und vom sel. Bauer weiter angewandt ward, und der selbst versucht hat, sie auf noch bestimmtere Grundsätze zurück zu führen, weil er sie für consequent hielt (vergl. Meyer's Versuch einer Hermeneutik des Alten Testaments Th. II. S. 543 f. und Vorrede S. VI f.), begnügt sich damit, über die Methode unsers ingeniösen Verfassers, die jener ändern, neuerlich beliebten, entgegengesetzt ist, bloß zu referiren, und dem Leser selbst das Urtheil zu überlassen; da ohne hin der streitige Punct sich schwerlich möchte ohne ein tieferes Eingehen in die ersten Principien der Hermeneutik aufs Reine bringen lassen.

Als Vorbereitung auf die Kritik der Bücher Mose als Quelle der Geschichte sind S. 1—18 einige Maximen vorangeschickt, welche von dem Geschäfte des Hermeneuten und des Historikers reden, und besonders die Erfordernisse einer geschichtlichen, glaubwürdigen Relation zu bestimmen suchen. Diese senen keine andere, als erstlich, daß der Verfasser der Relation Geschichte

erzählen wolle, und zweytens, daß die Relation glaubwürdig sey. Glaubwürdig im eigentlichen Sinne sey die Erzählung eines Augenzeugen, wenn dieser unparteyisch sey, und eine gewisse natürliche Critik bey dem, was er als Geschichte aufnehme, zu üben verstehe. Tradition dagegen könne keine Geschichtsquelle seyn. Tradition sey uncritisch und parteyisch. Das Wahre von dem Falschen zu trennen, sey nicht möglich, so lange geschichtliche Relationen fehlen. Nur mit diesen trete man auf geschichtlichen Boden, u. s. w. Diese Maximen sollen nun die Untersuchung über die Quellen der Hebräischen Geschichte leiten. Nach Aufstellung dieser Maximen schreitet der Verf. S. 21 fort zur Unterscheidung einer äussern und einer innern Critik der Glaubwürdigkeit historischer Relationen. Zur äussern Critik gehören die Fragen: ob der Referent den äussern Bedingungen nach die Geschichte, welche er bekräftigt, habe wissen können? ob der Zeit nach, in welcher er lebte und schrieb? ob seinen örtlichen und bürgerlichen Verhältnissen nach? ob er Augenzeuge war? und wenn dieß nicht, aus welchen Quellen er schöpfte? wer seine Gewährsmänner waren? Wie wenig, von dieser Seite betrachtet, der Pentateuch, man mag ihn als ein Ganzes, oder nach seinen einzelnen Bestandtheilen betrachten, als Geschichtsquelle vor dem Forum der Critik bestehen könne, wird kürzlich erinnert; da wir schon über den Verfasser, die Zeit der Abfassung der einzelnen Aufsätze, oder der Sammlung des Ganzen, so wenig wissen; und da über dieß, wenn nach Wahrscheinlichkeit die Urfunden des Pentateuchs erst mit und nach David entstanden

den seyn, die Frage: woraus nun die Nachrichten geschöpft seyen, welche sie enthalten? uns nicht sowohl auf gleichzeitige Relationen, als auf Volks-Tradition hinführe. Zur innern Kritik gehören die Fragen: Was berichten die im Pentateuch aufbehaltenen Relationen, und wie? Von welchem Werth sind ihre Berichte? Welches ist ihr Charakter? Das erste Geschäft, zu beantworten, was sie berichten, sey bloß hermeneutisch. Die hermeneutische Untersuchung über ein schriftstellerisches Product könne nicht vorausgenommen werden, so lange man solches nicht in seiner wahren Gestalt besitze. Habe es diese aber durch Weglaffung, Zusätze, Uebersetzung, verloren: so müsse dem hermeneutischen Geschäft ein kritisches vorhergehen, nämlich der Versuch, den gegebenen Gegenstand von dem hinzugekommenen Fremdartigen zu befreien, und in seiner eigenthümlichen Gestalt wieder herzustellen. Die Relationen des Pentateuchs seyen nun ursprünglich einzelne, von einander unabhängige, Aufsätze, die der Sammler in eine falsche, fremdartige Verbindung gesetzt habe. Um sie recht zu verstehen und zu würdigen, müsse man sie von dieser Verbindung befreien, und ihnen ihre Unabhängigkeit wiedergeben, wo sie vielleicht ganz anders erscheinen. Nach diesen Voraussetzungen beginnt der Verf. mit der Beleuchtung der Genesis, durch welche, in Verbindung mit dem Anfang des Exodus, nach S. 28 f. sich ein ursprüngliches Ganzes, eine Art von epischem Gedicht, hindurchziehe, das früher, als fast alle übrige Stücke, und von diesen gleichsam das Original, der Urfundensammlung über diesen Theil der Geschichte als Grundlage gedient habe, auf welcher die übrigen als

Erläuterungen und Supplemente aufgetragen seyen. Dieß müsse man herzustellen und zu charakterisiren suchen; dadurch werde auch den übrigen, an dasselbe angereiheten, Stücken ein Licht aufgehen. Dieser Herstellungsversuch dürfe nicht so weit getrieben werden, daß man das ursprüngliche Ganze in seiner ganzen Integrität wieder aufzufinden, und stückweise an einander zu reihen unternähme, wie es in den Eichhornischen und Ilgenischen Trennungen der Urkunden geschah; auch dürfe dieses ursprüngliche Ganze nicht nach der Eigenthümlichkeit der Sprache und Schreibart, und am wenigsten nach den unterscheidenden Gottesnahmen; herzustellen versucht werden; sondern innerer Charakter und Plan des Ganzen dürfen allein bei dieser Untersuchung leiten. Dieses Ganze, dessen Herstellung versucht werden soll, sey ein Epos; nicht Geschichte, sondern ein Gedicht; nach einem gewissen durchgreifenden Plan gearbeitet; ein echtes Hebräisches Rational-Epos; das Epos der Hebräischen Theocratie, zu welchem die Schöpfungsurkunde die Einleitung sey. Wie nun unser Verfasser diesen Gesichtspunct verfolgt, und zunächst in der Genesis, nachher auch im Exodus, u. s. w. dasjenige, was ursprünglicher Bestandtheil von diesem Epos der Hebräischen Theocratie mag gewesen seyn (gewisser Maßen, nur nicht ganz, die Eichhornische Urkunde Elohim; vergl. S. 31), von demjenigen, was ursprünglich nicht dazu gehörte, zu trennen versucht; wie er überhaupt, mit eigener selbstständiger Forschung, von den Eichhornischen, Ilgenischen und Varrischen Vorarbeiten Gebrauch macht, und die Resultate seiner eigenen Untersuchungen, Band I.

dieser Beiträge u. s. w., damit verbindet: dieß müssen wir zum eigenen Nachlesen empfehlen; um noch auf dasjenige hinzuweisen, was der Verfasser über das Wie? dieser Relationen des Pentateuchs, über deren Werth und Charakter, bemerkt, da hierin eben das Eigenthümliche dieser Werthigen Schrift besteht. Nämlich der Verfasser findet nach S. 396 f. in diesem Epos der Hebräischen Theocratie, wie ihm der Pentateuch, als ein Ganzes betrachtet, erscheint, von Anfang bis zu Ende eines Theils bloß Mythen, oder durch Dichter und Tradition ins Wunderbare und Ueberkünstliche gebildete, oft ganz erdichtete, Geschichten: und andern Theils unsichere, schwankende, sich oft widersprechende, alte Sagen. Der Pentateuch schließt mythisch, wie er mythisch begonnen habe. Mit der Auserwählung Abrahams aus allen Völkern, und der Verheißung des Landes Canaan, beginnt das Epos des Pentateuchs; mit der Erzählung dieser Verheißung schließt es sich, in sich selbst zurückgehend und sich rundend. Deuter. 34. Eine eigene Classe machen dann die juridischen Mythen aus, nämlich: Gesetze die nach einer eigenen zur Sitte gewordenen Fiction dem Namen Mose zugeschrieben, und an die Mosaische Geschichte angeknüpft werden. (Exodus und Leviticus enthalten nach S. 309 den Codex des Privatrechts, und des Cultus; das Buch Numeri könne als Codex des Staatsrechts betrachtet werden.) Wenn sich auch zwischen diesen Mythen und diesen unsichern, widersprechenden Sagen bisweilen Nachrichten finden, welche das Gepräge einer echten Tradition

zu haben scheinen: so können diese doch, da sie nur einzeln sind, den Charakter der Mosaischen Relation nicht retten; und so werden sie doch durch den Gebrauch, den sowohl die Verfasser der einzelnen Stücke, als der Sammler, von ihnen gemacht haben, ebenfalls zu Mythen erhoben; so seyen sie so vielfach mit Mythen verschlungen, daß sie nicht mehr einzeln als historische Wahrheiten gelten können. Der Pentateuch, als ein Ganzes, habe lediglich eine mythische Bedeutung; nirgends gewinnen wir einen festen geschichtlichen Punct. Die Geschichte solle also Verzicht thun auf diesen Theil ihres Gebiets, und jene unsichere, willkürliche Methode verschmähen, aus dem mythischen Gewebe dieser Nachrichten die geschichtlichen Fäden herausfinden zu wollen; dagegen der Pentateuch bloß als Poesie, als Mythe betrachtet, das wichtigste und reichhaltigste Object der wichtigsten und fruchtbarsten Betrachtungen sey. Was übrigens hier für die Behandlung der Hebräischen Mythen gefordert werde, sey dasselbe, was den Mythen der Griechen und Römer noch immer widerfahre.

So weit unser Verfasser, dem wir nicht in seiner ingenüsen, consequenten und nicht selten scharfsinnigen detaillirten Ausführung dieser Ansicht folgen können, ohne die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten. Wir erlauben uns bloß die einzige Frage: ob, wenn auch die Ansicht vom Pentateuch als einem Epos der Hebräischen Theocratie so vollkommen gerechtfertigt wäre, als sie es nach des Rec. Gefühl noch keinesweges ist, durch die Unsicherheit oder Willkühr

einzelner Deutungen solcher Mythen, woben das zum Grunde liegende Factum von der Einleitung gefondert wird, oder selbst die vom Verfasser sehr bitter gerügte, scheinbare oder wirkliche, Ungereimtheit einzelner solcher Deutungen uns schon zu dem Schluß berechtigen, daß wir auch bey einer behutiameren Behandlung dieser Mythen, nach geläuterten Grundsätzen, gar nichts Historisches, das dabey zum Grunde läge, auffuchen dürften? und ob nicht eine Betrachtung des ganzen Pentateuchs als alleinigen Products der Poesie, woben sich die historische Grundlage gar nicht sollte erkennen lassen, eben so willkürlich scheinen möchte, als manche jener vom Verfasser in Anspruch genommenen historischen Deutungen? Doch wollte der Herr Professor auch dieß nicht zugeben: so vertrauen wir dennoch zu seiner Willigkeit, daß er die bisher angestellten oder noch künftig anzustellenden Versuche einer historischen Deutung der Mythen des Pentateuchs, wenn diese mit Behutsamkeit nach festen Principien unternommen wird, wie willkürlich sie auch scheinen mögen, wenigstens von dem Vorwurf der Inconsequenz befreien werde! — Uebrigens wünschen wir dieser so viele Aufmerksamkeit verdienenden Schrift des scharfsinnigen und forschenden Verfassers recht bald eine unbefangene und umfassende Prüfung.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 6. Februar 1808.

Paris.

Observations sur la Fièvre jaune et sur les maladies tropiques faites dans un voyage aux Antilles, à l'intérieur de l'Amérique méridionale au Pérou etc. d'après la Topographie médicale et l'élévation de ces contrées au-dessus de la mer, lesquelles présentent trois températures froide, moyenne et chaude, remarquables par leur influence sur l'électricité et les météores sur les règnes végétal et animal, sur les contagions, les maladies, la constitution et la couleur de l'homme; précédées d'un rapport à l'Institut, classe des sciences physiques et mathématiques, par J. B. Leblond, Médecin naturaliste etc. 1805. 290 Seiten in Octav. Der Verfasser brachte achtzehn Jahre in dem Französischen Guiana zu. Chap I Topographie médicale de la partie de l'Amérique méridionale où les observations ont été faites. Der ewige Schnee der Cordilleren sey Ursache, daß in America das Clima der heißen Zone gemäßig-

y

S. m. r

ter ist, als im alten Continent. Der Verfasser betrachtet zuerst die kalte Region. Diese ist von der temperirten durch eine lange Kette nackter Berge abgesondert, und zeigt weissen Thau, sehr starke Electricität, und schnelle Verdunstung und Kochung des Wassers. Die eingebornen Indianer bedecken sich mit Thierfellen. Die temperirte Region ist ebenfalls durch eine Bergkette von der heißen Region abgesondert. Hagel ist hier selten, die Electricität schwach; die Einwohner kleiden sich in Baumwolle. Die heiße Region fängt mit dem Meeresufer an, und erstreckt sich bis an die erste Bergkette. Man merkt hier weder Nebel, Hagel, noch Electricität. Darauf folgt die nähere Schilderung dieser drei Regionen, z. B. die kalte Region gleicht dem Norden von Europa, der Wein kommt hier nicht zur Reife, und die Peruvische Rinde findet sich nirgends. Die Einwohner lebten vor Ankunft der Spanier bloß von Kartoffeln, die auch hier noch vortreflich gerathen. Das Bigogne, Paca und Lama sind dieser Region eigen, und den weissen Menschen ist sie günstig, den schwarzen ungünstig. Der Schwarze fröstelt beständig, seine Haut wird schuppig, und verliert ihre schöne Schwärze. Selbst die Spanier werden hier schöner, indem sie ihre gelbe Farbe verlieren. Die Bergbewohner ähneln hier den Lappländern, leiden an der Plica u. s. f. In dieser Region zeigen sich diathesis inflammatoria, und wegen fast beständig unterdrückter Ausdünstung häufige Fluxionen, Drüsenanschwellungen, Krebs und Stein, welcher (Stein) in der heißen Region nicht vorkommt. Die Hippocratische Krisenlehre treffe hier aufs genaueste zu. Zur volligen Genesung hilft gar sehr das Wegziehen in die temperirte Region.

In dieser temperirten Region lassen sich die Gewächse der beiden andern Regionen aus Samen ziehen: aber die Thiere weder der kalten noch der warmen Region kommen in ihr gut fort, sehr gut hingegen das Pferd. Ein Europäer befindet sich hier wie im Paradiese. Die heiße Region: Pflanzen und Thiere erscheinen hier in größerer Mannigfaltigkeit. Für Gemüse ist es frentlich zu heiß, doch ist die Hitze nicht schädlich, wenn nicht Feuchtigkeit hinzukömmt. Die vielen Insecten plaaen hier die Menschen so arg, daß man glauben sollte, sie seyen da, um sie von diesen Gegenden fliehen zu machen; hierzu kömmt noch die Unreinlichkeit der Städte. Der Verf. berechnet unter andern, wie viel Blut einem die Schnaken in Einer Nacht rauben können. Das Gift, was sie im Körper zurücklassen, werde nebst der Blutverminderung Ursache von Krankheit. Es ist doch wohl schwerlich richtig, denn der Verf. stützt sich bloß auf das Zeugniß eines Apothekers, daß auch auf Galvanische Art sich keine Electricität in dieser heißen Region zeigen lasse, folglich werde dieser Mangel von Electricität ebenfalls Ursache von Krankheit. Chap. 2. Des hommes de toutes les couleurs, et de tous les climats. Schwarze. Der stinkende Schweiß derselben schütze sie vor vielen Krankheiten, daher auch die Unterbrechung desselben ihre Krankheiten verursacht. Der Verfasser beståtigt, daß die Schwarzen vorzüglich den Pians oder Yaws unterworfen seyen, dafür aber vom gelben Fieber verschont blieben. Eingeborne Indianer. Man kenne sie noch nicht genug. Sie schienen ebenfalls dem gelben Fieber nicht unterworfen; ungeachtet sie gesund und stark sind, erreichen sie doch kein hohes Alter. Mulatten wie

verstehen nächst den Negern und Indianern am
 besten den Einflüssen der warmen und morastigen
 Climate; je mehr sie sich aber durch die Kreu-
 zungen der Rassen der weissen Farbe nähern, desto
 mehr verlieren sie von ihrer natürlichen Kraft.
 Weisse Creolen aus der warmen Gegend sind auch
 nicht so sehr, als Europäer, den Faulfebern un-
 terworfen. Weisse aus der kalten Gegend und
 an das warme Clima nicht gewöhnte Europäer.
 Kommen diese in die warme Gegend, so erleiden
 sie eine Veränderung ihres Temperaments; be-
 kömmt ihre Hautfarbe eine gewisse Bleiche, so sind
 sie acclimatés. Der Verf. zeigt artig, wie durch
 die Cultur des Bodens, die Anlegung der Städte,
 durch die zunehmende Bevölkerung u. s. f. dieser
 Theil von America ungesund und zur Erzeugung
 des gelben Fiebers vorbereitet ward, da er bey
 der Ankunft der Spanier einen ganz gesunden Auf-
 enthalt ausmachte. Nehme man dazu die Unrein-
 lichkeit auf den Französischen Schiffen, die Voll-
 schtopfung derselben mit elend gehaltenen Solda-
 ten, die bey der Ankunft in niedrige, mit Mo-
 rästen umgebene, Casernen gesteckt werden, denen
 man eine Zeit lang noch immerfort die erbärmliche
 Schiffskost reicht, so sey es kein Wunder, wenn
 faule Fieber ausbrächen. Die gutgenährten Eng-
 länder gingen alsdann freylich am ersten darauf,
 weniger die Franzosen, und am wenigsten die
 mäßig und meist von Früchten lebenden Spanier,
 Portugiesen und Italiäner: daher nennen die
 hähmliche Krankheit die Engländer gelbes Fieber,
 die Franzosen *maladie de Diam*, die Spanier
vomito nigro, nach den Haupt-Symptomen, die
 sich bey ihnen nach Verschiedenheit ihrer Lebens-
 weise am stärksten äussern. Die gefährlichen Sie-

ber von den Moräften um Rochefort, an den Pontinischen Sümpfen und in Nordholland seyen nur ein modificirtes gelbes Fieber, und die China das kräftigste Mittel dagegen. Chap 3. Beschreibung des gelben Fiebers. Schilderung des bekannten Ganges der Krankheit. Wir heben daher nur ein paar Züge aus: "une cuillerée à café de sang tiré à quelques-uns, n'étoit qu'une sanie rousse ou noirâtre, mêlée de particules vertes ou jaunes, et exhaloit une mauvaise odeur". Die Straßen, durch welche man die stinkenden Leichen trug, "restoient longtemps imprégnées du miasme putride". Der Verf. sah die gelbe Farbe erst nach einem Brechmittel entstehen. Er sah diese bloß durch l'eau de poulet, Molken oder Limonade geheilt werden. Des Verfassers Vorschläge zur Verhütung scheinen ganz der Sache angemessen. Bey dem ersten Anfalle läßt der Verf. zur Ader. Gerinnt das Blut, so ist das ein gutes Zeichen, und man darf es wiederholen; findet man das Blut dagegen aufgelöset, so rettet oft noch ein schleunig gegebenes Brechmittel. Bricht der Kranke schon, wenn der Verf. dazu kömmt, so gibt er den Brechweinstein en lavage, bis der gallichte Stoff ganz weggeschafft ist. Bessert sich der Patient, so reicht er gleich die China in Substanz, oder im Absud. Im confirmirten gelben Fieber, wenn der Patient schwarzes Zeug bricht, gibt der Verf. guten Wein mit gezuckertem Zimmtwasser, Senf-ausschläge, und legt das glühende Eisen in den Nacken, wenn der Kopf eingenommen ist. Blasenflecken machen die Stelle brandig. Als Antisepticum geht dem Verf. die China über alles. Er versetzt sie, nach den Umständen, mit Brech-

weinstejn, oder Senna, oder Jalappe, Weinsteinrahm und andern Mittelsalzen, mit Zimmt, Laudanum oder gutem Wein. *Serpentaria*, *Valeriana*. kaltes Wasser auf den Kopf. Der China schreibt der Verf. eine *Acridion neutralisante* zu. Den Engländern und den Branntweintrinkern, welche vom Sehnenhüpfen geplagt werden, gab er einen Julep von Kampfer, Moschus, Laudanum. Sect. 2. Gallisches Fieber in der heißen Region der heißen Zone. Ist entweder *continua remittens*, oder *Tertiana duplicata*, unterscheidet sich vom gelben Fieber und Faulfieber durch den hart und voll bleibenden Puls, und durch die Abwesenheit der Ohnmachten; wird geheilt durch Blutlassen, Abführungen u. s. w. Sect. 3. Gallisches Faulfieber der heißen Region. Sect. 4. Nervisches Fieber, nach Hurham. Chap. 4. *Topographie médicale des Antilles* Zu den Städten und Gegenden, wo das gallische Faulfieber und das gelbe Fieber nicht einheimisch sind, gehört die Insel *Martinique*. Die Stadt *St. Pierre* ist gesund, *Fort Imperial* hingegen nicht. *Trinidad* war 1772 gesund. Der Verf. sah einen Soldaten, welcher täglich zwey bis drey Flaschen Rum trank; ein Officier, der ihn abscheulich in um den Hals und die Füße gelegte Klöße schlagen ließ, und ihn 14 Tage lang bey Wasser und Brod haken wollte, widersetzte sich, daß man den Verfasser als Arzt hohlen sollte, welcher ihn durch Rum, wie natürlich, wieder heilte. *Angostura* ist ein gesunder Ort, *St. Thomas* das gegen ungesund. *Honda* sey ohne Widerrede der heisseste Platz, ein wahrer Backofen, doch deßhalb so wenig ungesund, als *Neyva*, *Paita*, *Piura*, welche in einer Sandwüste lägen, wo es niemahls

regnet. Das gelbe Fieber hat hier nie geherrscht, ja die venerische Krankheit heile sich von selbst. Contrées où les Fièvres putrides sont endémiques pour les habitans du pays et où la Fièvre jaune est endémique et contagieuse pour les hommes des pays froides, qui ne sont point acclimatés, nämlich St. Lucie: hier sah der Verf. das gelbe Fieber im Jahr 1767 aufs heftigste wüthen. St. Vincent: hier practicirte der Verf. zwey Jahr aldé des lumières d'un médecin Anglois très-instruit. Auch hier half ihm die China, und mit Jalappe versetzt, schien sie das beste Vorbauungsmittel. Er sah hier ebenfalls auffallend die Neger davon verschont bleiben, da sie hingegen an einer faulichten Ruhr starben. Grenada: gesund in der höhern Gegend, sehr ungesund nahe am Ufer. Durch die China in großen Dosen, mit Schwefelsäure, die wahrlich Wunder that, rettete der Verf. viele Neger von den Pocken. Der Verf. erzählt auch einen höchst merkwürdigen Fall, der wohl verdiente, in eines der vielen Deutschen Journale ganz aufgenommen zu werden. Carthagena ist sehr ungesund, so auch das Thal Paria. Die Provinz Guayaquil hat das mit Aegypten gemein, daß kein Regen fällt, dafür aber alljährlich eine Ueberschwemmung eintritt. Lima schien dem Verf. anfangs gesund, bis er es bald anders fand, wegen der entsetzlichen Unreinlichkeit. Es sey nichts Seltenes, in den etwas abgelegenen Straßen crepirte Maulesel und anderes Aas zu finden. Neun Monate lang sieht man bisweilen die Sonne nur durch einen dicken Nebel. Auch hier, so wie zu Ica, hilft nur die China in großen Dosen. Der Verf. heilte einen Ruhr-

Kranken bloß dadurch, daß er ihn viele Orangen genießen ließ. Auch zu Lima heilte er mit der China das gelbe Fieber. El Bicho, oder Gangrän des Mastdarms, ist eine zu Lima und im mittälischen America sehr häufige Krankheit. Man heilt sie durch Antis-ptica, z. B. Limonade, und unterscheidet den Bicho alto, welcher den großen Bogen des Dickdarms einnimmt, von dem Bicho baxo, der sich am Mastdarm findet. Die Heilung des Bicho baxo ist sehr sonderbar: man gibt dem in der Stellung zur Einnahme eines Klysters sich befindenden Kranken einen starken Schlag auf den Hintern, worauf sich der Mastdarm und After ausdehnt, welchen man mittelst einer eingebrachten Faust offen erhält worauf durch den After ein ganz abscheulicher Gestank abgeht, und man sogleich ein Mittel aus faulem Harn, Piment, Citronensaft und Schießpulver einspritzt u. s. w. Sect. 9. Insel Cayenne und das Französische Guiana. Von zehn tausend Menschen starben hier im Jahr 1791 sechs tausend am gelben Fieber. Ueberhaupt sey das Französische Guiana demahlen die allerungesündeste Gegend in der ganzen Welt. Récapitulatiou des faits essentiels à la Fièvre jaune et aux maladies putrides. Von allen Mitteln gegen das gelbe Fieber verdienen allein die China und die mineralischen und vegetabilischen Säuren Vertrauen. Conséquences tirées de faits répandues dans cet Ouvrage relatifs aux maladies contagieuses, et quelques autres jugées incurables et sur les effets variés de l'inoculation; suivies d'un apperçu sur la nature des virus ou germe contagieux, et sur les moyens d'en distinguer les espèces. Der Verf. glaubt, der

Pian komme vom Wasser. Er sah den ungeheuren Kropf eines Mannes nach einem Bisse der Schlange Cassavel verschwinden. Er habe den Versuch machen wollen, durch einen solchen Biß auch andere Kröpfe und andere Krankheiten, den Pian und die Lepra, zu heilen, allein Niemand wollte sich dazu entschließen. Die in Africa und in der Insel Guiana Reisende seyen, wenn sie sich Schlangengift haben inoculiren lassen, vor schlimmen Folgen nachheriger Bisse dadurch gesichert. *J'ai été plusieurs fois témoin que la partie blessée n'enfle même pas.* Noch eine weit auffallendere Geschichte kömmt S. 253 vor. Der Verf. sah nämlich selbst einen Indianer, welcher sich sechzig große Ameisen an den Hintern setzen ließ, um durch deren Stiche von der Lepra geheilt zu werden. Er meint, vermittelst des Galvanismus würde man vielleicht im Stande seyn, zu erkennen, ob Stoffe oder Zeuge vom gelben Fieber angesteckt seyen. *Considérations sur la Fièvre jaune qui s'est déclarée, dans ces derniers temps aux Etats-Unis, et ensuite en Europe. Moyens d'en préserver les grandes expéditions.* Allerley Vorschläge, auf welche man wohl nicht achten wird, weil sie Geld kosten. Den Schluß macht ein *Précis de l'Ouvrage.*

Mannheim und Heidelberg.

In der Schwan- und Götzischen Buchhandlung:
Ueber die Baader des Alterthums, insonderheit der alten Römer, ihren Verfall, und die Nothwendigkeit, sie allgemein wieder einzuführen.
 Ein Beitrag zur noethigsten Reformation der praktischen Medizin, von Dr. Engelbrecht Wichelhausen, Kaiserlich - Russischem Collegien-

Affessor, ausübendem Arzte zu Manheim etc. 1807. Octav 131 Seiten. Der Inhalt ist: I. Blick auf die Geschichte der Bäder des Alterthums überhaupt. II. Ueber die Bäder bey den alten Römern. III. Ueber den Verfall des Gebrauchs der Bäder. IV. Ueber die Nothwendigkeit, die öffentlichen Bäder der Alten wieder einzuführen. Dieses letztere, das wir als den wichtigsten Theil der Schrift betrachten, scheint nicht gut ausgedrückt zu seyn. Des Verf. Absicht kann nicht seyn, daß alle die öffentlichen Bäder der Alten, oder auch nur der Römer, wieder hergestellt werden sollen, und noch weniger, allgemein. Schwerlich werden sich in unsern Zeiten die Mittel finden, Antoninsche und andre Bäder wieder zu bauen, oder auch nur herzustellen; es würde sich auch nicht wünschen lassen. Doch er sagt an seinem Orte auch selbst, daß die Wiederherstellung nur bedingungsweise geschehen könne und dürfe. Was der Verfasser, den wir aufrichtig hochachten, sagen will, ist eigentlich nur so viel: er wünscht, daß der Gebrauch des Bades zu unsern Zeiten wieder mehr verbreitet, und daß die dazu gehörigen Badeanstalten mögen begünstiget und befördert werden. Hierzu war, wenn es ja nöthig befunden ward, hinlänglich, zu zeigen, was die Alten für Anstalten gehabt, was diese gewißt haben, und was in unsern Zeiten noch gebilligt, daraus genutzt und anwendbar gemacht werden könne. Wenn aber vom Ursprung und Alterthum der Bäder gesprochen werden sollte, so erforderte das Ganze eine schärfere Absonderung verschiedener Begriffe und Gegenstände. Es gibt ein einfaches Baden, die Erleichterung und Bequemlichkeit durch schickliche

Anstalten, und öffentliche durch Häufer, gehörige Einrichtungen dazu, also, Badehäuser, Bäder, Thermen; ferner ist zu unterscheiden der vielfache Gebrauch des Badens zu so verschiedener Absicht; zur bloßen Reinigung des Körpers; als religiöse und symbolische Handlung; zur Gesundheit und Stärke, zur Diät, zur Heilung oder Vorbauung der Krankheiten; zur bloßen Erquickung bey Hitze und Ermüdung, oder zum bloßen Vergnügen, und gar zur Leppigkeit. Diese Verschiedenheiten der Absicht und des Gebrauchs geben ganz verschiedene Ansichten, wenn vom Nutzen und von Empfehlung des Badens und der Bäder, von Einrichtung der Bäder und von Wiederherstellung der Bäder die Rede seyn soll. Die Rücksicht auf alles dieß Verschiedene war vorzüglich in den ersten Abschnitten nothwendig: von dem Ursprunge der Bäder, und von der Geschichte der Bäder des Alterthums. Das Baden war zu aller Zeit üblich; aber noch waren keine Bäder; und die ersten Bäder waren noch keine Badehäuser. Durch diesen Mangel der Auseinandersetzung bekommt Vieles ein halbwahres Ansehen. Der Gebrauch des Badens ist allen rohen Völkern, selbst den Wilden, gemein; zumahl wenn sie an den Seen und an Flüssen wohnen. Da läßt sich nicht vom Alterthum sprechen. Der Mensch so gut, wie das Thier, springt in der Hitze ins Wasser und badet, um sich abzukühlen. Vom natürlichen Baden gehet man da, wo man vom Flußwasser entfernt ist, zu Anstalten, das Wasser herbeizuschaffen, folglich zu Badeanstalten, fort; weiter hin zum Künstlichen; man verbindet mit dem Baden Frictionen und Leibesübungen. Wie viel wird jetzt noch von dem Baden im Orient erzählt, das

mit Reiben, Ausdehnen der Gelenke, Drücken und Streichen verbunden ist: dieses heilsame Verfahren sollte vorzüglich empfohlen werden. Selbst das Baden in Rußland hat seinen Werth; wir hofften, daß der Verf. von den guten und übeln Folgen, die dort die Erfahrung gelehrt hat, aus eigner Ansicht mehr beybringen würde. — Des öffentlichen Anstalten setzen schon eine gewisse Cultur voraus. Erst weiter hin werden Gebäude errichtet, und in Zeiten der Pracht und Ueppigkeit Balnea und Therma. Aber die Einrichtung der letztern werden wir nicht wünschen, wieder herzustellen zu sehen; mit dem Guten würde gar viel Schlimmes zugleich eintreten, und die Polizen möchte viel zu schaffen bekommen. — Wie verschieden waren ferner die Anstalten und die Einrichtung bey den Griechen, und wieder bey den Römern! welche der Verfasser fast durchgängig vermischt. Bey jenen ging alles von der Gymnastik aus, und war damit verbunden; sich waschen und baden, gehörte in das Haus jedes Hausvaters; bey den Römern war dieß letztere Alles, bis man zum Gebrauche der Armen Volksbäder anlegte, und später erst kam der gymnastische Gebrauch von den Griechen hinzu, so wie er auch am frühesten wieder wegfiel; denn späterhin waren Bäder wieder bloße Badörter. Der Gebrauch der Heilbäder war überall, wo man Heilwasser entdeckt hatte, aber der ärztliche Gebrauch ward erst von den Ärzten bestimmt, besonders von den Griechischen, und erst durch diese kam er in Rom in Achtung, zugleich mit der Griechischen Heilkunst überhaupt. (Gewaltig durch einander geworfen ist, was S. 11, 12, von den Zeiten und vom Archagathus ge-

saat wird, und nachher waren wir nicht wenig bestürzt, zu lesen: "von der Zeit an standen die Griechischen Aerzte so in Ansehen, daß, als einst Julius Cäsar alle Griechen aus Italien verweisen ließ, sie allein ausgenommen waren". Zwey ganz verschiedene Nachrichten sind hier zusammengestellt. Cäsar erteilte den Aerzten und Gelehrten das Bürgerrecht, um sie nach Rom zu locken (Sueton Jul. 42.), und ein halbes Jahrhundert vorher, vom Jahre V. C. 661 ist der Senatsschluß, de philosophis et rhetoribus. — Es läßt sich nicht zweifeln, daß die Etrusker lange gebadet und Bäder gehabt haben können, wenn auch bey den Bädern zu S. Filippo keine Ruinen von Gebäuden angetroffen würden; sie waren ja kein ganz rohes Volk mehr. — Statt einer genauern Auseinandersetzung von diesem allem verliert sich der Verfasser in das Antiquarische der Bäder, das ihm doch als Dilettanten nicht gelingen konnte, hingegen von dem eigentlichen Gesichtspunct seiner sonst so nützlichen Schrift abführen mußte. Er hat die Ruinen von Bädern in Rom gesehen: dieß konnte ihm von Manchem eine lebhaftere Ansicht geben; aber weiter konnte diese Ansicht nicht führen. Dagegen hätten wir gern Mehreres erfahren von dem Zweck und Werth gewisser Badegebräuche der Römer; z. B. in Ansehung der Feuerung und der Consumption des Holzes; ferner über das Baden vor Tische; war es mehr, als bloße Anstalt der Keuschheit, weil man bey Tische lag, und die Beine gegen einander ausstreckte? was sagt der Arzt vom Baden nach Tische, als Mittel zur Beförderung der Verdauung? Wie fern Baden "bey allein

Mühseligkeiten des Lebens nützlich seyn soll, besonders aber bey Kummer und Sorgen" (S. 57), möchten wir gern wissen; denn wir wünschten, mehr als je, Gebrauch davon machen zu können; wir fürchten aber, daß Baden allein wohl nicht zureichen dürfe, wenn nicht (wie bey dem Angeführten aus der Odyssee vom Ulyß bey Circe (Od. X, 368 f. und bey dem Alcinous VII, 175 f.)) eine gut besetzte Tafel zum Baden hinzukömmt. Das Hauptstück vom Verfall der Bäder kann zwar zum Wissenschaftlichen und Technischen der Bäder schwerlich viel beytragen; indessen als etwas Historisches kann es seinen Werth haben. Nur ist Manches beygebracht, was im Allgemeinen richtig ist, aber auf die Bäder, als Gebäude, nicht paßt; z. B. die Plünderung bey den Einfällen der Barbaren, und der blinde Eifer der Christen; keine von beiden gaben sich mit Niederreißen der massiven Bäder ab; aber wohl kann der Fall von Ermangelung der Kosten für den ungeheuern Aufwand der Badeanstalten Hauptursache des Verfalls der Bäder gewesen seyn; die militärische Regierung der Kaiser bedurfte Geld für andere Dinge, als für nützliche Poltzen-Anstalten. Auf der andern Seite war es die Armuth und die schmutzige Dürftigkeit, welche allgemeinen Hang zur Unreinlichkeit erzeuget, und also Vernachlässigung des Badens auch damahls erzeugen mußte. Man hat noch nie gesehen, daß Bettler die Reinlichkeit lieben. Nach und nach vergeht dem Elenden die Lust, auf seinen Körper zu halten; und gehen die jegigen Zeiten so fort, so kommen die Jahre des Mittelalters wieder herben, daß Ausschlagkrankheiten wieder Hospitäler erfordern. **Ullge-**

mein zugestanden ist dagegen, daß die Seltenheit der herrschenden Seuchen in dem letzten Jahrhundert vorzüglich der durch gute Polizey-Anstalten hergestellten Reinlichkeit zu verdanken ist. Fern liefert man S. 113—16 die Beispiele der Ausbreitung der Badeanstalt in Deutschland in den neuesten Zeiten.

Aber alles wäre vergütet, wenn der geschätzte Verfasser da, wo er als Arzt spricht, im vierten Hauptstücke, von den guten Folgen des kunstgemäßen Badegebrauchs und den damit verbundenen gymnastischen, diätetischen, hygiastischen und therapeutischen Vorschriften, tiefer hätte hineingehen wollen. Allerdings sagt er im Allgemeinen viel Schönes zur Anpreisung des Badens, den Normal-Zustand des gesunden Körpers zu erhalten, und die Lebens-Energie wieder herzustellen. Frictionen und Leibesübungen, freye Luft, müssen damit verbunden werden. Er hält sich vorzüglich bey der Wiedereinführung von allem diesem in therapeutischer Hinsicht auf; er arbeitet hierdurch der allgemeinen Anwendung der neuen heftigen, auf einzelue Gebilde der Organisation wirkenden, Kurmethoden durch eine andere entgegen, welche auf gelindere Weise auf die Organisation Einfluß hat; eben so, wie aus eben dem Grunde, Gesundbrunnen und Bäder durch mitwirkende Bewegung, umgebende Luft s. w. so wohlthätig allmählich zur Wiederherstellung der Harmonie in den vitalen Thätigkeiten wirken; und solche öffentliche Badeanstalten, wie unsre Gesund- und Lustbäder sind, scheint der Verfasser überall mehr in Augen zu haben; so wie er auch glaubt, daß sich in diesen noch manche Verbesserung

anbringen läßt, und S. 135 zu erkennen gibt, er wüßte an einem nicht unbedeutenden Kurorte eine Anstellung zu finden. Er bestärket also, so viel möglich, die Wirksamkeit des äußeren Gebrauchs von Arzneimitteln, und die Insonderheit von den Italiänischen Aerzten angerathene, von den Alten gebrauchte, Methode, die Arzneireize auf die Haut zu richten; so finden also auch die Bäder ihre vorzügliche Empfehlung, und ihre stärkere öffentliche Einführung wäre zu wünschen. Nun waren wir begierig, zu erfahren, wie diese Einrichtung zu bewirken seyn wird, besonders das Privat-Baden in Häusern, und die Badestuben, zumahl in den kleinen Städten und Flecken; über deren Anlegung und Einrichtung so Vieles zu sagen wäre: denn an große Diocletianische Bäder ist überhaupt nicht zu denken; und Gesundbäder gehören nicht hierher. Aber hier bricht, leider! der Verfasser ab, S. 144: "Die Weise — darüber kann ich mich nicht einlassen". Wie sehr wünschten wir, daß er dafür den ganzen antiquarischen und historischen Kram von den Bädern der Alten weggelassen hätte, der ohnedem voller Fehler und Mängel ist, so daß es uns leid thun würde, wenn die Schrift einem rüstigen Antiquar in die Hände fallen sollte. Ein paar Vorschläge, die der Verfasser thut, dürften wohl nicht von Andern unter die vorzüglichsten Anstalten gerechnet werden; S. 144: "Das Erste und Nöthigste bey dieser Herstellung nützlicher Gebräuche dürfte wohl seyn, auf Universitäten und Schulen Lehrer der Gymnastik anzustellen".

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. u. 24. St.

Den 8. Februar 1808.

Leipzig.

Bey Götschen: Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur bis zur Völkerwanderung. Von Johann Christoph Adelung. 1806. Octav 402 Seiten. Da wir das größere Werk von Adelung, den Mithridates, oben S. 185 f. und S. 193 f. angezeigt haben: so würde es sonderbar scheinen, wenn wir seines frühern Werks keine Erwähnung thun wollten. Zwar versprachen unsre Blätter nie, daß sie die ganze Litteratur, oder nur irgend einen Theil derselben, umfassen wollten. In der frühern Bestimmung sollten sie eine Art von Comptes rendu unsrer Gelehrten seyn von ihrem Fortgang mit der neuesten Litteratur, zum Beweis, daß sie sich nicht bey dem Alten ganz beruhigten, sondern ihre Wissenschaft immer vollständiger zu machen bemüht wären. Immer sollen die Gel. Anz. auch noch, ihrer Hauptbestimmung zufolge, die Frucht der Lectüre der neuesten wichtigen Werke der wissenschaftlichen Litteratur seyn, mit Anzeichnung desjenigen, was dem Anzeigenden neu und wichtig zu seyn schien, und sich als Fort-

Schritt und Gewinn in wissenschaftlichen Kenntnissen betrachten läßt. Natürlich ist es, daß jenen Hauptartikeln Anführungen auch von andern, nicht so wichtigen, Schriften aus mancherley Veranlassungen zugesellt werden. Zugleich sollten die G. A. für die antheilnehmenden Gelehrten als Behälter dienen, eigene wissenschaftliche Ideen, Ansichten, bepläufte Bemerkungen, den Lesern mitzutheilen. Sollten also auch in unsern Blättern Anzeigen von beträchtlichen Werken verspätet, oder hie und da ganz übergangen werden: so kann dieß dem Institut nicht zur Last gelegt werden. Es mag daher das Gesagte auch als Entschuldigung für die späte Anzeige der Adelung'schen Schrift gelten. Die Schrift ist des Namens des verdienstvollen Gelehrten vollkommen würdig. Den Rec. freute es vorzüglich, wahrzunehmen, wie weit dieselbe die frühere Schrift über die Geschichte der Deutschen Sprache an Gehalt und Reife übertrifft, die Frucht eines fortgesetzten Studiums vieler Jahre im reifen Alter: mögen nun Andre kommen und seine heurkundeten Sätze annehmen, ohne ihn zu nennen, oder ihm zu danken (denn das ist der Gang der Dinge in der Welt): so ist doch dadurch sein Verdienst unvermindert, und das Bessere ist einmahl durch ihn bewirkt. Uns zog er besonders an durch den gesunden, richtigen, von vorgefaßten Meinungen freien, Sinn; nicht leicht unterliegt er der gewöhnlichen Schwäche der Geschichtsforscher, sich weiter zu verlieren, als sich mit sicherem Tritt gehen läßt; nicht, im Frühesten von einer Hypothese auszugehen, sondern, von der ältesten Erwähnung der Deutschen in den Geschichtsnachrichten, die auf uns gekommen sind, das Dunkle immer im Folgenden durch Verbindung zu zerstreuen. Der Bernstein, den die ältesten Griechischen Dichter

nennen, und die Bernsteinküste, ist das Aelteste, was uns auf ein Volk leitet, das wir weiter hin für Germanisch erkennen. Den Namen erfahren wir aber nicht gleich. Wir kennen im heutigen Europa sechs der Sprache und Abstammung nach verschiedene Hauptvölker: Iberier, Kelten, Germanen, Thracier, Finnen und Slawen: nun finden wir Germanen zuerst in den frühesten Zeiten an der Nord- und Ostsee, und in Osten bis tief in Polen hinein; später auch in Scandinavien; so viel wissen wir historisch, das Uebrige ist Muthmaßung oder Dichtung; als solche erklärt A. auch die von unserem Gatterer aus Aehnlichkeit der Namen eingeführte Vermischung der Cimmerier, Cimbern und Kymri, und die Erfindung von östlichen und westlichen Cimmeriern. Historisch erwiesen ist die Niederlassung Keltischer Völkerschaften im südlichen Deutschland, denn vor der Völkerwanderung ist nicht bekannt, daß irgend ein Deutsches Volk im Süden der Donau gewohnt hat (S. 137, und weiter unten 276 ff.) (vergl. G. A. 1807 S. 987). Wir finden sie erst seit dem Zuge des Sigoves (vor Ehr. Geb. 590) zur Zeit des K. Tarquin in Rom, in dem Hercynischen Wald, der sich diesseit des Rheins von der Donau bis an das Erzgebirge und das nördliche Böhmisches Gebirge erstreckte; die frühern Einwohner wurden verdrängt; aber wer waren diese? hier schweigt die Geschichte; wahrscheinlich aber waren es Germanen, welche vielleicht nordwärts nach Scandinavien, wo sie die Finnen vertrieben (wenigstens wäre dieß möglich), theils über den Rhein gingen und Belgien besetzten; dieß ist wahrscheinlich. Die Belgen hatten eine von der Keltischen verschiedene Sprache; sie sind es, wie bekannt, welche späterhin nach Britannien übergingen, und von denen

noch die Walliser und Niederbretagner Ueberreste sind, die sich Kymri nennen. Des Carthagers Himilco Seereise, die wenigstens bis an die Zinninseln gegangen ist, der Zug des Galliers Brennus, der die Germanen nicht angeht, und die Kymri oder Cimbern, d. i. Welgen in der Halbinsel Jütland, gehen alle noch im Ersten Abschnitt: Aelteste Geschichte der Deutschen bis auf den Pytheas, den Nachrichten, die wir vom Pytheas aus Marseille haben, voraus. Von dessen Seereise an die Bernsteinküste (vor Ehr. Geb. 320) ist von S. 51, der zweyte Abschnitt, ein vorzügliches Hauptstück, voll gesunder Critik, die sich auf Interpretation und Beurtheilung der Glaubwürdigkeit gründet. (Die Stelle im Strabo ist doch nicht so zweydeutig und undeutlich im Griechischen, als man glaubt, S. 56, 57.) Adelong rettet die Ehre des Pytheas, insonderheit durch richtigere Darstellung des letzten und äußersten Theils seiner Reise, die nordöstlich um Spanien nach Britannien, und von da über Thule nach der Bernsteinküste ging. Thule ist nicht Island. Wir wissen nur so viel, daß er zu Cantium (Canterbury) an der südöstlichen Ecke, gelandet ist, sich hier eine Zeit lang aufgehalten, und von hier aus sogar einen Theil von Britannien bereiset hat. Er suchte die Bernsteinküste, bey unsichern Nachrichten von ihrer Lage steuerte er nordost, bis an die Norwegische Küste, und schiffte nun durch den Cattegat herunter in das Baltische Meer, der Alten Sinus Codanus; nun ging die Fahrt längs der Küste der Guttonen und Teutonen; jene sind also die Jüten, im heutigen Jütland; diese, die Teutonen, waren die Bewohner des heutigen Holstein, Mecklenburg und Pommern, bis an die Bernsteinküste, d. i. die heutige Preussische Küste

von Pillau bis an die Kurische Nehrung; dieß wäre die Strecke, welche durch Abalus, Bastia, Baltia (das letzte wohl am richtigsten) bezeichnet worden ist. Diese Ansicht wird aus einer gelehrten Erklärung der bekannten Stelle im Plinius 37, 11. gegeben.

Mit dem dritten Abschnitt: Geschichte der Deutschen bis auf Cäsar, S. 98 f. gelangen wir an die Zeiten, wo sonst die Geschichte der Deutschen erst anhub. Einfall der Gallier in Thracien und Asien vor Chr. Geb. 223; es sind Spuren vorhanden, daß sich benachbarte Deutsche an die Gallier angeschlossen. Die Germanier, welche sich bey den Galliern und Insubern befanden, die vom Consul Marcellus vor Chr. Geb. 279 geschlagen wurden, da sie unter dem Gallier Birdomar in Italien einbrachen, waren vermuthlich Belgier, indem sie nach Properz IV, 10, 40. über den Rhein gekommen waren. — Der Zug der Cimbern und Teutonen vor Chr. Geb. 113. Er war viele Jahre früher vorgegangen; erst in jenem Jahre kommen die Cimbern zum Vorschein, später die Teutonen; jene in Bindelicien, diese in Gallien; mit ihnen waren große Scharen Gallier, Bojen, Tiguriner, Tectosagen, Tongener und Ambronen vereinigt: also war es ein sehr vermischter Haufe; aber jene waren Deutsche, Bewohner, wie oben aus Pytheas erhellet, des nördlichen Deutschlands, von der östlichen Küste Jütlands an bis gegen die Weichsel hin; und wahrscheinlich waren die Cimbern aus eben der Gegend, und aus Jütland, welche die Römer selbst mit den Kimri, den Belgen, für Eines hielten; aber Cäsar unterscheidet sie. Die Cimbern sollen durch eine große Fluth des Oceans zum Auswandern

gezwungen worden seyn; aber diese Fluth müßte weit früher vorgefallen seyn, schon um Alexander's Zeiten, weil Schriftsteller dieser Zeit diese Sage anführen in den verworrenen Nachrichten bey Strabo VII. S. 449 f. (293). A. meinte, daß auch in dieser Erzählung eine Verwechslung der Kymri, der Belgen, vorgegangen sey: (daß also die Auswanderung nach Britannien veranlaßt hätte) S. 119. S. 48. Mehr einzelnes Merkwürdiges muß man weiter daselbst nachsehen. Auch von den Cimbern in Verona, von welchen vor ein vierzig Jahren so viel geschwätzt ward, bis es sich endlich zeigte, daß ihre Sprache eine Mundart des Alemannischen ist. Viertes Abschnitt: Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung. Nur von Cäsar's Handeln mit den Deutschen von Gallien aus wird Etwas genauer gehandelt; wegen der ganzen folgenden vier Jahrhunderte wird auf Mascoo verwiesen: ein sehr zu empfehlendes Verfahren, Wiederholungen zu vermeiden. Bereits in diesem kurzen Abschnitt erfreute uns die Mißbilligung der gewöhnlichen Anpreisung der Deutschen Freyheit; nur ein kleiner Theil der Nation, der den Kriegsstand ausmachte, war frey und herrschend. Eben so grundlos ist die Anpreisung ihrer Eintracht und Vereinigung zur Behauptung der National-Freyheit, ihrer Treue und Genauigkeit im Worthalten; man darf nur an die Stelle von den Francis bey Bellej. II, 118, bey Bopiscus im Proculus c. 13. u. a. denken; doch hiervon spricht A. auch selbst im siebenten Abschnitt. — „Julius Cäsar, war einer der großen Männer, deren sich der Himmel von Zeit zu Zeit als Geißel des menschlichen Geschlechts bedient. Von seinen sieben Feldzügen waren die

meisten noch dazu thörichte Unternehmungen; neun Jahre darauf fand er den Tod, den er an so viel tausend Schlachtopfern seines Ehrgeizes längst verdient hatte". Den Ausdruck und den Gedanken selbst bey Seite gesetzt, worauf gründet sich das Verhältniß? Fünfter Abschnitt: Namen, Grenzen und Klima Deutschlands. Ueber den Namen der Germanen oder Germanier, der Ableitung desselben, mit der Stelle im Tacitus; eines so dunkel, als das andere; und am Ende die Bemühung von beidem fruchtlos: so wie die aus der Luft gegriffene Hermannie des sel. Möser's. Teut, versteht A. am natürlichsten in der allgemeinen Bedeutung, Volk, und Teuten (Teutones) Haufen, Kriegsvölker, und der zu ihnen Gehörige, ist Teutisch, Teutsch; alles nach der Analogie der Namen andrer Völker (S. 154). Deutschlands Grenzen, Klima. Schwache Bevölkerung; welche A. mit Grund behauptet. Völkerschaften. Der wichtigen Ausführung von den Völkerschaften setzt er sehr richtige Bemerkungen über ihre Entstehung voraus; sie erwachsen aus einzelnen oder vereinigten Familien, und durch gewaltsame Besetzung des schon von andern bewohnten Landes. Hier fängt der Segen der Vermehrung der Menschen an, in Fluch überzugehen, so bald kein unbewohntes Land für Auswanderung mehr übrig ist; der nothwendige Erfolg von der so gepriesenen Population. Nun folgt die ganze Kette des menschlichen Elends, auch durch Kriege, erst um ein Feld Bohnen, und so fort bis um Länder, und endlich um Herrschaft über See und über Land. Ueber Volksnahmen und Local-Nahmen gibt er, nebst einer Menge lehrreicher Beispiele, auch die richtigsten Ansichten, die für Ab-

leitung der Volksnamen so oft und sehr bey Seite gesetzt worden sind. Eintheilung und Namen der Deutschen Völker. Durchgreifend ist hier und weiter unten S. 362 f. die Aufsuchung und das Auffinden des Grundes, warum jetzt noch zwey große Hauptstämme der Germanischen Völker sind, mit Erklärung und billiger Hintanetzung der angeblichen fünf Hauptclassen bey Plinius; Er setzt ursprünglich Sueven und Nichtsueven; die letztern möchte er durch den Namen der Cimbern bezeichnen, die Verwandten der Belgen. Die Unsueven waren dem Rhein näher, die Sueven östlich hinter ihnen, und trieben jene immer weiter vorwärts, so daß sie sich zum Theil über den Rhein ziehen mußten; die Sueven selbst waren den Römern am bekanntesten. Den Namen leitet Adeling von See ab (S. 195); mag seyn, aber von den entferntern Küsten der Ostsee kamen die Sueven her; ein rohes, in Horden und Gaue zertheiltes, Volk; das Grundlose des vorgegebenen Suevischen Bundes wird S. 198 dargethan. Da der Verfasser eigentlich die Sprache zur Absicht seiner Ausführung hat: so unterläßt er doch nicht, von der Lage und den Schicksalen bey Anführung der Suevischen Völkerschaften verschiedenes Merkwürdiges einzuschalten; vorzüglich, wo herrschende Vorurtheile zu bekämpfen waren. In das Einzelne können wir aber nicht gehen. Die ersten, die aus allen Deutschen, und also insonderheit den Sueven, in unsern Gegenden als Bewohner genannt werden, sind die wilden Vangobarden. Die Hermunduror sind eben das, was Thüringer, Gebirgsbewohner; und beide einerley Volk (S. 214). Doch dergleichen Berichtigungen kommen bey den einzeln angeführten 32 Suevischen

und 19 Unsuevischen Völkern häufig vor. Für diese Unsuevischen Deutschen führt Adelung den Namen Cimbern oder Kimbern ein: wider welchen Manches gesagt werden kann; doch man muß ihn nicht mißbrauchen, so kann er im Allgemeinen wohl gelten, nach den guten Gründen, welche A. S. 239 u. f. anführt. Die Belgen, wie schon gesagt, waren, und hießen, Kimbern, so wie ihre Nachkommen, die Walliser, in England und Niederbretagne, Kymbri; Kimbern aus Jütland leiden keinen Zweifel, sie werden schon sehr früh mit den auswandernden Teutonen genannt; am rechten Rheinufer werden Völker genannt, und ausdrücklich von den Sueven unterschieden. Weiter hin verlieren sich die allgemeinen Nahmen, und bloß Nahmen einzelner Volkerschaften werden üblich; kein Wunder also, wenn sich der Name Kimbern verliert; dagegen hat sich die Sache selbst erhalten: ein unbezweifelter Unterschied der Niederdeutschen von den Oberdeutschen. Kimbern waren die vorzüglichsten des zweyten Hauptstammes. Unter ihnen waren begriffen die Jüten, die als Gutthonen bereits dem Pytheas bekannt waren, die Ubier, Uspeter und Lenkerer, die Sigambren, mit der Zeit die vornehmsten unter den Franken, die Cherusker, oder Harzer, nur in unsers Harzes viel weiter nach Westen sich erstreckender Ausdehnung; die Friesen, ein armes Volk, das aber doch von den Römern mit Tribut belegt ward, der durch die Ochsenhäute sich auszeichnete, welche die Römischen Steuereinnehmer durch Aurochsen übetsetzten, und die Friesen so peinigten, daß sie mehr als einmahl sich empörten (Tacit. Annal. IV, 72); die sanften und ruhigen Chaufer, die eben so sehr der Römischen Habs

sucht und Plackerey unterlagen: kein Wunder also, daß die Römische Herrschaft in diesen Gegenden gar kurze Dauer hatte; die Brukterer, in den sumpfigen Gegenden des niedern Deutschlands, von Brook, Bruch; die Marsen, im Moorland, Marsch, von Nieder-Münster, die ihren Tempel der Tafana hatten; mehrere weniger bekannte Völker, und endlich die Sachsen, und Franken. Jene, die Sachsen, traten um 286 zuerst als Freybeuter und Seeräuber auf, welche die Gallischen Küsten plünderten, also ein Zusammenfluß aus mehreren Völkern, vorzüglich der Chauten; diese, die Franken, werden auch zuerst um 242 genannt, als ein herumstreifender Haufe, allem Ansehen nach, auch aus mehreren Völkern gesammelt, der vornehmste Theil von ihnen waren Sigmabern; ihren Nahmen leitet Adelung von *frak*, *frach*, wie sie sich selbst nannten, *feroces Franci*, *truces Franci* (S. 268). Nun folgen Skandinavische Völker, auch als Un-Sueven: die Svionen (S. 272 f.); die Gotthen, ein Suevisches Volk, wanderten später ein, und so vermischten sie sich, so wie vermuthlich vorhin die Svionen mit den Finnen; dieß wäre auch in der Sprache abzunehmen, meint A., wenn Jemand darauf achten würde. Endlich Gallische Völker: die Helvetier, Volca, Tectosages, Bojer, und Gothinen, alle im Hercynischen Walde und im südlichen Deutschland. Ganz Un-Germanische Völker: die Bastarner und Peuciner, die Alanen, und Rox-Alanen, die Budiner, die Thracier; unter ihnen die Kimmerier oben an: ein großer Völkerstamm, von welchem A. völlig des Recens. Vorstellung entspricht (S. 283). Er fügt auch eine Sammlung Thracischer Wörter bey.

Siebenter Abschnitt: Charakter der Deutschen dieser Zeit, und besonders der Sueven. Von diesem Stamm geben die Römer noch die meisten Nachrichten; und da erscheinen sie eben in keinem vortheilhaften Lichte. Mit Recht erinnert A., daß hier nur von Deutschen vor der Völkerverwanderung und der Annahme der Christlichen Religion die Rede seyn könne: denn mit der neuen Religion hat sich der ganze Charakter, so wie die Verfassung, geändert. Was man gemeiniglich Sitten und Alterthümer der Deutschen nennt, ist ein uncritisches Gemisch von den fremdartigsten Dingen. Auch hier finden wir unsern Adelung mit Verstand und Sachkenntniß, ohne National-Eitelkeit und falschen Enthusiasmus, sprechen; und vielleicht ist sein Buch das erste in dieser Art, das eine Ansicht deffen, was wirklich war, gibt. Sie standen auf der niedrigsten Stufe der Cultur, wie jetzt noch Stämme in Canada, wild und roh; hatten also auch jene schlechten und guten Eigenschaften, was man nennt, Laster und Tugenden; diese nur deswegen, weil sie die Laster nicht haben konnten; anders, als ihre cultivirtere Nachkommen, welche die Laster haben, weil sie die Tugenden nicht haben wollen. Möchte der Barbar Thier seyn; aber zum Unglück wird er ein reißendes Raubthier; freuet sich des Elends, in welches er versetzt; quält nicht nur, sondern höhnet und spottet dazu.

Endlich der achte Abschnitt, welchen eigentlich Adelung, bey Voraussendung aller der vorigen, beabsichtigte: Sprache und Literatur der Deutschen dieser Zeit: zuerst ihr Reichthum an sinnlichen Gegenständen, und Armuth für unsinnliche und abstracte Begriffe; das Rauhe ihrer Töne:

Alles nothwendige Folgen der Rohheit früher Zeit; alter; mit Beyfügung eines kleinen Wörterbuchs von Stamm- und Wurzelwörtern aus der Zeit, die aber doch schon von Griechen und Römern gemildert und verfeinert sind. Die Deutsche Sprache, eine der reichsten, hat doch nicht mehr Wurzelwörter, als zwischen 3 und 400 (S. 338). In dessen, sie mag entstanden oder abgeleitet seyn, wie und woher sie will, so ist es die eigenthümliche Sprache eines Volkes; und es ist eine Ursprache, welches Ubelung schon dadurch zeigt, daß die Stammsylbe allemahl den Hauptton hat: ein Umstand, der sie von andern Sprachen unterscheidet; wenn sie auch einige Wörter und Formen mit andern gemein hätte, so ist dieß Folge vom Zufälligen: wovon A. sehr gut spricht, mit angehängten Beyspielen in dem Nahmen des Donners, als Nachahmung des Lautes in 800 Wörtern, mehrerer Sprachen, — S. 362 f. von den beiden Mundarten, welche in dem jezigen Hochdeutschen und Niederdeutschen noch vorhanden sind, abgeleitet, wie oben bereits angeführt ist, aus dem, was von Sueven und Un-Sueven gesagt ist; diese Trennung in zwey Hauptstämme muß sehr früh, noch vor oder bey der Auswanderung von Osten her, erfolget seyn; wenn sich auch gleich in der Folge der Zeit wieder Fälle ereignet haben müssen, worin theils kleine Sprachveränderungen, theils partielle Vermischungen einzelner Haufen beider Stämme erfolget sind; woher auch besondere Mundarten entstanden. — Begierig waren wir auf die Hauptstücke von Schrift und Gesang der Deutschen. Auch hier fanden wir den aus allgemeinen Kenntnissen der Völker und Cultur der Völker verständigten, gesund ur-

rtheilenden Gelehrten; an und für sich ist es wider alle Wahrscheinlichkeit, daß ein so ungebildetes Volk die Schreibkunst sollte gekannt, noch mehr, daß es sie sollte geübt haben; eine richtige Erklärung der bekannten Stelle im Tacitus: *Litterarum secreta s. w.* lehrt ein Gleiches. Und ihre Lieder? — ja das mögen feine Gesänge gewesen seyn; historische Lieder setzen schon eine gewisse Cultur des Geistes voraus; Kriegs- und Schlachtaefänge haben sie gehabt, so gut, wie andre Halb- und ganz Wilde die Stunde noch; mir Recht unterscheidet Adelong davon noch den *baritus*, das eigentliche Kriegsgeschrey beym Angriff, die *ululatus et tripudia* beym *Evivius*, das allen Barbaren gemein war, und noch ist. Sehr consequent urtheilt er von dem Wunsch und der Preisaufgabe auf die Wiederauffindung der alten Wardenlieder, so wie von den Gedichten Ossians, Fingals u. a. — Ueber den Ursprung des Reims (er ist ein Kind der rhythmischen Poesie, gehet der metrischen voraus, wird mehr oder weniger gebraucht, nachdem Zufall, Genie des Volks, und Natur der Sprache es veranlaßt), und ob die Deutschen den Reim gehabt haben; daß sie Rhythmus gekannt und gebraucht haben, ist natürlich; ob früh schon Reim, können wir bis jetzt nicht wissen, da wir keine frühe Gesänge haben; indessen scheinen *Julians similia verba* sich dahin deuten zu lassen. Ihre Dichter: von diesen wissen wir wieder nichts. Warden hatten die Gallier, aber nicht die Deutschen, so wenig, als Druiden. Viel später hin kommen in Norden Skalder, bey den niedern Völkern Schaller, vor. Als Sprach- und Alterthumsforscher bleibt Adelong ein Muster von kaltblütiger Bedächtlichkeit; und doch verliert er sich

zuweilen in scheinbare Etymologien. Mit Recht setzt er einen Ruhm darin, daß er über den gewöhnlichen Anfang der Deutschen Geschichte mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen höher hinaufgegangen ist, ohne doch mit einem Stammgott oder Stammvater Teut aufzutreten. Hätte er nun noch sein Werk bis auf Karl den Großen fortsetzen, und also die eigentliche Sprach- und Literatur-Geschichte der Deutschen in ihrem wichtigsten Zeitpunkte, anfangen können! Vieles Vorgearbeitetes muß sich noch in seinen Papieren finden.

Summ.

Brüssel.

De l'Influence de la Nuit sur les Maladies. Recueil des Mémoires couronnées par la Société de Médecine de Bruxelles en réponse à cette question, qu'elle avait mise au concours: La nuit exerce-t elle une influence sur les maladies? Y a-t-il des maladies où cette influence est plus ou moins manifeste? Quelle est la raison physique de cette influence? Publiés par ordre de la Société de Médecine. 1806. 374 Seiten in groß Octav. Zuerst die Liste der Mitglieder der dortigen medicinischen Gesellschaft. Rede von M. Journier bey der ersten Sitzung: — "La medecine a, de tout temps, obtenu la prééminence sur toutes les sciences et sur tous les arts". Nach den gewöhnlichen Complimenten folgt die Critik der 14 eingelaufenen, um den Preis wetteifernden Schriften. Die beste Schrift nach dem einstimmigen Urtheil, von M. de la Prade, soll, nach der Vorrede, im nächsten Bande erscheinen (da sie sich doch schon in diesem befindet). Die hier Nr. 1. signirt erscheinende erste Schrift erhielt das erste Accessit; der Verfasser ist nicht genannt.

Nach einem allgemeinen Raisonnement: Beispiele von Epilepsia nocturna, die gleich mit dem ersten Schlaf eintrete. Eine einzige Pastille von Ipecacuanha, bey dem Schlafengehen genommen, schien einige Anfälle abzuhalten. Die Societät lobt diese Schrift wegen ihrer Klarheit, Präcision und medicinischen Verdienste. — Zweytes Memoire (hier Nr. V.). Der ebenfalls noch unbekante Verfasser erzählt von sich, daß er während der ganzen Dauer einer Sonnenfinsterniß im Jahre 12 als Reconvalescent von einem remittirenden Gallenfieber eine Schwere des Kopfs, eine Beschwerde der Brust, eine Beklemmung des Herzens, ein allgemeines Uebelbefinden, empfunden habe, welche ihn nöthigten, sich aufs Bette zu legen. — Drittes Memoire (hier Nr. VI.), von Aymone. — Viertes Memoire (hier Nr. VII.), von J. A. Muscat, aus der Schule von Montpellier. Das Beste darin ist die Sammlung von Krankheiten, welche des Nachts eintreten. Der Verfasser bleibt übrigens gar nicht bey der Sache, sondern handelt umständlich von Nebendingen, z. B. daß Eiter, auch wenn er ins Blut gelange, ganz unschuldig sey, kein Fieber erzeuge. Die Niederkunften (?), die Frostbeulen, die Eiterungen der Geschwüre und Wunden, die Narben (?), seyen maladies chirurgicales nocturnes. — S. 263 findet sich doch nun das Memoire (als viertes), welches den Preis gewann, von Dr. Jacques-Julien-Richard de Laprade, Arzt zu Montbrison. Bey weitem der beste Aufsatz, ungeachtet er nichts Neues enthält. Der Verfasser behält durchaus den Gegenstand im Auge, ohne in die faden Abschweifungen seiner Mitwerber zu verfallen, deren Memoiren gar füglich hätten ungedruckt bleiben können. Zu einer Uebersetzung ins Deutsche würden wir

ausschließlich bloß diesen Aufsatz wählen. Inzwischen, wären dem Verfasser die bey uns erschienenen Preisschriften von Horn und Ebermayer über den Einfluß des Lichts u. s. f. von großem Nutzen gewesen, wenn er sie gekannt hätte, besonders da er eigentlich drey Hauptsätze commentirt. 1) La nuit, en tant qu'elle peut-être considérée comme le défaut du mode d'action physique de la lumière, n'exerce donc aucune influence sur les maladies. 2) La nuit en tant qu'elle consiste dans la privation du mode d'action moral (denn der Verfasser unterscheidet den mode d'action physique des Lichtes von dem mode d'action moral und mode d'action vital) de la lumière, et ses suites dans l'état social, exerce sur les malades une influence qui n'est que très-peu susceptible de modifications. 3) Que la nuit, en tant qu'elle consiste dans la négation du mode d'action vital de la lumière; exerce sur l'homme malade une influence qui n'est soumise à aucune modification. Dieser Einfluß sey besonders in den fièvres adynamiques et ataxiques bemerklich, und die physische Ursache dieses Einflusses der Nacht liege, wenigstens großen Theils, in der Beraubung des Lichtes. — Fünftes Memoire, von M. d'Hemptines (hier signirt Nr. 1.), erhielt ein Accessit. — Sechstes Memoire (hier Nr. XII.). Der Verfasser folgt Brownen, und nimmt eine action débilitante der Nacht an. Die armen Pestkranken der Französischen Armee zu Cairo litten meist des Nachts an Verschlimmerung, und Nachts, nicht des Tages, zeigte sich der Tetanus an diesen hilflosen Pestkranken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1808.

Paris.

Lettre de Démétrius Comnène à Mr. Koch, Membre du Tribunat, Auteur de l'Ouvrage intitulé: des Révolutions de l'Europe; sur l'éclaircissement d'un point d'histoire relatif à la fin tragique de David Comnène, dernier Empereur de Trébisonde. Précédée et suivie d'une Notice historique de la Maison impériale de Comnène. Bey Rondonneau 1807. Octav 93 Seiten. Hr. von Koch hatte in dem im vorigen Jahre herausgegebenen Werke, Révolutions de l'Europe, To II. p. 95 gesagt: "David Comnenus, der letzte Kaiser von Trebisond, ward als Gefangner von Mahomed hingerichtet, und seine ganze Familie ausgerottet. Chalcondylas sagt ausdrücklich, daß seine ganze Familie mit ihm umkam", und weiter hin: "Gleichwohl behaupten die Comnener in Corsica, daß sie von einem der Söhne David's abstammen, welcher Mittel, sich zu retten, muß gefunden haben". Nun lebet aber noch in Frankreich ein Demetrius Comnène, vermuthlich eben der Demetrius Stephanopoli Constantin Comnène, Oberster in der Cavalle-

A (2)

rie, welcher 1782, 3, 4, ein Patent von Ludwig XVI. erhielt, daß er ein wirklicher Abkömmling von jenem letzten Kaiser von Trebisond sey; dem es freylich nicht behagen konnte, seinen durchlauchten Stamm-
baum auf einmahl von Hrn. v. Koch so kläglich ver-
nichtet zu sehen; er erweist also hier, daß Nach-
kommen von jenem David Comnene noch vorhanden
sind, nicht nur, weil sie wirklich noch leben, son-
dern daß auch, historisch, jene Nachricht von dem
völligen Ausrotten der Familie unwahr sey. Dieß
letztere gibt dem Aufsatz einen allgemeinem Werth.
Chalcondylas wird als ein wenig glaubwürdiger Ge-
schichtschreiber ausgezeichnet; seine Worte: "Da-
vid mit seinen Söhnen", schließe nicht aus, daß
nicht noch Ein Sohn davon gekommen seyn könne;
dann sagt Philelphus in seinen Briefen, in einem
Schreiben an den Doge Christoph Maurus von 1464,
noch nicht zwey Jahre nach der Hinrichtung David's
(Trebisond nahm Mohamed II. 1460 ein), David
sey mit zweenen seiner Söhne hingerichtet worden.
Man hatte er aber der Söhne mehrere, überhaupt
elf Kinder; von denen die übrigen der Grausamkeit
Mohamed's durch die Flucht entgangen, und theils
nach Italien an verschiedne Orte, theils nach Maina
(Laconica in Peloponnes, das hier beständig Mania
und Manioten heißt), und von da hundert Jahre
nachher, bey einem erfolgten Aufstande, 1676 nach
Corfica sich gerettet und ihren Kaiserstamm fortge-
pflanzt haben. Von der ganzen Familie gibt der
Verfasser Stammtafel und einzelne Notizen: Nicht
nur Kaiser hatte diese Familie, sondern sogar einen
Alexis den Großen, der eben der Stifter vom Kai-
serthum Trebisond oder Trapezunt war. Uebrigens
muß der Griechischkaiserliche Abkömmling das Grie-
chische ziemlich vergessen haben, den Citaten zufolge,
und allem dem, was er daher anführt, selbst der

Orthographie nach. Nur eine gute critische Anleitung gibt er (S. 29) zum bessern Verständniß der Stelle des Chalcondylas S. 263; David hatte seine Gemahlinn in Sicherheit geschickt: sie ἀφικετο παρὰ τοῦ ἐκυρῆς γαυβρον τοῦ Μαμιαῦ προσξίουσα. Der Name ist ganz unbekannt. Vermuthlich soll es heißen εἰς Μαίναν. nach Maina im Peloponnes. Hr. v. Koch hat hierauf seinen Irrthum über einen für ihn fremden Nebenumstand eingestanden.

Coln am Rhein.

Von den in diesen Blättern 1807 S. 607 ff. angezeigten drey ersten Stücken des Handbuchs der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst u. s. w., von Salomon Markus Cohen, Lehrer der Rechenkunst in Crefeld, ist das vierte und letzte Heft in voriger Herbstmesse bey Keil auf VIII u. 302 S. in gr. Octav erschienen. Es enthält die übrigen Theile der hierhin gehörigen Rechenkunst, nämlich die Gesellschafts-, Gewinn- und Verlust-, Stich- und Tausch-, Gold- und Silber-, Allegations-, oder Vermischungs-, Zinn-, Münz-, Wechsel- und Pari-Rechnung. Dann folgen S. 241—270 Aufgaben zur Uebung über den innern Metallwerth der Münzen gegen einen beliebigen Normal-Werth; ferner über das Pari fingirter oder wirklicher Rechnungsmünzen und der auswärtigen Wechsel-Waluten nach gegebenen Coursen, zu welchen Auflösungen und Resultate dieser Aufgaben gefügt sind, auf welche die Erklärung und Anwendung der Regel Cöci und der Falsch-Rechnung folgt. Den Beschluß macht S. 288—302 die Lehre und Anwendung von den Logarithmen, worauf ein Octavblatt verbesserter Druckfehler folgt. Der Verf. glaubt, man würde

ben Gegeneinanderhaltung seines Handbuchs mit ähnlichen Bemühungen seiner Vorgänger finden, daß er bei seinem nunmehr vollendeten Werke nicht nur eine besondere Einrichtung gemacht, sondern auch verschiedene Materien, welche zur gegenwärtigen Rechenkunst ganz nothwendig gehören, da, wo man sie erwartet, eingerückt habe: Erfordernisse, die man in den meisten Rechenbüchern entweder ganz vermisst, oder doch nicht hinlänglich erfüllt finde. Wir können ihm das rühmliche Zeugniß nicht versagen, daß unter allen Anweisungen zur Rechenkunst, die seit dem weiland Stadt Cölnischen Rechenmeister Mauritius Zorn, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts sein wohlgegründetes Rechenbuch herausgab, bis auf jetzt in demjenigen Bezirk des ehemaligen Churrheinischen Kreises, welcher gegenwärtig auf dem linken Rheinufer einen Theil der vier neuen Französischen Rhein-Departements ausmacht, herausgekommen sind, sein Werk im Ganzen genommen, das beste und zweckmäßigste für die bürgerliche und kaufmännische Arithmetik ist. Besonders zeichnet sich in dem vorliegenden letzten Hefte die der Münzrechnung S. 119 f. vorangeschickte Erklärung von Erfindung und Einführung der Münzen aus, welche als Vorläufer zu der S. 133—270 in ihrem wesentlichen Umfange gelieferten und nach verschiedenen zweckmäßigen Einrichtungen geleiteten Wechselrechnung anzusehen ist. Büsch, Buse und Behrens, die der Verf. in der Vorrede als benutzte Hülfsmittel nennt, liegen hierbei sichtbar zum Grunde; daher in dieser kurzen geschichtlichen Darstellung keine mit historischen Beweisen begleitete Facta erwartet werden dürfen. Da aber der Verf. zur Ansicht der Ausmittelung des Schlagschatzes für den Staat das Beispiel von

Frankreich wählt, und S. 125 versichert, die ehemahls königl. Münze habe die Mark fein Gold zu 720 Livres 9 Sols 1 Den gekauft, und zu 801 Livr. 12 Sols vermünzt; die Mark fein Silber daaegen zu 51 Livr 3 Sols 3 Den. bezahlt, und zu 55 Livr. 7 Sols 8 Den. wieder ausgebracht: so hätte auch angegeben werden müssen, wann dieß ehemahls gewesen sey? Um dem Verf. zu zeigen, daß wir sein Buch genau geprüft haben, bemerken wir zugleich, daß dieß Verhältniß nach der neuen königl. Münzordnung vom Jahr 1786 eintrat, wo, um die alte Verordnung vom Jahre 1726 zu vergüten, und den bisherigen Schlagschag zwischen Gold und Silber in völlige Uebereinstimmung zu bringen, festgesetzt ward, aus einer Mark Gold zu $21\frac{1}{2}$ Karat fein, statt, wie seit 1726 bisher der Fall gewesen, 30 Stück Louisd'or, zu 4 Paub. oder Kronenthaler in Silber gerechnet, nunmehr 32 Stück neue Louisd'or zu prägen. Im Jahr 1726 hatte Frankreich bey Ausmünzung des Goldes nur $2\frac{1}{5}$ Procent, bey der des Silbers aber $4\frac{2}{3}$ Procent; von 1786 an aber bis auf das Consular-Gesetz wegen Ausprägung der Gold- und Silber-Francis, $8\frac{2}{3}$ Procent Schlagschag. Letztern Münzvorthail hat auch Hr. Cohen a. a. O., jedoch ohne Anführung der Rechnung, und der Gründe, warum? angezeigt. Der jezige kaisert. Französische Schlagschag ist nicht erwähnt. Uebrigens ist jeder Gegenstand mit vieler Deutlichkeit vorgetragen, und wir zweifeln keinesweges, daß dieß Buch, wenn es gleich andre gute Werke der Art, welche unter den Neuern Schmidt, Fischer, Wagener und mehr Andre geliefert haben, in den ehemahls Niederrheinisch-Westphälischen Provinzen Allen, die es zu ihrer Belehrung gebrauchen, einen practischen Nutzen gewähren wird.

M. Braunschweig.

Norddeutsche Beiträge zur Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von dem Kammersecretair Sausmann zu Braunschweig, Korrespondenten der Königl. Societät etc. 1806—7. 3 Stücke, jedes von ungefähr 8 Bogen in gr. Octav. Da die vielen und großen Merkwürdigkeiten, welche das nördliche Deutschland, und besonders der Harz, in Hinsicht auf Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde aufzuweisen hat, bey weitem noch nicht genug bekannt sind, so ist es abermahls eine höchst nützliche Arbeit, welcher sich der verdiente Verfasser durch die Herausgabe dieses, zur allmählichen Füllung jener Lücken bestimmten, Archivs unterzieht. Schon die kurze Anzeige des Gehalts der Stücke, die wir vor uns haben, wird dieß bewähren.

Erstes Stück. — 1. Ueber den Schillerstein von der Wasse, vom Herausgeber, der dieses schöne, dem Harz bis jetzt fast ausschließlich eigne, Fossil für eine Art der Hornblende erklärt. Von seinen beiden Spielarten stehe die schillernde zunächst der gemeinen Hornblende, und die talkartige vor der Labradorischen. Beyläufig viele Berichtigungen mancher andern darüber gegebenen Notizen. — 2. Erweis, daß bey dem Steinkohlen-Bergbau in einem Lande, wo die Steinkohlen nicht zu den Regalien gehören, die gemeinen Privat-Bergrechte keine uneingeschränkte Anwendung finden. Vom Zehndner Meyer zu Goslar. — 3. Durch vortheilhaften Erfolg bewährte Versuche, die Deutsche Frischmethode durch Anlegung eines besondern Rückherdes zu vervollkommenen. Vom Hütteneschreiber Kohl im Braunschweigischen. — 4. Bemerkungen über das Verhalten der St. Andreasbergischen Gänge. Vom Vice-Zehndner Osta

mann. Treffende Bestätigung von Charpentier's Theorie der Entstehung der Gänge, mit fruchtbaren Folgerungen für richtige Diagnostik und Prognostik bey dem practischen Bergbau. — 5. Ueber den Quader-Sandstein, besonders über dessen Vorkommen in Niedersachsen. Vom Herausgeber. Eine vollständige Geschichte dieser nützlichen Steinart; unter andern also auch von den Ursachen der wunderbaren Form der Teufelsmauer im Blankenburgischen; von den merkwürdigen, mit Chalcedon ausgekleideten, Turbiniten vom Platenberg; von den großen schönen Blätterabdrücken des Heidelberges ic. So auch von den mancherley Thoneisensteinslagern und Kohlenflözen, welche im Quader-Sandstein eingeschlossen sind; von dem (so viel bekannt, in seiner Art einzigen) bituminösen Serpulithenkalk im Zechstein am Deister; beiläufig auch über den vermuthlich animalischen Ursprung manches Erdpechs. — 6. Uebersicht des Verfahrens bey Aufbereitung der Erze in den Clausthalischen Puchwerken. Vom Vicc-Bergschreiber Seidenstückler. Es ist erfreulich, bey Vergleichung dieser Uebersicht mit derjenigen, die Calvôr gegeben, zu sehen, welche Fortschritte zur Vervollkommnung in diesen Arbeiten seit 50 Jahren am Harze gemacht worden. — 7. Etwas über blaue Eisen-Hohofenschlacken. Vom Herausgeber, dessen Versuche zeigen, daß wenigstens bey weitem nicht immer phosphorsaures Eisen die Ursache der blauen Farbe dieser Schlacken ist. Oft scheint sie vom überwiegenden Verhältniß des Kohlenstoffs zum wenigeren Sauerstoff abzuhängen. — 8. Versuche mit einigen Erzen vom Harze im kleinen Feuer. Vom Schichtmeister Dauerbachs zu Zellerfeld. Unter andern, Bestätigung der von Sage angegebenen Silbergehalts im weissen, grünen und auch im schwarzen Bleierz. — (Nächstens die Fortsetzung.)

Tyrl. Ohne Druckort (Paris).

1) كتاب مجموع حوادث الحرب الواقعة بين
الفرنسية والنمساوية في اواخر سنة 1805 المسيحية
الموافق لها سنة 1222 لتاريخ الهجرة.

2) تاريخ عيسوبنك بيك سكر بوز يس سنة
سي ياخود تاريخ هجر بيك بيك ايكي بوز بكرمي
سنة سنده فرانجه دولتي ايله اوستربا ومسقو دولتري —

Unter diesen Titeln ist die von Sr. kaiserl. königl. Majestät befohlne Arabische und Türkische Uebersetzung der Französischen Armee-Bulletins vom Feldzug des Jahres 1805 erschienen. Der Arabische Titel heißt: Sammlung der Nachrichten von dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich am Ende des Jahres 1805, welches mit dem Jahre 1220 der Flucht zusammentrifft. Die Sammlung fängt an mit dem Schreiben Sr. Maj. des Kaisers an den Senat, und der Proclamation an die Armee. Dann folgen die Armee-Bulletins und die übrigen Actenstücke des Feldzugs, auch in Italien, und der Presburger Friede macht den Beschluß. Beide Uebersetzungen sind von gleichem Inhalt; nur ist die Türkische, wahrscheinlich wegen Eigenheit der Sprache, gedrängter und kürzer, und füllt nur 236 Seiten; die Arabische 306. Auch solat jene in den Eigenahmen der Französischen Aussprache, und schreibt z. B. شار, ژن, Charles, Jean; im Arabischen ist nach dem Lateinischen, تشارل, جان. Die Sammlung ist in mehrerer Hinsicht höchst merkwürdig, auch in so fern sie das erste Arabische und Türkische Werk ist, welches, Religionschriften abgerechnet, in Europa für den Orient geschrieben ward.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 13. Februar 1808.

Theorie der Statistik. Schlitz

Fortsetzung von oben, St. 14, S. 130.

(3) *Introduction à la Science de la Statistique; suivie d'un coup d'œil général sur l'étude entière de la Politique, sur sa marche et ses divisions. D'APRÈS l'allemand de Mr. de Schlötzer, Professeur de l'Université de Goettingue; avec un discours préliminaire, des additions, et des remarques: dédié à S. A. S. Msgr. Cambacérés, Archichancelier de l'Empire. Par D. F. Donnant, Secrétaire perpétuel . . . (s. oben S. 137). Paris, aus der kais. Drucker., unter Beforgung des General-Directors dieser Drucker., Hrn. Marcel: unterschrieben, den 7. Maj 1805 (also nur wenige Monate nach der Ausgabe von Hrn. Donnant's eigener Theorie), 247 Octavoseiten. — Inhalt: I. Zuschrift an des Reichs-Erzkanzlers Durchl. Hoheit, 6 Seiten. [Die Vorrede der Deutschen Urschrift, die in ein Schreiben an den berühmten Hrn. v. Villers eingekleidet ist, hätte nicht weggelassen werden sollen: sie bezeugt die hohen und frohen Erwartungen, die sich das auswärtige Publi-*

B (2)

cum von der Vervollkommnung der Wissenschaft, vor Frankreich her, erlaubt hatte). II. *Discours préliminaire*, S. 1—28. Die Werke des unsterblichen Montesquieu werden nach Verdienst erhoben. S. 22 liest man mit Bedauerniß, daß die sämtlichen Arbeiten der *Société de Statistique* (die ausnehmend viel versprach, wenn sie gleich noch zur Zeit auf unrechtem Wege war), durch den frühen Tod des Hrn. Ballors, Redacteurs der *Annal. statistiques*, suspendirt worden sind. III. Das Werk selbst, sammt den vielen *Additions*, S. 29—189. IV. Modelle von Tabellen, die der Minister des Innern allen Präfecten zugesandt, um darnach ihre statistische Berichte von jedem Departement, anzufertigen, S. 191—217. Weit vollständigere Tabellen sind möglich, und manche Staaten liefern schon bessere Modelle. Zwen der wichtigsten und weitläufigsten Gegenstände, *Ordre judiciaire*, et *Service militaire*, sind hier S. 197 auf Eine Tabelle von nur 15 Rubriken gebracht. Noch ist hier V. S. 218—245, die oben S. 137 angeführte lehrreiche Anzeige und Berichtigung der Donnantischen eignen Theorie von Hrn. Arnold in dem *Magaz. encyclopéd.*, wieder abgedruckt.

“Einleitung in die Statistik”, sagt nicht, was Theorie derselben ausdrückt: Statistik ist “Referat über die Statsmerkwürdigkeiten eines Landes”; Theorie derselben ist “Untersuchung, Vorschlag, wie ein solches Referat am zweckmäßigsten zu machen sey.— Auch versteht sich Hr. D. immer noch nicht dazu, Statistik und Statsverwaltungslehre (*pract. Politif*) zu trennen, sondern fodert immer noch von jener *réflexions* und *raisonnemens*. Wohl sind beide unzertrennliche Gefährtinnen: was würde der von politischen Kenntnissen entblößte Statistiker für *de Data*, bloße Curiositäten, auffassen, und die wichtigsten,

die er schaffen könnte und sollte, übersehen? und wie kann der practische Statsverwalter seine pflichtmäßige Maßregeln nehmen, um z. B. eine drohende Hungersnoth abzuwenden, wenn er nicht Data in Zahlen vom Ertrag der letzten Ernte, und vom Bedarf der Effer, hat? Gleichwohl sind beide wesentlich verschieden: so wie der Statistiker doch auch wohl muß rechnen können, und Hr. D dennoch nicht Arithmetik als einen integrirenden Theil der Statist. ansehen wird. Wenn Hr. *Balbois* sagt (nach S. 45, nur wo sagt er das?), die Statist. sey exempte de discussions sur les causes, elle établit seulement les effets, *dé- gagée de tout raisonnement* elle ne dispense ni le blâme, ni la louange, elle expose sans réflexions les faits dont elle s'enrichit; c'est du lecteur à les comparer, à rapprocher leurs conséquences, et à chercher dans leur influence sur la prospérité publique l'opinion, qu'il doit s'informer: so stimmt er ja völlig mit dem Deutschen Theoristen überein, und widerspricht Hrn. D ins Angesicht? — Die hauptsächlichsten *Auditions* sind folgende. S. 36—41, große Bemühungen der Franzöf. Minister seit dem J. 7, eine Statistique de la France zu erschaffen, namentlich der Herren *François de Neufchateau*, *Lucien Bonaparte*, und *Chaptal*. S. 48—56, eine Fehde mit Hrn. *Peuchet*, welcher Statistik mit politischer Arithmetik verwechselt. S. 87—96, eine lange Stelle zum Lobe der Statistik, von Hrn. v. *Villers*, im *Publiciste*, 27 Febr. 1805. S. 105—108 wiederholt der Verf. seine oben S. 140 angeführte, dem Rec. aber wie Hrn. *Arnöld* unverständliche, Eintheilung der Statistik in die 3 branches etc.

Uebrigens zeigt schon das *D'APRÈS* auf dem Titelblatte an, daß diß keine Uebersetzung der Schlözger'schen Theorie sey; auch verbittet der Deutsche Verf.

aufrichtig die Ehre, daß man dieses glaube, und erklärt die Franzöf. Schrift im Ganzen für Hrn. D's Eigenthum. Denn auſſerdem, daß bey unzähligen Stellen des Deutschen gepreßten Originals (ſey's aus Unkunde der Deutschen Sprache, oder aus Armuth und Unbeſtimmtheit der Franzöf. Sprache, die vorzüglich noch zur Zeit in der gelehrten politiſchen Terminologie ſichtbar iſt), der Sinn gänzlich verfehlt iſt, oder der Ausdruck äufferſt matt geworden: ſo ſind auch in Menge ganze Stellen weggelaſſen, und dagegen andre in den Text eingefcheben, ohne daß dem Leſer ein Wink über die gewaltthätigen Aenderungen gegeben wäre.

(4) *Theorie der Statistiek of Staats-Kunde. Naar het Hoogduitsch van Aug. Ludw. von Schläzer, Ridder des Keizerl. Russische St. Wladimirs-Orde.. te Göttingen. 1 Stuk. Inleiding: behelzende ook eenige denkbeelden over de wetenschappelijke beoefning der Staats-Gelerdheid in 't gemeen. Groningen und Amsterdam, bey Wouters und Nieman. Unterschriften, 7 Febr. 1807; 188 gr. Octavseiten. Der unter der Aufschrift genannte Uebersetzer iſt Hr. Henr. Wil. Tjrdeman, Prof. Jur. civ. et hodierni bey der Universität Franeker, mehrer gelehrten Geſellſchaften Mitglied. Eine treue, und doch zugleich gewandte, in jeder Rücksicht musterhafte Uebersetzung, die dem Hrn. Uebersetzer sowohl, als seinem Uebersetzten, Ehre macht. Zu dieser Arbeit hatte ihn Hr. Kruit, allererster Prof. Statistiees regni Hollandici (wzu ihn die Cuzatoren der Leidenschen Universität im Sept. 1806 ernannt hatten, der aber in dem schrecklichen Schlag, der 4 Monate nachher Leiden traf, mit verunglückte), vermocht. Der Deutsche Verf. hatte Hn. T. nicht Vollmacht gegeben, wie er zu schreiben be-*

liebt, sondern ihn ersucht, das Buch zu holländisieren, d. i. alle Veränderungen mit demselben vorzunehmen, die er für dienlich erachten würde, um dasselbe für seine Nation lesbarer zu machen. Diese Bitte hat er nur zum Theil, aber auf eine allgemein-nützige Art, erfüllt. Fast nichts ist weggelassen; überall ist der Deutsche Verf. richtig verstanden; alles ist übersetzt, selbst die freymüthigen Stellen; und wo Hr. T. glaubte, daß sein Holländ. Ausdruck den Deutschen nicht völlig erschöpfte, setzte er letzteren in Parenthese bey. Aber seine vielen Zusätze, die meist seine vaterländische Statistik betreffen (und die er durch Klammern sorgfältig vom Original unterscheidet), geben seiner Uebersetzung einen eignen Werth; und überall findet man, daß der Mann in seinem' Sache spricht; hier nur einige seiner Noten zur Probe. S. 47 folg., wie schwer es sey, zuverlässige Angaben aller Art, von Fabricanten, Bauern u. s. w. zu erhalten, weil die Leute immer voraussetzen, es bedeute nichts Gutes (neue Auflagen, Conscription &c.). S. 52, Beyspiel einer ganz falschen Angabe von der Zahl des Hornviehes in Holland in *Estienne's* Statistique de la Batavie; be- richtet aus *Metelerkamp's* toestand van Nederl., welches vortreffliche Werk öfter citirt wird. S. 61—63, wichtige Einwürfe gegen Hrn. Meusel's Plan der Statistik. S. 77 freut sich Hr. T., daß, da so viele andre Abgaben erhöht worden, doch das Brief-Porto, zum Nutz und Frommen der Literatur, im alten Preise geblieben sey: doch meint er diese Milde bloß dem Handelsstande verdanken zu müssen, *felix Mercurii cum Musis connubium*. S. 78, Unvollständigkeit der Urkundensammlungen von einzelnen Holländ. Provinzen: da finden sich Lücken von ganzen Zeiträumen (doch nach S. 186 macht man Anstalt, diese Lücken auszufüllen). S. 86, Zeitungs-

Lesewuth in Holland, seit 1787. Die Staats-Courant mußte in allen Gasthöfen und Kaffeehäusern gehalten werden: diß ist aufgehoben seit dem Anfange der Koninklijke Courant vom 1 Jan. 1807. Vor blindem Glauben an Zeitungsnachrichten warnt er seine Landsleute: men waarschuwe den leser uit de lagere standen, sagt er S. 87 — zugleich eine Probe seines freien und kräftigen Styls — doch niet vertrouwelijk te gelooven de artikelen, waarin het *algemeene vreugde-gejuich* beschreven wordt, waarmede en geheel Land zijnen nieuwen, Regent, tot hoon des vorigen, zoude ontvangen hebben. Misschien is dat *algemeene vreugde-gejuich* enkel en lomp verdichtsel; misschien ook heft slechts een klein hoopje Graauws en Jan-Hagels, voor een foottie hoerze! geropen. — Daß das Latein aufgehört hat, in der officiellen Correspondenz zwischen den Höfen (S. 118) gebraucht zu werden, mag gut seyn; aber bejammert der Verf nicht mit dem Rec., daß, durch Zufall und Conjunctionen, gerade die von allen Seiten unvollkommenste unter allen jezigen cultivirten Europäischen Sprachen, dem Latein in dem Falle furrogirt worden? — S. 131 nimmt er die auf seinen vaterländischen Universitäten üblichen langen Waschanzen in Schutz: sie haben ihr Gutes, aber dafür muß der auch fleißig Studirende dort 4 Jahre zubringen, wo er auf den Deutschen Universitäten mit zweyen abkömmt; welcher Gewinn an Zeit und Kosten! S. 136, Proportion zwischen den Studirenden und der Volksmasse in Holland; gegen 750 unter 2 Mill. Der Verf. hält sie für zu groß, und größer, als in Deutschland, gibt auch locale Ursachen davon an. Seit 1795 hat die Zahl abgenommen; die Fremden bleiben aus.

Von S. 147 — 171 ist alles Eigenthum des Hrn. Prof. T.: Literatur und Gang des politischen Studii in Holland. Hier kommen so viele seltsame Erscheinungen vor, daß der Leser bedauert, daß es dem Verf. nicht beliebt hat, umständlicher und vollständiger zu seyn. — Anderswo ging Politik aus der classischen Literatur hervor; beide erwachten zugleich: welcher Mann von Kopf und Herz konnte auch den Freiheitsinn beachten, der in den alten Griechen und Römern nicht wehete, sondern brausete, ohne selbst warm zu werden? *Seyssele*, Bischof und Gesandter unter Ludwig XII und Franz I in Frankreich, der 5 Griechische und 2 Lateinische Classiker ins Französische übersetzt hatte, schrieb sein herrliches Buch, *la grand Monarchie de France*; und der große Spanier *Covarruvias* (geb. 1512), Präses im hohen Rath von Castilien, las während der Zeit, wenn der König zu lange ausblieb, den Plato. Nun seit der Errichtung der Holländ. Universitäten, wo gab es größere Philologen, als ebenda? Aber hier zeigten sich jene natürliche Folgen nicht. Die gelehrte, schriftstellerische, Universitäts-Politik, ist nirgends später laut geworden, als in Holland: sie durfte nicht! Zwar war auf jeder jener Universitäten ein *Prof. Politices* (versteht sich, nach Aristoteles) angestellt: aber Politik hieß da *prudencia civilis*, quid ex usu sit facere; ein seltsames Gemengel von Natur- und Staatsrecht, Moral und Regierungskunst. (Wie weit früher sind wir Deutsche darin vorgerückt! Schon im J. 1610 wurde auf der Universität Gießen auch über Aristotelis öde kleinstädtische Politik gelesen, aber wohl zu merken, diese verglichen mit der damaligen, schon zu hoher Verfeinerung, sogar bereits bis zur Schurkerei, gestiegenen Politik, wozu Italien, Frankreich und Spanien schon öffentliche Acten lieferten, und zu des

ren Behuf der Landgraf mit Kosten Italishe und Französische Sprachmeister angestellt hatte). Ueber kein positives Statsrecht der einzelnen Holländ. Provinzen durfte gelesen werden: *Huber* (nach S. 154) wagte es, in einer Rede drucken zu lassen: "Supererat, ut Domini [*de Heeren Staten*] sive jus proprium (publicum) Frisiae, seu generale provinciarum foederatarum, studiosae juventuti inculcandum putavissent. . . . Tamen Dominos non id egisse opinor, ut Frisiae Belgicaeve reipubl. jura et arcana nominatim tractanda curarent". Hiebei zeigen sich 3 auffallende Sonderbarkeiten. I. Bey aller dieser Geistesperre, und Publicitäts- wie Wasser:scheue (dem Charakteristischen, dem Brandmahl, aller oligarchischen Patriciat-Familien-Regirungsformen), durften doch *Graswinkel* und *Houtwijn* (Hr. T. nennt sie nicht, er schämt sich dieser unwürdigen Landsleute; beide sind Genossen von *Wandalin*, dem Dänischen Theologen, und den *Leviathan*s, *Hobbes* dem alten, und B. . . dem jetzigen; von *Houtwijn* sagt *Böhmer* in seinem *Jure publ. univers.* p. 112: "Monarchismo absoluto nimis indultit, subditosque in classem *brutorum* conjecit") ihre Greuel im Angesichte der Dominorum drucken lassen? II. Verboten wars, Holländisches Statsrecht zu dociren: dafür wurde das Deutsche desto ernster getrieben, und in Utrecht wurden sogar einige Mahle Nominal-Professuren *Juris publ. Romano-Germanici* errichtet. Das war eine mercantilische Speculation; man zog dadurch edle Deutsche mit ihren Hofmeistern, ihrer Dummheit — Deutsches Statsrecht aus Holland hohlen, das man doch wahrlich damahls schon weit besser in Deutschland haben konnte! — und ihrem Gelde, ins Land: im J. 1724 ließen sich über 30 fremde Prinzen und Adliche zu Leiden immatriculi-

ren. III. Und bey allem Schauder, den die Domini vor Allem hatten, was vaterländische Politik hieß, konnten sie doch nicht hindern, daß Holland die Ehre erhielt, den allerersten Verfasser eines eigentlichen systematischen allgem. Staatsrechts aufzustellen; das war Ulrich HUBER, Prof. in Franeker, mit seinem *Jus civitatis* 1672 (Edit. IV, in usum Auditorii Thomasi, mit einer Menge wichtiger Noten von Thomasi, Franck. 1708, 4., 760 S.): ein Buch, das Rec. von jeher hochschätzte, wenn es gleich überfüllt ist, und eine Menge Dinge enthält, die nicht zum Staatsrecht gehören (wozu der angenommene Titel des Buchs berechtigte). Was nun 100 Jahre nach Huber'n, also in den letzten 40 Jahren erst, in diesen Studien geschehen, erzählt der Verf. kurz. Von S. 162 an erinnert er sich des gefährlichen Einwurfs, daß Holland seine größten Männer, die das Land auf den höchsten Gipfel des Einflusses und der Glorie gehoben, gerade in den Zeiten gehabt, wo von gelehrter schriftstellerischer und Universitäts-Politik im Lande kein Gedanke gewesen. Wie sich nun damahls diese großen Männer haben bilden können, beantwortet er befriedigend, scharfsinnig, mitunter piquant. — Von nun an aber verspricht sich Hr. F. goldne Zeiten für seine politische Favorit-Studien im Vaterlande. S. 147, durch ein Decret vom 1 Jul. 1806 stellt der König, nach Französl. Vorbilde, bey seinem Staatsrathe *Auditeurs* an, die aus jungen Leuten gewählt werden, welche sich zur Regierung empor zu schwingen [*optevenden*] verlangen, "ihre Studien absolvirt, und sich darin ausgezeichnet haben". Sie machen 2 Classen aus; in der ersten sind die ausgezeichnetesten, und heißen Auditeurs des Königs, die andern schlechtweg Auditeurs. u. s. w. Die Einrichtung ist vortreflich, um junge Leute zum Staats-

dienst vorzubereiten; nur freylich bloß Vermögende: kommen dazu, denn sie müssen, ohne Gage, auf ihre Kosten, in dem theuren Haag bey der algem. Vergadering leben. Dann folgte ein 2tes Decret vom 28 Jan. 1807 (S. 188), dem zufolge in Leiden nahmentlich Statistk und Politik gelehrt werden soll. Jetzt, glaubt der Verf. S. 188, sey ein ganzer vollständiger Universitäts-Cursus von Politik, in seinem Lande organisirt; und triumphirt S. 185 über den (hoffentlich letzten) Vertheidiger der Heimlichkeitskrämeren: denn sollen Professoren jenen Cursus abhalten, wo sollen sie ohne Publicität das Material dazu hernehmen?

S. 172 — 182 ist eine Holländ. Uebersetzung der *Arnoldschen* Beurtheilung der *Donnantschen* Theorie. Weiden also, Hrn. Donnant und Hrn. Tijdeman, hat der große Werth dieser Beurtheilung, so gut wie dem Rec., eingeleuchtet. — Die 3 letzten Blätter enthalten unwichtige Druckfehler, und wichtige Zusätze und Verbesserungen.

(5) Leitfaden zu einer allgemeinen Statistk, mit Hinweisung auf wahre und gründliche Staatskunde [ist denn Statistk und Statskunde verschieden? und wie verschieden?]. Von Gregor Schöpf, aus dem aufgelöseten Kloster St. Stephan in Würzburg. Nürnberg, bey Grattenauer; unterschrieben, Würzburg im März 1806, 110 S. in Octav. Laut der Vorrede suchte der Hr. Verf. eine allgemeine Statistk, worunter er versteht, "was auf einen jeden Stat nach allen Rücksichten anwendbar wäre": er fand aber, unter allen ihm bisher zu Gesicht gekommenen Büchern über Statistk, . . . gar keine, die ihm hierin Genüge leisteten; denn die Einleitungen waren bloße Skelete, an denen die wichtigsten Theile fehlten. Also will er hier eine systemas

rische Grundlage einer allgem. Statistik liefern. Was er in der voranstehenden "Uebersicht des Inhalts" in 70 Spalten ankündigt, die vielen Gemeinplätze, die er in der Folge abhandelt, die Tiraden (S. 2), die *sonos mente callos*, die Confusion der Materien ohne allen Plan, das Gemische von Abhandlungen aus der Staatsverwaltungslehre, die nicht in die Statistik gehören u. s. w., soll hier nicht weiter gerügt werden; nur aber ein anderer seltsamer Umstand. Wer S. 1, 3 Zeilen v. u., die Haupt-Definition vom Einfluß auf das Wohl oder Weh u. s. w., S. 6, das Beyspiel, wie viel Schweden durch Unkunde der Russischen Statistik gelitten, S. 7 die Folgen aus der neu-entwickelten Definition der Statistik, S. 11 die Quellen der Wissenschaft, endlich S. 16 den vorgeschlagenen neuen Hauptplan von 3 Sectionen, liest, und sich dabei der Schlözerschen Theorie erinnert, die damals schon seit 2 Jahren in den Buchläden war, kann unmöglich anders glauben, als daß Hr. Schöpf diese Schrift bereits zu Gesicht gekommen sey: und gleichwohl ist dieß zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist, daß Hr. Schöpf auf nachgeschriebene ältere Hefte gerathen sey, dergleichen von den Schlözerschen Vorlesungen seit 30 Jahren nicht wenige im Publico circultren. Und Beweis dieser Vermuthung? — Von S. 17 an, über Grundmacht, statistischen Charakter eines Volks, Ertrag, am sichtbarsten Geld S. 36, ist auch das 2te noch ungedruckte Heft jener Vorlesungen, mit einigen Zusätzen und Weglassungen, excerptirt. Möglich wärs nun freylich, daß die Beiden, Schlözer und Schöpf, beide zugleich, doch jeder für sich, jener 1804, und dieser 1806, auf einerley, gewisser Maßen neue, wenigstens bis dahin noch nicht von andern Statistikern angenommene, Ideen gerathen wären; nur

in vorliegendem Falle macht die unverkennbare Einförmigkeit in Darstellung und Anordnung, und selbst meist auch im Ausdruck, das halbe Wunder unwahrscheinlich. S. 5 sagt Hr. Schöpf: "Conring brachte die Politik zuerst (!) in Deutschland auf. . . Otto gab der Statistik die erste Rändung; in Göttingen brachte sie Schmauß (!) auf, und Achenwall setzte sie fort": Schlözer's Rahme kommt auf allen 110 Seiten auch nicht Einmahl vor. — Hat Hrn. Schöpf seine vorige Kloster-Moral nicht Respect für fremdes Eigenthum gelehrt? oder heiligt der Zeitgeist das *vivitur ex raptis* auch im Literarischen?

(Die Fortsetzung folgt künftig).

1. Jh. 1807 **Warschau.**

Słownik języka Polskiego etc. Wörterbuch der Polnischen Sprache, von M. Samuel Bogumił Linde, Rector am Warschauer Lyceum, Mitglied des Ober-Collegii der öffentlichen Erziehung ic. Gedruckt in Warschau, 1807. B. I, Th. I, A—F, 668 S. in gr. Quart, auf jeder Seite 2 Columnen. Nach der Zueignungsschrift, und dem eben nicht starken Pränumeranten-Verzeichnisse, kommt S. I—XVIII eine Einleitung in dieses Wörterbuch, bloß Polnisch; dann hieraus ein kurzer Auszug auf 3 S. Deutsch und Französisch, mit der Aufschrift: über die Tendenz (*sur l'objet*) dieses Werkes. Zuletzt folgen 45 nicht paginirte Blätter, Polnisch und Deutsch, überschrieben: Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die Polnische Sprache. Diese machen einen philosophischen Sprachforscher kenntlich; mit dem, was S. 13—16 über die Verwandelbarkeit der wesentlichen [*radical*] Buchstaben gesagt wird, verdient Ihre's *ratio mutationis literarum* in lingua Sviogothica, im prooemio zu

dessen *Glossar. Sviogoth.* p XLI—XLVIII, verglichen zu werden.

Den Plan dieses Lexicographen, und was er alles in sein Werk bringen zu müssen glaubt, kann man schon aus den 3 ersten Seiten anschaulich machen: hier sind die Worte, die man hier vorfindet. *Aaron*, der Hohepriester (also auch alte Eigennahmen meugt der Verf. ein, nach welcher Regel? kommt auch *Nebukadnetzar* und *Samerlan* u. hinein? Mit *Aaronowa broda*, arum majus, hat es eine andre Bewandtniß). *Abdank*, *Habdank*, habe Dank. *Abdankovac*, ab danken (es ist ganz unglaublich, wie sehr die Polnische Sprache mit fremden Worten, aus dem Deutschen, Französischen, und Latein, beschmigt ist: wie glänzt dagegen die Russische Mundart, die keine fremde Worte hat, als Griechische im Kirchenwesen von Alters her, und welche die von Peter'n I ins Reich gerufene neue Cultur im Militär-, Civil- und Commerz-Sache nothwendig gemacht hat). *Abdyofz*, der Prophet Obadja. *Abaykacya*, Abdankung. *Abvedaryujz.* *Abjuracya*. *Ablucya* (Ablution). *Abrewiacya*. *Abrogacya*. *Abruff* (Abriff). *Abfolucya*. *Absolut*. *Abfzyt* (Abschied). *Abyfs*. *Abzas* (Absatz an Schuhen). — Den Polnischen Worten setzt der Verf. nur die Deutsche Bedeutung bey, begleitet sie aber mit Anmerkungen und Erläuterungen, die gewiß für den Leser erheblich sind, aber meist nur Polnisch da stehen: auch mit Phrasen begleitet er sie, und citirt immer gute Polnische Schriftsteller, aus denen er sie genommen. Endlich, was das Verdienstlichste, aber auch Mühsamste, des Werkes ist, bey allen Polnischen Wörtern vergleicht er die übrigen vielen Slavonischen Dialecte. Diese scheint Hr. Lunde alle zu kennen (nur den Bulgarischen nicht, doch den kennt wohl Niemand noch): aber seine Bibliothek

von Grammatiken und Wörterbüchern aller dieser Dialecte, nach seiner Angabe, ist noch sehr dürftig: bloß in unsern Gel. Anz. 1802, St. 47, S. 471, wird er 3 so genannte Illyrische Wörterbücher finden, deren er nicht erwähnt.

Nun das Werk wird bändereich (der 2te Theil soll von G — L gehen), und folglich, bey dem schönen Druck, theuer. Für Ausländer ist es nicht, weil so Vieles bloß Polnisch, ohne Uebersetzung, ist: also nur für Inländer, aber auch nur für gelehrte Inländer, denen mit Vergleichen mit andern Slavonischen Mundarten gedient ist; nur wie viel solcher mögen noch zur Zeit in Polen seyn? Wie wenn Hr. Rector Lunde seinen unendlichen Plan einzöge? erstlich alle alte Eigennahmen herauswürfe; dann die unausstehlich vielen unpolnischen, ohne Noth fremden Sprachen abgeborgten, und durch echt Slavonische leicht ersetzlichen Wörter, in ein eignes Register brächte; und endlich das Verdienstlichste seiner Arbeit, die Vergleichung mit andern Mundarten, die für den größten Theil seiner Leser und Käufer verloren ist, und ungenügt bleibt, auf ein andres Werk aufsparte, dem er sich ja völlig gewachsen zeigt, — einen allgemeinen Slavonischen [nicht Slawischen, das n in diesem großen Völkernahmen ist radical] Sprachschatz, verbunden mit einer allgemeinen verglichenen Grammatik aller bisher bekannten Slavonischen Dialecte (vergleichen schon einmahl von Böhmen her angekündigt worden, aber nachher nicht erschienen ist). Zum Grunde würde bey jenem Sprachschatz die Russische, als bekanntlich die reichste und cultivirteste Mundart, liegen; die Vergleichung geschähe nicht bloß mit Slavon. Mundarten, sondern auch mit Deutsch, Latein u. Griechisch: denn erweislich haben diese 4 Hauptsprachen die allermeisten Wurzelworte gemein. (Vergleichungen mit

dem Hebräischen aber, würde der strenge Etymolog meist verbitten müssen). An Subsidien zu einem so unsterblichen Werke fehlt es uns nicht mehr; und was noch Hrn. L. abgeht, würde ihm jede öffentliche und Privat-Bibliothek zu diesem Behuf mit Vergnügen liefern. Noch würde Hr. L., wenn er auch, wie bey seinem vorliegenden Lexikon, wieder Selbstverleger seyn müßte, bey der Menge von gelehrten Geistlichen und Historikern, von St. Petersburg bis Tobolsk, und vorzüglich in den vielen Slavonischen Provinzen des Oestreichischen Kaiserthums, sicher auf einen Absatz rechnen können, der ihn nicht nur für den Aufwand schadlos hielte, sondern ihm auch seine Zeit und Mühe gerecht vergütete.

Heidelberg.

Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Orthodoxie und Heterodoxie in den drey ersten Jahrhunderten des Christenthums. 1807. Octav. Eine auch in den dritten Band der Studien eingerückte Abhandlung von Hrn. Prof. Marheinecke, auf die wir gern um ihres Inhalts und um ihres Verfassers willen die Freunde der historisch-theologischen Gelehrsamkeit unter uns aufmerksam machen möchten. Die Materie hat bekanntlich schon zu mehreren Nachforschungen Anlaß gegeben. Sie ist besonders von Semler, und noch neuer von Gaab, zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gemacht worden. Hr. M. ist aber seinen ganz eigenen Weg dabey gegangen, und wenn er schon zuweilen mit seinen Vorgängern dabey zusammentraf und nothwendig zusammentreffen mußte, so hat ihn doch die besondere Richtung, die er nahm, zu Manchem hingeführt, das von ihnen nicht beachtet, oder aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet, und also auch in ein anderes Licht gestellt wurde.

Er ging von der leitenden Grund-Idee aus, daß Orthodopie nur in der Kirche Statt finden konnte, daß sie vom Anfang an mit dieser aufwachsen, daß sie selbst ein wesentliches Element von dieser ausmachen mußte, daß also auch ihre Gegenseite, Heterodopie, nicht eher, als bis die Kirche gebildet war, aufkommen konnte, und daß eben deswegen die Bildungs- und Entwicklungsgeschichte der einen und der andern nur in der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte der Kirche gesucht werden darf. Von dieser Idee aus konnte er freylich auf kein neues End-Resultat kommen, aber er kam auf mehrere neue Beobachtungen über die Religion Jesu und das Christenthum, über die Verschiedenheit der ersten von dem andern, über den Uebergang der Religion in Lehre und Lehrbegriff, über das Herauswachsen einer catholischen Kirche daraus, und über die Epochen des ersten und des weitem Sichtbarwerdens dieser Erscheinungen in der Geschichte, deren Auffassen ein eben so scharfes als geübtes Auge erforderte, und durch deren Wahrheit und Fruchtbarkeit man höchst angenehm überrascht wird. Nur selten wird man durch die dem Verfasser gewohnte Entwicklungs-Methode und durch seine Darstellungs-Manier verleitet, Etwas zuerst für neu zu nehmen, was man bey näherem Besehen sehr bekannt findet: allein dafür stößt man auf unverkennbare Spuren einer höchst vertrauten Bekanntschaft, die er mit den Kirchenvätern machte, und eines sorgfältigen Studiums, das er auf die Quellen der Geschichte verwandte; und dieß wünschen wir vorzüglich bemerkslich zu machen, weil es der Wissenschaft von seinen künftigen Arbeiten die größten Vortheile verspricht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. u. 28. St.

Den 15. Februar 1808.

Göttingen.

Keine

Hr. Hofrath Meiners übergab der königl. Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung, welche er wegen Unpäßlichkeit nicht vorlesen konnte. Sie führt den Titel: *Commentatio, dubia quaedam, vel obscura loca, in Mysteriorum, inprimis Eleusiniarum historia illustrans.* Die Geschichte der Eleusinischen Mysterien ist von so vielen Gelehrten bearbeitet worden, daß man glauben sollte: es müsse alles erschöpft seyn. Bey genauerer Untersuchung ergibt es sich, daß man zwar unzählige Stellen der Alten zusammengetragen und gedeutet, aber wenig oder nichts aufs Neue gebracht habe. Keiner der bisherigen Forscher nahm auf die Zuverlässigkeit der Quellen, aus welchen er schöpfte, die gehörige Rücksicht. Vielmehr beriefen sich alle eben so oft auf die jüngsten und unglauwürdigsten, als auf alte und zuverlässige Schriftsteller; und nicht selten vernachlässigte man diese gegen jene. Man verwechselte häufig die besondern Meinungen von Andern mit historischen Nachrichten; und gab sich nicht einmahl die Mühe, die

C (2)

Stellen, welche man zum Grunde legte, aufmerksam zu lesen, und richtig zu verstehen. Die meisten Forscher gingen mit vorgefaßten Meinungen an die Arbeit. Einige hielten es für ausgemacht, daß man in den Eleusinischen Mysterien die großen Wahrheiten von der Einheit und Vorsehung Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, vortragen habe. Andere suchten sich selbst und Andere zu überreden, daß man die Griechischen Volksgötter nach Stoischer Art gedeutet, und sie auf Theile oder Kräfte des Universums, oder der göttlichen Natur, zurückgeführt habe. Beiden widersprachen diejenigen, welche gefunden zu haben glaubten, daß in den Mysterien gar keine geheime Lehren Statt gehabt hätten. Alle gaben im Allgemeinen zu, daß die meisten Griechischen Mysterien, gleich den meisten Griechischen Göttern, aus Aegypten entsprungen seyen. Keiner benutzte dieses Factum, wie man gesollt hätte. Der größere Theil von Schriftstellern verlor bey dem Fortgange der Untersuchung den fremden Ursprung der Mysterien ganz aus dem Gesichte, und forschte oder sprach so, als wenn die Eleusinischen Geheimnisse in Griechenland selbst wären erfunden worden. Einige Wenige gingen auf der andern Seite zu weit, und trugen mehr die Griechische Volks-Religion in das alte Aegypten hinüber, als sie die Anfänge des Griechischen Götterdienstes aus Aegypten ableiteten. Weder die Einen, noch die Andern bedachten, daß die Mysterien eben so wenig, als andere Zweige der Griechischen Religion, unverändert geblieben seyen; und eben deswegen läugneten sie entweder, daß das, was in den ältesten Zeiten nicht gewesen, in späteren existirt habe, oder sie schoben die Neuerungen späterer Zeiten in

die ältesten Zeiten zurück. Diese Vermischung verschiedener Zeitpuncte veranlaßte um desto sonderbarere Irthümer, da man alle Zeugnisse, die von Mystereien überhaupt, oder von den übrigen einzelnen Mystereien handelten, auf die Eleusinischen Geheimnisse anwandte. Es ist durchaus keine Hoffnung, daß man in das dunkle Chaos von Nachrichten und Meinungen über die Eleusinischen Mystereien je einiges Licht bringen werde, wenn man nicht alle obige Fehler vermeidet, und besonders in der Wahl von Gewährsmännern oder Beweiskstellen die größte Sorgfalt anwendet. Hr. Hofrath M. hat sich aus allen Kräften bemühet, dieses in der vorgelesenen Abhandlung zuerst bey der Beantwortung der Frage zu thun: wann, und von wem sind die Eleusinischen Mystereien gestiftet worden? Herodot nennt die Urheber der Bacchischen Mystereien, und der Thesmophorien; nicht aber die der Cabirischen oder Samothracischen, und Eleusinischen Geheimnisse: wiewohl man aus mehreren Stellen dieses Schriftstellers vermuthen kann, daß er die Eleusinischen und Cabirischen Mystereien für älter, als die Bacchischen, gehalten habe. Isokrates erzählt, daß die Ceres selbst, einer alten Sage zufolge, nach Attika gekommen sey, und die Einwohner von Eleusis wegen gewisser ihr geleisteten Dienste sowohl den Anbau der Feldfrüchte, als die Mystereien gelehrt habe. Mit dem Isokrates stimmen Kallias beym Xenophon, der Verfasser des Hymnus auf die Ceres, und Pausanias zusammen. Euripides, Aristophanes und Demosthenes scheinen den Orpheus als den Stifter der heiligsten Mystereien der Athener angesehen zu haben. Die Inschriften des Parischen Marmors sind an der Stelle, wo von dem Urheber der Mystereien der Ceres die Rede war, zu sehr verstümmelt, als

daß man sich darauf berufen könnte. Apollodor sagt nicht, daß Eumolp die Myslerien gegründet, sondern nur, daß er den Hercules in dieselben eingeweiht habe. Diodor selbst verwirft das Vorgeben der Aegyptischen Priester seiner Zeit, daß Erechtheus aus Aegypten nach Attika gekommen sey, und die Eleusnischen Myslerien eingeführt habe. Nicht lange nach Diodors Zeiten ward es gemeine Meinung, daß Eumolp der Thracier, der mit dem Athenischen Könige Erechtheus Kriege geführt habe, der Stifter der Myslerien in Eleusis gewesen sey. Dieß sagen Plutarch und Demonax bey Lucian ausdrücklich. Eben dieß wiederholten die spätern Scholiasten und Lexicographen: nur mit dem Unterschiede, daß diese zwey oder drey Eumolpen annehmen, und einem Nachkommen des Thracischen Eumolp die Errichtung der Myslerien zuschreiben. Epiphanius nennt den Cadmus und Inachus; Tertullian, den Musäus, als Urheber der Eleusnischen Geheimnisse. Beide verdienen keine ernstliche Widerlegung, auch wegen der offenbaren Fehler und Verwechslungen nicht, deren sie sich selbst an den Stellen, wo sie von den Urhebern der Griechischen Myslerien reden, schuldig gemacht haben. Es ist einleuchtend, daß die Göttinn Ceres nicht nach Attika gekommen sey, und daß sie die Myslerien eben so wenig, als den Ackerbau, gelehrt habe. Mit dieser gar nicht schweren Bemerkung ist aber die Sache nicht abgethan. Es muß, wo möglich, gezeigt werden, auf welche Art sich der *μυθος* der Ceres, wie man ihn in Attika und dem größten Theile von Griechenland erzählte, gebildet, und Glauben gefunden habe. Hr. Hofr. M. führt hierüber, nach dem Herodot und andern alten Geschichtschreibern, Folgendes an. Die Griechen erhielten ihre meisten Volksgötter aus Aegypten

ten, theils durch Aegyptische Abenteurer, die sich in Griechenland niederließen, oder Handel und Seeräuberien trieben, theils durch Phöniciſche und Thraciſche Fremdlinge, oder auch durch Griechen, die lange in Aegypten gelebt, und ſich mit dem Aegyptiſchen Götterdienſte bekannt gemacht hatten. Die Uebertragung der Aegyptiſchen Götter nach Griechenland geſchah nicht in Einem oder einigen Menſchenaltern, ſondern in einer Folge von mehreren, nach dem Herodot, ſelbſt von vielen Jahrhunderten. In Aegypten verehrte jede Stadt und Provinz ihre eigenen Gottheiten. Nur allein Osiris und Iſis wurden nicht ſowohl an allen Orten in beſondern Tempeln angebetet, als vielmehr in ganz Aegypten als allgemeine Volksgötter anerkannt. Schon die erſten Verkündiger Aegyptiſcher Gottheiten änderten Manches in dem Dienſt fremder Götter, welche ſie den Pelasgern mittheilten. Wenn man dieſe Data zuſammennimmt, ſo kann man es leicht erklären, warum dieſelbige Gottheit unmittelbar aus Aegypten unter verſchiedene Völker Griechenlands gebracht wurde, und warum der Dienſt derſelbigen Gottheit von Anbeginn an unter verſchiedenen Völkern verſchieden war. Dieſer Fall trat auch bey dem Dienſte der Ceres ein. Die übrigen Griechen ehrten die Ceres in geheimen Feſten. Die Kreter hingegen feyerten alles das öffentlich, was man im übrigen Griechenlande in geheimen Feſten beging. Selbſt in Sicilien war der Dienſt der Ceres zu Enna und Syrakus ein öffentlicher; zu Catina, ein geheimer Dienſt. Wahrscheinlich begegnete es einer oder einigen Gottheiten, daß ſie aus dem urſprünglichen Aegypten nur an Einen Griechiſchen Ort verpflanzt, und von dieſem erſten Sitze aus über ganz Griechenland verbreitet wurden. Selbſt der Dienſt der Eleuſi-

nischen Ceres kann ein Beyspiel hergeben, daß, und auf welche Art sich Eine Gottheit aus Einer Stadt über viele andere Städte und Gegenden fortpflanzte. Man verehrte die Eleusinische Ceres nicht bloß in Athen und unter den meisten Völkern des alten, sondern auch in mehreren Städten des Aftatischen Griechenlandes. Die Fortpflanzung des Dienstes der Eleusinischen Ceres geschah aus mehreren Ursachen: bald durch die unter vielgöttischen Völkern so gemeine und mächtige Contagion oder Nachahmung: bald durch Colonien, die aus der Mutterstadt ausgingen: bald durch die Auswanderungen der bisherigen Diener der Gottheit: bald durch die heiligen Männer, welche die Griechen *μῦρτες* nannten. Diese *μῦρτες*, unter welchen im hohen Alterthum Melamp, Tiresias, Orpheus, Musäus, Amphitaräus, Trophonius, Lycus und Bacis das größte Ansehen erlangten, gaben sich nicht bloß mit Wahrsagen und Weissagen, sondern auch mit gottesdienstlichen Reinigungen, und besonders mit der Einsetzung oder Verordnung von Götterdiensten, ab. Hr. Hofr. M. beweiset es mit mehreren Beyspielen, daß die *μῦρτες* den Dienst der Ceres, des Bacchus u. s. w. eingeführt, oder abgeändert haben. Wenn sie das letztere thaten, so gaben sie derselbigen Gottheit sehr oft einen neuen Beynahmen. Keine andere Griechische Gottheit ward unter so vielen und abwechselnden Beynahmen verehrt, als die Ceres. Die Dienste dieser verschiedenen Ceresse weichen nicht weniger von einander ab, als ihre Beynahmen. Gottheiten mochten aber von Fremdlingen und Griechen unmittelbar aus Aegypten gebracht, oder aus andern Griechischen Staaten angenommen, oder durch Propheten eingeführt worden seyn; so erhielten sie bald in den Städten oder Gegenden, wo man sie verehrte, ihre eigenen

Geschichten oder Mythen, welche die Geburten, Schicksale, Thaten und Todesarten der Götter erzählten. Die Mythen derselbigen Gottheit waren oder wurden nicht weniger verschieden, als ihre Beynahmen und Dienste. Die Mythen der verschiedensten Gottheiten stritten kaum so sehr mit einander, als die Mythen der Ceres in verschiedenen Gegenden von Griechenland, und zwar nicht bloß die Mythen der Ceres unter ihren mannigfaltigen Beynahmen, sondern auch die der ältern, beynahmlosen Ceres, welche mit der Eleusinischen einerley war. Die Kreter, Samothracier, Argiver und Arkadier rühmten sich eben so wohl, als die Aethier, daß die Ceres ihre ältesten Vorfahren besücht, und diese nicht nur in den Anfängen des Ackerbaues, sondern auch in den Mysterien unterrichtet habe. Die Griechen in Sicilien wagten es zwar nicht, mit den genannten Völkern wegen des höchsten Alterthums der Mysterien zu wetteifern; allein die Erfindung des Ackerbaues, als eine Gabe der Ceres, eigneten sie sich, wie sie meinten, aus unumstößlichen Gründen zu, und sie waren glücklich genug, einen Theil ihrer Mythen zum allgemeinen Glauben, oder zu einer allgemeinen heiligen Sage von Griechenland zu machen. Die Ansprüche der Sicilier, und der Beyfall, den sie fanden, sind um desto auffallender, da die Griechischen Colonien in Sicilien erst mehrere Jahrhunderte nach dem Trojanischen Kriege gegründet wurden. Weil aber doch die Aethier durch den Ruhm ihrer Thaten und Kunstwerke, so wie durch das Alterthum und die Heiligkeit der Mysterien die Sicilischen Griechen und deren Feste ohne Vergleichung übertrafen; so ward es allmählich unter dem größten Theile der Griechen herrschende Meinung, daß die Ceres da, wo

sie am längsten und inbrünstigsten als Erfinderinn des Ackerbaues verehrt worden, die Anfänge desselben gelehrt habe. Nichts war natürlicher, als daß die einander so sehr widersprechenden Mythen der Griechischen Ceres auch von den Sagen der Aegyptischen Isis abwichen, aus welchen sie zuerst ausgehoben waren. Ueberhaupt schätzten die Griechen, wie Herodot bemerkt, das Alter, den Rang und die Verwandtschaften der Götter, welche sie aus Aegypten empfangen hatten, nicht so, wie man sie in Aegypten schätzte. Die Griechen rechneten die Geburten der Götter gemeiniglich von den Zeitpuncten an, wo die Vorfahren den Dienst der Götter erhalten hatten. Diese Nachrichten und Urtheile des Herodot werden abermahls durch das Beispiel der Ceres bestätigt. Die Ceres war unlängbar Aegyptischen Ursprungs, und doch gaben sowohl die Kreter, als die Sicilier vor, daß diese Gottheit auf ihren Inseln geboren worden. Auch erzählten die Griechischen Mythen die Schicksale der Göttinn, ihre verlebten Abenteuer und die Früchte derselben nicht so, wie man in Aegypten die der Isis erzählte. Hr. Hofr. W. erwähnt sowohl die vornehmsten Aehnlichkeiten, als Unterschiede der Aegyptischen Isis, und der Griechischen Ceres. Die Ceres der Griechen war der Aegyptischen Isis darin ähnlich, daß man sie in ganz Griechenland, so wie die Isis in Aegypten, als Gottheit anerkannte: daß ihr Dienst mit dem Dienste des Bacchus, so wie der Dienst der Isis mit dem des Osiris auf das genaueste verbunden war: daß man der Ceres, wie der Isis, die Erfindung des Ackerbaues zuschrieb: daß man der Ceres zwar nicht eine solche Herrschaft, wie der Aegyptischen Isis, aber doch eine große Gewalt über die Unterwelt zutraute: daß man endlich

zu Ehren der einen, wie der andern, Schweine opferte, und Menschen geißelte. Die Unterschiede der beiden Gottheiten lassen sich auf drey Hauptstücke zurückbringen. Die Griechischen Mythen erkannten den Bacchus nicht als Gemahl der Ceres an, sondern nannten bald den Jupiter, bald den Neptun als solche, welche der Göttinn durch Gewalt oder List die letzten Gunstbezeugungen abgenörhigt hätten. Die Griechischen Mythen machten nicht die Ceres, wie die Aegyptischen die Isis, zur Mutter des Apoll und der Diana, sondern gaben die Proserpina als die Tochter der Ceres an. Nach den Griechischen Mythen irrte die Ceres umher, um ihre vom Pluto geraubte Tochter zu suchen, und nicht, wie die Aegyptische Isis, die zerstreuten Stücke des Leichnams ihres Gemahls zu sammeln. Den Aegyptiern waren Pluto und Proserpina gleich unbekannt. Hr. Hofr. M. vermuthet, daß die angeführten Veränderungen in dem Mythos der Ceres auf einmahl von demjenigen gemacht worden, der den Dienst der Göttinn zuerst in Griechenland einführte. Diese Veränderungen sind nicht wunderbarer, als diejenigen, welche Melamp in den Bacchischen, und die Pelasger sowohl in den Cabirischen Mysterien, als in andern Theilen des Götterdienstes vornahmen. Für den Urheber dieser Veränderungen, und des Dienstes der Ceres in Griechenland, würde man den Orpheus halten müssen, wenn die Athener keine andere Mysterien, als die der Eleusinischen Ceres, gehabt hätten. Allein die Athener dienten nicht bloß der Ceres unter mehreren Beynahmen, sondern auch dem Bacchus an manchen geheimen Festen, welche man alle für alte und heilige Feste hielt. Die Orgien, die vom Orpheus den Namen hatten, werden vom ganzen Alterthum zu den

Dacchischen Mytherien erzählt. Ueberdem ist Orpheus zu jung, als daß man ihn für den Urheber der Eleufinischen Mytherien anerkennen könnte. Nach der gemeinen Meinung war Orpheus ein Gehülfe der Argonauten. Hr. Hofr. Meiners glaubte schon lange, daß Orpheus und Musäus jünger, als Homer und Hesiod seyen. Da man nun weder der Ceres, noch dem Orpheus, die Stiftung der Eleufinischen Mytherien zuschreiben kann, und die Träume der Aegyptischen Priester beym Diodor eben so wenig der Aufmerksamkeit werth sind, als die des Epiphanius und Tertullian; so bleibt weiter nichts übrig, als den Eumolp für den Urheber der Eleufinischen Mytherien zu erklären. Diese Behauptung wird nicht bloß durch glaubwürdige Zeugnisse, sondern auch durch andere Denkmähler und Umstände bekräftigt. Unter den alten Volkssagen der Athener ward keine andere von so vielen Geschichtschreibern, Rednern und Dichtern als historisches Factum angenommen, als die Uebertieferungen: daß vor undenklichen Zeiten Eumolp mit einem Haufen von Thraciern nach Attika gekommen sey, die Stadt Eleusis besetzt, und von dort aus Kriege mit dem Athenischen Könige Erechtheus geführt habe. Dieser Kriege des Thraciers Eumolp und des Königes Erechtheus erwähnen, ausser Hekataeus dem Milesier, Thucydides, Isokrates, Euripides, der Redner Lykurg, Apollodor, Pausanias und der Rhetor Aristides. Der Ausgang dieses Krieges wird nicht auf einerley Art erzählt. Die Tragiker bearbeiteten den Stoff für das tragische Theater, und ließen den Erechtheus seine einzige Tochter opfern, um den Sieg über den Eumolp zu erhalten. Am annehmlichsten, und mit andern Thatsachen am meisten übereinstimmend ist die Sage, daß zwar Erechtheus Sieger geworden, aber

in der Schlacht gefallen sey: daß hierauf der Krieg durch einen Frieden oder ein Bündniß geendigt, und den Thraciern nicht nur der Besitz von Eleusis, sammt der Verbehaltung ihres Götterdienstes gesichert, sondern auch sie selbst mit den Athenern zu Einem Volke vereinigt worden. Hr. Hofr. M. glaubt aus allen diesen Datis, welche er beigebracht habe, zweyerley schließen zu können: daß das ganze zuverlässige Alterthum nur Einen Eumolp, den Thracier, den Zeitgenossen und Gegner des Erechtheus, kenne, und daß man keinem andern die Stiftung der Eleusinischen Mysterien mit so großer Wahrscheinlichkeit zueignen könne, als eben diesem Thracier Eumolp, der das Priestertum der Ceres seinen Nachkommen als ein heiliges Erbe hinterließ. Man kann schwerlich aus der ganzen Geschichte ein anderes edles oder erlauchtes Geschlecht anführen, das während einer Reihe von achtzehn bis zwanzig Jahrhunderten stets in dem Besitze derselbigen Würden, und desselbigen Ansehens blieb, wie das Geschlecht des Eumolp geblieben ist. Dieß Geschlecht theilte sich wahrscheinlich bald nach dem Tode seines Stifters in zwey Zweige: den der Eumolpiden im engern Sinne, und den der *κρυων*, oder der Herolde. Beide gaben bis auf den Untergang der Griechischen Religion nicht nur die vornehmsten Priester der Eleusinischen Ceres, die Hierophanten, Fackelträger und Herolde, sondern auch die Hälfte der Richter her, die am Tage nach der Feyer der Mysterien zu Gericht saßen. Die Eumolpiden hatten und behielten beständig eine geheime richterliche Gewalt, vermöge welcher sie nach ungeschriebenen Gesetzen sprachen, deren Ansehen, wie Lykas sagt, Keiner zu erschüttern wagte, ungeachtet ihr Urheber unbekannt sey. Beide Familien der Eumolpiden wurden von den

frühesten bis auf die spätesten Zeiten zu den vornehmsten Aemtern und Verrichtungen, sowohl des Friedens, als des Krieges, gebraucht. Beide waren unter den übrigen Griechen in eben so großer Achtung, als in Athen selbst; und namentlich waren sie von undenklichen Zeiten her mit den Sacedämoniern durch das Recht der Gastfreundschaft verbunden. Das Grab des Eumolp zeigte man nicht bey Athen, sondern auf dem Gebiete von Eleusis; und Hr. Hofr M. vermuthet, daß die Eumolpiden Eleusis nicht eher mit Athen vertauscht haben, als unter dem Theseus, der nicht sowohl die übrigen Einwohner, als vielmehr die herrschenden Geschlechter aus den verschiedenen Gebieten von Attika in Athen versammelte. Wenn man weiß, oder annehmen darf, daß die Eleusinischen Mysterien von Eumolp dem Thracier gestiftet worden; so ist man zwar nicht im Stande, mit Gewißheit zu bestimmen, in welchem Jahrhunderte, und noch viel weniger, in welchem Jahre dieses geschehen sey. Allein man kann doch behaupten, daß Eumolp, der Zeitgenosß des Erechtheus, nach dem Cecrops und vor dem Theseus gelebt habe. Dem Homer zufolge, ward Erechtheus schon zu den Zeiten des Trojanischen Krieges in einem besondern Tempel auf der Burg als *ἦρας* verehrt. Die Athener opferten dem Erechtheus unter dem Nahmen des Erdgeborenen. Der Dienst des Erechtheus dauerte bis auf die Zeiten des Cicero und Pausanias fort. Seiner Tochter Drithyia aber, und dem Gemahl derselben, dem Doreas, wurden erst kurz vor der Schlacht bey Salamin Tempel errichtet. Auch der Nahme des Triptolem ist in die Fabel der Ceres und die ersten Anfänge der Eleusinischen Mysterien verflochten. Kallias bey

Xenophon erwähnt seiner als eines der ältesten Ahnherren des Eumolpiden Geschlechts, der den Hercules, den Castor und Pollux, in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht, und den Völkern des Peloponnes den ersten Samen der Feldfrüchte mitgetheilt habe. Die Mythen fast aller Griechischen Völker nannten ihn als denjenigen, der den ersten von der Ceres empfangenen Samen der Früchte ausgesäet, und dann über alle Völker verbreitet habe. Wahrscheinlich war Triptolem, ein Genosß des Eumolp, oder einer der ersten Priester der Ceres, der die Aethener entweder bessere Fruchtarten, oder bessere Methoden des Ackerbaues lehrte, so wie man dem Eumolp selbst die erste Cultur des Weinstocks und anderer Fruchtbäume zuschrieb. Die Frage: ob Eumolp die Eleusinischen Mysterien aus Aegypten gehohlet, oder aus Thracien mitgebracht habe, läßt sich nicht aus historischen Urkunden beantworten. Dem Hrn. Hofr. M. ist das erste wahrscheinlicher. Man kann aber auch das andere vertheidigen, indem die Vorstellungen der Schicksale der Ceres und Proserpine einen Theil der Kabirischen Mysterien ausmachten. Die Kabirischen Mysterien konnten mit den Eleusinischen vielleicht wegen des Alterthums; allein weder die Kabirischen, noch andere Griechische Mysterien konnten mit den Eleusinischen Geheimnissen in Ansehung des Pompes und der allgemein anerkannten Heiligkeit streiten. Das höhere Ansehen der Eleusinischen Mysterien wird nicht bloß durch die entscheidendsten Zeugnisse der Griechischen und Römischen Schriftsteller, sondern auch durch manche andere Facta dargethan. Der Dienst keiner andern Ceres war so weit verbreitet, als der Dienst der Eleusinischen. Die meisten Staaten des alten

Griechenlandes sandten weibliche Abgeordnete zur Verehrung der Eleusinischen Ceres ab, und schickten den Athenern jährlich die Erstlinge der Früchte als ein Denkmahl der Wohlthat, welche sie von der Ceres erhalten hätten. Zu keiner andern, weder geheimen, noch öffentlichen, Feyer in ganz Griechen-land kamen aus allen Ländern, wo Griechen wohnten, jährlich so viele Tausende von Männern und Weibern zusammen, als zur Feyer der Eleusinischen Mysterien. Auch war der Tempel zu Eleusis von einem solchen Umfange, daß er die Volksmenge eines großen Theaters, oder einer beträchtlichen Stadt, fassen konnte. Aristides sagte mit Recht von dem Tempel der Ceres zu Eleusis, daß er nicht der Sitz der Gottheit eines Volkes, sondern der gemeinschaftliche Tempel aller Griechischen Völker, oder gar der ganzen Erde, gewesen sey. Hr. Hofr. M. rügt zuletzt die Vermuthungen des gelehrten Hrn. Prof. Müller in Kopenhagen: daß zu Eleusis jährlich nur wenige Hunderte von Menschen eingeweiht, und daß Weiber nicht einmahl zur Feyer, viel weniger zum geheimen Dienste der Ceres, zugelassen worden. Man weihte Weiber, wie Männer, ein. Man wählte heilige Prieslerinnen, wie Priester, der Ceres. Es gab sogar eine Hierophantinn, wie es einen Hierophanten gab. Die übrigen streitigen oder dunkeln Punkte, welche Hr. Hofr. Meiners bestimmen oder erläutern zu können hofft, wird er in der nächsten Vorlesung zusammenfassen.

Mum. Braunschweig.

Norddeutsche Beiträge zur Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von dem Kammersecretair Hausmann zu Braunschweig, u. s. w.

Zweytes Stück (vom ersten s. diese G. V. oben S. 246). — 1. Skizze einer Drytographie des Harzes, nach dem Karsten'schen Mineralsystem Vom Herausgeber. Als Schluß eines im Hercynischen Archiv abgebrochenen Aufsatzes. — 2. Fortsetzung der Uebersicht etc. im vorigen Stück Nr. 6. — 3. Merkwürdiges Beispiel der Bergbau-Lust aus dem 16. Jahrh. Vom Lehndner Meyer in Goslar. — 4. Versuch einer geognostischen Skizze von Südniedersachsen. Nach eigenen Beobachtungen entworfen vom Herausgeber. (— Davon ausführlich in diesen Blättern 1806 201. St. —)

Drittes Stück. — 1. Beiträge zur Geschichte des Rammelsberg'schen Bergbaues. Vom Lehndner Meyer und dem Herausgeber. Mächtige Explosionen und Lossprennung von Gang- und Erzmassen auf unbedeutende Veranlassung von bloßem Anbehren etc. — Nachricht von dem neuesten, A. 1805 vollendeten, Schacht-, Strecken- und Radstubenbau im Rammelsberge. Zum verdienten Ruhme des würdigen Ober-Bergm. Röder. — 2. Zur Naturgeschichte der Gänge am Harze. Fortsetzung des 4ten Artikels im ersten Stücke, von Ostmann, — und Bemerkungen über das Verhalten der Gänge der Grube St. Katharina zu Clausthal. Vom Herausgeber. — Beiträge zur Eisenhüttenkunde, nämlich Notiz von den Eisenwerken des Herzogthums Braunschweig. Vom Herausgeber. — Beschreibung eines auf der Braunschweigischen Wilhelmshütte neu erbaueten Röstofens. Vom Hüttenreiber Bohl. Eine besonders wegen sparsamer Benützung der Holzfohlen vortheilhafte Vorrichtung. — Nachricht von einem auf der Gittelde'schen Communion-Eisenhütte zur Verbesserung der dortigen Frischarbeit

280 G. g. A. 27. u. 28. St., den 15. Febr. 1808.

angestellten Versuch. Vom Herausgeber. Die vortheilhaften Verbesserungen betreffen theils die Feuerstellung, theils die Manipulation. — Anleitung zur Verfertigung eiserner Wagenaxen. Vom HüttenSchreiber Strünkel. Nach der von dem verdienstvollen Hrn. General-Inspector Heron de Villefosse mitgetheilten Angabe. Die Probe ist, daß man sie von 9 Fuß Höhe mit ihren Schenkeln auf zwey eiserne Ambose herabfallen läßt. — 4. Beyträge zur Oryktographie von Norddeutschland. Vom Herausgeber. Unter andern Mesotop und Analcim von Andreasberg. Eben daher Anthraconit, Pharmacolith und Arsenikblüthe. Dreyerley Anhydrit aus dem Braunschweigischen und von Osterode. Kobaltblenglanz von Osterode.

Verzeich

Leipzig.

Zu dem daselbst bey Reclam erschienenen, und im vorigen Jahrg. dieser Blätter S. 1001 u. ff. umständlich angezeigten Werke: Ueber den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie, sind auf 46 Seiten Verbesserungen und Zusätze nachgeliefert worden. Wir halten es für unsere Pflicht, die Besitzer und Leser jenes Werkes darauf aufmerksam zu machen. Oeffentliche Blätter haben jüngst den Nahmen des Verfassers bekannt gemacht, und es wird daher nicht für vorlaut gelten, ihn auch hier zu nennen. Es ist Herr Wilhelm Kolbe, ehemahliger Lehrer am Philanthropin zu Dessau, gegenwärtig beschäftigt, die schönen Gesnerschen Landschaften zu äßen, von denen seit 1805, bey Gesner in Zürich, 3 Hefte erschienen sind.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1808.

Heidelberg.

H

Zur Feyer des Geburtsfestes (am 28. November vor. Jahres) ihres Rector Magnificentissimus des Großherzogs von Baden, und zur Ankündigung der Aufgaben für die neu gestifteten Preise, lud die Universität durch den Hrn. Prof. Kreuzer in einer sich sehr auszeichnenden Schrift ein: *Commentatio prima de causis rerum Bacchicarum et Orphicarum. Explicantur vasa sacra Bacchica Orphica; in his est crater mundanus mysticus apud Athenæum. 1807. Quart 72 Selten.* Mit einer Fülle philologischer Gelehrsamkeit, die wir aufrichtig bewundern, macht der Hr. Prof. den Anfang, sich über eine Gattung von Fabeln oder Mythen zu verbreiten, welche eine eigne Classe ausmacht, und auch in dieser Hinsicht einmahl verdient, abgefondert von andern betrachtet zu werden; sie kündiget sich sogleich als aus dem obern und hintern Asten abgeleitet an (es läßt sich auch, wenn man ein wenig den Gang der religiösen Mythen beobachtet, bald wahrnehmen, daß

D (2)

neben ihr die Classe der Mythen von der Natur, als weiblichen Gottheit, Mutter Natur, Isis, Venus, Cybele s. w., einen verschiednen Gang hält, von welchem eine dritte Classe von einem eignen Schlage, die über Dodona und Delphi kam, einen ganz andern Gang ankündigt, jene theils aber von Südosten her, theils über Kleinasien, Phrygien und Thracien ihren Weg nahmen: eine Bemerkung, welche dem Rec. immer allein schon einiges Licht und Ordnung in das mythische Chaos zu bringen schien). Der Verfasser nimmt einen philologischen Weg von Erläuterung einzelner Umstände, die in den Fabeln des Bacchus vorkommen, und symbolischer Natur sind; er scheint sich dadurch den andern Weg, den historischen, zu bahnen, auf welchem er uns wird zeigen müssen, wie und woher dieß Fabelsystem entstanden, welches seine Gestalt in den ersten rohen Grundlagen war, welche Bereicherungen, Verfeinerungen bis zur höchsten, sowohl sinnlichen, als mystisch-philosophischen, Schwärmeren, es in seinen Fortgängen erhalten hat. Viel wird es alsdann zu denken geben, über den ganzen Charakter des symbolischen Philosophirens, welches nie zu reinen bestimmten Begriffen gelangen läßt, sondern in angenehmer Täuschung ähnelnder und spielender Phantasien herumtreibt, aber den Eingeweihten ein hohes und beneidenswürdiges Vergnügen gewährt. — Die Abhandlung ist gleich philologisch eingeleitet, indem sie von der Erklärung und Verbesserung einer Stelle im Athenäus (XI, 51.), einer andern das. c. 55. über die verschiednen Arten von Gefäßen, die in den Bacchischen, Orphischen und andern mystisch-religiösen Gebräuchen vorkommen. Der Verfasser, den wir auch hier als einen der

ersten Philologen und Critiker unsrer Zeit erkennen, und der durch unsern Zeitgeist in ein noch ganz verlassnes Feld, auf die Neuplatoniker, hingeleitet ist, führt uns also hier durch eine Reihe seltene und wenig bekannte Gegenstände, die als symbolisch zu betrachten sind; einer führt immer zu dem andern ähnlichen, so wie eine critische Verbesserung zu einer andern. Wir können nur einige Beispiele auszeichnen. Die ganze Schrift setzt schon Eingeweihte in die gelehrte Mystik voraus. Hörner, insonderheit Stierhörner, als Trinkgeschirr; Bacchus selbst als Stier (*ταυρος*) (vermuthlich aber aus einer andern Ansicht); und mit Stierhörnern; daß hier die Vergleichung mit der Indischen Symbolik, auch mit dem Persischen Stier, nicht vergessen wird, versteht sich. — Der Crater des Dionysus, — das Condy der Perfer, ein Becher, der die astrologische Welt (*κοσμος αστρολογικος*) vorstellte (S. 25): ein Symbol vom Weltall, von beiden Hemisphären (vielleicht die eine Hälfte als Deckel), auch wohl nur von dem einen Hemisphäre des Himmels; dieser Becher hatte auch einen Gebrauch zur Divination, — dieß führt zur Aehnlichkeit des Bechers Josephs in Aegypten, aus dem er weissagete. An diesen reihet sich mehr Anderes an. Das heilige Gefäß von Dschem oder Dschemschid. — Auch als Kugel, Sphäre, Spiegel, hat man sich das astrologische Symbol gedacht; als magische Laterne — wie das Alles? ist nicht deutlich gemacht. — Bekanntter ist das Gefäß, oder Becher, der Sonne und des Hercules genannt, worin dieser über den Ocean nach Erythia schiffte (S. 35); Messors Becher. — Der Canopus als Gefäß — Sind doch auch die beiden Fässer Jupiters, und der *πιδος* der Pandora symbolisch erklärt worden! —

Auch *λεβης* als Gefäß des Dionysus findet sich; dieß führt auf die tönenden *λεβητες* zu Dodona, S. 45, worin eine *rudior quidem sed tamen haud ambigua significatio ejus legis ordinisque quo sidera continenter in caelo labuntur* angedeutet worden seyn soll. (Hier sehen wir noch ein großes Feld voraus, wenn es an die Planeten, Musik der Sphären, die sieben Saiten, die sieben Vocalen f. w. kommen wird.) Aber auch der *κοκων*, ein Mischgetränk in den Bacchischen, Orphischen, Eleusischen Mysterien, soll die *elementorum in universitate mundi discordiam concordiam* bedeuten haben, oder als Symbol davon betrachtet worden seyn, S. 48 f. Dieß führt wieder auf den Weltbecher, den *κρατηρ κοσμιος*, zurück. — Weiter war in den Orphischen Mysterien das Gefäß *αιολη*, *αιαλον αγγος*. Das *καρχησιον*. Die mystischen *σπονδαί*. Die *Φιλαί*. So unerschöpflich in Auf- findung von Ähnlichkeiten ist die menschliche Phantasie, wenn sie einmahl erweckt ist! So viel sieht man aus dem allen, es waren gewisse Symbolen von jeher, wenigstens von frühern Zeiten her, im Gebrauche, die die bildende Phantasie weiter hin vervielfältigt, mit ähnlichen vertauscht, abgeändert, erneuert, verschiedentlich angewendet hat. Jetzt hält sich Hr. C. noch wenig bey der Deutung und Erklärung der Symbole, und bey dem Schwankenden und Unsichern des Sinnes der Symbole, auf, sagt noch nicht, welchen Sinn und Deutung eigentlich in diesem und jenem Fall, in frühern Zeiten, oder bey welchen Schriftstellern, ein Symbol mag gehabt, wie weiter hin es verändert und angewendet worden seyn mag; z. B. von der Zerstückelung des Bacchus und Wiederherstellung mit Ergänzung, das ganz in rohen Zeiten entstanden seyn, und

weiter hin ganz verschiedene Bedeutungen erhalten haben muß. Gern glauben wir, daß wir auf den Sinn eines großen Theils dieser Symbole Verzicht werden thun müssen; denn bey vielen sieht man gar kein Verhältniß mit der Sache, oder der Fabel, oder mit irgend einem zusammenhängenden Gedanken, oder die Brücke zu denselben. Nur für den, der mit den Alten vertraut ist, hat es ein groß Vergnügen, zu sehen, wie immer eine bildliche Vorstellung zu einer andern führt, wie viel Witz, Scharfsinn, Phantasie, in diesen Verbindungen zuweilen liegt; wie das Aufferfinnliche durch so mannigfaltige Gegenstände ausgedrückt wird; aber dabey ist nicht zu läugnen: man hascht und hascht, und kann oft nichts fest fassen. Dabey bleibt aber doch das große Verdienst des Gelehrten, der mit so vieler Sprachkunde und kritischem Scharfsinn diese selten noch behandelten Gegenstände aus einem Plostin und andern, die wenig gelesen werden, herbey bringt, und zusammenstellt.

Eine Zahl trefflicher Verbesserungen und sinnreicher Muthmaßungen finden sich in der ganzen Schrift zerstreuet, die der Philolog mit belohnter Begierde aufsuchen wird; so S. 13 die Stelle des Scholiasten Theocrits vom Pholus und dem Gefäße Vulcans; verschiedne im Cicero; die Verbesserung da, wo vom Condy die Rede ist, von Ἑρμιππος in Ἑρμοῦ ἱππος αστρολογικος, von des Hermes Laterne.

Einen zum Obigen gehörigen Gegenstand hat Hr. Cr. in einer zweyten academischen Schrift vom 1. Januar 1808 nachgehohlet bey Ankündigung der neuen Decanswahl der philosophischen Facultät: inest Excursus de Cratere sidereo, nach Anleitung der Stelle im Porphyr de antro Nympharum c.

12—14. wo die steinernen Crateren und Kesselgeschirre (*αυφίφασσις*) als Symbole der Wassernymphen angesehen werden; so wie dieselben Gefäße aus Thon oder aus gebrannter Erde dem Dionysus heilig sind, als dem Geber des Weinstocks, dessen Frucht durch das himmlische Feuer reifet. Daß dieß Symbol ein wenig weit hergeholt ist, kann man sich nicht entbrechen, zu gestehen. Doch das mag Porphyr verantworten. — Aus der Stelle könne man begreifen, warum auf den alten Vasengemälden so viel Bacchische Gegenstände vorkommen (was man sonst von den so sehr vielfältigten, und öffentlich und geheim verbreiteten Bacchischen Religionsgebräuchen ableitete). Zur weitern Erläuterung wird eine Stelle des Macrobius angeführt, So. Sc. I, 12. worin der *laereus crater Liberi patris*, das bekannte Gestirn, vorkömmt. Auch als Wassergefäß, mit Beziehung auf den Nil, kömmt es in der Isis-Religion vor. Ueber den Hermes war in der ersten Schrift Vieles beigebracht, wozu hier S. 92 noch eine treffliche Anmerkung vom Eratosthenes kömmt. — Von dem Gestirn sind die Stellen im Aratus und Manilius beigelegt. Mit dem Spiegel und Crater des Dionysus wird verglichen die mit edlen Steinen besetzte Tafel der Hindus, und wieder mit dieser der mit Speisen besetzte Sonnentisch der Aethiopier; von welchem allen selbst der Verfasser des Percival, einigen Stellen zufolge, die daraus beigebracht sind, einige Kenntniß gehabt zu haben scheint.

A

Rom.

Lange sahen die Alterthumsfreunde einem Werke entgegen, von dem wir uns, in Rücksicht auf

des Verfassers kritisch, gelehrte Behandlung, eine eigne Epoche des Kunststudiums versprechen: da es die Classe vom Ueberbliebenen der alten Kunstwerke begreifen soll, aus welcher man für das Alterthum überhaupt und für die Kunstbehandlung am meisten lernen kann; eine Classe, in welcher Winkelmann die Bahn gebrochen, aber noch viel zurückgelassen, auch übersehen, hat. Das unschuldige Vergnügen, mit Belehrung des Sittlichen (denn ohne dieses, was hält uns alle intellectueller Erhöhung der Kräfte!), das uns die Studien geben, ist uns wohl in diesem trostlosen Zeitalter zu gönnen. *Li Rilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle Illustrazioni di Giorgio Zoega*, pubblicati in Roma da *Pietro Piranesi* nel suo stabilimento calcografico strada del Babuino Nr. 58. Prima Distribuzione 1. Luglio 1807, und so fort jeden Monath, so daß wir bereits quinta Distribuzione 1. Novembre 1807 in Händen haben; jeden Heft mit 6 Kupferblättern in groß Quart oder klein Folio, mit etwa 6 Blättern Text, auf Subscription 8 Römische Paoli, auf Belinapapier 12 Paoli. Das Werk kann eines der beträchtlichsten werden, wenn es gehörig unterstützt wird. Es werden alle die Werke in erhobner Arbeit, die sich aus dem Alterthum erhalten haben, in den Museen, Pallästen, Willen, in Rom noch zerstreut befindlich sind, und gekannt und bemerkt zu werden verdienen, dargestellt werden; die Ordnung ist alphabetisch, nach den Anfangsbuchstaben der Plätze, wo sie angetroffen werden, so wie zur Zeit Pallast und Wille Albani den Anfang machen; aber am Ende von jeder Sammlung sollen noch die minder beträchtlichen Stücke

288 G. g. A. 29. St., den 20. Febr. 1808.

oder bloße Bruchstücke, die daselbst noch befindlich sind, erzählt, oder wo sie bereits angeführt oder bekannt gemacht worden sind, berichtet werden. Die Textblätter gehen bereits bis S. 144, und die Kupfer bis 30. Da es ein Werk ist, aus dem man Etwas lernen kann, so wollen wir die Lieferungen nach und nach anzeigen. Piranesi verdient Dank, daß er die Erscheinung des Werks befördert hat; und das in einer Zeit, welche der Kunst und Literatur den Untergang drohet; denn durch Luxus und äußere Pracht werden sie nicht gehoben; es gehet, wie mit der Circulation des Geldes gegen das Geld, das in Koffern der Millionären verschlossen liegt; nur durch den Vertrieb unter dem Mittelstande können Künste und Wissenschaften gedeihen; nur durch ihre Verbrauch und Verbreitung fangen sie an zu wuchern: freylich dieses legt sich aber auch, so bald alle arm sind. Vernünftig ist es, daß Piranesi nicht dem unglücklichen Hang zu Prachtdrucken und Kupferwerken gefolget ist, welcher so viel sonst herrliche Werke bloß in die todte Verwahrung der Reichen, und ausser den Gebrauch von Gelehrten und Künstlern gebracht hat. Er versichert, daß er die größte Sorgfalt angewandt habe, damit fleißige und treue Zeichnungen gemacht werden; für den Stich bürgt der Name des Tommaso Piroli, dem wir bereits mehrere Werke, die Villa Borghese, das Museo Gabbino und Museo Napoleone zu verdanken haben; es sind die bloßen Umrisse gegeben, die neuen Ergänzungen jedes Stückes sind durch Pünctchen angedeutet, noch genauer aber in der Beschreibung bemerkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 20. Februar 1808.

Lemgo.

Wilm

In der Meyerschen Buchhandlung: **Beyträge zur allgemeinen Wasserbaukunst, oder ausführliche Beschreibung der großen und zahlreichen hydrometrischen Versuche, welche in der Weser und Werre 2c. angestellt sind, nebst Kritik der bisher in der Strombaukunst gangbarsten Theorien, von Franz Ernst Theodor Junk, Landbau-meister des Fürstenthums Minden und der Grafschaft Ravensberg. 1808. 358 Seiten in Quart.**

In der Vorrede wird bemerkt, daß der Werth dieser mit Mühe und ansehnlichen Kosten ausgeführten Versuche den Verfasser bewog, sie in Druck zu geben; und da er hofft, unter dem neuen königl. Westphälischen Gouvernement sie fortgesetzt und vollendet zu sehen, so wünscht er zugleich, aus den Beurtheilungen derselben sich zu unterrichten, wie sie auf eine oder andere Weise etwa noch könnten verbessert werden. Hierauf wird Rec. denn auch Rücksicht nehmen.

Der erste Abschnitt enthält die hydrometrischen Versuche. Da derjenige, der einen Strom

gehörig reguliren, durch Bauten zweckmäßig beschränken und leiten will, ihn genau kennen muß, wozu wirkliche Messungen und genaue Beobachtungen nöthig sind: so erfordert also auch der Strombau an der Weser eine Stromkarte, welche den Fluß in allen seinen Theilen, Strom, Ufer, Deichen, Einbauen, Inseln, Brücken, einfließenden Nebenströmen u. s. w. darstellt; ein genaues Nivellement nebst angeordneten Peilmarken, Querprofile mit Geschwindigkeitsmessungen, und Annotationen über das Material des Flußbettes, welche trübe Materien der Strom führt, Höhe und Dauer der Anschwellungen und Eisgänge, Bemerkungen des für die Schifffahrt gehörigen Wasserstandes, nebst Beschreibung der auf dem Strom üblichen Fahrzeuge. Die Stromkarte war vorhanden, die übrigen gedachten Erfordernisse fehlten. Das General-Directorium trug dem Verf. den Entwurf des Plans zu diesen Operationen, und die Direction der Ausführung auf. Der Plan, die hydrometrischen Untersuchungen auszuführen, ist: Das Terrain nebst der Stromfläche soll von 100 zu 100 Ruthen à 12 Fuß Rheintl. stromabwärts nivellirt, und der Fall auf diese Länge genau bestimmt, des Endes Pfäle aufs Ufer und in den Strom in Entfernungen von 100 Ruthen eingeschlagen, und an letztern, wenn der Strom in niedrigem, jedoch beharrlichem, Stande ist, das Peil überall zu möglichst gleicher Zeit angemerkt, und diese Peil-Puncte und Linien sollen ins Nivellement-Profil getragen, als der normale oder zur Basis dienende Abhang des Stromes angesehen werden u. s. w.; wo und wie die Strom-Profile zu messen, zu berechnen, desgleichen die mittlern Geschwindigkeiten, die Wassermenge &c., Bestimmung der Maßstäbe zu den verschiedenen Zeichnungen.

Der Rec. findet alle Vorschriften vollständig, deutlich, genau und richtig. Das Einzige, was ihm bey dieser Anordnung nicht gefällt, ist, daß man, den Abhang des Stroms zu bestimmen, dessen Zustand gewählt hat, wo er am allerntedrigsten, folglich sein Abhang, durch die Beschaffenheit seines Bettes beschränkt, am unregelmäßigsten war. Auch der höchste Stand des Stroms taugt wegen Einfluß des Windes und übermäßiger Geschwindigkeit zur Bestimmung seines Abhanges vielleicht eben so wenig; sondern bey seiner mittlern Höhe, welche er den größten Theil des Jahres hat, dürfte der Abhang der Stromfläche am regelmäßigsten, und mit der Beschaffenheit des Bettes am besten in Uebereinstimmung seyn. Es scheint auch, daß die genaue Vorschrift der Distanzen zu 100 Ruthen oft nachtheilig werden müsse, indem sie keine Wahl zu bequemern Peilstellen an den regelmäßigsten Uferpunkten gestattet. Wenn das Nivellir-Instrument vielleicht keine größere Stationen erlaubte, so würde doch nichts dabey zu erinnern seyn, wenn man sie erheblicher Vortheile wegen einmahl kleiner nähme.

Der Verf. trug die Ausführung der Arbeiten dem Hrn. Conducateur Schwarz auf, dessen mathematische Kenntnisse, beispiellose Beharrlichkeit und Genauigkeit bey den Untersuchungen und Messungen er sehr lobt, welches Lob auch, nach des Rec. Meinung, die ausgeführten Arbeiten genugsam bewähren. Es folgen (§. 53.) die Berichte des Hrn. Conducateur Schw. über die hydrometrischen Arbeiten auf der Weser u. s. w. in den Jahren 1803 — 1806. Hr. Schw. theilte ein vollständiges Profil vom Nivellement der Weser, von der Preussischen Grenze oberhalb Blotho bis 1000 Ruthen unterhalb Schlüßelburg, in allem auf 20040 Ruthen lang, nebst 27 Quer-Profilen der Weser, mit; zugleich brachte

er alle Resultate der Messungen auch in Tabellen, die, unabhängig von den Zeichnungen, durch beigefügte Bemerkungen verständlich sind. Diese Tafeln, deren Anzahl sich in die 20 bis 30 beläuft, und die sehr mühsame Arbeit zu erkennen geben, sind hier mitgetheilt; Karten und Profil-Zeichnungen hat man, begreiflich der Kosten wegen, weggelassen. — Das Nivellement ward mit dem Sifonschen Instrumente, von Mönnich beschrieben, aus der Mitte der Ziel-Distanzen verrichtet, zum zweiten Male wiederholt, und die kleinern Differenzen vermittelt. Die Tafel der Resultate ergibt, daß die Weser auf die angezeigten 20040 Ruthen Länge 78,32 Fuß Fall hat, d. i. auf 100 Ruthen oder 1200 Fuß senkt sich die Stromfläche im Durchschnitt 4 Zoll $8\frac{1}{2}$ Linien. Von diesem mittlern Abhang weicht indeß der auf jede 100 Ruthen bey dem zur Norm angenommenen niedrigen Wasserstand wirklich befundene Abhang sehr ab, und beträgt nicht selten über das Doppelte, abwechselnd bald weniger oder mehr. So weit diese Anomalien des wirklichen Abhanges von auffallenden Localitäten, z. B. zu viel oder zu wenig Breite des Stroms, Einbaue, Sandbänke, Krümmungen u. s. w. wahrscheinlich herrühren, hätten, in Ermangelung der Stromkarte, dergleichen Ursachen in der Tabelle wohl mögen notirt werden. Wofern die Linie des Nivellements vielleicht nicht überall mit der Stromrinne parallel und gleich lang seyn kann, so würde auch dieser Umstand partielle Abweichungen verursachen, indem man die zum Fall gehörige Länge der Stromrinne nicht aus der Stromkarte, sondern aus dem Profilriß des Nivellements, wie es scheint, angenommen hat. Endlich erfordern auch dergleichen genaue Bestimmungen und Beobachtungen der Pethhöhen eine bequeme Witterung

und fast gänzliche Windstille, woran es bey diesen Versuchen zuweilen gefehlt hat.

Des Stromes Geschwindigkeit zu messen, bediente Hr. Schw. sich des hydrometrischen Flügels nach Woltman's Angabe und Beschreibung. Er fand dieß Instrument im Gebrauch bequem und genau, nur für geringe Tiefe hätte er es etwas kleiner gewünscht, und wenn der Strom sehr hoch angeschwellt sey, und eine Geschwindigkeit von 6 bis 10 Fuß habe, wisse er kein Mittel, es festzustellen, — welches wohl bey allen Instrumenten dieser Art Schwierigkeiten haben dürfte, wenn man nicht kostbare Vorrichtungen von Schiffsbrücken oder Kammswerke dazu machen kann. — Um die mittlere Geschwindigkeit zu finden, nahm er nicht, wie es oft geschieht, das arithmetische Mittel aus den Beobachtungen, sondern rechnete nach einer schärfern Methode Woltman's Ventr. 3. B. 351. S.). Weil die Weser bey dem kleinen Wasserstande nur zwischen 12 und 24 Ruthen breit war, so bediente sich Hr. Schw. zur genauen Messung und Eintheilung der Profile in gleichen Entfernungen eines straff übergespannten Laues, auf welchem die Maaße durch Lämpchen bemerkt, und dessen Rechnung in Betracht gezogen ward. An einigen bequemen Stellen sind im folgenden Jahre, auch bey verschiedenen höhern Wasserständen am Peil, die Messungen der Profile und Geschwindigkeiten wiederholt. Wenn die Weser in ihrem niedrigsten Stande ist, hat sie nur 3 bis 4 Fuß Tiefe, $1\frac{2}{3}$ Fuß Geschwindigkeit, und führt 1767 Cubikfuß Wasser in einer Secunde ab; wenn sie circa 11 bis 12 Fuß höher, mit dem Ufer gleich strömt, hat sie $6\frac{1}{2}$ Fuß Geschwindigkeit, und führt 42260 Cubikfuß in einer Secunde ab. Ferner wurden auch die zufließenden Ströme, die Verre, Auen- und Mühlenbäche, hydrometrisch untersucht, wie auch Beobachtungen über die Ergießungen der Wehr

ren, Mühlenschütten ic. angestellt, von welchen allen die Resultate tabellarisch mitgetheilt sind. Weil der bewilligte Fonds nicht zureichte, so hat der Verfasser zu den letztern Messungen und Berechnungen ansehnlichen Vorschuß aus eigenen Mitteln gegeben, um dieß Geschäft doch einstweilen so weit zu vollenden, daß Resultate daraus hervorgingen, welche der Mittheilung werth wären.

Der zweyte Abschnitt enthält Folgerungen aus dem Vorhergehenden über die physische Beschaffenheit der Flüsse (S. 54 — 89). Die Weser erhebt sich von ihrem niedrigsten Stande zum allerhöchsten 19 bis 20 Fuß, und führt dann 60 Mahl mehr Wasser ab, als im niedrigsten. Wenn der Strom sehr niedrig, fließt er nie auf bedeutende Strecken gleichförmig, sondern wird abwechselnd beschleunigt und verträget, nachdem Sandbänke, Krümmungen ic. ihm minder oder mehr widerstehen. Bey mittlerer Höhe des Stroms hindern die Impedimente schon weniger, und wenn er bis zur Höhe der Ufer angeschwollen, fließt er fast ganz gleichförmig; wenn er aber aus den Ufern getreten, ist die Bewegung wieder irregulär. Eine Linie in der Stromfläche, rechtwinklig des Stroms Richtung gezogen, ist nicht horizontal; sondern — allemahl etwas erhoben, — oder allemahl am höchsten, wo Geschwindigkeit und Tiefe des Stroms am größten ist. In einer Stromkrümme, wo gewöhnlich die größte Tiefe und Geschwindigkeit am concaven Ufer befindlich ist, ist auch alsdann die Stromfläche daselbst am höchsten. Wirkungen, welche Einbaue, Coupirungen, Stromwehren, Brückenpfeiler und dergleichen Hindernisse, die eine Stauung verursachen, auf die Bildung der Stromfläche haben. Der Fall, oder die Neigung des Wasserspiegels, kann abnehmen, dennoch die Geschwindigkeit wachsen, wegen einer größern Wassermenge. Die Neigung der Stromfläche wird ver-

ändert durch Zu- oder Abfluß der Nebenströme; durch Rückstau des Hauptstroms oder des Meers; durch Sturmwinde, Schneegestöber, Eis und Eisdämme. In jedem Querschnitt des Stroms nimmt die Geschwindigkeit von der Oberfläche gegen den Boden ab, die Bewegung mag übrigens beharrlich, oder zu- oder abnehmend seyn. (Dieß muß jedoch, wie Rec. dafür hält, mit Einschränkung von regelmäßigen Strömen verstanden werden: denn wo erhebliche Beschränkungen sind, z. B. unter Brückenbögen, in Schleusen- und Wehröffnungen u. s. w. wird das untere Wasser größere Geschwindigkeit, als das obere haben.) Bey niedrigem Wasserstande nimmt die Geschwindigkeit gegen den Boden schneller und mehr ab, als bey höherm, weil die Wassermenge dann ein zu kleines Verhältniß gegen den Widerstand des Stromschlauchs hat. Daraus schließt der Verfasser, daß, wenn die mittlere Geschwindigkeit C nach irgend einer Potenz mit den übrigen Abmessungen des Stroms im Verhältniß stehe, so könne solche Potenz nicht beständig, z. B. $= C^2$, sondern müsse veränderlich, C^n , seyn; aber die hierüber beigebrachten Schlüsse und Zeichnungen sind so wenig einleuchtend und verständlich, daß Rec. sich von deren Gründlichkeit keinesweges hat überzeugen können. Die mittlere Tiefe eines Stroms ändert sich auf mehrere Meilen lang meistens sehr wenig; die Breite ist, insonderheit bey niedrigem Wasser, mehr veränderlich. Merkwürdig ist die Figur des Weser-Profils: die Ufer werden vom Boden aufwärts immer flacher, sind also gegen das Wasser convex doffirt, statt daß man die Stromschläuche sonst meistens moldenförmig ausgehöhlt vorgestellt findet. Die beiden Profile, der Weser und der Werre oberhalb der Confluenz, sind bey niedrigem Wasserstande gleich dem Weser-Profile unterhalb. — Wenn aber hierbey angemerkt wird,

daß Pitot die Gleichheit der Profile oberhalb und unterhalb der zusammenfließenden Ströme zu beweisen gesucht habe, so ist das wohl ein Irrthum. Hr. Eitelwein sagt ausdrücklich a. a. O., es sey eine (stillschweigende) Voraussetzung. Die Werre ist auch gegen die Weser offenbar zu klein, um der gemachten Erfahrung in diesem Puncte einen Werth zu geben. Die Vereingung der Werre und Fulde wäre, nach des Rec. Meinung, zur Untersuchung der Profil-Verhältnisse besser geeignet. — Der Verfasser hat auch Beobachtungen über die verschiedenen Materien, Sand, Kiesel, Steine, welche der Strom bey verschiedenen Geschwindigkeiten fortwältzt, angestellt. Aber diese Versuche, welche für den practischen Wasserbau sehr nützliche Resultate geben könnten, scheinen von allen am wenigsten gelungen zu seyn. Rec. hält dafür, daß zu Versuchen dieser Art eine Vorrichtung nöthig sey, welche erlaubt, dem auf horizontalem Boden fließenden Wasser beliebige Geschwindigkeit zu geben, hierauf das Material hinein zu werfen, und zu beobachten, bey welchem Grade der Geschwindigkeit es fortgeführt wird, oder ob es an der Stelle, wo man es hineingeworfen, liegen bleibt. Ueber die Entstehung der Stromkrümmen, der Inseln, des Abbruchs und Anwuchses des Ufers, der Wirkung und Dauer des Eisganges der Weser, und insonderheit über die Wirkung der Stromwehren, findet man hier manche interessante Bemerkungen und Beobachtungen, welche aber anzuführen der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Zuweilen, wiewohl selten, findet man Fehlschlüsse, oder doch Mangel an Bestimmtheit, z. B. S. 205 scheint die mittlere Geschwindigkeit mit der in jeder Schichte des Ueberlaufs verwechselt zu seyn; auch das Paradoxon, wie durch die beengte Oeffnung eines Stroms mehr Wasser, als durch die unbeschränkte Weite, abfließen könne,

nicht recht wohl erklärt zu seyn. Wenn ein Strom bey beharrlichem Zuflusse durch einen Coupirungs-Bau immer mehr und mehr beengt wird, so wird er oberhalb des Einbaues sich immer höher und höher aufstauen: ein sicheres Zeichen, daß nicht so viel Wasser durchfließt, als zufließt, und als vor der Einschränkung durchfloß. Wenn er aber bey zunehmender Höhe endlich mächtig genug wird, sich Luft zu machen, indem er entweder den Einbau über den Haufen wirft, oder einen tiefen Kolk aushöhlt (Unfälle, die bey dergleichen Bauten nicht selten sind), so kann für eine kurze Zeit durch diese erweiterte Oeffnung gar wohl mehr Wasser abfließen, als vorher, oder als zufließt. In diesem Zustande wird dann die Strauhöhe abnehmen, so lange, bis Abfluß und Zufluß sich wieder gleich sind.

Der dritte Abschnitt enthält (§. 90 — 115) mathematische Untersuchungen über die Bewegung der Ströme. — Hier muß Rec. eine kleine Erläuterung voranschicken. Der Chevalier du Buat gab (Principes d'hydraulique) eine Formel für die gleichförmige Bewegung des Wassers, die von kleinen Röhren bis zu großen Strömen gelten sollte. Die Deutschen hydraulischen Schriftsteller bezweifelten gleich anfangs deren Richtigkeit in solcher Allgemeinheit (welcher Zweifel auch nachher durch Hrn. Prof. Geßner [s. Abhandlungen der Böhm. Gesellschaft 3. B. 1798 S. 159] vollkommen gerechtfertigt worden), und machten einen Unterschied zwischen Röhren und offenen Strömen, wodurch dann für letztere die Formel sehr einfach ward. Nämlich wenn der Widerstand des Strombettes = W ; die mittlere Geschwindigkeit = C ; der Perimeter des Schlauchs, so weit er vom Ströme berührt und naß wird, = P ; der Querschnitt des Stromes = Q : so verhält sich W wie $\frac{P C^2}{Q}$ (Es ist zu merken, daß man nicht

sagen kann: $W = \frac{PC^2}{Q}$).

Wenn daher in einem andern Ströme, oder auch in demselben Ströme, bey anderm Wasserstande, die gleichnamigen Buchstaben w, p, c, q , dieselbe Bedeutung haben, so ist es möglich, daß man die Proportion hätte:

$$W:w = \frac{PC^2}{Q} :: \frac{pc^2}{q};$$

aber es ist nicht gewiß, weil der absolute Widerstand in verschiedenen Strömen verschieden, ja selbst in eben demselben Strom-Profile, wenn Ufer und Bette aus heterogenem Material bestehen, verschieden seyn kann. Der Verfasser findet nun diese Proportion, und was noch mehr damit zusammenhängt, durch die hydrometrischen Versuche nicht bestätigt, und schließt daraus, daß die Geschwindigkeit nicht in die zweite, sondern in eine veränderliche Potenz, deren Exponent jedoch nur sehr wenig von 2 verschieden ist, müsse in Rechnung gebracht werden, worüber er mühsam berechnete Tafeln über alle bisher angestellte Versuche mittheilt; anstatt daß Rec. die Abweichung der Versuche lieber von der Größe des absoluten Widerstandes, der in hölzernen Gerinnen, in Thon Sand, Kiesel und Steinen vermuthlich verschieden ist, erklären würde, und dafür hält, daß das Gesetz des Widerstandes im quadratischen Verhältniß der Geschwindigkeit bey flüssigen Massen durch Vernunft und Erfahrung in der ganzen Natur so weit bestätigt sey, daß alle von dem Verf. angestellte Versuche und Berechnungen noch zur Zeit nicht berechtigen können, davon abzugehen. Sonst könnte man diese Sache auch vielleicht noch so betrachten, als ob außer dem wesentlichen Widerstande, der wie C^2 sich verhält, noch ein anderes gleichzeitiges Hinderniß in den Röhren und Strombetten vorhanden sey, das wie C sich verhalte. Aus der gleichen Hypothese scheinen einige Mathematiker, z. B. Brandes

[Gesetze des Gleichgewichts u. s. w.], und vorzüglich Prony [Recherches sur la Théorie des eaux courantes, Paris 1804], ihre Formeln hergeleitet zu haben, womit die Versuche auch gut übereinstimmen. — Den Schluß dieses Abschnitts machen einige nützliche Aufgaben, den Lauf des Wassers in Canälen betreffend.

Der vierte Abschnitt enthält Nachweisung über die Versuche, welche noch anzustellen wären, und der fünfte und letzte Abschnitt (S. 129 — 154) die Grundsätze und Mittel, den Weserstrom zu reguliren. Unter andern hat der Verf. practische Beyspiele vom nützlichen Gebrauch der Sinkstücke, die in Deutschen Flüssen noch wenig angewandt worden, gegeben. — Den Beschluß macht ein Entwurf zur Strombau-Ordnung an der Weser. Rec. kann nur noch im Allgemeinen bemerken, daß der Mangel an Ordnung im Vortrage, viele Repetitionen und nachgetragene Zusätze das Studium dieses Buchs sehr erschweren; der Leser wird ohne Unterlaß vor- und rückwärts gewiesen, weil die Sachen nicht am rechten Orte stehen, und man sieht, daß es dem Verf. an Zeit und Ruhe bey seiner Arbeit gefehlt habe. Willige Leser werden dieß mit den Zeitumständen, unter welchen der Verf. das Buch geschrieben, gern entschuldigen. Weniger Entschuldigung verdient vielleicht der absprechende Ton, und die Unrichtigkeiten, welche er in Ausführung anderer Schriftsteller sich oft zu Schulden kommen läßt. Statt vieler mag Ein Beyspiel genügen. S. 156 heißt es: „Hr Wolman (Beiträge 4. Th. 10. S.) will aber bemerkt haben, daß, wenn das Wasser eine größere Geschwindigkeit, als 7 Zoll in der Secunde, erlangt habe, in der Oberfläche des Sandes viele kleine Furchen sichtbar würden u. s. w. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich diese beschriebene Art und Weise, wie ein fließendes Gewässer den Sp

den seines Bettes bearbeitet, nie in Strömen, die mehr als 3 bis 4 Fuß Tiefe haben, angetroffen habe". Sieht man nun die angezogene Stelle nach, so findet sich, daß Woltman's Beobachtung mit des Verf. Nichtbeobachtung in gar keinem Widerspruche steht. Ersterer führt gerade dieß Beispiel zum Beweise an, daß manche Erscheinungen im Großen ganz anders ausfallen, als im Kleinen, und setzt hinzu, daß, wenn die Geschwindigkeit des Stroms über 2 bis 3 Fuß betrage, so seyen dergleichen Furchen nicht mehr sichtbar; der Sand fange an zu fliegen, und mache das Wasser trübe. Rec. meint, wenn man klares, durchsichtiges Wasser mit verschiedener Geschwindigkeit über einen Sandboden strömen lasse, müsse man die Bewegung des Sandes wahrnehmen, und Woltman's Beobachtung besser beurtheilen können. Einige andere Schriftsteller werden sogar mit entstellten Nahmen angeführt. Dergleichen Fehler abgerechnet, verräth das Buch übrigens gute Kenntnisse und Beobachtungsgeist, viel Fleiß, und Liebe zur Wissenschaft, daß Rec. nicht zweifelt, es werde unter andern auch dazu dienen, dem Verfasser und seinem Gehülfen, Hrn. Conducteur Schwarz, ein gutes Vorurtheil und Zutrauen bey dem neuen königl. Westphälischen Gouvernement zu erwecken; und die Deutschen Wasser:Baumeister werden mit dem Rec. wünschen, die sehr nützlichen hydrometrischen Beobachtungen unter den Händen solcher Männer, deren Geschicklichkeit und Lust zu diesem Geschäfte bereits erprobt ist, fortgesetzt und vollendet zu sehen. — In Ansehung der Sprachrichtigkeit sind einige Ausdrücke, welche Rec. verändert haben würde. Der Verf. schreibt z. B. oft Pegel statt Peil; vollbörtige Strom statt bordvolle Strom; Schützen, Freyschützen, statt Schütt-Thüren, Freyschütten; Faszinade statt Fascinage; Gefälle statt

Fall, Abhang; das Wehr statt die Wehr (sagt doch Jedermann die Brustwehr, die Landwehr, warum nicht auch, die Stromwehr?); Arche statt Schütttschleuse, Zuflußgerinne.

Rom.

11.

Wir kehren nun zu den Bassirilievi unsers Zoega, diesem classischen Werke seiner Art, zurück (oben S. 287). Unter jedem Kupfer sind die Maasse, an dem andern Ende des Blattes der Ort, wo das Stück zu finden ist, und zwischen inne die Benennung des Gegenstandes gesetzt; besser, als, nach einer widersinnigen Sitte, an dieser Stelle das Wapen und der Name eines Großen stehet, dem das Kupfer zugeeignet wird.

Was die Erklärungen zu jedem Stücke anbelangt, so bedarf es keiner Versicherung, daß die rechte Einrichtung unserm Zoega nicht unbekannt war, und daß sie das Wesentliche und zum Zweck Gehörige enthält. Wir wollen nur solche Vorzüge anführen, welche in vielen antiquarischen Werken ermangeln; er macht auf dasjenige aufmerksam, was der flüchtige oder nicht tief unterrichtete Liebhaber des Alterthums und der Kunst gemeiniglich überseht; worin das Werk von andern ähnlichen oder von der gewöhnlichen Behandlung des Gegenstandes abweicht. Vor allem gehet voraus, so wie in einem classischen Autor zuerst darauf gedacht wird, ob der Text richtig sey, so auch, ob das Werk, das man vor sich hat, echt, unverdorben, unversälscht sey: hierin sehen wir den Verf. überall aufmerksam und streng. Weit entfernt, mythologische Gemeinplätze zu wiederholen, oder mythologisch-antiquarische Grillen aufzufangen, bringt er das zum Stück und dessen Erläuterung Gehörige bey. Was die Schrift vorzüglich lehrreich macht, sind die gründlichen ant-

quarischen, oft neuen, Anmerkungen, Berichtigungen, nähern Bestimmungen, welche nur die Frucht eines langen, auf bessere, nach Italien mitgebrachte, Grundsätze gebaueten, Studiums mitten unter den Kunstgegenständen selbst seyn konnten. Und eben diese Anmerkungen sind es, welche wir ausheben wollen, so viel es sich thun läßt; denn die Anführung von dem Einzelnen auf den Reliefs kann weder genügen, noch vergnügen, und zahllose kleine Anführungen von ähnlichen, oder verkannten und falsch erklärten, Stücken, die zumahl in den Anmerkungen begehends bemerkt sind, lassen sich nicht mit Nutzen auszeichnen. Kunsturtheile über Idee und Ausführung sind nicht vorbey gelassen, so daß der Charakter und Werth des Stücks daraus erkannt wird. Mythologien von Umfang fügt z. nur einzeln bey, wenn von einer ganzen Gattung oder Classe von Vorstellungen auf Kunstwerken die Rede ist: so wie wir gleich ein Beispiel an der Fabel vom Cadmus sehen werden.

Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli, colle Illustrazioni di Giorgio Zoega, pubblicati in Roma da Pietro Piranesi (s. vorhergehendes Stück S. 287). *Prima Distribuzione*, in Luglio 1807. Quart. Die in diesem ersten Hefte enthaltenen Stücke sind alle sechs im Pallaste Albani. I. Jupiter, Pluto, Neptun, mit zwey weiblichen Figuren, ein Bruchstück vermuthlich von einer schönen Friesse, welche eine Reihe Gottheiten, an der Spitze den Jupiter, darstellte. Es war schon in den Admiranda von Bartoli und Bellori ans Licht gestellt, und in Montfaucon wiederholt, aber sehr unrichtig, und mit der falschen Bezeichnung: Neptuno, Genio, Jovi, Sacrum. Den bärtigen Pluto sah man also für einen Genius an. Ob es bärtige Genius

gebe, und wie fern, will Hr. Z. ein ander Mahl noch aus einander setzen; Aber die Figur hält ein Horn und eine Schale; diese ist angefüllt, die Figur wird statt derselben eine Hasta gehalten haben; das Horn ist oben offen, wird aber doch für ein Füllhorn erklärt, in der Hand des Gottes der Reichthümer. Aber die zwey weiblichen Figuren? Die eine beyhm Pluto ist Proserpina, und die bey Neptun wahrscheinlich Amphitrite. II. ist auch bereits aus Winkelmann bekannt Monim. ined. Nr. 28. aber sehr untreu in Kupfer, und irrig in der Erklärung dargestellt (und doch müssen wir gestehen, in der jezigen treuen Abbildung sind einige beschädigte Stellen, wo wir durchaus nicht würden errathen können, was die verwischte Figur gewesen seyn mag, wenn wir nicht das Winkelmannsche Kupfer dagegen hielten; war es zu Winkelmann's Zeit noch besser kenntlich?): dieser sah darin den Ueberfall der Venus und des Mars durch den Vulcan, und die versammelten Götter. Unbegreiflich! Der Schmuck oder Halsband, was die sitzende weibliche Figur in der Hand hält, leitete den Hrn. Z. gleich auf die Harmonia mit dem ihren Nachkommen fatalen Halsband; und das Werk stellt die im Pindar Pyth. III, 152 f. in einer Strophe von feyerlicher Schönheit besungne Hochzeitfeier des Cadmus und der Harmonia dar, wo die Götter Geschenke brachten, und das Epithalamium sangen. Z. nimmt daher Veranlassung, sich über die ganze Fabel von Cadmus zu verbreiten; und hier finden wir mehrere treffliche Blicke und treffende Einsichten. Erstlich ist dieß die echte Art, die Mythen zu ordnen und mit Erfolg zu behandeln, wenn vor allen Dingen ihre Arten und Classen aus einander gesetzt werden. Ziele die Sache nicht selbst in die Augen, so müßte uns Apollodor darauf führen. Dann läßt sich

der Genius, Charakter, Gewebe und mannigfaltige erfolgte Veränderung auffinden und nachweisen. So läßt sich dann zwentens auch ihr Ursprung und die Ableitung mit dem Sinn überhaupt, und von manchem Einzelnen, wahrnehmen. Nur ist eine Hauptregel hierbey, welche J. wohl kennt, aber zuweilen selbst hintansetzt: man muß (zumahl wo die Zusätze der ersten Sage aus ganz verschiedenen spätern Deutungen, Verwechslungen, Vermischungen, Ausschmückungen, die man nicht mehr sondern kann, zusammengeworfen, bestehen) nicht alles, nicht zu viel, erklären wollen, sonst fällt man unvermeidlich in kahle Muthmaßungen, und weiter hin in Behauptungen, welche mehr nicht als möglich, zuweilen wohl gar unwahrscheinlich, sind. Der rohe und auf den ersten Stufen der Cultur befindliche Mensch ist sich in Vorstellungen, so wie in Empfindungen, und Aeufferungen von beiden, überall gleich; kein Wunder also, daß sich überall eine und andre Aehnlichkeit in den Gebräuchen früher Völker auffinden und zu Ableitungen verleiten, welche ohne historischen Beweis keinen Beyfall finden können, so lange der Möglichkeiten, wie es eigentlich sich verhalten haben kann, sich mehrere denken lassen. Aber auch selbst bey Ausagen der Alten sind wir nicht immer unsrer Sache gewiß. Herodot leitet so Vieles von den Aegyptiern ab, weil er sich von ihren Priestern täuschen ließ, die aus National-Eitelkeit überall die Erfinder und Erfinder seyn wollten, so im Fall von Cadmus u. Bacchus B. II, 48 u. f. Da unser berühmter Gelehrte sich mit der Aegyptischen Symbolik und Hieroglyphik in seinem classischen Werke von den Obelisken, und vorher in den Alexandrinischen Münzen, so sehr und viel beschäftigt hatte, so mußte sich ihm bey den altgriechischen Mythen manche Vergleichung darbieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 22. Februar 1808.

Erfurt.

Bey Keyser 1807: Paul Friedrich Achat
 Niesch Beschreibung des häuslichen, wissenschaftlichen, sirtlichen, gottesdienstlichen, politischen und kriegerischen Zustandes der Römer nach den verschiedenen Zeitaltern der Nation zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. Erster Theil. Dritte, durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einer römischen Eroberungs-Geschichte und Länder-Uebersicht. Herausgegeben von D. Joh. Heinr. Martin Ernesti, herzoglichem Rath zu Coburg. 216 S. in Octav. Vor zwanzig Jahren, wie das Buch zuerst erschien, waren die bessern Begriffe von dem, was Römische Alterthümer eigentlich sagen und seyn sollen, noch wenig in Umlauf, und so verdiente das Werkchen ein vorzügliches Lob (S. G. A. 1789 S. 107 f. II. Theil das. 1790 S. 1826 f.). Eine zweyte Ausgabe, revidirt vom Hrn. Prof. Ernesti, erschien 1796 (S. G. A. 1796 S. 1624). Die jetzige wird als durchaus vermehrt und verbessert angefündigt. Das Erstere mit Grund; denn der wackere

F (2)

Herausgeber, dessen ungeachtet, daß es eine Lohnarbeit war, bey der das Gesetz der Sparsamkeit zum Regulativ für ihn gemacht war, hat mit hartnäckigem Fleiße Zufüge im Text und in den Anmerkungen, und damit eine Menge nützliche Sachen, eingeschaltet und beygebracht. Billig hätte er das Seinige bemerken sollen; dann würden aber die vielen beygesetzten, &c. keine angenehme Ansicht gemacht haben. Zu einer Umarbeitung, welche nicht in dem öconomischen Plane des Verlegers war, oder zu beträchtlichen Veränderungen in dem Werke, hatte er keinen Veruf; das Maaß der Bogen war ohnedem bereits überschritten; denn soust verdiente Mitsch's Werk, bey dem jetzigen Fortgang der Einsichten, einen neuen Umguß. Der Verleger hatte schon außerdem den ersten Band auf 216 S. durch ein beygefügtes Stück, das sich unter den Papieren des verstorbenen Mitsch fand, vergrößert, das er auch einzeln für die Besitzer der vorigen Ausgabe hat drucken lassen: Uebersicht der römischen Länder. Mit einer kurzen Eroberungsgeschichte der Römer. An und für sich kann dieß manchem armen Jüngling, der weiter kein Hülfsbuch hat, immer werth und nützlich seyn.

Ohne auf gegenwärtiges Werk weiter zu sehen, entsteht eine wichtige Frage: wie fern ein solcher Gegenstand, als eine Länderbeschreibung und Eroberungsgeschichte, mit mehreren andern, in einem Werke, das die Römischen Alterthümer in sich faßet soll, eine Stelle finden kann, selbst nach dem bessern Begriff, den Mitsch gefaßt hatte; denn von den frühern Zeiten und Compendien kann gar nicht die Rede seyn. Mitsch hatte, wie aus dem oben angeführten Titel erhellet, die Sache besser gefaßt, vermuthlich aus academischen Vorträgen; allein eine gründliche Einsicht mangelte ihm;

wie der Titel schon selbst lehrt, in welchem der häusliche Zustand zuerst steht, mit dem wissenschaftlichen, der nicht hierher gehört, und der politische weiter hin, aus welchem doch der häusliche erst hervorgehet. Auch die Bestimmung war gut: nach den verschiedenen Zeitaltern der Nation; aber so gehörte ebenfalls die Kaiserperiode dazu; wenn auch der Schuljugend am meisten an den Zeiten der freyen Republik gelegen seyn kann, und für ihren Unterricht der Vortrag erweitert werden müßte. Gern wird man zugeben, daß das ganze Studium des Alterthums, bey so vielen andern nöthigen Studien, eine Einschränkung dahin verlangt, daß es eine Sammlung der Kenntnisse seyn soll, die nöthig ist der Sprach- und Literatur-Kunde, zum Lesen und Verstehen der alten Schriftsteller erforderlich sind. Aber im wissenschaftlichen Sinn, und selbst großen Theils zum academischen Vortrage, müßten Römische Alterthümer alles dasjenige in sich fassen, was die Römer als Volk und Staat, und das durch Beides bestimmte öffentliche und Privat-Leben in verschiedenen Perioden, vorzüglich der Cultur, auszeichnet (Griechische Alterthümer müssen wieder auf eine eigne Weise behandelt werden). Ausgeschlossen wäre also und in andre Vorträge verwiesen: Römische Geschichte, Römische Literatur, Rechtsgeschichte, die wissenschaftlichen Kenntnisse der Römer, die Ausübung der Künste, des Ackerbaues (von welchem allen nur im Allgemeinen im Hauptstück von der Cultur und der Polizei gesprochen werden kann) — Kunstgeschichte und Mythologie, so viel nicht bey den Religionsgebräuchen vorkömmt, werden beide wenig enthalten, was nicht Griechisch ist. Dieses alles abgefondert, gehet ungefähr das hervor, was wir heut zu Tage Statistik nennen, freylich in Rücksicht auf

einen Staat, der nicht mehr vorhanden ist, aber desto lehrreicher wird, weil der Kreis geschlossen ist; so daß er auch der Spiegel für alle seitdem gestiftete Staaten seyn könnte, wenn die Menschheit durch Erfahrung weiser, und die Enkel durch die Folgen der Thorheiten der Väter klüger würden. Wendet man nun die oben angegebene Bestimmung von Römischen Alterthümern an, so würde darin begriffen seyn müssen: Der Römische Staatskörper selbst, die Staatsverfassung, die Grundgesetze; die Veränderungen in der Bildung des Staats bis in die späten Zeiten; das Volk und seine Verfassung in den verschiednen Perioden; mit Entgegenstellung der Bundesgenossen, der Halbbürger, der Provinzen und ihrer Verwaltung; die Gesetzgebung; die Gesetzvollziehung; die Staatsverwaltung des Innern und des Auswärtigen: hierzu Senat, Magistrate, andre Angestellten, in der freyen Republik und im Kaisertum, der Hofstaat s. w.; die Theile der Staatsverwaltung: das Steuer- und Finanzwesen; das Polizeywesen im weiten und im engern Sinne, also Anstalten für Bevölkerung, öffentliche und Privat-Sicherheit; für den Landbau, Kunstfleiß, Gewerbe, Handel, Seewesen, Münze und Geldwesen, Volks-Cultur; Gerichtswesen und Rechtspflege, Religionswesen, Kriegswesen; Verhältniß zu fremden Völkern, also Grundlage zum auswärtigen Staatsrecht. Nun folget endlich die Stufe der Cultur der Nation, und das dadurch gebildete öffentliche und Privat-Leben eines Römers, mit seinen Verhältnissen und Rechten als Bürger, als Hausvater s. w. in allen seinen häuslichen Beziehungen. In diesem Hauptstücke wird nur dasjenige anzuführen seyn, was den Römern eigen, wenigstens von unsrer Lebensart verschieden war. Mag man für

das Subjectivische bey dem Vortrag, wie wir selbst erfahren haben, zweckmäßig anders ordnen, und oft eine Auswahl des Ueentbehrlichsten brauchen: so scheint uns doch eine künftige Bearbeitung der Römischen Alterthümer in ihrem Umfange auf das Angeführte Rücksicht nehmen zu müssen. Aber auf geographische und historische Kenntnisse (von Sprachkenntniß versteht es sich ohnedem) muß alles gegründet seyn. Alsdann wird auch das Studium einen mehr umfassenden und eingreifenden Nutzen haben, wenn man den Staat und das Volk in eine leicht zu fassende Uebersicht gebracht sieht; wie viel von dem hohen Begriff von Römertugend und vom Bürgerglück abzurechnen, wie viel dagegen zur Schätzung des durch sie zerstörten Menschenglücks noch hinzu zu rechnen ist, und wie das überbleibende wenige Gute für die Welt bloß als zufälliger Erfolg angesehen werden darf. Die Topographie Roms, eine Geographie Italiens und der Provinzen, mit der Geschichte der eroberten Länder, kann schwerlich eine Stelle in den Römischen Alterthümern behaupten, so wenig, als die von Nitsch eingeschaltete Literatur und Kunstgeschichte mit den Kunstwerken; ob dieses gleich dienen kann, die Umsicht der Schuljugend auf eine Menge Gegenstände zu leiten, von welchen sie sonst wenig oder nichts höret; wenn nur dabey die andre Art, Kenntniß der Römischen Alterthümer durch das Lesen und Erklären der Classiker selbst zu erwerben, nicht vernachlässigt wird; auf diesem Wege werden auch jene Kenntnisse richtiger und bestimmter gefaßt werden, als Nitsch sie geben konnte.

Alles dieses aber bey Seite gesetzt, bleibt Nitsch immer noch ein brauchbares und nützliches Buch, zumahl für die Schuljugend.

H

Rom.

Li Bassirilievi antichi di Roma — Illustrati da Giorgio Zorzi (s. oben S. 287 u. 301). Daß die Fabel von Ebeben, insonderheit die von dessen Ursprung und vom Cadmus, ihren eignen Charakter hat, fällt in die Augen. Weiter ist bekannt, daß die Samothracischen Mysterien und Mythen einen eignen Kreis bilden, und offenbar einen sehr frühen, aus dem Oriente abgeleiteten, Ursprung verrathen. Nur, daß leicht wahrzunehmen ist, Dionysus muß später hinzugekommen seyn, und daß man auch hier wohl unterrichtet seyn muß, was alle die Bruchstücke von dunkeln Nachrichten hinlänglich zu erkennen geben, daß Vieles in die Mysterien nachher gekommen sey, und daß alle mehr als einmahl reformirt, oder, wie es jetzt heißt, organisirt, entbildet, verbildet und mit Gottheiten und Gebräuchen versehen sind, welche weiter hin das Alte ganz entstellten. Nach und nach ward Bacchus, Cybele, Demeter und Proserpina, Pelasgisches und Hellenisches, aufgenommen und in die Samothracischen Mysterien eingemischt. Wie könnte sich auch ein Gottesdienst rein erhalten, der bloß in einem Ritual, in alten Traditionen, und in Deutungen fremder symbolischer Gebräuche besteht! Wehe den Deutungen, wenn dieß alles, und wohl noch Alexandrinische, Neuplatonische, Schwärmeren, auf die Stiftung der Teletä angewendet wird! Hr. Z. macht nun die Combination, daß der Thöotische Cadmus und der Samothracische Casmilus oder Cadmilus in der Cabirischen Religion, ein Diener der drey großen Gottheiten, Eines seyen; der letztere sey der Hermes aus Aegypten, wenn gleich eine Phöniciſche Colonie eingewandert seyn mag. Daß Cadmus bloß ein perso-

nificirtes Wesen sey, und die Aufkömmlinge aus dem Morgenlande, Kedom, bedeute, ist eine schon angenommene höchst wahrscheinliche Meinung; Auf die angeblichen Nahmen von Etistern ist in mythischen Zeiten überhaupt nicht viel zu bauen. Aber jetzt wäre er eine Gottheit symbolischer Art. Die Harmonia, des Cadmus Gemahlinn, führt auf das alte physische Philosophem, das auch in den Samoethracischen Mysterien zum Grunde lag, von der Vereinigung der Elemente zur Weltbildung, so werde die fatale Halskette Symbol der gliederreichen Kette des unvermeidlichen Schicksals, selbst ganze Geschlechter durch, auch gewesen seyn. Der Mythe ward hierauf nach Erheben gebracht, und erlitt in der Folge die bekannten Veränderungen. Wahr ist es, daß die ganze Fabel vom Cadmus, die Drachenzähne, die Verwandlung des ehelichen Paares in Schlangen, einen ähnlichen Umstriß alter Symbolik hat. So weit hat alles seinen Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit; aber andre Nebenbemerkungen mögen daselbst und in den Anmerkungen nachgesehen und geprüft werden. Eine scharfsinnige Vermuthung S. 16 in der Note müssen wir anführen: Die sonst Antinous, nunmehr Mercur, benannte berühmte Statue, die aus dem Pio-Elementino nach Paris gewandert ist, hat schlecht gearbeitete Füße, absichtlich, meint Hr. Z., und vermuthet daher, daß es ein Oedipus sey. III. Ein Fragment, Mercur, schreitend, hält den kleinen Bacchus auf dem Arm (vergl. mit Mus. Pio-Clem. IV, t. 19. G. U. A. 1790 S. 747). Beyläufig andre ähnliche Vorstellungen, darunter die bronzene Schale mit der Geburt des Bacchus, auf welcher der Nahme Thalnia gut erklärt wird für die Ilithyia der Etrusker; eben so sey dasselbe

Wort auf der Patera Cospiana zu verstehen; welche noch weiter erklärt wird. IV. Acratus, aufrecht gehalten von einem Satyr. Deym Pausanias steht: *δαίμων των ἀμφὶ Διονύσου Ακράτος*. Hier wird es als der Nahme des Silens, des Erziehers des Bacchus angenommen. Vermuthlich kömmt er auch im Nonnus vor. V. und VI. Bacchische Tänze: voll Leben; vier weibliche und vier männliche Tanzende, in Contrast auf vier Feldern.

(Die Fortsetzung folgt.)

H

Hermannstadt.

Von den Siebenbürgischen Provinzialbättern (s. zuletzt G. G. A. 1808 S. 88) sind uns noch drey Stücke zugetommen, des zweyten Bandes zweyter, dritter Heft, und des dritten Bandes erster Heft. Wir wollen nur Einiges anführen, was für die Notiz der Ausländer seyn kann: Chronologisches Verzeichniß der Pfarrer des Hermannstädter Capitels seit 1327, und eine Chronik Unitarischer Schulrectoren am Altclausenburger Collegium im 16. Jahrhundert, worunter sich einige merkwürdige Männer befinden, Johann Sommer, von Pirna in Meissen, und Jakob Paläologus. Zehnjährige Marktpreise zu Hermannstadt, woraus erhellet, was Wucher und Papiergeld zur Theuerung wirkt. — Von der Kuhpocken-Impfung ward in der letzten Hälfte des Jahres 1800 der erste Versuch in Hermannstadt gemacht, durch den durchreisenden Englischen Wundarzt Scott; er mißlang aber, so wie der vom Wundarzt Joseph Endlicher, wegen Untauglichkeit der Impffäden; der brave Mann fuhr aber fort, es gelang, und die Vorurtheile wurden besiegt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 25. Februar 1808.

Göttingen.

Herrn

Die diesen ganzen Winter hindurch herrschend gewesene ungünstige Witterung hat auf der hiesigen Sternwarte nur wenige Beobachtungen des letzten Kometen, und meistens nur unter nicht vortheilhaften Umständen, erlaubt. Da dieselben jetzt überall zu Ende seyn werden, so stellen wir hier alle diejenigen zusammen, die seit der Ankunft des Hrn. Prof. Gauß hier haben gemacht werden können.

Mittlere Zeit.	Scheinbare gerade Aufst.	Scheinbare nördl. Abw.
1807		
Dec. 17. 11 ^{u.} 24' 44"	305° 54' 0"	45° 4' 30"
29. 7 59 21	318 57 41	46 41 48
29. 11 36 33	319 6 35	46 43 11
1808.		
Jan. 4. 7 22 12	325 11 19	47 12 46
4. 9 13 57	325 15 53	
4. 17 30 26	325 36 38	
31. 9 31 34	349 46 43	48 9 26

Alle diese Beobachtungen wurden mit dem Kreis-
mikrometer durch Vergleichung mit Sternen der
G (2)

histoire céleste ange stellt, die letzte ausgenommen, wo ein bisher nicht bestimmter Stern siebenter Größe zur Vergleichung angewandt wurde, für dessen Stellung erst am 14. Februar eine Beobachtung erhalten werden konnte. Diese gab

scheinb. ger. Aufst. des Sterns $350^{\circ} 14' 38''$

scheinbare nördliche Abweichung 48 4 33

Nach dieser künftig noch zu berichtigenden Stellung ist obige Beobachtung reducirt.

Die bereits durch die Monatliche Correspondenz bekannten parabolischen Elemente des Kometen, welche Hr. Prof. Gauß schon im Anfange Novembers berechnet hatte, stimmten mit diesen spätern Beobachtungen folgender Maßen überein:

	Unterschied	
	ger. Aufst.	Abweichung.
Dec. 17	+ 49''	- 28''
29	+ 6	- 25
	+ 49	- 55
Jan. 4	- 18	- 21
	- 6	
	+ 18	
31	- 84	+ 24

Es würde kaum der Mühe werth seyn, nach diesen Beobachtungen jene Elemente nochmahls zu verbessern, zumahl da die letzten Beobachtungen schon wegen des schwachen Lichtes des Kometen, dessen Ein- und Austritte am 31. Jan nur mit Mühe beobachtet werden konnten, keiner vorzüglichen Genauigkeit fähig waren. Sollte man auf andern Sternwarten nicht viel glücklicher gewesen seyn, so wird sich schwerlich über die Abweichung der Bahn dieses Kometen von der Parabel, seiner langen Sichtbarkeit ungeachtet, ein entscheidender Aus-

spruch thun lassen: gewiß ist's indeß auf alle Fälle, daß dieselbe nur sehr klein seyn kann.

Am 14. Februar war der Komet im Herschelschen Telescop nur noch eben zu sehen, allein an eine eigentliche Beobachtung war nicht mehr zu denken.

Rom.

H.

Li Bassirilievi antichi di Roma — von Zoega — *Seconda Distribuzione*. 1. Agosto 1807. S. 25—44. Tafel VII. Der Indische Triumphaufzug des Bacchus. Der Gegenstand von mehreren Kunstwerken; aber, daß Relief hat verschiedene Eigenheiten: eine ungewöhnliche Anzahl Thiere, außer den vorgespannten Elefanten, Panther, Esel, kömmt ein Löwe, Kamele, Pferde, deren Gebrauch in den frühern Zeiten überhaupt so eingeschränkt war, vor; noch am Wagen die Figur eines Greifes, der sonst der Bacchischen Fabel fremd ist (die Griechen hätten ihn betrachtet "als einheimisch in den Hyperboreischen Gegenden des hohen Asiens nach Sonnen Aufgang zu", setzt Hr. Z. hinzu, ohne weitern Beweis; da sonst die Nordgegenden über Griechenland und Thracien für den Mythen der Hyperboreer näher sind); der ganze Zug besteht nicht aus Gefangnen, sondern wirkliche Indier reiten ruhig zu Pferde, und Frauen auf Kamelen; der einzige Vater Silen (hier genannt Acratus) hält einen Schild, und sitzt auf einem Panther, neben dem Wagen; von beidem werden ähnliche Beispiele bengebracht; die Elefanten, mit Blumen bekränzt, werden vom kleinen Amor regirt; den auf dem Wagen stehenden Bacchus unterstützt ein kleiner Satyr, sein Liebling, Ampelus, dessen Rahmen aus dem Nonnus Z. wünscht benbehalten zu sehen, statt des irre leitenden Rahmens Genius; *δαίμονες Διονυσίου* beyrn Pausanias sind eben die

Silenen, Satyrn, Panisten und Nymphen. Ueber das alles ist mehr bey ihm nachzulesen. Was die Fabel von des Bacchus Zug in Indien anlangt, so ward unsre Erwartung nicht getäuscht, da wir Hrn. Z. davon zu hören wünschten. In den ältesten Dichtern kömmt der Zug, so viel man weiß, nicht vor; Euripides in den Bacchä ist, auch nach Z., der erste, welcher ihn erwähnt, aber, wie Z. schön bemerkt, nicht als einen Siegeszug, sondern als einen friedlichen Aufzug; wie der Gott auf dem Marmor erscheint, nicht als ein Mohammed, sondern als ein Dschemschid, um seine Orgia zu lehren, welche auch willig von den Völkern aufgenommen wurden: (also ein Volkslehrer und Religionsstifter, völlig so, wie er für rohe, sinnliche Menschen seyn mußte, die, wie der große Haufe überall durch Prachtaufzüge, selbst mitten im Jammer, geblendet wird, nur durch Bildnerey und religiöse Ceremonien belehrt werden können. Dabey sind die Lehren selbst sinnlich, von den Mitteln, die Gunst der Gottheit zu gewinnen, ihren Zorn zu versöhnen, drohende Uebel abzuwenden, durch Reinigungsmittel &c. Immer dahin muß man wieder zurückkommen, wenn man von alten Religionen, wie die Indische noch ist, sprechen will. Nur ist das Schlimme bey diesen Religionen, daß sie so schwer wieder abzubringen oder zu verbessern sind. Und das ist auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, der ganze Grund der Entstehung der Fabel, die Fortpflanzung des Weinbaues von Asien aus nach Europa, wahrscheinlich zu den Thraciern. Weiter hin wärd die ganze Menschen-Cultur, vermuthlich durch die Orgien, an diesen Weinbau geknüpft. Aber auf welchem Wege und durch welches Volk die Idee vom Indischen Bacchus kam? hier verläßt uns die alte Weltkunde. Aus Indien unmittelbar

sicher nicht, wenn man auch an der Afrikanischen Semiramis Zug nach Indien denken wollte; Von dieser Seite, von Syrien und Phrygien aus, überhaupt nicht, denn diese hatten überall ihre Mutter Erde und Mutter Natur; aber vielleicht über Arabien? mit dem Handel der Phöniciern? zuerst nach Samothracien und zu den Thraciern? wenigstens erscheint hier eine männliche Gottheit zuerst, die zwey Cabiren, als Himmel und Erde gedeutet, wenn gleich die Mutter Natur auch beybehalten ward: nach Varro: Terra et Coelum, ut Samothracum initia docent, sunt dii magni. Der Hermes aus Aegypten (Herodot II, 51) kam wohl später hinzu. Wollte man an den Zug des Osiris oder Sesostris denken, so ist mehr nicht, als bloß eine Aehnlichkeit vorhanden; desto mehr, was nicht paßt; von Gemeinschaft Indiens und Aegyptens ist sogar keine frühe Spur. Den Hauptschwung gab der Fabel der Zug Alexander's nach Indien.) Unser Zoega bauet künstlicher, er leitet die Fabel "von Einführung des Phrygischen Gottesdienstes in Athen und Griechenland erst nach den Zeiten des Trojanischen Krieges, nach den ersten Persischen Kriegen, mit Verbindung des alten Bacchus Osiris, welchen Cecrops und Danaus nach Griechenland gebracht, Melampus aber (bey Herodot) und die Thebaner modificirt hatten. Der Groß-Cornhant, Satyrus, sey für Eines mit dem Thebanischen Bacchus gehalten, und seine Geburt nach Phrygien verlegt worden, seine Truppe (*Θιαστωται*) nannten sich Gemeinhets der Enbele, und als erstes Theater seiner Thaten ward Asien vorgegeben, welches man nach und nach immer weiter ausdehnte". Genug, mit der Zeit erhielt die Fabel, so wie der ganze Mythos vom Bacchus, aus verschiedenen Veranlassungen, die nicht hierher gehören, gar man-

nigfaltige Verschiedenheiten; ohne deren genauere noch nicht gemachte, Bemerkungen und Abfonderungen sich über den Bacchus schwerlich viel Besiehendes sagen läßt. Wie viel auf Nonnus Dionysiaci zu achten sey, wird uns nach strenger Prüfung unser Creuzer lehren. VIII. Der feyerliche Aufzug des Dionysischen Craters (crater Dionysiacus), so wie er in der Pompa Dionysiaci des Prolemäus Philadelphus bey Athenäus V, 7 beschrieben ist; er ist von ungewöhnlicher Größe, auf einem Wagen mit zwey Rädern ohne Speichen, von zwey Eseln gezogen; auf dem Vordertheil des Wagens sitzt ein gefangner Indier, an einer Kette um die Hand, welche von einer Baccha gehalten wird, die die Esel leitet; hinter dem Wagen gehet ein bekränzter Satyr, hinter dem ein anderer einen Elefanten führt, auf welchen ein anderer gefangner Indier, mit den Händen auf den Rücken gebunden, sitzt. Aus den Bemerkungen von Z. heben wir aus: Aus dem Munde des Gefäßes scheint ein Thyrsus zu ragen, oder ein Pinienstamm; aber es ist der Knopf auf dem Deckel. Gute Bemerkung über das Costume der Indier, das so oft auf den Bacchischen Denkmählern vorkommt: die eigentliche Kleidung der Hindus haben die Alten nicht gekannt; sie geben ihnen, so wie den Barbaren überhaupt, die warme Kleidung aus dem Norden von Asien, welche die Scythen, Parther und Perfer gehabt haben mögen; Eben daher scheint auch das Costume der Trojaner und Phrygier entlehnt zu seyn. Das älteste Werk, worauf ein Trojaner vorgestellt ist, das ihm vorgekommen sey, ist das Relief bey Caraffa Noja mit Schrift (Winkelm. Monim. ined. Nr. 115.) darauf erscheint Paris noch, als Griechischer Held, nackt mit Chlamys. Die Indier haben schlichte Haare; aber die Künstler geben ihnen bald krauses Haar,

vermuthlich als wären es Aethiopier, oder abgeschnit-
tenes Haar, wie auf dem Werke, das hier erläutert
wird. IX. Gefangne Indier, ein Bruchstück von
guter Arbeit (kömmt ungefähr mit dem Relief Pio-
Clem. IV, t. 23 überein). Ein Indier und eine In-
dierinn, mit rückwärts gebundenen Händen, werden
geführt von zwey Satyrn (oder Faunen); der letztere
hält eine ungewöhnlich lange Trompete. X. Ein
Silen, der einen Crater trägt, und eine Baccha
mit dem Tympanum; es scheint zu dem vorigen,
vielleicht Theil einer Frieße, gehört zu haben; ein
zwischenstehendes langes Gefäß dient, wie gut be-
merkt wird, bloß zum Ruhepunct für das Auge auf
mehrern Reliefs. XI. Eine häusliche Ansicht
(Scena domestica). Mit diesem Nahmen belegt Z.
ein merkwürdiges erhobnes Werk, das wir bereits
bey Winkelmann Monim. ined. Nr. 19 kannten, wo
es auf die Fabel von der Ceres, die, um dem Nep-
tun zu entgehen, sich in eine Stutte verwandelt, ge-
deutet wird. Z. will mehr nicht darauf finden, als
eine gewöhnliche Vorstellung aus dem häuslichen Le-
ben: ein Mann und seine Frau oder Geliebte, und
sein Handpferd daneben. Die Beyfügung des Pferdes
ist gar zu seltsam, und die Deutung nicht weniger be-
fremdlich, als die Winkelmannische, wenn man nicht
an andre ähnliche Reliefs auf Sarcophagen, wo auch
Pferde, sogar durch Stallfenster, zu sehen sind, denkt,
welche auch angeführt werden. XII. Eine Dame
im Bade, die schon in den Admiranda 59 vorkömmt,
und für eine weinende Braut gehalten wird, der eine
Esklavinn die Füße wäscht; das Werk bietet dem
Hrn. Z. eine desto gelehrtere Erklärung dar: das um-
gestürzte Gefäß sey die Oeffnung von einem Brunnen-
stück; die weibliche Figur weine wegen Schmerzen an
einer Narbe, die durch einen Schwamm gestrichen

320 G. g. A. 32. St., den 25. Febr. 1808.

worden, und es sey Venus, die sich bey Gelegenheit des Todes des Adonis in den Dornen gerigt hat, am Strome Nyctus. (Die Fortsetzung folgt.)

A Paris.

Oeuvres complètes de Chamfort, l'un des Quarante de l'Académie françoise. *Seconde Edition*, revue, corrigée — augmentée — Bey Colnet und Fain 1808. Octav 2 Bände, To. I. 462 Seiten, To. II. 548 Seiten. Wir haben die erste Ausgabe dieses vielgelesenen Schriftstellers, mit dem, was sie in drey Bänden begriff, zu ihrer Zeit angezeigt (Gött. gel. Anz. 1796 S. 1622). Die jetzige ist im Druck mehr zusammengefallen. Die Zusätze sind schwerlich von dem Belang, daß man die erste Ausgabe aufgeben sollte. Wir fanden im Vergleichenden folgende. Im ersten Bande: Discours sur l'influence des grands écrivains sur l'esprit de leurs siècles. Eine von der Académie zu Marseille 1767 gekrönte Preisschrift. Dann die Rede bey der Aufnahme Chamfort's in die Französische Académie 1781, von welcher vorher nur Auszüge gedruckt waren (Fragments du Discours To. I. S. 139 der ersten Ausgabe). Die darauf folgende Réponse au Discours de réception, von Seguiet, S. 142, ist ein neues Stück in dieser zweyten Ausgabe. Zwey Briefe unter den Lettres diverses, nach dem fünften, VI. und VII., so daß VIII. folget, und die Zahl der Lettres nun statt 14 auf 16 gehet. Der größte Zusatz ist am Ende der Anecdotes et Caractères To. II. S. 260 — 296. In den Gedichten und Gedichtchen sind einige Verbesserungen, und vielleicht auch ein paar neue kleine Poesien.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 27. Februar 1808.

Eöln.

N. 1.

Bey Keil: Libellus de Dysenteria. Auctore
 J. G. Rademacher. 264 S. in gr. Octav. 1806.
 Praefatio. Praemonitum. Cap. I. *Trium mor-
 horum popularium historia*. In den Dörfern um
 Cleve war 1795 die Ruhr. 1796 wurde diese Stadt
 auch befallen. Der Verf. hatte über 300 Ruhr-
 franke zu behandeln. 1797 ließ er sich in Goch
 nieder. 1800 ging eine epidemische Diarrhöe vor-
 an, welche kräftige Behandlung mit Wobusft ver-
 langte. Im Anfange Septembers zeigte sich die
 Ruhr, verbreitete sich schnell durch die Stadt, und
 herrschte bis in die Mitte Novembers. Nur die am
 Kirchhof belegenen Häuser blieben verschont, und
 eine, wie jene Häuser, dem freyen Luftzug sehr aus-
 gesezte Straße hatte nur wenige Ruhrfranke. Vom
 Ende Novembers bis zu Ausgang Decembers zeig-
 ten sich noch Fieber, die man in etwas dysenterisch
 nennen konnte. Im Herbst des Jahrs 1801 zeigten
 sich wieder solche dysenterische Fieber, die wahre Ruhr
 befiel aber nur zwölf Einwohner der Stadt. Im
 H (2)

August 1802 traten wieder diese dysenterischen Fieber ein; im September bis zur Mitte Novembers wüthete aber in der Stadt die Ruhr. Die Häuser am Kirchhof blieben auch dieses Mal verschont, und nur zwey Häuser jener oben erwähnten Straße hatten einige Ruhrkranke. In diesen drey Ruhrseuchen war sich alles gleich in Hinsicht der Natur des Uebels, der Heilart, der begleitenden Zufälle und der Gefahr. Daher faßt der Verf. ihre Schilderung in Einem Gemählde. Der Mangel der Kopfschmerzen, der Delirien, zeigte sich auch hier im Allgemeinen. Eistatte Hände war das schlimmste Zeichen; nur zwey starben ohne dieselben. — Cap. II. *Disputatio de causis et natura dysenteriae.* Die wahrnehmbaren Witterungsveränderungen geben über die Entstehung der Ruhr keinen Aufschluß, ob man gleich wisse und begreife, daß Diarrhöen von derselben und von Verkältung entstehen. Diese Diarrhöen wären aber selten gefährlich. Gegen die von Stoll vorzüglich in Gang gebrachte, von Friedrich Hoffmann aber schon geäußerte, Vorstellung von der Ähnlichkeit der Ruhr mit Catarrh und Rheumatism, und von der catarrhalischen oder rheumatischen Natur der Ruhr. Im Catarrh werde kein Blut abgesondert; gewohntes Nasenbluten bleibe im Laufe von Catarrhen aus; trete Nasenbluten ein, so sey der Catarrh geendigt. Aber Rheumatismen gingen oft der Ruhr voran, wären während des Verlaufes dieser entfernt, und träten wieder ein, wenn diese geendigt sey. Müßten aber, erwiedert Hr. K., Uebel, die mit einander abwechseln, eine gemeinschaftliche Ursache haben? Es gebe noch viel größere Uebel, die zum Schweigen gebracht würden, wenn ein mit ihnen gar nicht in Verbindung stehender Affect des Darmcanals sich ausbilde. Daß Rheumatismen oft der Ruhr folgen,

käme von der durch die vielen Schweiß so sehr vermehrten Empfänglichkeit der Haut für Verkältung. Außer der Ruhr entstehen viele andre Krankheiten, so bald Empfänglichkeit für sie da ist, die Jahreszeit, die epidemische Constitution, sie begünstigen, auf Verkältung, so wie auf Veranlassung andrer gelegentlichen Einflüsse. Die schädliche Einwirkung einer Verkältung stämpelt die Natur einer Krankheit nicht zur catarrhalischen oder rheumatischen, oder alle Krankheiten müßten am Ende als catarrhalisch, rheumatisch angesehen werden. (Sehr wahr, so fern es die Zusammenstellung von Rheumatismen und Ruhr betrifft, und die Folgerungen aus der schädlichen Einwirkung von Verkältungen. Aber Catarrh und Ruhr fallen doch in Vielem ihrer innern Natur nach, und in vielen Verhältnissen zusammen. Das Nasenbluten, das bey denen, die dazu geneigt sind, in der Heftigkeit des Catarrhs sich nie darstellt, leidet keine Vergleichung mit der geringen Zumischung von Blut in dem Abgang der Ruhrkranken.) Obst schade nur, wenn sein Mißbrauch bey geschwächten Personen Durchfälle veranlasse. Ansteckung nimmt Hr. N. an, nicht nur von Kranken unmittelbar, sondern läßt auch deren Ausdünstungen in die Atmosphäre übergehen, da sich anhäufen, wo in engen Straßen der freye Luftzug stockt. Daher blieben die großen, offenen Plätze und Straßen so oft frey. (Zu wenige Erfahrungen leiten den Verf. hier. Bey jeder Epidemie von Ruhr findet man gewisse Gegenden einer Stadt mehr befallen, andre verschont bleiben, ohne Erklärungsgründe auffinden zu können. Rec. läugnet die Ansteckung nicht. Er findet aber, daß man ihr im Allgemeinen zu viel, und den verstärkten oder geschwächten epidemischen Einflüssen zu wenig zuschreibt.) Der After erwachsener Personen werde selten wund,

obgleich so viele Stuhlgänge erfolgen. Ein Hauptmoment der Ruhr sey eine Affection des Darmcanals specifischer Art, welche entstellte Säfte erzeuge, die, ob sie gleich unter keine bis jetzt bekannte chemische Schärfe zu stellen sind, doch dieselbe Thätigkeit des *Solidum vivum* aufrufe und verstärke, von der sie ihr Daseyn habe. Eine andre Wirkung sey die vermehrte Bewegung der Gedärme, nicht nur der Gefäße derselben, sondern auch ihrer Muskelfasern, beide aber nicht immer in gleicher Stärke. Einige Ruhrkranke gehen nicht häufig zu Stuhl, leeren aber dasselbe Verdorbene aus, und zu Zeiten ist dieses es nicht in hohem Grade bey sehr zahlreichen Ausleerungen. In manchen Epidemien sey, dem Zeugniß andrer Schriftsteller nach, gar kein Blut abgegangen. Mit Recht ist dem Verf. nicht der Hauptpunct der Kur die Lösung des Krampfes zwischen den dünnen und dicken Gedärmen, da oft kochige Stuhlgänge erfolgen, ohne Verminderung der Krankheit und ihrer Gefahr. Die Entstehung des Fiebers leitet er von der Fortpflanzung der Reizung des Darmcanals auf den ganzen Körper durch den Consensus jenes mit diesem. Die Stärke des Fiebers hänge nicht so sehr von der großen Reizung des Darmcanals ab, als von der Beziehung zwischen der Reizbarkeit des Darmcanals und der des ganzen Körpers. Daher die Verschiedenheit in allen Erscheinungen des Fiebers bey jeder Epidemie. Hr. N. sieht das Fieber als keinen *morbum primarium* an. Das schnelle Verfallen der Kräfte, die große Abmagerung in der Ruhr enthalte viel Dunkles. Der Verlust an Säften komme nicht in Betracht, wenn man erwäge, was in so oft gefahrlosen Diarrhöen ausgeleert werde. *Humorum jactura est modica, febris non vehementissima, notis saltem non skipata suspiciosis, et tamen*

aegri intra paucos dies rapi possunt. Oportet itaque suscipere irritamenti effectum *inadspicuum*!! Der Verf. peinigt sich und die Leser nun mit Erklärungen und Widerlegungen, was hier so niederwerfe, und oft so schnell und unerwartet den Tod herbeiführe. Unmittelbar soll der dysenterische Reiz die Lebenskraft nicht vernichten. Hiervon fehlten die Zeichen, da die Muskelkräfte sich erhalten, der Geist bis zum Tode vom Phantastren frey bleibt, und solche Mittel, als Wein, bittere, stärkende, zusammenziehende Mittel, in diesem Zustande schaden. Erschöpfung durch einen zu großen Schwung, der allen Functionen gegeben werde, könne man auch nicht gelten lassen, da man denselben so oft gar nicht wahrnehme, und er in andern Krankheiten viel stärker sey, ohne solche Folgen. Hr. N. glaubt nun Licht zu verbreiten, wenn er annimmt, der Mechanismus des Körpers werde verletzt; wie und wodurch, läßt er unentschieden. Die Analogien, mit denen er dieser bestreudenden Ansicht Eingang verschaffen will, sind hier theils nicht anwendbar, theils noch mehr als im Streit. Vielleicht, heißt es in einer Anmerkung, werden durch den Ruhrreiz die Gefäße der Wände der Gedärme gelähmt, und so in den Häuten der Gedärme der Brand erzeugt. Hierzu bedürfe es nicht einer vorhergehenden Entzündung. Aber nicht allein auf die Fehler des Baues, sondern auch auf Verderbnisse des Blutes und der Säfte wäre unsre Aufmerksamkeit zu richten. Aber hier sey noch Alles im Dunkeln. Von den Fortschritten der Chemie hofft er Aufschluß und Hülfe. Vielleicht theile sich der ansteckende scharfe Stoff, wenn er zu reichlich abgesondert werde, allen Säften mit, und ersticke, gleich einem narcotischen Gifte, das Lebensprincipium. (Zu solchen Irrungen und Einsei-

riakeiten führt eine leichte, nichtsagende Hypothese selbst einen scharfsinnigen Schriftsteller, der die bessere Richtung hat, innerhalb des Kreises seiner Erfahrung sich zu halten. Der unbestimmte Begriff Ruhrreiz kann nicht leiten, nichts aufhellen. Worin soll er bestehen? was seyn? wie entstehen? wie wirken? wie getilgt werden? Aller Aufschluß, den wir erhalten, ist: der Ruhrreiz erregt Darmreizung, diese erzeugt von neuem und vermehrt den Stoff, der der Ruhrreiz ist. Das Fieber ist nur eine consequente Folge der Darmreizung. Dank sey den großen Geistern, die in den letzten funfzehn Jahren die Medicin revolutionirten, daß das Ungenügende, Dürstige einer Theorie nicht mehr abfremden und Widerswillen erregen kann. Alle Empfänglichkeit für Evidenzen dieser Art hat die Literatur der neuern Zeit längst erschöpft! Nur bedauern wir, wenn ein solcher Selbstdenker, wie Hr. N., der von den Verirrungen der neuern Schulen sich frey erhalten hat, sich einer höchst einseitigen Hypothese hingibt, sich im Fortschreiten selbst hemmt, und nun noch weniger, als etwas Halbes leistet. Wie ist es möglich, die Natur der Ruhr aufzuhellen, wenn man den mannigfaltigen frankten Ereignissen im Darmcanal und dessen Verbindung nicht die volteste Aufmerksamkeit widmet? nicht das, was da vorgeht, einzeln und in seinem Zusammenhange, nach seinem Ursprunge, Verlaufe und Ende erörtert, so wie die Krankheitsercheinungen, die eignen und fremden Sectionen, und die Hülfe, welche die Kunst leistet, die Data dazu geben? Alles das faßt der Verf. unter Darmreizung — einem sehr unbestimmten, zweydeutigen Worte — zusammen, und entzieht sich so den fruchtbarsten Untersuchungen. Seine geistvollsten Vorgänger fehlten, indem sie denselben Forschungen aus dem Wege gingen,

bloß den Charakter des begleitenden Fiebers nach dem System, dem sie anhängen, zu bestimmen suchten. Dieses Fieber, das nie fehlt, ist dem Verf. bloß eine zufällige, consensuelle, unwichtige Erscheinung! Er verkennt, daß das Local-Leiden des Unterleibes nur eine Folge, ein Ausdruck, des Allgemeinleidens ist, das nach den Richtungen, die jenes nimmt oder erhält, in der Folge anders artet.) — Cap. III. *De praecavenda dysenteria.* — Cap. IV. *De curanda dysenteria.* Alle Reizung, wenn sie aufs höchste gesteigert werde, besänftige sich durch Brechung der Lebenskraft. Der Mohnsaft äußere unmittelbar schwächende Wirkung auf die Lebenskraft des Darmcanals, und heile so Ruhren. Allen von der epidemischen Ruhr befallenen Erwachsenen, die nicht in zu hohem Alter waren, gab er von Anfang an fünfzehn Gran Tragacanthgummi, in sieben Unzen Wasser aufgelöst, mit hundert Tropfen Mohnsaftinctur (der Preussischen Pharmacopöe, wie wir vermuthen), alle Stunden zu einem Eßlöffel (also ungefähr 14 Tropfen dieser Mohnsaftinctur jede Stunde). Der Erfolg sey verschieden. Meistentheils vermindern sich alsbald die Zahl der Stuhlgänge und die Schmerzen. Wenn denn der Kranke vielleicht vorher 50 Mahl in 24 Stunden Ausleerungen hatte, so erfolgen nun den nächsten Tag etwa deren 5 oder 4. Setzt man den Mohnsaft nun aus, oder verringert dessen Gabe, so stellen sich die häufigen Stuhlgänge und Schmerzen wieder ein. Daß so viele Aerzte nicht einsahen, man müsse fortfahren, den Mohnsaft in so starken Gaben zu reichen, habe gegen dieses große Mittel mißtrauisch gemacht. Mohnsaft in dieser Menge verringere zwar schon den ersten Tag so nachdrücklich die Zahl der Stuhlgänge, aber nicht ihre Beschaffenheit. Diese bleibt so abweichend, als es

die Ruhr charakterisirt, und zwar bis zum 4ten Tage, dann erfolgen, früher oder später, erst excrementa stercorosa, aber höchst flüssiger Art, und nicht selten noch mit Schleim und Blutstreifen vermischt. Je mehr der Mohnsaft die Leibesöffnung in den ersten Tagen hemmt, daß sie nur 3—4 Mahl, besser nur Einmahl, am besten gar nicht, erfolgt (mit einer Beschränkung, die Hr. N. später anführen will), desto wohlthätiger ist seine Wirkung. Zu voreilig glauben Viele, wenn kothige Ausleerungen eintreten, die Krankheit sey gehoben. Segen die Kranken den Mohnsaft dann aus, oder nehmen ihn in geringerer Gabe, so fallen sie alsbald wieder in ihre vorigen Leiden; die Stuhlgänge verlieren diese bessere Beschaffenheit. Trotz aller flüssigen kothigen Stuhlgänge, die nicht aufhörten, wären Viele gestorben.

8—10 Tage erfolgen nun alle 24 Stunden 2—3—4 flüssige kothige Stühle, ungeachtet der so starken Gaben Mohnsaft. Die ersten kothigen Stuhlgänge machen viele Schmerzen, da sie durch die so empfindlich gewordenen dicken Gedärme hindurch müssen. Sie verbreiten gewöhnlich einen sehr säuerlichen Geruch, da sie wegen der Zusammenschnürrung der Gedärme so lange stockten. Dieser verliert sich von selbst. In diesem Zeitraum ist der Abgang oft aschgrau, was der Verf. geneigt ist, von einer Afficirung der Gallenabsonderung abzuleiten. Er schärft große Vorsicht ein, die Gaben des Mohnsaftes nicht zu frühe, nicht zu sehr, zu vermindern, wenn selbst in späteren Zeiträumen der Stuhlgang von festerer Beschaffenheit wird, und gibt bestimmte Vorschriften darüber. — (Die Fortsetzung im nächstfolgenden Stück.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 27. Februar 1808.

Eöln.

Libellus de Dysenteria. Auctore J. G. Rademacher (s. das vorhergehende Blatt). Stingly

So lange nur noch etwas Neigung zu vermehrten oder gar schmerzhaften Stuhlgängen zurückbleibt, sey der fernere, wenn auch viel sparsamere, Gebrauch des Mohnsaftes nöthig, wenn man traurige Nachkrankheiten und lange Rückbleibsel der Ruhr verhindern wolle. Merkwürdig sey es, daß Kranke, welche die heftigsten Zufälle in der Höhe der Krankheit mit ruhigem Gemüthe ertragen hätten, nun von viel kleineren und seltner eintretenden Beschwerden so niedergedrückt und verstimmt wurden. Dieses ereigne sich vorzüglich bey Frauenzimmern. (Rec. glaubte diese Verstimmungen oft den Nachwirkungen des Mohnsaftes zuschreiben zu müssen.) Zu Zeiten stoße man auf einen Fall, der noch stärkere Gaben Mohnsaft im Anfang verlange, als nach obiger Mischung gereicht werde. Hier müsse man nicht ängstlich zaudern. Die im May und Junius einzeln von der Ruhr Befallenen erfordern viel kleinere

J (2)

Gaben Mohnsaft. Diese Art Ruhr sey weder heftig, noch von langer Dauer. (Rec. gab seinen Ruhrkranken nur im Anfange, des Tages zwey Mahl, später nur Einmahl, eine starke Gabe Mohnsaft von $1\frac{1}{2}$ —2 Gran in Substanz, und in der Zwischenzeit alle 2 Stunden 2—4 Tropfen der Eckardtschen Opiumtinctur mit dem erwünschtesten Erfolg.)

Das Fieber verlange keinen besondern Kurplan. Es entstehe aus Reizung der Därme, und werde gehoben, wenn man diese tilge. Sterbe Jemand an der Ruhr, so sagen viele Aerzte, er sey am Faul-, Nerven-, bössartigen Fieber gestorben. Hätten sie nur vermocht, die Stuhlausleerungen zu hemmen, so wären die Faul-, Nervenfeber verschwunden. Alle roborantia, antiseptica, excitantia, helfen hier wenig. Sie sind überflüssig, wenn die Menge der Stuhlgänge vermindert werden kann. Ist dieses nicht zu bewirken, so belästigen diese Mittel nur den Körper. Es gebe allerdings Faul- und Nervenfeber mit Durchfällen, selbst mit blutigen. In diesen könne man allerdings mit bloßen stärkenden Mitteln Mehrere erhalten, ohne alles Bestreben, die Stuhlgänge zu verringern. Diese an sich schon verkehrte Methode leide aber keine Anwendung auf die Ruhr. In jenen Fiebern sey das Sinken der Kräfte der Hauptpunct, und der Durchfall nur Symptom. Erfahrungen haben den Verf. gelehrt, daß die Fieber mit erschöpften Kräften, die man Nervenfeber nenne, sich nicht leicht mit der Ruhr verbinden. Als im Jahr 1803 Nervenfeber der bössartigsten Form in seiner Stadt und Gegend wütheten, sey im Herbst die Ruhr gemein geworden. In demselben Hause habe man zuweilen Nervenfeber und Ruhr gesehen, ohne daß beide zugleich denselben Kranken ergriffen. Mit den größten Besorgnissen

habe ihn die Idee erfüllt, beide Krankheiten mögen zusammenfallen; aber die Ruhr sey in ihrem gewöhnlichen Gange geblieben, und sey den angegebenen Mitteln, wie immer, gewichen. (Aber auch das Nervenfieber? Rec. beobachtete oft an Nervenfiebern des spätern Sommers und frühern Herbstes, wenn in diesen Jahreszeiten Ruhren oder Diarrhöen herrschten, eine sehr nachtheilige Neigung zu Durchfällen und Erbrechen.). Wahr sey es, in den Herbst ruhren dauere das Fieber noch fort, wenn man auch durch Mohnsafft die übermäßigen Bewegungen des Darmcanals getilgt habe. Aber diese seyen dann nur unterdrückt, nicht geheilt, welches daraus erhelle, daß sie wieder entstehen, wenn man den Gebrauch des Mohnsaftes unterbreche. So lange liege der Darmreiz und Mohnsafft als zwey streitende Potenzen mit einander im Kampfe, und der Körper könne nicht im Zustande der Behaglichkeit seyn. Sey kein Opium mehr nöthig, so verliere sich das Fieberhafte auch bald von selbst. (Diese Beseitigung des Einwurfs ist etwas sophistisch. Aber des Verf. Beobachtungen sind sehr lehrreich, und ganz des Rec. Erfahrung und Beurtheilung gemäß. Gleichwohl ist in der Pathogonie und Erklärung der Ruhr auf das Fieber mehr Rücksicht zu nehmen, wenn dieses auch nicht den Namen Typhus verdient, und nicht die Behandlung desselben zuläßt.) Finde man im Anfange der Krankheit, daß, trotz der verminderten Stuhlgänge und gehobenen Schmerzen, der Puls voll und schnell zu schlagen fortfährt, so könne man eine lange Dauer der Ruhr verkündigen. *De diaeta aegrorum.* Es gebe kein Uebel, in welchem die Diät so viel Aufmerksamkeit erfordere. Hr. N. begreift unter Diät die Hautausdünstung, die Seelen-

stimmung und die Nahrungsmittel. Viele einzelne treffliche Vorschriften, wie Verkältung zu vermeiden ist. Freye Hautausdünstung sey eine Bedingung zur Heilung der Ruhr. Befördert sie Mohnsaft nicht, so seyen laue Bäder oder doch Fußbäder u. s. w. nöthig. (Ist das nicht ein Beweis, daß die so genannte Reizung des Darmcanals nur ein Reflex der allgemeinen Krankheit auf die dicken Gedärme sey? Geht nicht aus diesem Bedürfnis von Schweißen hervor, daß die Ruhr, wie alle fieberhaften Krankheiten, eine Krise durch die Haut u. s. w. erfordere?) Zu reichliche Schweißschaden, sind aber nur mit viel Vorsicht zu mindern. Das dürstige Uriniren der Ruhrkranken, selbst bey vielem Trinken und Nichtschwitzen, hat der Verf. richtig beobachtet. Sehr feine Bemerkungen über die verschiedene Gemüthsstimmung der Kranken, derselben Einfluß, und das angemessne Benehmen des Arztes, werden mitgetheilt. Obst, Kohl, Gemüse überhaupt, verwirft er. Fleischsuppen werden empfohlen. In der Ruhr sey mehr Neigung zur Entwicklung von Säure, als von Fäulnis. So habe er und Andre es gefunden. Wein schade meistens. *De revallescentium regimine.* Bey weitem die meisten Ruhrkranken bedurften keiner andern Arznei, nachdem mit dem Mohnsaft alle Zwecke erreicht waren. (Mohnsaft ist allerdings das Hauptmittel, leistet bey weitem in den meisten Fällen alles. Seinen fecken Gebrauch vom Anfange der Krankheit an verdankt Deutschland unserm Hrn. Hofr. Richter, in einer Zeit, in welcher der Muth, die Einsicht und das Ansehen eines solchen Mannes erforderlich waren, um eine solche Kurmethode zu versuchen und in Gang zu bringen, weil damahls das Brownische Unwesen unsern Gegenden noch fremd war. Aber der entzündliche

Charakter der Ruhr tritt oft so hervor, und verbreitet sich auf benachbarte Gebilde, daß nach der Verschiedenheit der Art von Entzündung, Ueberlassen oder Quecksilber nur vom Tode retten kann.) Selbst zur Nachkur sah Hr. N. von der Chinarinde nie etwas Gutes. Alles Bittere und Zusammenziehende müsse mit der größten Vorsicht anaewendet werden, da beides bald wieder unregelmäßige Bewegungen des Darmcanals erzeuge. Zur Stärkung der ersten Wege müsse man anfänglich zu Gewürzen greifen, die des bittern Princips ermangeln, als *nux moschata* und *Sümm*. Später könne man zu den bitteren *Gewürzen* übergehen, unter denen die Wintersche *Nieswurz* habe, aber doch oft den Zusatz von *Mohnsaft* wegen der *Erüthgänge* erfordert, die sie selbst in diesem Zeitpunkt der Wiedergenesung noch erregt, ob sie gleich chronische Durchfälle und Durchfälle in Nervenfiebern heile. Erst zuletzt bittere Mittel, die Extracte von *Gentiana* und *Quassia*, mit etwas *Mohnsaft* u. u. Nur bey sehr zarten Körpern bedürfe man Mittel dieser Art; die Meisten können sie entbehren. Lange hüte man sich, in dem Zeitpunkt der Wiedergenesung, sich schnell der kalten Luft oder andrer Gefahr von Verkältung auszusetzen. Es erfolgen zu leicht Gliederreissen, Husten und andre Uebel, da die Haut durch die Schweiß und Weltwärme so reizbar geworden sey. Hieraus, und nicht wegen der vermeintlichen rheumatischen Natur der Ruhr, erzeugen sich diese Nachkrankheiten. Guter Wein, sparsam genossen, nütze in diesem Zeitraum Vielen, andern sey er selbst jetzt noch nachtheilig. *De dysenteria recidiva* Einen wahren Rückfall der Ruhr sah Hr. N. nie, und hat keinen Glauben an denselben. Die Aerzte, die denselben beobachtet ha-

ben wollen, hatten die Ruhr nur zum Schweigen gebracht, nicht geheilt, und dann aufgehört, sie angemessen zu behandeln, oder kleine verschuldete Zufälle Rückfälle genannt. (Sehr wahre Beobachtungen!)—*Cap. V. De Dysenteriae accidentiis quibusdam singularit. De vomitu.* Drey Arten von Erbrechen habe er beobachtet. Die erste, die gewöhnlichste, sey bloß consecutuell, durch den Darmreiz, nicht bloß aus Uebermaß desselben, sondern mehr noch durch die Beziehung des Reizes zur Reizbarkeit bey schwachen, empfindlichen Personen, vorzüglich Frauenmern. Gewöhnlich tilge die angegebne Mischung von Mohnsafft dieses Erbrechen, wenn sie auch einmahl selbst ausgebrochen wird. Wenn diese Mischung unwirksam sey, oder zu oft ausgebrochen werde, so leiste ein Zusatz von 15 Gr. Bismuthsafft sehr viel. Werde indeß auch diese Arznei vom Magen nicht aufgenommen, so habe man den Bismuthsafft mit Zucker in Pulver allein zu geben, und bald darauf das Opium zu reichen. Beruhige sich nun der Magen, so müsse man dennoch 2—3 Mahl die Bismuthpulver wiederholen. Hundert Mahl habe er wohl bey Ruhren Nutzen hiervon gesehen. Die zweyte Art von Erbrechen hänge mit häufiger Erzeugung von Säure im Magen zusammen. Dann müsse man die säureabsorbirenden Mittel dem Bismuthsafft hinzufügen. Viel schwieriger sey die Heilung dieses Erbrechens. Hier werde alles gleich ausgebrochen, der Mohnsafft, der Bismuth, alle Arzneien. Hierbey sind die Stuhlausleerungen oft nicht so zahlreich, mehr wässeriger, als schleimig-blutiger Art, mit mäßiger Stuhlwang und geringern Leibschmerzen. Man mische dann Mohnsafft und Bismuthsafft mit Arabischem Gummi trocken, und füge

etwas schleimichtes Getränk hinzu, ohne weiter das
 bey zu trinken. Höre das Erbrechen nicht auf, so
 müsse man eine Spanische Fliege auf den Magen le-
 gen. Reisse das alles keine Hülfe, so sey große Ge-
 fahr da, und der Tod fast immer unvermeidlich. In
 der letzten Epidemie habe er vier Fälle der Art zu be-
 handeln gehabt, deren einer tödtlich verlief. Das
 10-jährige Mädchen brach auch Blut aus. Die dritte
 Art des Erbrechens entstehe vom Mohnsaft selbst:
 indem dieser die Bewegungen nach unten hemmt, neh-
 men sie eine Richtung nach oben. Der Kranke ist
 dann von aller Gefahr der Krankheit befreit. Das
 Erbrechen wird aber oft selbst aus dieser Ursache zu
 heftig, und hält wohl sammt der Uebelkeit Tag und
 Nacht an. Man setze dann den Mohnsaft nur aus,
 und so wie Leibesöffnung wieder erfolgt, hört das
 Erbrechen auf. (Was vom Wisnuthkalk gerühmt
 wird, ist neu, und der Beachtung werth. Das Er-
 brechen von Säure in der Ruhr beobachtete Rec. nie,
 eben so wenig, als das Erbrechen vom Mohnsaft, so
 wie es hier dargestellt wird. Das Erbrechen in den
 Morgenstunden bey denen, die den Tag oder Abend
 vorher Mohnsaft nahmen, ist sonst eine gewöhnliche
 Erscheinung, aber andrer Art. Auffallend ist aber,
 daß der Verf. des Erbrechens nicht erwähnt, das aus
 einem höhern Grade der Entzündung der Gedärme
 und der benachbarten Theile entsteht, auf große Ge-
 fahr hinweist, und eine eigenthümliche Behandlung
 erfordert.) *De torminatione. De tenismo. De
 mu'icis. De difficili.* Der Urin wird in der Ruhr spar-
 sam abgefouert, geht sparsam und beschwerlich ab.
 Dieses Leiden hört von selbst auf, und erfordert ge-
 wöhnlich keine besondere Behandlung. Eine wahre
 Anhäufung des Urins findet sehr selten Statt. In

einem ganz verzweiflungsvollen Fall bey einem Greise nach fast schon geheilter Ruhr half Lycopodienstaub. *De intestini canalis aciditate.* Sie sey Folge der Darmreizung, nicht ihre Ursache, oft von aussen in den Körper gebracht. In leichtern Fällen bedürfe sie keiner Beachtung, wohl aber in ernsthaftern. Hier leiste aller Mohnsaft nichts, bis man nicht die säuretilgenden Mittel in Gebrauch gezogen. Hr. R. gibt sal lixivium (Kali vel natrum carbonicum) oder conchae praeparatae. Von erstern — dem Hauptmittel, dessen Menge mit der angehäuften Säure im Verhältniß stehen muß — in 24 Stunden eine halbe oder selbst eine ganze Unze, in Wasser aufgelöst. Von den conchis gab er auch eine Unze in 24 Stunden. Wenn die Säure immer von neuem und von selbst in der Ruhr entsteht, so sey als foetida mit Mohnsaft angezeigt. Er spricht ausführlich über die Entstehung der Säure, ihre Zeichen, und gesteht die Ungewißheit dieser Zeichen, wenn die Säure nicht im Magen ist, wo sie Erbrechen erzeuge und sich zeige, sondern in den Gedärmen. Es sey, wenn man in der Heilung der Ruhr nicht vorwärts komme, gut, die säuretilgende Indication zu ergreifen. (Rec. will nicht absprechen, sondern diese Ansichten und Vorschläge der Prüfung der Aerzte empfehlen. Ihm selbst bot sich nie ein Fall von Ruhr dar, in dem ihm Säure verdächtig wurde. Auch erwähnen die bessern Schriftsteller dieser Verbindung nicht. In allen fieberhaften Krankheiten, die nicht die zartesten Kinder befallen, ist die selbstständige Entwicklung von Säure überhaupt etwas sehr Seltenes. So bestimmte Aussprüche der Erfahrung eines wahrheitsliebenden Arztes verdienen aber immer Beachtung. Sollte vielleicht eine Eigenthümlichkeit der

Gegend des Verf., der da gewöhnlichen Lebensart, mit im Spiel sehn? oder dieser — was so oft der Fall ist — einer Lieblings-Idee zu Gefallen sich täuschen?) — Cap. VI. *De medicamentis quibusdam singularim. Vomitoria.* Sie sollen den Magen reinigen, eine antagonistische Bewegung nach oben bewirken, und so die nach unten mindern, und auf diese Art die Zusammenschnürungen der dicken Gedärme mäßigen und aufheben. Der Verf. spricht mit sehr geringer Beschränkung gegen ihre Anwendung. *Medicamenta alvum purgantia.* Eine sehr verwickelte Theorie ihrer Einwirkung auf die Gedärme. In leichten Fällen der Ruhr könnten sie nützen. Diese wären aber im Anfang nicht mit Gewißheit zu erkennen, und wichen auch dem Mohnsaft. In schwerern Fällen wären sie nachtheilig. Er selbst macht keinen Gebrauch von Abführungen. *Opium.* Ein sehr in die Länge gezogener Abschnitt, arm an Beschrung, geeigner, Ekel gegen das Theoretisiren zu erregen. Die leichtere, schwerere oder unmögliche Heilbarkeit der Ruhr hänge ab von der Beschaffenheit der Kräfte überhaupt, und von der Reizbarkeit des Darmcanals insbesondere, und von dem beiderseitigen Verhältniß dieser Zustände. Am mißlichsten sey es, wenn bey dürftigen Kräften die Reizbarkeit des Darmcanals übergroß sey, und die Reizung lange anhalte. Die Nothwendigkeit, im starken Gebrauch des Mohnsaftes fortzufahren, untergrabe die Kräfte immer mehr. Die Kennzeichen, aus denen man die Reizbarkeit des Darmcanals und die Beschaffenheit der Kräfte, so wie sie vor dem Eintritt der Ruhr waren, zu beurtheilen habe, beschäftigen nun den Verf. Gesund und kräftig gewesen zu seyn, beweise wenig über den Zufluß an Lebenskräften, die

zu Gebote stehen. Diese können zureichen, so lange alles auf die gewöhnliche Weise verläuft, kein besondrer Kampf gegen äussere Schädlichkeit nöthig ist, dem sie, trotz allem bisherigen Wohlfinden, vielleicht bald erliegen. Hr. K. legt in seiner Beurtheilung der Lebenskräfte viel Gewicht darauf, welche Wirkung die hitzigen Getränke im gesunden Zustande hervorbringen, ob sie gleich und in geringer Menge berauschend und herunterbringen, oder in Menge ohne äble Folgen genossen werden konnten. Nur wenige von denen, die leicht berauscht werden, sind von der Ruhr zu retten, man mag Mohnsaft oder andre Arzneyen reichen. (Der Grundsatz mag auf die Wenigen passen, die als Säuffer so heruntergekommen sind, daß sie nur sehr wenige geistige Getränke vertragen können. Eine große Menge Menschen trinkt nie zu viel, und kann also auf die Fragen nach der Wirkung, die dieses hat, nicht antworten. Andre werden leicht berauscht, weil sie so selten einen solchen Genuß sich erlauben. Ihre Lebenskräfte sind gerade deswegen höchst ungeschwächt.) Große überstandne Krankheiten, die weder Schwäche, noch Rückbleibsel hinterließen, geben viel Hoffnung, daß die Lebenskräfte in einem guten Zustand und zur Ertragung der Ruhr geeignet sind. Von der Wirkung des Mohnsaftes könne man sich desto mehr Wohlthätiges versprechen, je weniger er das Gehirn afficirt, Schwindel, Ohnmacht, Schläffucht oder Störungen des Schlafs erregt. Oft treten aber Nebenwirkungen dieser Art der Genesung nicht in Weg, oder folgen nur dem anfänglichen, nicht dem fortgesetzten, Gebrauch des Mohnsaftes. Ueber die Mißlichkeit, aus dem Zustande der Kräfte ein Urtheil zu fällen, ob einem Ruhrkranken zu helfen sey, ob der Mohnsaft

Genesung bewirken werde, und ob mit demselben und in starken Gaben fortzufahren sey. Die Kräfte könnten durch den Darmreiz aufgeregt seyn, und das falsche Bild eines Ueberschusses an denselben darbieten. Sie werden aber gerade auf diesem Wege am verderblichsten verzehrt, und eine tödtliche Schwäche folgt oft sehr unerwartet. Das Gefühl des Kranken von Wohlbefinden, von Nichtafficirtseyn durch die Krankheit, kann täuschend und falsch seyn. (In allen Krankheiten hat der Arzt den Zustand der Kräfte in Betrachtung zu ziehen. Ein gewisses Gesunkenseyn derselben schließt allerdings alle Hülfe aus. Aber ungern sehen wir viele andre, eben so wichtige, Beziehungen in der Ruhr nicht erwogen.) Hat der Arzt die Ueberzeugung, er werde mit Mohnsaft das Uebel nicht besiegen, und jede andre Heilmethode werde gleich unwirksam seyn, so soll er sich mit der Kur gar nicht befassen, und sie einem andern Arzt zuweisen, von dem ihm bekannt sey, daß er die Anwendung des Mohnsaftes in der Ruhr scheue. Diese Regel befolgt der Verf., und empfiehlt sie wiederholt. Sie scheint uns pflichtwidrig. Der Arzt kann sich seine Kranken nie wählen, und darf ihnen seinen Beystand nicht versagen, wenn er verlangt wird. Sieht er ein, er kann die Genesung auf gewöhnlichen Wegen nicht herbeiführen, so muß er doch leisten, was in dem Vermögen der Kunst ist; wo es angeht, neue Hülfsmittel zu erfinden suchen; allenfalls noch das Hinzuziehen eines andern Arztes veranlassen, und sich am Ende damit trösten, daß er es an seinen Anstrengungen und Bemühungen, unterstützt von vollkommener Kenntniß seines Faches, nicht fehlen ließ, und durch seine Einwirkung als Arzt und

Mensch dem Kranken und dessen Angehörigen die Ueberzeugung gab, es werde alles gegen die Krankheit aufgeboten, so daß aus Vertrauen zu ihm in abwechselnder Hoffnung und Ergebung der peinliche, oft so lange, Kampf zwischen Leben und Tod mit Kraft ertragen wurde. Nur aber bedacht zu seyn, und es darauf anzulegen, sich den Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten eines unheilbaren Falles zu entziehen, und sie einem Andern aufzubürden, nicht im Glauben, der College werde Hülfe leisten können, sondern aus Rache, oder zur Strafe, weil dieser eine andre Methode befolgt, das scheint uns sehr verwerflich.

Der Verf. stellt nun eine Vergleichung der Wirkungen der Krankheit und des Mohnsaftes an. 1) Die Darmreizung in der Ruhr entziehe durch Ausleerung viele Säfte, und das schwäche; 2) die unregelmäßigen Darmbewegungen hemmen den Appetit, und verhindern die gute Verdauung, daher werde die Restauration der Kräfte mehr oder weniger leiden; 3) der ganze Körper werde, den Gesetzen des Consensus gemäß, mehr oder weniger gereizt, daher ein neuer und unausgesetzter Aufwand von Kräften. Der Mohnsaft aber 1) schwäche unmittelbar die Lebenskraft, 2) vermehre die Bewegung des Herzens und der Schlagadern, 3) überühige die Darmreizung, und unterdrücke den Stuhlgang. Es ergebe sich hieraus, daß der Mohnsaft, in so fern er die Lebenskraft niederwerfe, und den Bewegungen des Herzens und der Schlagadern Zuwachs gebe, mit der Krankheit selbst eine und dieselbe Richtung zum Untergang des Kranken habe, und nur in so fern er die Stuhlausleerungen hemme, heilsam seyn könne. Den Mohnsaft also so

schwach zu reichen, daß er leßtere Wirkungen nicht hervorbringen könne, müße unnütz, ja schädlich seyn. (Was uns hier alles anstößig ist, im ganzen Gang der Untersuchung und in ihren einzelnen Theilen, und uns falsch erscheint, würde uns zu weit führen, vollständig aus einander zu setzen. Der Mohnsaft soll unmittelbar die Lebenskraft schwächen. Ob irgend Etwas die Lebenskraft unmittelbar zu erhöhen oder zu vermindern im Stande sey, ist eine mehr als zweifelhafte, sehr verwickelte Frage. Ob der Mohnsaft die Summe der Reize vermehre oder vermindere, die Erregung verstärke oder schwäche, es sey nun, daß wir seine Wirkung auf den ganzen Organismus oder auf einzelne Systeme desselben erwägen, das ist der Punkt, welcher zu erörtern ist. Der Mohnsaft ist sicherlich eines der stärkenden, reizenden Mittel, diese Worte in dem jetzt gewöhnlichen Sprachgebrauch genommen, ob das gleich in nichts seine narcotischen und specifischen Wirkungen, die wir aus seiner mannigfaltigen Anwendung kennen, erklärt, welche auf andern Eigenschaften desselben beruhen. Wo, und so lange wahre sthenische Entzündung vorkommt, ist er ausgeschlossen; Nur in den Krankheiten, welche Schwäche und damit zusammenhängende unregelmäßige Thätigkeiten charakterisiren, leidet er Anwendung. Das setzt es außer Zweifel, daß er sehr incitirend wirkt. So weit hat Brown gewiß Recht. Ob der Mohnsaft die Bewegung des Herzens und der Arterien vermehre oder nicht, hängt von dem Krankheitszustande ab, in welchem man von diesem großen Mittel Gebrauch macht, von der Gabe, die man reicht, und ob man seine primären oder secundären Wir-

kungen in Betrachtung zieht. Der Mohnsaft nützt auch sicherlich in der Ruhr! nicht durch seine, die Zahl der Stuhlgänge so sehr verringernde, Eigenschaft, sondern vorzüglich, indem er dem Grund-Charakter der Ruhr entgegen wirkt, die Ursachen, welche dieselbe bilden, zum Theil bekämpft. Rec. glaubt das genügend darthun zu können. Was ließe sich nicht gegen des Verf. Analyse der Ruhr sagen, und gegen diese ganze Art ihrer Zusammenstellung, mit seinen Begriffen von der Wirksamkeit des Mohnsaftes?)

Wo wirklich Anhäufung von Unreinigkeiten Statt fände, lasse sich die Natur in ihrem Bestreben, sich von denselben durch Ausleerungen zu befreien, nicht in den Weg treten, errege sie immer von neuem. Es entstünden, wenn man mit gar zu viel Mohnsaft sie bestürme, heftige Leibschmerzen, oder Beängstigung, oder aufgetriebner Leib u. s. w. (Sehr wahr! Nur beachten so viele, von ihren einseitigen Systemen verblendete, Aerzte, voll von Vorurtheilen dieser Zeit gegen jede Art von ausleerenden Mitteln, diese Winke der Natur nicht. Auch leisten Brechen und Abführung bewirkende Mittel in vielen Krankheiten großen Nutzen, ohne daß gerade Anhäufung von Unreinigkeiten da ist.) *De naphtha vitrioli et spiritu vini.* Die Schwäche in der Ruhr könne nur durch Hemmung der Stuhlgänge verhütet und gehoben werden. Das leiste der Aether und Weingeist nicht, und wären daher unnütz. Im Gegentheil fand der Verf., daß der Aether, den er in großen Gaben zusetzte, die Kraft des Mohnsaftes, die Stuhlausleerungen zu verringern, schwächte. Er belegt dieses mit merkwürdigen Beobachtungen. Fälle, in denen er den Weingeist anwendete, führt

er nicht an. Die Naphthen sind aber nicht geeignet, alle reizende Mittel in der Heilung der Ruhr zu repräsentiren, und Schlüsse von jenen leiden keine Folgerung auf die ganze Classe von Mitteln, da die Naphthen und liquor anodynus mineralis Hoffmanni nach Marcus richtiger Beobachtung nie gegeben werden dürfen, wenn Neigung zu Durchfall vorherrschend ist. Das macht den Gebrauch dieser Mittel in der Ruhr verdächtig, ohne gegen andre reizende Arzneien Etwas zu beweisen. *De nucе vomica.* Hr. N. fand sie wirksam, aber selbst größere Gaben leisteten nicht so schnelle und zuverlässige Hülfe, als der Mohnsaft. In einer unbedeutenden Verbindung mit diesem, 15 Tropfen der Opiumtinctur zu 15 Gran des Extracts der nux vomica, wurde ihre Heilkraft unverhältnißmäßig erhöht. Er meint, 10 Gran dieses Extracts wären 30 Tropfen jener Tinctur gleich. — Cap VII. *Observationes circa infantes; mulieres menstruantes, gravidas et lactantes; item circa pulmonarios.* Man solle mit den Gaben des Mohnsaftes bey ruhrkranken Kindern nicht zu dreiste, aber auch nicht zu furchtsam seyn. Ungern vermißt man eine nähere Bestimmung aus eigener Erfahrung. Säure spiele in der Ruhr der Kinder eine große Rolle, und erfordere viel Berücksichtigung: sie dürfe aber nie eine völlige Beyseitsetzung des Mohnsaftes veranlassen. Der Abgang der Kinder, besonders der kleinen, sey gewöhnlich grün, und mache den After wund. Der schickliche Kurplan bessere das. Oft könne der Bauchfluß der Kinder weder durch Mohnsaft, noch durch absorbirende Mittel gestillt werden. Hier fehle es den Darmhäuten an ihrem natürlichen Schleimüberzug, den man

durch Salab u. s. w., in großer Menge gereicht, zu ersetzen habe. Man gebe Mittel dieser Art, ehe ein solcher Mangel sehr groß ist. Erwachsenen könne man schwerlich so viel Schleim in die Gedärme bringen, als ihr Umfang erfordere. Bey Kindern sey vorzüglich der Stuhlzwang häufig, und veranlasse Vorfall des Afters. Klystiere mit Mohnsaft rath der Verf. dagegen. Nutzen der täglich einige Mahl wiederhohltten lauen Bäder, den Convulsionen der Kinder zuvor zu kommen. Er habe Schwängere von allen Monaten an der Ruhr behandelt, ohne daß Abortus zu fürchten war. Die Ruhr ziehe den Uterus nicht in Mitleidenschaft, denn Degner habe keinen Mohnsaft gegeben, und in seiner schrecklichen Epidemie doch nur zwey zu frühe Niederkunften wahrgenommen. — Cap. VIII. *De suppressenda dysenteria.* Von den äussern Hindernissen der Kur. Fast immer gehen der ausgebildeten Ruhr Zufälle vorher, die dem Aufmerktsamen das Heranrücken der Krankheit verkündigen. Der zeitige und kräftige Gebrauch des Mohnsaftes vermöge zu verhindern, daß die Ruhr nicht zu Stande komme. Die nöthigen Vorschriften gibt der Verfasser, mit Berücksichtigung der verschiednen Statt findenden Zustände. Er nimmt auch hier die säuretilgenden Mittel oft zu Hülfe; wie er meint, mit großem Erfolge. Auf die Unterdrückung der werdenden Ruhr folgen zu Zeiten kleine Beschwerden, etwas Fieberhaftes, Appetitlosigkeit, Urinbeschwerden, Muthlosigkeit und Schwächegefühl des Körpers. Diese Leiden wären aber nicht groß, und verschwänden bald. *Epilogus.*

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 29. Februar 1808.

Rom. J

Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle Illustrazioni di Giorgio Zoega — Terza Distribuzione. I Settembre 1807. Hier kömmt die Reihe an den zweyten größten Religionsweig in Vorderasien, die Cybele, und mit Vergnügen finden wir hier das Antiquarische und Kunstmarthische dieser Fabel vorangeschickt, mit einem ungeheuern Vorrath von Materialien und Citaten, und mit einer bewundernswürdigen Belesenheit auszuführen: die wir ganz als Hrn. Z. eigen ansehen müssen; denn er scheint mit allen unsern neuern Geschichts- und Mythenforschungen unbekannt zu seyn. Auch ein Beweis, wie erbärmlich die Arroganz von Gelehrten ist, wenn sie glauben, in ihrem Kopf allein sey die Minerva geboren worden. Immer läßt sich eher glauben, das gefundne Wahre und Vernunftgemäße war bereits in vielen denkenden Köpfen vorhanden, aber es ward nicht immer in die Finger und in die Federspitze geleitet; nicht zu gedenken, daß fast alles Neue nichts anders, als eine neue, oft zufällig entstandne, Un-

R (2)

sicht der Sachen ist, die vielleicht auch wieder verschwindet, so bald ein Anderer dazu eine andre Ansicht bringt, die er anders, und anderswo, gefaßt hat. Tav. XIII. und XIV die Magna Mater und Attis. Es ist die schon aus Voissard und Andern bekannte und oft wiederholte Ara, mit der Cybele auf ihrem Löwenwagen, und gegen über Attis oder Anys, an einen Fichtenbaum gelehnt; mit der Inschrift, sie sey zum Andenken des Luroboliums eines L. Cornelius Scipio Dreitus aufgestellt, mit Benfugung der Consuln vom J. C. 295; sie ist also aus der schlechtesten Zeit, von der schlechtesten Arbeit, und zum Andenken eines der schlechtesten fanatischen Menschen, wenn er gleich den Nahmen Scipio geführt hat. Die darauf vorkommenden Symbola erklärt Z. umständlich genau. Gut gesehen ist, daß Cybele die Pauke mit einem Loberzweig (lauro averuncale), an dem eine Geißel mit Knöcheln hängt, schlägt. Die zwey Seiten der Ara mit Attributen sind auf dem nächstfolgenden Blatt gestochen. Wir wollen zuerst die von Z. ausgeführten mythischen Gegenstände bemerken, zugleich auch aus den Anmerkungen, welche erst in den folgenden Hest eingerückt sind. Woran die Nahmen der Cybele: *Ma*, *Maa*, der älteste, hat sich bey Stephanus von Byzanz erhalten in *Μασταυρα*. Der Nahme scheint am leichtesten auf Mutter zu führen. Z. glaubt doch noch eher, daß es groß bedeutet habe, weil dieß Wort *μεγαλη* *Isa* das Eigenthümliche von ihr ist. *Agdestis* war der einheimische Nahme. *Cybele*, von dem Gebirge dieses Nahmens, das doch die Geographen nicht anzugeben wissen; es sey vielleicht das Phrygische Wort, das jeden Berg bedeutete; (es war aber auch ein Berg: Gottesdienst, *sacrum montanum*). — Zu verwundern, daß die mater *Idaea* nicht in der *Iliade* vorkömmt; also war ihr

Dienst später erst eingeführt, S. 84 f. Die Trojaner, sagt Z., "waren mehr Griechen, als Barbaren, vielleicht kamen nach der Zerstörung von Ilium wilde Haufen Phrygier ins Land; es erfolgten die großen Bewegungen, welche die Folge der Kriege der Meder und Perser seyn mußten; die um eben die Zeit einfielen, da die Iliade in ein Ganzes gebracht und vollendet ward". Es ist zu verwundern, wie eine Gottheit, die von den Zeiten des Dardanus und Teucer an auf dem Trojanischen Ida verehrt worden seyn soll, nirgends im Homer erwähnt wird. Euripides nennt sie zuerst die Idäische Mutter: Orest 1454. Geläufiger wird der Name in den Schriftstellern seit Alexanders Zeiten, und noch mehr bey den Römern, da sie von Pessinus gehohlet werden mußte, damit Hannibal aus Italien vertrieben würde. Da fand wohl das Horazische Statt: Quem vocet divum populus ruentis imperi rebus! Nur daß eine alte Göttinn herbey gehohlet werden mußte, um den Hannibal zu bannen, dem der Capitolinische Jupiter mit seiner Sippschaft nichts anhaben konnte, ist sonderbar. Bauete man darauf, daß es die Urgroßmutter aller Götter war, bey deren Anblick die Karthager davon liefen? Viel über die Vermischung der Cybele mit der Gâa, Rhea, Ops, Ceres, Tellus; diese kömmt gemeiniglich mit einem Stier vor. Die eigentliche Vorstellung von jeder auf den alten Werken. Ueber diesen Religions-Syncretismus und über die Einführung der Phrygischen Göttinn in Griechenland liefert Z. eine treffliche Ausführung S. 46 f. (Unbegreiflich würde die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Aufnahme neuer Religionsgebräuche, nicht nur durch den großen Haufen, sondern selbst durch Staat und Senat, seyn, wenn man nicht das Gleiche in der ganzen Weltgeschichte sähe, und an den Eindruck des Fremden und neuen Sinnlichen auf den Menschen, in

Zeiten von großen Bedrängnissen, welche selbst die Christliche reine Religion unter den Römern zur niedrigsten Superstition herabwürdigen halfen, an die Einwirkung der Furcht vor der erzürnten Gottheit, und an leichte Erregung der Phantasie durch das Bildliche überhaupt, dächte.) Herodot spricht nur noch von einer Cybele zu Sarden, und einem heiligen Berg der Dindymenischen Mutter, als etwas Fremden; Pindar führte sie zu Theben, in Verbindung mit dem Pan, ein, wie er selbst anführt, zufolge eines Traumgesichts. Ausschweifend ist die Vermischung derselben mit andern Gottheiten und Begriffen; schon mit der Ceres bey Euripides; und vorher bey Sophocles; nach Athen kann sie nicht früher, als gegen des Pericles Zeit gekommen seyn, da des Phidias und Agoracritus Statue derselben im Metroum die erste Erwähnung von ihr gibt. (Aus Aristophanes erhellet, daß in jener Zeit die Athener schon mit allen den heillosen Schwärmerereyen der fremden Religionen bekannt waren.) Früher mag sie im Peloponnes, besonders in Arcadien, bekannt gewesen seyn. Können die Mythen von Ajan, Dardanus, Pelops, etwa dahin gezogen werden? — S. 87 Versuch einer Verbesserung des merkwürdigen, aber mißlichen, Scholions Pindars Pyth. 3, 138. Das vom Himmel gefallne Bild der Mutter der Götter ist unsrer Einsicht nach mehr nicht, als Nachbildung der Fabel von Pessinus. Wären noch die lieben alten Zeiten, so würde man auch die neulich vom Himmel gefallnen Steine gar bald in ein Heiligthum gebracht, und zur Anbetung und zu Wallfahrten geweiht haben. — Ob der abscheuliche Troß (S. 50) von Fanatikern, Galli, Tänzerinnen s. w., der die Cybele begleitete, wenn die Bettelpriester in der Straße herumzogen, und für die Göttinn sammelten, auch zu dem öffentlichen Aufzug an den Megalestien gehört haben sollte,

schien uns zweifelhaft, und doch war es so; man s. die Stellen S. 102. Die verdorbensten Früchte des Cybeledienstes waren die Taurobolien und Eriobolien, die zwar von den Zeiten der Antoninet an bekannt werden; aber erst durch Helagabals Einweisung eine bedeutende Notiz erhielten, welcher sich aufnehmen ließ, S. 92, 58, ut *typum eriperet* bey Lamprid. c. 7. Was durch dieses Wort zu verstehen sey, hat man viel geklügelt, bis es endlich Zoega ergründet hat (S. 107), daß es ein cippus gewesen seyn wird, mit dem eingehauenen Bildniß der Göttinn, der in dem innersten Heiligthum aufbewahrt und den Eingeweihten gezeigt ward. Inschriften kommen bis 390 vor unter Valentinian und Valens, S. 92. — Z. muthmaßet, die Mauer oder Thürmkrone sey aus dem hohen Haupt schmuck im Orient, der Eidaris, entstanden; Dupatus sey darin, noch vor Phidias, vorgegangen in Bildung der Lyche für die Smyrnaer, *πολιῶν εχουσαν*, denn *πόλον* verwirft Z. ganz, S. 94. — Das Tympanum, die Enbala und Erotala, will er (S. 52) bloß auf den Lärmen deuten, der, die bösen Geister zu vertreiben, eingeführt worden sey; schwerlich wird man ihm hierin bestimmen; offenbar waren es Symbolen; wozu hätte die Göttin selbst das Tympanum beständig in der Hand? Eher gehörte es zu den wilden Tänzen der Fanatiker. Leichters pflichtet man ihm bey, S. 53, daß die Löwen sie bloß als Berggöttinn bezeichneten. — Ueber Attis, die Fabel, und ihre Deutungen, seine Kleidung, und Attributen, ist unglaublich viel zusammen aufgefunden. Der Attis kommt zuerst bey Demosthenes vor, wo er dem Aeschines die Sabazia seiner Mutter vorwirft, in der Rede für die Krone (S. 99). Mit der Verehrung der großen Mutter und Cybele aber scheine Attis nicht vereinigt gewesen zu seyn. Im Peloponnes

kommen doch Spuren einer frühern Verehrung des Attis vor: bey Pausan. VII, 17. und 20. Es läßt sich wohl denken, daß, so wie durch die Persischen Kriege, also noch mehr nach dem Zug Alexanders durch Kleinasien, diese auswärtige Gottheit mehr bekannt geworden ist. Eine Erwähnung des Attis hatte Hermestianax in seinen Elegien gethan, bey Pausan. VII, 17.; aber am meisten gewann der Gottesdienst erst unter den Römern, durch ihren Verkehr mit dem westlichen Asien, durch das Herbeibringen der Gottinn aus Pessinus, und durch die Megalesia, sechs Tage durch, davon die Hilasteria den einen Tag ausmachte. Der gelehrte Gelehrte führt S. 100 noch Stellen des Theocrit, des Nicanders, des Manetho, an, worin auf den Attis gedeutet wird; (die Stelle aber in der dreizehnten Anacreontischen Ode von Attis verräth offenbar ein späteres Nachwerk). — Sehr befallwürdig ist, was Z. am Ende der Anführung von den absurden Fabeln S. 101 sagt: *Le modificazioni del mito sono nazionali, e resteranno sempre a noi obscure; ed anche se schiarire ed interpretare si potessero, non corrisponderebbero alla fatica.* — Eine sinnreiche Muthmaßung bringt er doch bey, S. 58, daß Athis könne der Lunus der Phrygier und Lybier seyn.

Run, aber doch, was ist das Resultat von allen diesen Forschungen? Im Allgemeinen, deucht es dem Rec. nach dem, was in einer Vorlesung in der Societät der Wissenschaften ausgeführt worden, erhellet so viel: der Dienst der Cybele war aus mehreren Religionsbegriffen und Gebräuchen, die vorhin in Assyrien, Syrien, Babylonien, Arabien, üblich waren, und insgesammt auf symbolischen Vorstellungen der Mutter Natur beruheten, abgeleitet; (aus Medien kam ein andres Religions-system von Zoroaster; so wie von allen noch das

System der Hindus abwich; das, was aus Aegypten nach Attica kam, ungerechnet; der Pelasger Familien-Getische haben wir zu andrer Zeit abge-sondert); er kam unter ein ganz rohes Bergvolf; die ersten Begriffe waren eben auch ganz roh, grob sinnlich, und höchst einfach, wie bey allen frühern Völkern die ersten Religionsbegriffe waren; von einem an und für sich abstracten Begriff, der sich am leichtesten durch eine nährende Mutter denken ließ; weiter hin bildete sich das Symbol aus, erhielt mancherley Zusätze durch die Fortpflanzung, besonders unter den Galliern oder Gallogräken, und zu Pessinus, noch mehr durch Vermischung ähnlicher Gebräuche des Bacchus und der Ceres, durch abenteuerliche Deutung auf die Sonne, den Frühling s. w.; ferner durch die sich verbreitenden Wettelorden der Galli, durch Bruderschaften und Kalande, endlich durch geheime Feyerlichkeiten und Weihen, wie die Sabazia, bis daß endlich die Laurobolien aufkommen, nachgebildet, wie es scheint, nach den Mithrischen Weihgebräuchen. Als eine höchst alte Religion ist sie, die Cybele-Religion, schon dadurch gestämpelt, daß ihre Verehrungsplätze zuerst auf Bergen und in Höhlen waren; so wie es das Local mit sich brachte; statt der Tempelform nach Zelten in Oberasten; daß die Gebräuche in das Unverständliche hinausliefen, und zum Theil ganz sinnlos waren. Einen tiefen Sinn sollte man in keinem der ältesten Mythen suchen, am wenigsten in der Phrygischen Vorstellung der Erde oder der Welt. Wahrscheinlich war die erste, rohe Figur mehr nicht, als eine sitzende weibliche Figur; die auf Bergen und in Höhlen verehrt ward; und zwar mit den fanatischen Tänzen der Wilden bis zur Wuth, mit Gebrauch der dumpf tösenden großen Pauken, Becken aus Erz s. w. so daß die Wuth nicht nur bis

zu einer Gauckeley von Hautschlügen, Fleischwunden, sondern gar zur Entmannung, ging. Wie man den Cultus weiter ausbildete, erhielt sie, als eine demontivaga und silvicola, die Fichte und die Löwen, weiter hin, als Mutter Erde, die Thurmkrone, und weil sie für die Griechen das Auszeichnende der wilden Länze hatte, als eignes Symbol das Tympanum s. w., bis weiter hin die abenteuerliche Symbolisirung von diesen Attributen hinzu kam. Wie man fragte, warum die wahnsinnigen Galli sich selbst entmanneten, so ward in der Fabel, der Göttinn selbst eine Wuth beygelegt, und als Ursache dazu die Liebe gegen einen sich entmannenden schönen Jüngling; auch über diesen ward symbolisirt, und sogar Platonisch. Unbegreiflich bleibt es, wie man aus grob sinnlichen Symbolen einer trivialen Idee unter einem der rohesten und dümmeften Völker, den Phrygiern, die feinsten metaphysischen Hirngespinnste herauszuspinnen sich angehen lassen konnte. Freylich ist nichts leichter und verführerischer, als Philosophiren durch Bilder und neue Worte! Ein Verdienst machen sich aber Gelehrte, welche die Hülle abzuziehen, und das Täuschende in seiner Blöße darzustellen suchen, damit wir uns nicht wieder dem Hang überlassen, überflüssige Ideen in bildlichen Ausdrücken aufzufassen, diese dann der bildenden Phantasie preis zu geben, und ihre Spiele wieder in Philosopheme umzuschaffen, über welche wieder philosophirt wird; welches ein eben so wunderliches Verfahren seyn würde, als wenn man wissenschaftliche bekannte deutliche Sätze, um ihnen das Ansehen eines neuen gelehrten Scharfsinns zu geben, in tropische, aus andern Wissenschaften entlehnte, Ausdrücke hüllt, die Sache unverständlich macht, und zu schiefen Begriffen hinleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 3. März 1808.

Paris.

W. m.

Recherches historiques sur le Cardinal de Retz; suivies des Portraits, Pensées et Maximes extraits de ses Ouvrages. Par V. D. Masset-Pathay. 1807. Octav S. 347.

Die Memoiren des Cardinal Retz gehören bekanntlich zu den geistreichsten Schriften, die eine Nation aufzuweisen hat. Sie sind nicht bloß ein Muster feiner psychologischer Darstellung, sondern enthalten zugleich einen Schatz der treffendsten allgemeinen Gedanken und politischen Maximen, den nur der scharfsinnigste Kopf aus den mannigfaltigsten Beobachtungen des eignen, in eine unruhige Periode fallenden, Lebens, in welcher er eine Hauptrolle spielte, zu sammeln vermochte. Daß allgemeine, aus einzelnen Fällen abstrahirte, Bemerkungen Ausnahmen, Beschränkungen, leiden, versteht sich von selbst. Aber ein sehr feiner Kopf, der viel in den Verhältnissen und Intriquen der großen Welt lebte, Lord Chesterfield, gibt in den Briefen an seinen Sohn den Maximen von Retz das Zeugniß, sie seyen die zutreffendsten, die

E (2)

er kenne; nicht ausgeheckt in der Stube, sondern von richtigen Anschauungen abgezogen. Der Eindruck, den der Geist, welcher in des Cardinals Darstellungen und Betrachtungen athmet, besonders auf gute Köpfe in der Jugend machte, war zu einer gewissen Zeit sehr groß, und Manche werden sich noch mit lebhaftem Vergnügen des belehrenden Anblicks der neuen Welt erinnern, in die sie zuerst Regens Memoiren führten. Wir zweifeln, daß in neuern Zeiten das Buch, wie ehemals, häufig jungen Männern in die Hände geräth: glauben vielmehr, daß es mit andern seiner Art durch Werke, die in eingeschränkterem Sinne mehr Unterricht erteilen, aber den eignen Geist der Leser bey weitem nicht so sehr erwecken, verdrängt worden. Wahr ist es, der historische Theil der Memoiren von Reg muß uns, besonders jetzt, den Zwecken und Resultaten der Fronde nach, sehr unbedeutend vorkommen. Ermüdend werden die Erzählungen vieler kleinen Vorfälle und Cabalen. Allein wenn auch natürlich hierdurch der Eindruck des ganzen Buches viel an seiner Wirkung verliert, so nimmt dieses dem einzelnen erwähnten Vortrefflichen nichts. Das Große, das Ungeheure, so sehr es die Phantasie reizt, so ausgebreitet seine Wirkungen seyn mögen, darf uns nicht allein in der Geschichte anziehen; dem Geiste der handelnden Personen, welche auftraten, dem Geiste des Schriftstellers, der diese und die verborgenen Bewegungsgründe uns darstellt, gebührt das vorzüglichste Interesse als am meisten belehrend. Es ist daher nicht unwerdienstlich, die Aufmerksamkeit auf einen so eminenten Schriftsteller, als Reg, wieder zu erneuern, und hierzu kann vorliegendes Werk beitragen. Der Abdruck der Portraits, Charakterschilderungen und Maximen ist freylich aus dem Zusammenhange

herausgeriffen: aber dagegen findet man die schönsten Stellen des Verfassers dicht neben einander. Chesterfield und Adrien Lezai 1797 hatten bereits ähnliche Auszüge der Maximen, doch nicht so vollständig, geliefert. Das Eigne des Buchs sind die Sammlungen der Zeugnisse über den schriftstellerischen Werth von Rex und seinen Charakter, welche Hr. Muffet-Parhay mit seinen Urtheilen begleitet. Der Zeugnisse werden 14 von gleichzeitigen Personen, und 15 von spätern Schriftstellern hergebracht. Der schriftstellerische Werth eines Geschichtschreibers begreift zweyerley: einmahl Geist und Styl; zweitens historischen Wahrheitsinn und Glaubwürdigkeit. Ueber Rexens Geist gibt es nur Eine Stimme: aber es ist bey weitem nicht so anerkannt, daß er in Rücksicht der Schreibart zu den ersten Französischen Prosaisten, sowohl dem Alter als dem Range nach, durch einzelne Stellen seiner Memoiren gehört. Den historischen Wahrheitsinn und die Glaubwürdigkeit des Cardinals haben die Memoiren von Joly im Einzelnen sehr verdächtig gemacht. Hier liegt wohl die Wahrheit in der Mitte. Joly war ein mißvergünsteter, undankbarer Anhänger des Cardinals, und Rex schrieb theils aus dem Gedächtnisse, viele Jahre, nachdem die Thatfachen, die er erzählt, geschehen waren, folglich Irrthümer unvermeidlich sind, wodurch die ungegründete Hypothese des Sénécé entstand, der den Cardinal nicht für den Verfasser der Memoiren gelten lassen wollte, theils blieb aber Rexens Eigenliebe frenlich nicht ohne Wirkung. Mit der anscheinendsten Wahrheitsliebe gestand er mehrere nicht moralische Handlungen, die er jedoch durch den Anstrich seines Geistes verschönerte: aber das Gemeine, Niedrige, das er beging, dieses Anstrichs

unfähig, verschwieg er. Mit der Rechtfertigung des Charakters von Rex hat sich unser Verf. am längsten beschäftigt, unsrer Meinung nach aber zu günstig über ihn geurtheilt: denn wenn es gleich ausgemacht ist, daß Rex ehrlich die Pariser Unruhen am ersten Tage zu stillen suchte, und nur durch den schönen Umdant und das Gelächter des Hofes bewogen wurde, sie am zweyten anzufachen: so möchte doch wohl jenes Betragen diese veränderte Handlungsweise nicht rechtfertigen. Aber weit mehr, als eine einzelne Handlung, die so selten zur Würdigung des ganzen Charakters taugt, zeigt R's. Lebensweise, bis nahe vor seiner Zurückziehung von der Welt, daß er auf das unbändigste den Leidenschaften der unruhigsten Eitelkeit und Sinnlichkeit unterlag, ohne daß jene durch wahrhaft große Zwecke verebelt, diese durch Delicatesse vermindert wurde. Eminentes Genie, eminente Thätigkeit, große Liebenswürdigkeit, wird ihm Keiner absprechen, so wenig, wie eine gewisse Geradheit und Aufopferung seiner selbst, ohne welche ein Partey-Chef sich nicht in einiger Würde erhalten kann. Die letzten 17 Jahre seines Lebens, wie er nach Niederlegung des Erzbisthums Paris von Ludwig XIV. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, mit wenigen Freunden oder in der Einsamkeit, wo er seine Memoiren schrieb, lebte, und die großen Einkünfte seiner Abteyen dazu angewandte, seine ungeheuren, Millionen betragenden, Schulden zu bezahlen, machen den Cardinal ehrwürdig. Die Zeugnisse, die am vortheilhaftesten für ihn reden, sind die der Frau v. Sevigné, die, genau mit ihm verbunden, Rexens häufig in ihren Briefen gedenkt, und seinen 1679 im 66. Jahre erfolgten Tod auf das wärmste beklagt. Unter den

Neuern war es zuerst der 1756 verstorbene Minister Argenson, der Rexen zu einem bloßen Intriganten herabwürdigte. Er hatte ihn als solchen von seiner Großmutter schildern hören. Seine Ansichten hatte Argenson dem Präsidenten Hénaut mitgetheilt, der sie, viel früher, als d'Argenson's *Loisirs d'un Ministre* erschienen, in seinem *Abregé de l'Histoire de France* an den Tag legte. Diesem Urtheile sind die meisten der neuern Schriftsteller gefolgt. Rex ist häufig mit Catilina, den Gracchen, Cicero, verglichen, allein ohne treffende Ähnlichkeit. So häufig, wie gewöhnlich die Vergleichen zu seyn pflegen, so wundert es uns doch, daß man nicht auf eine, zwar auch nichts weniger als zureichende, aber doch etwas passendere, mit dem ersten Grafen von Shaftesbury unter Carl II. verfallen ist. Die ausgezeichneten Talente, die beide als Parteyhäupter in monarchischen Staaten neuerer Zeiten zeigten, die Versatilität und der Mangel an Moralität, gibt zu einer Parallele Raum. Von dem großen Fehler der leichtsinnigen Sinnlichkeit, der Rexens eigne politische Plane ganz verdarb, da er die Königin Regentinn, der er politisch zu gefallen strebte, einer Geliebten durch eine herumgetragne Spötterey aufopferte, welche ihm Anne von Oestreich nie vergab, war, so viel wir wissen, Shaftesbury frey: aber in den Unterhandlungen mit den Feinden seines Staats, den Spaniern, benahm sich Rex, zu seinem größten Ruhm, viel patriotischer, als höchst wahrscheinlich Shaftesbury im ähnlichen Falle gethan hätte. Nachgewiesen wird in dem angezeigten Buche nicht, ob etwa noch ein vollständiges Manuscript von Rexens Memoiren existirt, in welchem sich nicht die Lücken, vorzüglich des Cardinals Liebesgeschichten betref-

fend, finden. Aus d'Argenson wird angeführt, daß die Nonnet zu Commercy (nach der Herzogin von Orleans die Mönche von St. Mihiel) das Original-Manuscript besessen hätten. 1717 erfolgte der Druck der Memoiren. Der Herzog-Regent war ängstlich über den Eindruck, den sie hervorbringen könnten, und diese Ängstlichkeit ward Veranlassung, daß im folgenden Jahre die Memoiren von Joly, die sich damals im Manuscripte bey dem Hrn. v. Caumartin, Großvater des Ministers d'Argenson, befanden, als Gegenst. publicirt wurden. Unter den literarischen Notizen, welche vorkommen, enthält diejenige, welche den Intendanten Senac de Meilhan, Sohn des berühmten Arztes Senac, betrifft, das am wenigsten allgemein unter uns Bekannte. Meilhan war Verfasser der 1786 erschienenen Memoiren der Prin. esse Palatine. an deren Echtheit, etwas unbegreiflich, ein Theil des Publicums damals glaubte. Meilhan gehört aber unstreitig zu den feinen geistreichen Köpfen unter den Schriftstellern seiner Nation, wie die angeführten Memoiren, noch mehr aber die *Considérations sur le luxe et les richesses* und die *Considérations sur l'esprit et les moeurs* beweisen, die auch als Quellen zur Kenntniß des Zustandes kurz vor der Revolution eine größere Verbreitung verdienen, als sie bey uns erhalten haben.

H. Straßburg.

Wir nahmen an den Schicksalen der dasigen Gelehrten und an ihrer Lehranstalt, der nunmehrigen protestantischen Academie, immer lebhaften Antheil, so daß wir keine von ihren academischen Schriften, die uns zu Händen kömmt, leicht unbemerkt lassen. Die Ankündigungen ihrer zu hal-

tenden Sectionen geben uns ihre Verhältnisse zu erkennen. Jetzt erhielten wir den Discours en commémoration du décès de feu S. E. Msgr. Jean Etienne-Marie Portalis, Ministre des Cultes — prononcé dans l'Eglise française de la Confession d'Augsbourg le 20. Sept. 1807 — par J. J. Goeps, un des Pasteurs de la dite Eglise et Aumonier du Lycée. 22 S. in Quart. Zum Grunde gelegt sind die Worte: Ne nous lassons point de faire du bien s. w. mit der Anwendung auf den verstorbenen Minister, dessen Leben und Handeln ganz darauf gerichtet war, und dessen Frömmigkeit durch die allgemeine Stimme sehr erhoben wird; der Redner entwirft also ein schönes Bild von dem Verstorbenen.

Der Ankündigung der Vorlesungen auf das Schuljahr, vom November 1807 an, schickt der Hr. Prof. Schweighäuser einen trefflichen Auszug und Inhalt des Gemäldes des menschlichen Lebens von Cebe (tabula Ceбетis) voran, in dem er den ganzen Ideengang des Philosophen in unsre populäre Denk- und Sprechart überträgt, und eben dadurch recht merklich macht, wie viel wahre und gründliche Moral, selbst nach einem Christlichen System, darin enthalten ist; der Weg, den man überhaupt betreten muß, wenn man die Lebensweisheit der Alten der Jugend recht einleuchtend und eindringend machen will. Man entkleide sie von der Systemsprache, aber hüte sich wohl, den Sätzen ihre Kraft und Wirksamkeit noch mehr zu nehmen, wenn man sie in irgend eine neue Systemsprache übersetzte. Für das, was auf das Herz wirken soll, ist und bleibt der populäre Vortrag das Angemeffenste und Wirksamste, und mit ihm die Poesie.

Wie wir im Programm sehen, ist auch im vorigen Jahre eine zweite Ausgabe vom *Cebes* erschienen.

N

Dorpat.

Klopstock. Eine Vorlesung von *Karl Morgenstern*. 1807. Quart 43 Seiten. Zur Ankündigung der jährlichen Preisvertheilungen an die Studirenden hat der Hr. Professor die Schilderung irgend eines unsrer großen Schriftsteller gewählt; dießmahl, und zur künftigen Fortsetzung, Klopstock. Da der Zweck die Anfeuerung der studirenden Jugend ist, so bestimmt sich dadurch der begeisterte panegyrische Schwung, welcher, einige gesuchte rhetorische Verzierungen bey Seite gesetzt, sehr wirksam auf junge Gemüther seyn kann. Die jetzige Vorlesung beschäftigt sich meist mit der Biographie des Sängers des *Messias*, mit Anführung der lyrischen Gedichte, welche auf verschiedene Lagen seines Lebens sich beziehen. Das mehr lyrische, als epische, Genie des Dichters wird anerkannt, das aber auch seiner Epopöe den eigenthümlichen Charakter gegeben hat, welcher unserm Zeitalter angemessener war, als der bloß epische gewesen seyn würde. Daß Klopstock so früh, bereits in der Schulpforte, die Idee zu seinem *Messias* faßte, wird nicht vergessen, und dabey auch die von Leibniz so viel früher gewünschte *Uranias* erwähnt, mit den für den Redner zweckmäßigen Stellen aus der Abschiedsrede von der Pforte. Noch ein rechtfertigendes Urtheil der Deutschen Gelehrten = Republik; die freylich nur ein kleines Publicum anziehen konnte.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 5. März 1808.

Paris.

M. n.

Voyage dans l'Indostan, par Mr. Perrin, Ancien Missionnaire des Indes, Chanoine honoraire de la Métropole de Bourges. Erster Band 326 Seiten. Zweyter Band 347 S. in Octav. 1807. Der Verf. ward im Jahr 1777 nach Indien geschickt, um eine der Lücken auszufüllen, welche die Aufhebung des Jesuiten-Ordens in der Malabarischen Mission gemacht hatte. Er besaß eine solche Leichtigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, daß er nach einem fünfmonathlichen Aufenthalt an der Küste Coromandel im Stande war, das Evangelium in der Tamulischen Sprache zu verkündigen. Hr. P. blieb als Missionär acht Jahre auf der Halbinsel Decan, brachte zwey Drittel dieser ganzen Zeit auf Missions-Reisen zu, und ward mit Menschen aus allen Casten in den verschiedensten Gegenden der Indischen Halbinsel bekannt. Unter diesen Umständen hätte er allerdings viel Neues beobachten können, wenn er besser vorbereitet, und in Aufzeichnung dessen, was ihm Merkwürdiges aufstieß, sorgfältiger gewesen

M (2)

wäre. Fast scheint es, als wenn der Verf. sich erst nach einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren entschlossen habe, den Rest von Wahrnehmungen zu sammeln, die noch in seinem Gedächtnisse übrig waren; ohne sich darum zu bekümmern, was Andere vor ihm über dasselbige Land und Volk gesagt hatten: ja ohne sich einmahl nach den Veränderungen zu erkundigen, die seit der Rückkehr in sein Vaterland in Hindostan vorgegangen sind. Die Zahl neuer und richtiger Bemerkungen über die Hindus, und über Decan ist sehr klein. Hr. P. weicht oft von allen zuverlässigen Reisenden ab, entweder weil er nicht gut beobachtete, oder weil er sich dessen, was er gesehen und gehört hatte, nicht recht mehr erinnerte, oder weil er, wie dieses ungeübten Schriftstellern leicht begegnet, etwas Anderes sagen wollte, als er wirklich sagt. So jung Hr. P. bey seiner Abreise auch war, so entließ man ihn doch aus dem Seminario der fremden Missionen zu Paris eben so feyerlich, als man seine Vorgänger entlassen hatte. Der Superior des Seminarii, ein ehrwürdiger achtzigjähriger Greis, hielt in Gegenwart der ganzen Congregation eine rührende Anrede an Hr. P., und sagte unter andern: man könne auf ihn die Worte der heil. Schrift anwenden: sehet hier die Füße derjenigen, welche himmlische Güter verkündigen, derjenigen, welche Gesandten des Friedens sind. Nach gedachter Anrede fielen der Superior und die übrigen Mitglieder des Seminarii auf die Knie, und küßten inbrünstig die Füße des jungen Mannes, der dazu bestimmt war, das Christenthum im fernen Indien zu predigen. 1 2 S. Das Schiff, auf welchem der Verf. die Ueberfahrt machte, verfehlte das Vorgebirge der guten Hoffnung, konnte auch Madagascar nicht erreichen, und fand nicht eher Erfrischungen, als bis es, mehr durch einen

Glücksfall, als durch die Geschicklichkeit seiner Führer, nach der Insel Bourbon kam. Der Verf. setzt die Einwohner dieser Insel in Ansehung der Reinheit und Einfachheit ihrer Sitten sehr weit über die von Isle de France, dont la démoralisation est connue depuis long-temps. S. 9. Ree wundert sich darüber, daß der Verf. es wagte, über die Einwohner eines nicht einmahl von ihm betretenen Eilandes ein so hartes Urtheil zu fällen. Es ist bekannt, daß während der nassen Jahreszeit an der Malabarischen Küste viel heftigere Regen fallen, als an der Küste Coromandel. Hr. P. behauptet aber gewiß zu viel, wenn er S. 14 sagt, daß es vom Cap Comorin an bis nach Bengalen hin nur einige Tage im Jahr, und in der einen Hälfte des Novembers regne. Auch zweifeln wir sehr daran, daß es bloße Wirklinge des berühmten heißen Landwindes an der Küste Coromandel war, daß ein junger Missionär, den dieser Wind bey Eische traf, nicht bloß in Ohnmacht fiel, sondern in wenigen Minuten seinen Geist aufgab. S. 18. Hindostan ist nach dem Urtheil unsers Verf. nicht das Land der Blumen. Man findet nur wenige, und diese nicht schön. Selbst die aus Frankreich dahin verpflanzten verlieren allen Geruch. S. 88, 89. Hr. P. zählt dreyerley Arten (espèces) von Rindvieh, oder Ochsen in Decan auf, deren Gestalt eben so verschieden ist, als die Verrichtungen, zu welchen sie gebraucht werden. Die weissen von der Küste Malabar und aus dem Lande der Maratten sind zwey Mahl so groß, als die Ochsen in Frankreich. Man bedient sich ihrer sowohl zum Tragen, als zum Ziehen, selbst von Prachtsfuhrwerken. Im letztern Fall werden ihre Hörner und Häufe mit silbernen, oder gar goldenen Zierathen geschmückt. Die weissen Ochsen tragen größere Lasten, und laufen eben so schnell, als die

besten Pferde. Die zweite Art Indischer Ochsen zeichnet sich durch einen Höcker über den Schultern, und durch tief herabhängende Brustlappen aus. Man braucht diese vorzüglich zum Reiten, weil ihr Gang leichter und sicherer, als der von Pferden ist. Die dritte Art ist dem gemeinen Ochsen in Frankreich, so wie in andern Stücken, also auch durch die Langsamkeit des Schrittes, ähnlich. S. 102 — 105. Büffel werden in Hindostan viel weniger geachtet, als Ochsen: Hr. P. glaubt, weil sie weniger schön seyen. Statt des Rindfleisches genießen die Europäer das zarte Fleisch d'une chèvre sans corne, ou d'un mouton sans laine, welches Thier die Franzosen chien-marron nännten. S. 108. Die Hindus besitzen und brauchen Mittel, die Höener von ~~Waldern~~ auf allerley Arten zu ver wandeln, zu spalten und zu vervielfältigen. S. 107. Welche Hühner sind teurer und theurer, als in Frankreich. Da das Klima ihnen zuwider ist, so können sie nur durch die äußerste Sorgfalt aufgezogen, und erhalten werden. In Pondichery gab es Aerzte, deren einzige Praxis darin bestand, das Haugesflügel, besonders die welschen Hühner, zu besorgen, und die Diät oder Arzneimittel für dieselben zu bestimmen. S. 138, 139. In den vornehmsten Städten steht man unter andern Prachtgebäuden Palläste von 7 bis 8 Stockwerken, welche sich pyramidalisch zuspitzen, weil jedes obere Stockwerk kleiner ist, als dasjenige, auf welchem es ruhet. Jedes Stockwerk ist von dem andern durch ein Vordach abge sondert, an welchem mancherley Zierathen, besonders vergoldete Glocken, angebracht sind. S. 150. Der heilige Xaver wird als der beständige wirkliche Vicetönig des Portugiesischen Indiens angesehen. Die Vicetönige also, welche von Portugall aus nach Goa geschickt werden, nehmen von ihrer Würde nicht eher Besitz, als bis sie an das Brahmahl des Heiligen gewallfahrtet,

und sich gleichsam von ihm haben belehnen lassen. S. 145. Hr. P. ist ein eifriger Vertheidiger, sowohl der Frömmigkeit, als der guten Sitten der Portugiesen überhaupt, und besonders der Portugiesischen Geistlichkeit in Ostindien. S. 169. On m'objectera peut-être, que leur religion est toute extérieure, et que leurs moeurs ne répondent pas à leurs principes; c'est pure calomnie. Ils sont exacts observateurs des lois de l'Eglise. Or les Loix de l'Eglise affectent, je pense, la moralité. S. 169. Es ist schlimm, wenn man eine bezweifelte Thatsache nicht anders, als durch einen solchen Schluß beweisen kann. Wenn Hr. P. die kühnen Antworten und Unternehmungen, die S. 223, 224, vorkommen, auch wirklich gab, und ausführte; so hätte er sie, als Geistlicher, entweder gar nicht, oder anders erzählen sollen, als er sie wirklich erzählt. Keine andern Stellen erregen gegen die Beobachtungsgabe oder das Gedächtniß des Verf. mehr Mißtrauen, als die, wo er sagt, daß unter allen Völkern der Erde die Hindus den Franzosen am meisten gleichen: daß unter den Bewohnern von Hindostan die verworfenen Varias die schönsten und regelmäßigsten Züge haben, S. 249, 50: daß Brahminen häufig gemeine Soldaten, Varias hingegen Officiere sind, und die Brahminen Soldaten ruhig ertragen, wenn sie von den Varias-Officieren geprügelt werden. S. 298. Zugleich wiederholt Hr. P. alle die Merkmale von Verachtung und Unterdrückung, in welcher die Varias, als Menschen ohne Caste, leben. S. 304, 305. Zu den Stellen, in welchen der Verf. sich, ohne es zu wollen, zu stark ausgedrückt hat, rechnen wir die S. 312, wo es heißt, daß Hindostan, oder vielmehr die Coromandel-Küste, ein vollkommen gesundes Land, und die Einwohner stark und kraftvoll seyen. Kraft und Stärke sind unter allen körperlichen Vorzügen diejenigen, auf welche die Hindus am wenigsten Anspruch machen können. (Die Fortsetzung folgt.)

London.

London.

Remarks, critical, conjectural and explanatory upon the plays of Shakspeare, resulting from a collation of the early copies, with that of Johnson and Steevens, edited by Isaac Reed, Esq. together with some valuable extracts from the Mss. of the late Right Honourable John, Lord Chedworth. Dedicated to Richard Brinsley Sheridan, Esq. By E. H. Seymour. 2 Vols. Printed for Lackington, Allen and Co. etc. etc. 1805. Vol. I. 480 Seiten. Vol II 436 Seiten in Octav.

Wenn ein Schriftsteller erst Ein Mal den Critikern und Commentatoren in die Hände fällt, so ist er ihnen auf immer Preis gegeben. Wenige Erklärungen, sie mögen sich nun auf innern Zusammenhang, auf historisch-umstände oder auf Sprachgebrauch gründen, sind von der Art, daß die Sache dadurch für gänzlich abgemacht gälte. Die Schwierigkeit kann für den Kenner gehoben seyn, und der weniger Unterrichtete glaubt sich immer noch zu neuen Versuchen aufgefordert. Bey kritischen Verbesserungen ist noch seltener auf allgemeine Beystimmung zu rechnen, am allerfeltesten, wenn die neue Lesart bloß auf Vermuthung beruht. Wir sind daher weit entfernt, es mit Hrn. Seymour befremdend zu finden, daß nach den Arbeiten so vieler scharfsinnigen Köpfe, die seit beynabe hundert Jahren sich mit Shakspeare beschäftigt haben, noch immer Raum zu neuen Berichtigungen und Erläuterungen dieser Schauspiele übrig ist. In Gegentheile, manche Erläuterung wird dadurch, daß die scharfsinnigen Köpfe gezeigt haben, wie man eine Stelle mißverstehen kann, erst nothwendig; und was kritische Verbesserungen betrifft, so wird Niemand, der weiß, wie Shakspeare's dramatische Arbeiten auf die Nachwelt gekommen sind, ängstliche Anhänglichkeit an den überlieferten Text zum Gesetze ma-

chen. Es ist ein großer Unterschied, ob Bentley den bis auf orthographische Eigenheiten genauen Milton meistert, oder ob man eine offenbar verdorbene Stelle in Shakspeare zu verbessern sucht. Willkommen also bleibt hier immer noch der gute Wille, und noch willkommener wirklich geleistete Hülfe. In dem gegenwärtigen Werke finden sich ausser den auf dem Titel erwähnten Bemerkungen des verstorbenen Lord Chedworth auch noch Beyträge von Hrn. Capel Voss, u. Hn. Ben. Strutt, von Colchester. Hr. Seymour rühmt seine Freunde als *eminently qualified for any work of criticism, and intimately conversant with the genuine style and spirit of our poet.* Der Rec. hat in dem ganzen Buche keine überraschende Beweise von Geistesverwandtschaft mit dem göttlichen Dichter gefunden; auch sind ihm keine Spuren jener vertrauten Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des 16. Jahrh., noch jener Belesenheit in gleichzeitigen Schriftstellern vorgekommen, wodurch die Anmerkungen von Steevens, Malone u. A. so schätzbar werden. Von der andern Seite hat ihm die breite Redseligkeit, womit ganz unerhebliche Dinge zum Besten gegeben werden, oft lange Weile gemacht; und die pedantische Aufgeblasenheit und Derbheit, womit auf fremde Meinungen losgeschlagen wird, hat ihn überzeugt, daß auf der kritischen Arena der Unterschied zwischen einem Lord oder Gentleman und einem Holländischen oder Deutschen Professor beynah ganz verschwindet. So klein die Ausbeute aus den Erläuterungen dunkler Stellen ausfällt, eben so dürftig möchte sie auch wohl bey den vorgeschlagenen Verbesserungen seyn. Für die Benutzung der ältesten Abdrücke einzelner Stücke hatte früherer Fleiß wenig übrig gelassen. Was die auf Metrik gegründeten Aenderungen betrifft, so wurde im Allgemeinen kein großer Aufwand von Scharfsinn u. Kunst dazu erfordert, auch leidet der Schluß, den Hr. S. von

Shakspeare's Sonnetten auf seine dramatischen Arbeiten macht, einen doppelten Einwurf. Erstlich befügen die Sonnetten in metrischer Hinsicht keinesweges durchaus die hohe Vollkommenheit, die ihnen Hr. S. zuschreibt; und zweitens, sind mir denn dadurch, daß in den ländlichen Gedichten Virgils keine abgebrochene Hexameter vorkommen, berechtigt, die abgebrochenen Verse der Aeneide auszufüllen? — Am wenigsten aber kann man mit Hrn. Seymour in Ansehung der dritten Classe seiner Verbesserungen einverstanden seyn. Er ändert, was nach der jezigen Grammatik fehlerhaft ist. Heißt das nicht, einem alten Schriftsteller eine Vollkommenheit aufdringen, die er gar nicht haben konnte? Man liest ja Shakspeare nicht, um aus ihm zu lernen, was sprachrichtig ist; wohl aber kann es einem Leser, dem die allmähliche Fortschreitung der Sprachrichtigkeit bemerkenswerth dünkt, darum zu thun seyn, den Gebrauch alter Zeit echt und unverändert zu finden. — Einigen Freunden Shakspeare's in Deutschland ist es vielleicht nicht unwillkommen, wenn wir bey dieser Gelegenheit den Titel den neuesten und vollständigsten Ausgabe der Werke dieses Dichters beifügen, und sie zugleich mit einer kleinen, äußerst wohlfeilen, Ausgabe bekannt machen. Beide Ausgaben haben mit den eben angezeigten Remarks eintey Verleger.

1. The plays of W. Shakspeare with the corrections and illustrations of various commentators; to which are added Notes by Samuel Johnson and George Steevens: the fifth edition, revised and corrected by Isaac Reed, with a glossarial index. 21 Vols. 8^{vo} 11 l. boards.

2. Shakspeare's works, complete, a neat common edition, for the pocket, in 9 Vols. Price ONLY 10s. 6d. in boards.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 5. März 1808.

Hannover.

Bei den Gebrüdern Hahn 1808 auf XII und 323 Seiten gr. Octav: Abhandlungen aus dem Civil-Rechte, von D. Eduard Schrader, öffentl. Lehrer der Rechte und Philosophie, und Vorfizer des Spruch-Collegiums in Helmstädt. Erstes Bändchen.

Der ausführlichste unter den sechs Aufsätzen, welche Hr. Prof. Schrader hier dem civilistischen Publicum mittheilt, ist der letzte: Ueber eine neue Handausgabe des Justinianischen Gesetzbuches, von S. 139 bis zu Ende, und dieser ist es auch, für welchen er Zusätze und Berichtigungen Anderer am meisten wünscht. Den Begriff von Handausgabe scheint er nicht ganz so zu nehmen, wie gewöhnlich geschieht, wo man darunter den bloßen Text, etwa mit den wichtigsten Varianten, erwartet, denn ob er gleich eine "größere" Ausgabe, die aber auch nicht glossirt wäre, ihr entgegensetzt, so möchte doch leicht die Handausgabe nach seinem Plane critisch vollständiger werden, als wir noch irgend eine besitzen. Diese sollte denn in

N (2)

den nächsten drey oder vier Jahren erscheinen, und der Vorläufer einer, in zwanzig Jahren zu erwartenden, ganz vollständigen, critischen und eregetischen Ausgabe seyn, aus welcher nachher wieder ein Auszug gemacht werden könnte, um ihn an die Stelle jener, einstweilen vergriffenen, Handausgabe treten zu lassen. Sehr Vieles käme dabey natürlich auf das Mechanische des Druckes an, auf Papier, Lettern, einen Setzer, der Latein könnte, einen geübten und genauen Corrector in der Druckerey, einen Druckort, der die Revision des Herausgebers selbst nicht zu weitläufig machte, und dann einen Verleger, der dieses alles als Kaufmann in Thätigkeit zu setzen wüßte, ohne gar zu sehr nachzurechnen, daß es eigentlich, wie sie es nennen, "ein eingeschränktes Fach" sey, und daß dagegen ein Roman, und ein Journal in Octav oder in Quart, wenigstens so viele Abnehmer finden, als Lesegesellschaften in Deutschland sind. Hat Hr. Prof. S. Aussicht zu allem diesem, so ist es gewiß zu wünschen, daß die von ihm nur halb gemachte Hoffnung in Erfüllung gehe, und er selbst sich einer solchen Arbeit unterziehe; zu leicht nimmt er sie sich, in Ansehung dessen, was der Herausgeber dabey zu thun habe, sicher nicht. Er geht einen Theil des Corpus Juris nach dem andern durch — nur vom Lehenrechte ist nichts gesagt — und zeigt, was dabey noch zu thun wäre, und was, wenn die Juristen ihre gelehrten Angelegenheiten nicht über den practischen vergäßen, schon längst gethan seyn sollte. Bey den Institutionen hat der V. S. 200 Etwas übersehen, was in einem ihm zuverlässig bekannnten Buche steht, die Nachricht, wo Iselin's Vergleichen des damaligen ältesten Pariser Manuscripts längst abgedruckt ist, und ein auf Kiegger's eigene Angabe gebauetes, nicht sehr günstiges, Urtheil

über die Seifensteinische Handschrift, beides in dem Lehrbuche der Rechtsgeschichte 2te Aufl. S. 361. Der V. gibt Nachricht von einer Helmstädtischen und einer Wolfenbüttelschen Handschrift, und führt ältere Ausgaben an. Bey der von Bandoza von 1605 kann Rec. eine frühere von 1591 anführen, welche, so wie wenigstens die hier auch genannte von 1614, noch das Eigene hat, daß die Institutionen-Archonten darin aufgenommen sind. Zur Probe ist hier der rote Titel des ersten Buchs mit Varianten abgedruckt. Die wichtigste: non possunt statt possunt im §. 4, welche in so vielen Handschriften, auch in der von Iselin verglichenen, steht, hat der Verf. nirgends gefunden. — Bey den Pandecten ist eine schätzbare Untersuchung über die bekannte Streitfrage, ob die Florentinische (nach Seume noch in Florenz, andern Nachrichten zufolge in Palermo und in Salzburg seitdem gewesene) Handschrift die Quelle aller übrigen sey, vorausgeschickt, und das Resultat ist, nur in den 15 (25 ist ein Schreib. oder Druckfehler) letzten Büchern, von tres partes an, sey das Florentinische Manuscript die Grundlage aller bis jetzt untersuchten, aber selbst da nicht so, daß nicht Stellen aus andern Handschriften auch benutzt worden wären. Unter den Gründen für letzteres vermißt Rec. einen, für welchen man ihm eine kleine Vorliebe verzeihen wird, die doppelte Uebereinstimmung der gewöhnlichen Manuscripte nicht mit dem Florentinischen, aber wohl mit dem noch ungedruckten Basiliken, bey fr. 77. D. 50, 17. (Chrestom. von Beweisstellen S. 33). — Vom Codex wird wieder eine Wolfenbüttler Handschrift beschrieben, und mehrere alte Drucke. Wenn Rec. von den Novellen wenig sagt, so ahmt er darin dem Ver-

fasser nach, der nun noch im vorletzten Paragraphen recapitulirt, was bey einer Handausgabe zu thun sey, und im letzten noch einige Vorschläge thut, z. B. die Authentiken im Coder zu numeriren, und bey den Titeln überhaupt an die Ordnung der Pandecten zu erinnern, was beides Rec. nicht nöthig hat, der bey einer Authentike auch von der Constitution, bey welcher sie steht, und bey den Titeln von diesen selbst die Zahl anqibr.

So viel Vergnügen dieser Aufsatz jedem Leser vom Fache gewähren wird, auch abgesehen von so manchem interessanten Detail, z. B. S. 259 den Klagen aus dem sechszehnten Jahrhundert, daß zu Erfurt die Lutheraner mit den Handschriften des Corpus Juris ziemlich vandalisch — wie man gesagt hat — umgegangen seyen; so sind doch einige literarhistorische Anstößigkeiten darin. So oft Haloander († 1531) und Cujacius († 1590) neben einander genannt werden, S. 198, 219 und 259, steht letzterer zuerst. Daß Schwarz in Altdorf ein Rechtsgelehrter gewesen sey, steht S. 199. Die Glosse ist ja in neuern Handschriften, man könnte sagen, in neuern Ausgaben, der Regel nach reicher, als in alten, wie kann der V. S. 208 sich darüber wundern? S. 228 scheint der V. zu glauben, in den gewöhnlichen Manuscripten stehe bey den einzelnen Fragmenten der Pandecten nicht einmal der Name des Juristen. Allein nur die genauere Angabe des Werkes und des Theiles fehlt. — Warum soll, nach S. 243, das Römische Criminal-Recht in den Pandecten weniger angewendet worden seyn, als andere Lehren? — Die Eintheilung des Coder, oder eigentlich der 9 ersten Bücher desselben, in pars prima et secunda (S. 293) kömmt bey den ehemahligen Vorlesungen und den daraus

entstandenen Büchern genug vor, z. B. selbst bey Lipenius unter *codex* mehrmahls. Die Schriften über die Constitutionen einzelner Kaiser (S. 312) hat auch schon Hr. Hofr. Seidensticker in seiner Chrestomathie S. 67 zusammengestellt. Auffer den sechs Numern unsers V. hat er noch fünf mehr. — Daß bey den Novellen von denen nichts gesagt ist, welche Savigny in der Wiener Bibliothek neu aufgefunden hat, kann dem V. Niemand zur Last legen, da Dier hier Gelegenheit hat, die erste Nachricht davon drucken zu lassen. Wahrscheinlich werden diese der gelehrten Arbeit des Hrn. Prof. Weiss einen neuen Werth geben.

In dem vorletzten Aufsatz zeigt sich der V. in einem Fache, worin ihn das Publicum schon kennt, als juristischen Mathematiker. Die Ueberschrift ist: Ueber die bey gesetzlichen Zahlenbestimmungen zu beobachtende Gleichförmigkeit im Fortschritte. Es ist, um gleich mit einem der beiden Beispiele anzufangen, wie schon Mehrere bemerkt haben, unschicklich, daß bey Justinian eines von fünf Kindern absolut (nicht bloß relativ) mehr zu seinem Pflichttheile bekömmt, als eines von vieren (dort $\frac{1}{5}$, hier $\frac{1}{2}$), und es läßt sich sogar wünschen, daß die Veränderung von einem kleinern relativen Pflichttheile nicht bloß sprungweise, bey dem Uebergange von 4 zu 5, sondern allmählich geschähe. Dieß ist ein nicht unbedeutender, obgleich bisher in der Theorie der Gesetzgebung noch gar nicht erwähnter, Punct, wovon die Billigkeit eines Gesetzes (auch ein Gesetz kann nämlich billig oder unbillig seyn, nicht bloß ein Einzelner, wie so Viele glauben) abhängt, es gehört zur *justitia distributiva* nach der alten, jetzt beynahel vergessenen, Eintheilung. Was der V. hierüber sagt, ist sehr lehrreich, und kein Vorschlag; die Zah

der Kinder immer, *i. V.* um 3, zu vermehren, und die Summe zum Nenner eines Bruches zu machen, wovon jedes Kind eine Einheit als Zähler bekommt, ist untadelhaft. Nur ist freylich ein Rückschritt, wie er bey Justinian und im Preuss. Landrechte (da hat eines von vieren $\frac{1}{4}$, und eines von fünfen $\frac{1}{5}$) vorkommt, viel ärger, als ein bloßer Stillstand im Fortschritte, welcher sich durch die Einfachheit empfehle, die auch einer der zwey großen Vorzüge eines Rechtsfages ist. Rec. schlägt dem *V.* bey einer weitem Bearbeitung seines Gegenstandes noch die Zahl der frey zu lassenden Sklaven aus *ULP. fragm* I, 24. vor. Sehr angenehm ist dem Rec. die Bemerkung gewesen, S. 164, man sehe es dem Zahlenbestimmungen des *côde Napoléon* an, daß die Mathematik in Frankreich viel mehr blühe, als im alten Rom, nur bemerkt er dabey, daß der *V.* nicht von dem Rom *Ulpian's*, des Verfassers von *fr. 68. D. 35. 2.*, spricht, sondern von Ravenna und Constantinopel. Daß *Valentinian III.*, und daß *Justinian* sich nicht von ferne mit dem Französischen Kaiser in der Mathematik vergleichen lassen, versteht sich freylich von selbst. Bey den mathematischen Erörterungen des Verf. hat sich Rec. an Etwas gestoßen, worauf ihn, so viel er weiß, der sel. *Kastner* in diesen Anzeigen aufmerksam gemacht hat, nämlich die Zweydeutigkeit von —, welches bald *minus*, bald *bis* heißt. S. 167 steht $\frac{1}{2} - \frac{1}{2}$, und dieß soll man lesen: *bis* $\frac{1}{2}$, und nicht: *minus* $\frac{1}{2}$. Wie können Mathematiker ansehen, diese Unbestimmtheit aufzugeben, und dafür einige Punkte nebñ einander, die sonst keine Bedeutung haben, zu gebrauchen, von $\frac{1}{2}$. . . $\frac{1}{2}$? (Der Recensent in der Genaischen Literatur-Zeitung, welcher dem *V.* ermahnte, die in der Mathematik ungenübten

Juristen ganz ihrem Schicksale zu überlassen, hat anter einer ähnlichen Verwechslung eines Zeichens nur durch ein glückliches Rathen nicht gelitten. Schulting läßt den Cujacius zu PAULL. R. S. II. 22. §. 1. von VIII. sup. sprechen, und jener Gelehrte versteht es richtig von 8½. Allein wie soll sup. eine Hälfte bedeuten? Was sup. gedruckt ist, hieß ursprünglich s̄, und dieß heißt ja semis.)

Noch ein paar Worte von dem vierten Aufsätze: Theorie eines gewöhnlich übersehenen Successions-Rechtes des Mannes auf das Vermögen seiner Frau. Es ist die Rede von der const. 3. C. 6, 60. Wie der V. dieß die Abhandlung hindurch für ein Erbrecht des Mannes ansehen kann, da er am Ende (S. 161) sich selbst den entscheidenden Einwurf macht, das Daseyn von Descendenten sey ja hier wesentlich, begreift Rec. nicht. Damit hängt auch der Einwurf zusammen, der Herrn Hofrath Thibaut S. 100 gemacht wird, er handle diese Lehre zwar in der zweiten Ausgabe beym Nießbrauche, aber nicht auch bey der Erbfolge ab. Freylich nicht bey der Erbfolge der Ehegatten, aber bey der Erbfolge der Descendenten §. 681, und schon in der ersten Ausgabe eben dafelbst §. 894. Hr. Hofr. Th. ist hier nur zu unschuldig, denn eine, wie der V. zeigt, so alberne, und so selten erwähnte Verordnung, die sich noch dazu, wie der V. nicht bemerkt, auf die bey uns abgekommene Römische Emancipation bezieht, möchte Rec. viel lieber ruhen lassen, als sie zwey Mahl erwähnen. — Die rechtshistorische Schwierigkeit S. 99 löset sich damit, daß hier zum ersten Mahle der Großvater bey der Emancipation der Enkel Erwas behält. Hingegen der Fehler in der Rechtsgegeschichte des Rec. auch in der dritten

Ausgabe (S. 302) ist und bleibt ein Fehler, den er hier zurücknimmt.

Der erste Aufsatz beantwortet die Frage: Werden die im Ehebruche erzeugten Kinder durch nachfolgende Ehe legitimirt? mit Nein, wie Rec. auch immer gethan hat. Hugo.

4. Lügen in der Lausig.

Die Griechischen Redner, die zu der Classe der Sophisten gezählt werden, pflegten zu Gegenständen ihrer Redeübungen, oder auch für Prunkreden (*epideiktic*) Geschichten zu wählen, deren Wahrheit sie bestritten, oder das Gegentheil behaupteten: es war z. B. kein Trojanischer Krieg gewesen s. w. Als eine ähnliche Übung des kritischen Scharfsinns läßt sich gar nicht mißbilligen, wenn Jemand, der Lust dazu hat, irgend eine Schrift des Alterthums, zumahl bey einem Anlaß oder schon ehemahls erweckten Verdacht, entweder für unecht zu erklären, oder ihre Echtheit zu vertheidigen übernimmt. Will man einmahl die Rolle des kritischen Pyrrhonisten spielen, so findet sich immer etwas Befremdendes, Verdächtiges, Ungewöhnliches, in Gedanken, Ausdruck, Sprachgebrauch, das sich aufsuchen läßt; obgleich Anders da, wo nicht ausdrückliche Zeugnisse, oder glaubwürdige Auctorität, oder evidente innere Beweise vorhanden sind, sich an der Güte und dem Werth des Werks begnügen, das Lernenswürdige daraus lernen, nicht leicht durch bloße Zweifel und aufgesuchte Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten sich irre machen lassen. Der Vertheidiger hat eben daher auch immer besser Spiel, als der Verstreiter. Dieß ist gleicher Weise der Fall bey einer kleinen Schrift, durch die uns ein junger Philolog,

der viel von sich erwarten läßt, bekannt geworden ist: Orationem de Haloneso Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicat, adjectis sub finem observationibus maximam partem criticis, Benjamin Gotthold Weiske, Lycei Lubbenfis Conrector. 36 Seiten in Quart. Seitdem man angefangen habe, von einer höhern Critik zu sprechen, habe es auch wie ein Anfall von Revolutionsfieber Mehrere angewandelt, das Stehende in der Literatur niederzureißen, also auch Schriften des Alterthums ihre Echtheit abzuspochen; und wohl nicht einmahl genau zu bestimmen, ob eine solche Schrift für eine spätere rhetorisch-sophistische Uebung, oder für ein Werk der alten Zeit, und aus eben der Zeit, da der vorgegebene Verf. gelebt hat, nur von einem andern gleich lebenden oder gleich folgenden Schriftsteller verfaßt, zu halten seyn soll. Am leichtesten ist diese Art Critik bey den Reden der Römer und Griechen anzubringen; wie schon die alten Grammatiker oft bewiesen haben, insonderheit in Ansehung der Attischen Redner. Vielleicht gelangen wir auf diesem Wege dahin, daß künftighin mehr Studium auf die Griechischen Redner verwendet wird, wenn junge Sprachgelehrte, durch solche Aufsehen machende Angriffe auf den Namen und das Eigenthum Griechischer Redner sich selbst einen Namen zu machen suchen werden; denn das Gute in der Welt geschieht nicht leicht um sein selbst willen.

Unter den sieben so genannten Philippischen Reden des Demosthenes ist die Eine überschrieben: *περὶ Ἀλονησίου*. Es war dieß eine Insel an der Küste von Macedonien, deren sich Philipp, K. von M., bemächtigt hatte; die Athener waren durch Seeräuber aus ihrem Besiz getrieben; er hatte

diese wieder daraus verjagt, und konnte, da die Athener die Insel nicht geschützt hatten, sie als keine Eroberung betrachten; denn er konnte keine Seeräuber als Nachbarn dulden; er erbot sich gleichwohl, die Insel den Athenern wiederzugeben, aber als Geschenk, nur nicht als Etwas, was sie ihm abfordern könnten: freylich mit dem billigen Verlangen, die Athener möchten auch dafür ein besseres Seerecht einführen, und gehörige Anstalten zur Sicherheit des Seehandels treffen. Philipp gab den Gesandten von Athen ein Schreiben dieses Inhalts, mit mehr andern Anforderungen, auch mit mündlichen Aufträgen, mit; und nun hatten die Redner in Athen Stoff, entweder schulrecht oder politisch über den Antrag zu debattiren; Wie gewöhnlich, meinte es Keines von beiden Seiten redlich; um das allgemeine Beste Beider und Aller war es ihnen nicht zu thun; und so mußte man auch auf Pointillen zu bestehen; es kam hier auf die beiden Worte an, *didovai* und *anodidovai*. Demosthenes bestand darauf, wenn Philipp die Insel geben wolle, so sey es unter der Würde des Staats, sie anzunehmen; man müsse darauf bestehen, daß er sie wiedergeben solle. Daß die Athener sich auch auf eine seine chicanirende Politik verstanden, und daß diese nicht erst ein neues Geschenk des Himmels, für die Zeiten unsrer Väter aufbehalten, war, sieht man auch aus diesem Beyspiel.

Nun führt Hr. W. seinen Gegenstand folgender Maßen aus: er zeigt, erst historisch, daß Demosthenes allerdings eine solche Rede wegen der Insel *Halonnesus* gehalten habe; auch darüber ist man einverstanden, daß die Rede, die wir noch haben, zu jener Zeit wirklich ist gehalten worden; Aber ob diese Rede jene des Demosthenes, und nicht

vielmehr das Werk eines andern Redners sey, ist zur Frage geworden; denn Einige bezweifeln es, Andre läugnen ganz, daß es des Demosthenes Rede sey. In der Spitze steht Libanius, und be- ruft sich auf Veltere, welche auch so argwohnten, und von denen einige den Hegesipp für den Verfasser hielten; aber ihre Gründe führt er nicht an, so wenig, als diese bey Harpocration, im Suidas und im Etymologicum, erwähnt sind. Eben so wenig haben die Neuern Gründe beigebracht. Aber Libanius, und aus ihm Photius, führen Gründe an, der letztere bestreitet sie zugleich wieder; nämlich da sie einen Stil, und Worte und Ausdrücke darin bemerken wolten, welche von dem Gedrunge- nen und Kraftvollen des Demosthenes sehr entfernt wären; zwar antwortet Photius, der Mensch sey sich nicht zu allen Zeiten gleich; am Ende aber hält er die Sache doch für unentschieden, und dahin äußern sich auch neuere Gelehrten. Hingegen Dio- nys von Halicarnas führt die Rede als Rede des Demosthenes an, und äußert nicht den geringsten Zweifel; auch Quintilian nicht, noch Longin und Hermogenes und andre mehr.

Nun blieb übrig, zu sehen, ob sich innere Gründe anföhren lassen, welche für den Demosthe- nes entscheiden; als solche führt Hr. W. Folgen- des an. Es kommen in der Rede die dem De- mosthenes gewöhnlichen Wiederholungen von Bes- weisgründen, Gemeinplätzen und Sätze, nachdrucks- volle Gedanken und Ausdrücke vor, wie er sie be- reits an andern Stellen auch vorgebracht hat. (Hr. W. führt also das als Grund für seine Behaup- tung an, was Andre in ähnlichen Fällen als Grund der Bestreitung zu gebrauchen pflegen; er kann freylich auch die Sache so stellen: denn, wäre die

Nede eines Andern, z. B. des Heaestipp, so würde dieser sich gehüret haben, sich als Nachahmer des Demosthenes in solchen ihm eigenthümlichen Dingen bloßzustellen.) Noch ein paar historische Schwierigkeiten werden beseitiget, dergleichen sich in allen Reden finden; gesammelt und aufgezählt sind einige dem Demosthenes eigne Wendungen und Ausdrücke; wenn hingegen επιμίξις und εκκοπται für expellere vorkommen, welche Wörter sich im Demosthenes sonst nicht finden, und Ausdrücke, wie dieser, daß die Athener das Gehirn nicht im Kopf, sondern unter den Fußsohlen zu haben schienen (επειρ υμεις τον εγκεφαλον εν τοις κροταφοις και μη εν ταις πτερυαις κατα·επατημενον φοριτε), welchen bereits Hermogenes, Longin und Libanius getadelt haben: so werden sie als eine Art von Waffen zu betrachten seyn, mit denen man gemeiniglich in der höhern Critik mächtige Streiche zu versetzen glaubt: die aber doch, wie sich leicht zeigen läßt, bey unsrer eingeschränkten Kunde des Sprachgebrauchs jedes Zeitalters und einzelner Menschenklassen, gemeiniglich die schwächsten sind; dem Demosthenes ward ohnedem vorgeworfen, daß er sich zu dreiste und harte Metaphern erlaube. — Angehängt sind Observata ad orationem de Halonelo, worin der Verfasser eine feine Probe von critischer und exegetischer Gelehrsamkeit an den Tag legt. So erinnert er, daß nicht επι ξενιαν αυτους εκλεβιτε, sondern επι ξενια der Attische Gebrauch ist. Im Epigramm S. 86, 20 bemerkt er sehr gut, daß αμμοριη hier weder die Unsterblichkeit, noch das Unglück seyn kann: der Sinn erfordert, die Grenze von beiden; daß αμμορια hier όμορια bedeute, ist schon von Andern anerkannt; er schreibt also αμμοριης

für *ἀναμνησις*. In der Stelle bey Longin p. 120 Mori, ergänzt er die Lücke *αριστοι και αι.*

Der Verfasser ist vermuthlich der Sohn des vor- 11
maligen Conrectors an der Schulpforte, Hrn. M.
Benjamin Weiske; sein Name erinnert den Rec.
an eine gelehrte Arbeit desselben vom vorigen
Jahre:

M. Tullii Ciceronis Orationes XIII. selectae —
novis animadversionibus in usum scholarum
illustratae a *Benj. Weiske*. — Leipzig bey
Schwickert 1807. Octav 427 Seiten. Dieses
ehemaligen gelehrten Schulmannes Behandlungs-
art der Classifier ist uns bereits, insonderheit aus
der Ausgabe der Xenophontischen Schriften, be-
kannt; es ist diejenige, durch welche die bereits
durch die ersten Sprach-Rudimente durchgeführte
Schuljugend nun mehr zur richtigen Interpreta-
tion bey gründlicher Sprach- und Sachkenntniß
angeleitet wird, und zwar practisch durch vorge-
legte Proben, in einigen ausgewählten classischen
Werken, welche ein solcher fähiger Jüngling durch-
studiren soll, entweder ganz für sich, oder vor
der öffentlichen Lectio, oder nach derselben, aber
nicht während des Catheder-Unterrichts sich da-
mit zerstreuen darf; die auch ein angehender Leh-
rer durchdenkt, und seinen Unterricht in der Classe
daraus einrichtet, bis er sich selbst eigne Fertig-
keit erworben hat. Da doch in den frühern Jah-
ren gute genaue Sprachkenntniß des Lateinischen
eine Hauptabsicht ist: so ist ein Lateinischer gut-
geschriebener Commentar das treffendste Hülfsmittel,
sie bey Interpretation des Textes in Lateinischer
Sprache zu erwerben und zu üben. Mag also
die natürliche syntactische Stellung der Worte und

das Deutsche Uebersetzen vorhergegangen seyn: so kann ein desto größerer Nutzen erfolgen, wenn der Lehrling nachher für sich eine Lateinische Interpretation dieser Art, welche Sprach- und Sachen-Interpretation verbindet, nachlieset; am besten, wenn der Lehrer selbst darauf verweist, um dem vorzüglichen Urtheil der Lehrlinge zuvor zu kommen, er habe das, was er vorbringt, aus andern Büchern genommen; Es gereicht vielmehr dem Lehrer zur Ehre, wenn er das Gute, was Andre hergebracht haben, an rechter Stelle wieder zweckmäßig vorträgt; und lächerlich wäre es, von ihm zu verlangen, daß er lauter neue Dinge sagen soll; er muß nur nicht selbst sich das Ansehen geben wollen, als leistete er dieß. — Uebrigens bleibt bey Commentarien dieser Art immer die Schwierigkeit, zu bestimmen, wie weit bereits die erworbenen Kenntnisse und Profectus des Jünglings gegangen seyn müssen, um den völligen Nutzen aus jenen Commentarien schöpfen zu können; und hier muß die verständige Leitung des Lehrers, oder der jugendliche Muth und Eifer, sich selbst zu versuchen, das Beste thun Eben dieß dürfte der Fall bey gegenwärtiger Ausgabe seyn. Hr. W. hatte schon kurz vorher ans Licht gestellt: *M. Tullii Ciceronis Orationes octo selectae*, bey Schwabert 1806. Wir haben sie nicht gesehen; verstehen wir den Hrn. W. recht, so soll die jetzige Sammlung von Reden für solche Jünglinge bestimmt seyn, welche bereits schon weiter vorgerückt sind, die vorige werde eher vorangehen müssen, da sie in der Erklärung der Latinität mehr vom Bekannten mitnimmt, wiewohl dieß gemeinlich in den Schulen am wenigsten gründlich und richtig vorgetragen wird. Gleich

wohl ist Vieles von der jetzt erregten Controvers über die Echtheit gewisser Ciceronischen Reden eingemischt; diesen Gegenstand, sey es dem Recens. erlaubt, trockenen Fußes vorbenzugehen. Wie wir sehen, hat Hr. W. auch einen besondern Commentar über die Rede pro M. Marcello ans Licht gestellt, welcher die Rettung der Echtheit dieser Rede zur Absicht hat. Die in der gegenwärtigen Sammlung begriffenen Reden rechtfertigen die Wahl für die Schulübung durch ihre Leichtigkeit und Schönheit; so bald der Lehrling durch Uebersicht des jeder Rede vorgesetzten Inhalts von den Umständen unterrichtet ist, unter welchen die Rede veranlaßt und gehalten worden ist; wenn er auch die Analyse voraus überschlagen möchte. Es sind die Reden für den Sextus Roscius Amerinus; für den gesetzlichen Vorschlag des Tribuns Manilius zu Gunsten des Pompejus; bey dem Cicero eben keine tiefen Einsichten an den Tag gelegt hat, denn sonst hätte er wohl ahnen können, wie er dadurch, daß er einen Bürger so hoch über alle erhob, dem Staat seinen künftigen Alleinherrscher vorbereitete; dieser Rede ist eine gute chronologische Tafel der Zeitumstände vorgesetzt; die vier Reden gegen Catilina; die Rede für den Archias, den Dichter; die beiden Reden nach der Rückkehr in Rom, an das Volk, und an den Senat; die Rede für den L. Annius Milo; für den M. Marcellus; für den Q. Ligarius, und die für den König Dejotarus.

Gotha.

Car. Gotth. Lenzii Epistola in loca quaedam carminis Catullini de nuptiis Pelei et Thetidis, an den Herrn Kirchenrath und Direc-

H

tor Döring, als Herausgeber des Catulls, gerichtet, als Glückwunsch zur Feyer des fünf und zwanzigsten Lehrjahres. Sie enthält verschiedene feine Bemerkungen, insonderheit durch Zuziehung von Griechen. Sonderbar ist, da so viele Stellen im Griechischen von ihm aufgefunden und angeführt sind, worin die Fabel erzählt wird, auch ein erhoben gearbeitetes Werk bey Winkelmann Monim. ined. III. (das, so wie die Fabel selbst, viel Aehnlichkeit mit der Hochzeitsfeyer des Cadmus und der Harmonia hat: s. oben S. 303), daß sich doch gleichwohl nicht sicher angeben läßt, aus welcher Quelle Catull geschöpft hat. Catull behauptet, allen andern Dichtern entgegen, daß Apollo und Diana sich bey dieser Feyer nicht eingefunden haben, nec Thetidis taedas voluit celebrare jugales v. 303. sollte dieser sinnreiche Zug nicht eine natürliche Beziehung auf den künftigen Achill haben, gegen welchen beide Gottheiten in der Iliade feindselige Gesinnung haben, als Beschützer von Troja, so daß bey den Enclikern Apollo den Achill einst erlegt, selbst oder durch den Paris; von dem auch Horaz sagt: Dive — quem lenit Achilles s. w. IV. Carm. 6. Talia praefantes — Parcae 383. würden wir auch vertheidigen, aber nur in dem Sinn für praedicentes, nicht für προμιαζουσαι, es folget weder Gesang noch Tanz darauf; es müßte das Griechische bloß für canentes gesagt gemeint seyn. Die Conjectur 390. creta für terra, hat viel für sich: sollte aber dann der Dichter nicht lieber an Cretas — currus, für Creticos, gedacht haben?

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 7. März 1808.

Leiden.

41

Den H. und J. Honkoop: *Pauli Ernesti Jablonskii* Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca, et historiae ecclesiasticae capita illustrantur; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata et locupletata. *Tomus secundus*. Edidit atque animadversiones adjecit *Jona Guilielmus te Water*. 1806. Octav 494 S. Wir erkannten bey der Erscheinung des ersten Bandes (Gött. gel. Anz. 1805 S. 177 f.) dankbar das Verdienst des Hrn. te Water, das er sich durch Beförderung der Ausgabe der Jablonskischen Schriften erworben hat, welche man in jetzigen Zeiten nicht leicht hätte erwarten können. Nicht weniger freute uns der erfolgte zweyte Theil, der wieder mit vieler seltenen Gelehrsamkeit angefüllet, und mit handschriftlichen Zusätzen des Verstorbenen, so wie auch mit Anmerkungen des Herausgebers, bereichert ist. Enthalten sind folgende Abhandlungen:

D (2)

I. Remphah, *Aegyptiorum deus ab Israelitis in deserto cultus*, der nur bey Amos, und aus ihm vom heil. Stephanus, genannt wird; erklärt aus dem Aegyptischen, König, Herr, des Himmels, die Sonne; also eben das, was späterhin Osiris auch war. Diese Schrift war 1731 gedruckt.

II. *Dissertationes academicae octo de terra Gosen*, die für die Mosaische Geographie noch wichtig sind; J. behauptet, daß es der Heracleotische oder Heracleopolitische Nomos oder Präfectur, war, das heutige Stium der Kraber; da man es gemeiniglich tiefer herunter, in die Gegend von On und Heliopolis, setzt, welches, oder Memphis, damahls die Hauptstadt der Pharaonen gewesen ist, nicht Tanis. Der Griechische Name selbst müsse eine Uebersetzung des alten seyn, von einer Gottheit, welche in der Folgezeit mit dem Hercules der Griechen verglichen ward; ob er gleich diesen alten Namen nicht bestimmt anzugeben weiß; indessen, statt Gosen findet man noch den alten Namen Cochom oder Cochon von Heracleopolis; und im Etymologicon, daß Hercules bey den Aegyptiern Chon hieß, welches die Stärke bedeutet; daß der Aegyptische Hercules lange vor dem Griechischen Hercules bekannt war, und daß man ihn auf die Sonne deutete. (Nämlich der Grund von der ganzen Deutung jener Griechisch-Aegyptischen Mythologien war, des Rec. Vorstellung nach, dieser: Die ältern Völker, Aegyptier, Asiaten und Griechen, brauchten statt der Concreta die Abstracta; statt, der starke Hercules, sprach man, die Stärke des Hercules, und also βίη Ἡρακλεῖη oder Ἡρακλεους noch der Griechische. Bey den Aegyptiern waren die Beynahmen der Gottheiten nicht nur verschieden nach den Hie-

roglyphen und Symbolen, sondern auch nach den Eigenschaften, durch Abstracta ausgedrückt, die, in Personen verwandelt, als einzelne Gottheiten späterhin betrachtet wurden; so war statt der starken, mächtig wirkenden, Sonne gesagt: die Stärke, die Kraft, die Macht, der Sonne, und endlich auch, die Kraft oder Stärke allein; dieser Nahme, der in einer Stadt und gottesdienstlichen Anstalt vorzüglich üblich war, ward weiterhin Griechisch mit dem Hercules verglichen, und so kamen natürlicher und wahrscheinlicher Weise die seltsamen Vergleichen und Ableitungen zum Vorschein, durch welche die Priester schon Herodot räuschten!) Diese acht academischen Dissertationen, die so selten anzutreffen waren, sind aus dem Jahre 1738. III. Specimen novae interpretationis tabulae Bembinæ-Iliacæ (aus den Miscellaneis Berolinens. To. VI.). Es ist die bekannte kupferne Platte mit eingegrabenen Figuren, welche Card. Bembo bey der Plünderung Roms 1520 durch R. Karl's V. Kriegsvölker einem Soldaten beym Schmidt abkaufte, worauf sie nach Mantua kam, und 1630 in der Plünderung durch die kaiserlichen Völker Ferdinand's II. aufs neue verloren ging; Dr. Mead entdeckte sie später wiederum in dem Archiv zu Turin; seit 1799 hat sie ihre Stätte in Paris. Jablonsky erkannte auf der Tafel den Aegyptischen Kalender mit seinen Festen, gerichtet auf das Römische Jahr, von der Frühlings-Tags-gleiche an, und setzte ihr Alter in die Zeiten Eragabals. Also muß man auch hier keine Mythologie aus den, so verschiedenen, Stufen des frühern und nachherigen Aegyptischen Alterthums, sondern bloß aus dem spätesten, ganz vermischten, suchen.

IV. *Observationes ad Pantheon Aegyptiacum*, von der Hand Jablonsky's am Rande seines Exemplars beschrieben. Eine Menge seiner Anmerkungen der seltensten Gelehrsamkeit, welche aber einzeln für sich wenig, jedoch viel Nutzen und Gewinn demjenigen geben können, der eben mitten in dem ähnlichen Studium begriffen ist. Nun folgen noch vier academische Schriften, die unter den Exegeten nicht unbekannt sind: verbessert, und vermehrt aus der Handschrift des Verfassers. V. *Dissertatio de redemptore sancto* (über vulgarem ad locum Jobi XIX, 25; vom Goet, 1793, S. 105) die Erklärung aus dem *αμφιβαρυν του νεκρου* zu ziehen, nimmt. VI. *Exercitatio de genuina et propria significatione της διαθηκης in scriptis N. T.* 1733: ist unter den vielen Abhandlungen über die Bedeutung dieses Wortes noch bekannt; das, nun ziemlich allgemein für Religion, Religions-Constitution, angenommen wird, in jetziger Zeit wird es Religions-Organisation übersezt werden; J. erklärte es noch im Sinn von Testament, letzter Wille. VII. *Exercitatio theologico-exegetica de verbo otioso, cujus ratio in judicio divino reddenda est, ad Matth. XII, 36.*: auch noch unter den Exegeten wohl bekannt; J. faßte die bessere Ansicht, daß *παν ρημα αργον* nicht bloß unnütz, sondern boshaft und schädlich, bedeutet; welches er nach allen Seiten entwickelt §. X f. VIII. *Exercitatio theologica de salura ignis aeterni ad Marci IX, 49.* es ist die gezwungne, aber einzig passende, Metapher des Wortes *αλιεσθαι*, daß es vom Verderben und Vernichten hier zu verstehen ist; hergenommen vom Opfertier, das mit Salz bestreuet und getödtet wird. — Mit

Verlangen sehen wir der bald zu hoffenden Fortsetzung dieser schätzbaren Sammlung von gelehrten academischen Schriften, epaeetischen, antiquarischen, kirchenhistorischen und theologischen Inhalts, des mit so weitumfassender Gelehrsamkeit begabten Jablonsky entgegen, wenn gleich der Vortrag, der zu seiner Zeit üblich war, nicht mehr dem Geschmack unsrer Zeit durchgängig entsprechen kann.

Rom.

21.

Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle Illustrazioni di Giorgio Zorzi — Terza e quarta Distribuzione. I Settembre. I Ottobre 1807. Das Hauptstück von Cybele und Attis verdiente, daß wir uns ein wenig dabey aufhielten. Wir fügen nun die aus beiden Heften noch übrigen Antiken bey. XV Das Schickial und der Schlaf. Es ist der bekannte Marmor, bereits bey Voissard, Gruter u. A., wouüber einmahl mit so mancher scharfsinniget Deuteley so Vieles über Schlaf und Tod ist geschrieben worden, ohne daß die Inschrift selbst dabey gewonnen hätte. Recht erwünscht war uns nun, zu sehen, daß J. eben die Schwierigkeiten dabey bemerkt, welche dem Rec. immer bey dem Stein aufstießen. Die Inschrift zeigt, das Denkmahl setzt der Vater (ein Freygelassener) dem Q. Cäcilius Feror, seinem jung verstorbenen Sohne, und doch steht an den Seiten: Fatis Caecilius Feror filius, und gegen über die Worte: Somno Orestilla filia. Er erklärte sich es immer so: Fatis und Somno (dicat) muß sich noch auf den Vater beziehen, und die beygefügeten Nahmen stehen abgesondert für sich, in der

Nenn-Endung, bloß das Andenken von beiden Kindern zu erhalten. Z. meint auch, ehe il padre sia quello il quale fa questi voti, aber a nome de' suoi infanti amendue già defonti. Entscheidend lehnt er sich mit Recht gegen die Spielerey über den Genius des Todes mit der umgekehrten Fackel, als sey es das wahre alte Emblem des Alterthums; es ist der eigentliche Begriff Schlaf symbolisirt, nicht der *Javaro*s (vergl. zu Philostrati Imagg. p. 26). Er verspricht hierüber, so wie über die Fatae und Parcen, noch einmahl eine eigne Ausführung. Das Werk gehöre in die Zeiten Domitians. Gut, daß Z. nicht damahls aufgetreten ist, wie der Genius des Todes die Sage des Tages war; wie übel würde er von unsern damahligen parteyfüchtigen Gelehrten aufgenommen worden seyn! vermuthlich nicht besser, als ein anderer bey dem Vorghessischen Fescher und der bezweifelten Deutung auf den Chabrias! Voran gehet eine kleine Ausführung über die von den Künstlern ihren Werken beygesetzte Schrift, den Inhalt und Gegenstand ihrer Werke anzuzeigen, mit einer Aufzählung der alten Denkmähler dieser Art. XVI. Gabbia dei sacri polli (cavea pullaria), Behältniß der Hühner, die zum Wahrsagen aus ihrem Fressen dienten; wohl die verächtlichste Art des Wahrsagens, über welche jeder verständige Römer mag gespottet haben, welche aber doch oft Wunder gewirket hat; Es ist die nicht minder, als die vorige, berühmte Steinschrift vom Atimetus Lib. pullarius zu Ehren seines Patrons, M. Pompejus Anianus Asper; mit dem offen stehenden Hühnergebäude, und gegen über mit einem seltsamen Quadrat, das man

nicht zu erklären weiß; Z. hält es für einen Brustschmuck des Hühnerwärters, den er anlegte, so oft er in seine Function trat. Die neben stehenden Regionszeichen geben Veranlassung zu einer gelehrten Anmerkung über die Verschiedenheiten auf denselben. XVII. Bacchische Masken: zwey und zwey einander gegen über gestellt; ein schönes Werk, dem andern Relief ähnlich, das nach Paris gegangen ist (Musée Napoléon To. II. tav. 27. 28.) Der bärtige Bacchus, und neben ihm Ampelus. Beide sieht Z. als zwey Mahl vor- gestellt an; einmahl, daß, rechter Hand, Bacchus, voran steht, und gegen über der junge, schalk- haft lachende Faun; dann wiederum hinterwärts rechts der junge Faun, und links Bacchus. Den Gedanken, solche Masken vorzustellen, leitet Z. von dem Gebrauch des Landvolkes ab, das, um seine Andacht zu nähren, in Ermangelung ganzer Figuren vom Bacchus, Masken aus Kork schnitzte, und auf Felsen oder sonst hohen Plätzen aufstellte; so daß er gleichsam die Fluren übersehen, schützen und segnen sollte. XVIII. Ein Familien-Opfer: ein Werk, in welchem Z. den schönen Griechischen Stil erkennt, und trefflich erklärt und lehrt; es ist das Natürliche, Unge suchte und Anspruchlose, das dem Anschauenden so wohl thut. Es ist eine Opfernde, mit Schale und Gefäß zum Altar schreitend, und hinter ihr Mann und Frau mit einem kleinen eingehüllten Kinde, als wäre es wiedergenesend. Auffallend ist die Ungleichheit in der Größe der Figuren, die, wie Z. lehrt, sich oft auf Griechischen Werken findet; so wie er da- gegen streitet, daß überall die größern Figuren Götter vorstellen sollen; Z. hält eine andre, sehr

gelehrte, Erklärung des Marmors noch in petto, von den Calydoniern, welche den Meleager um Hülfe gegen die Cureten ansehen. — Am Ende steht noch das Verzeichniß von allen Reliefs im Pallast Albani in der Ordnung, in welcher sie aufgestellt sind, mit Einschaltung derjenigen, welche bloß einer Anführung werth waren. Dazu gehört noch Tafel A. XIX. ein Aschengefäß mit vier Seiten, mit der Sculptur eines Gebäudes mit Pilaftern; in der Mitte hängt eine Art Lampe.

H Leipzig.

Vey Fleischer, dem jüngern: Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von *Johann Georg Meusel*. Siebenter Band. Octav 438 Seiten. Der Buchstabe K füllt ihn allein aus. Manchen Bekannten sah der Recensent hier aufgeführt, auch aus dem hiesigen Kreise, die beiden Köler, Vater und Sohn, Klotz, Kulenkamp, Koppel! Auch hier fand er Beweise von der Wandelbarkeit des literarischen Ansehens. Wie so Manchen kannten wir als berühmt, von dessen Ruhm nach Einem oder zwey Decennien kaum der Schatten noch übrig ist! Schon in dieser Rücksicht wäre es für Gelehrte gut, einen solchen Nekrolog zuweilen einzusehen. Zwar eben jenes Schicksal trifft auch manchen wirklich verdienstvollen Gelehrten; nur gibt es neben dem unsichern literarischen Ruhm noch ein Andenken von höherem Werthe, die Achtung derer, die jenen in seinem Wirkungskreise thätigen Gelehrten kannten, oder selbst die Früchte davon ernteten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1808.

Göttingen.

Gauß

Die Ausbeute der vorigjährigen Beobachtungen der neuen Planeten, Vesta, Pallas und Juno, ist bereits in den Händen des astronomischen Publicums: die die Juno betreffenden Resultate wurden erst neuerlich in diesen Blättern mitgetheilt. Es ist also nur noch die Ceres übrig, über welche Hr. Prof. Gauß seine Untersuchungen so eben geendigt hat. Nasser den vom Hrn. Prof. Harding im April und May 1807 auf der hiesigen Sternwarte angestellten und einigen Berliner Beobachtungen konnte Hr. Prof. G. noch eine schöne Reihe handschriftlich mitgetheilter Manländer Beobachtungen benutzen, aus welchen allen sich für die letzte Opposition folgendes Resultat ergab:

Zeit der Opposition 1807, May 3. 4 U. 12' 44'
Meridian von Göttingen.

Wahre Länge $222^{\circ} 14' 9''$

Wahre geocentrische Breite $10^{\circ} 40' 15,9''$ nördl.
Dies ist die fünfte Opposition, die seit Entdeckung der Ceres beobachtet ist.

P (2)

Die letzten, auch in diesen Blättern (1806 S. 1946) mitgetheilten, Elemente weichen zwar von diesem Resultate nur 3 Minuten in der Länge, und nur 13 Secunden in der heliocentrischen Breite ab; inzwischen gibt jener Unterschied, so klein er ist, doch einen entscheidenden Beweis, daß diejenigen Störungen, worauf Hr. Prof. Gauß sich bisher eingeschränkt hat, nicht mehr zureichen, alle vorhandene Beobachtungen genau darzustellen: bisher sind nämlich bloß die vom Jupiter herrührenden Störungen in Betrachtung gezogen, und auch hier diejenigen ausgeschlossen, welche von den höhern Potenzen der Excentricitäten abhängen. Um also die bisherigen und künftigen Beobachtungen genau vereinigen zu können, werden besonders die letztern Störungen nachzuholen seyn, obwohl es aus mehr als Einer Ursache rathsam seyn wird, zu dieser Arbeit noch eine oder ein paar neue Oppositionen abzuwarten. Dießmahl hat also Hr. Prof. Gauß sich noch begnügt, bloß mit Zuziehung derjenigen Störungen der Länge und des Radius Vectors, die im Märzhefte der Monatlichen Correspondenz von 1803 in Tafeln gebracht sind, jedoch mit vollständiger berechneten Breitenstörungen (welche bisher noch nicht gedruckt worden), die letzten Elemente so zu verbessern, daß die Differenzen unter alle fünf Oppositionen nach Möglichkeit vertheilt werden. Das Resultat dieser Untersuchung sind folgende neue Elemente (der Zahl nach Nr. XII.), die, wie man bemerken wird, von den letzten nur sehr wenig verschieden sind. Die Epochen gelten für den Meridian von Göttingen.

	Mittlere Länge.			Sonnennähe.		
1802	155°	28'	15"7	146°	30'	22"1
1803	233	38	7,1		32	23,3
1804	312	0	49,5		34	24,9
1805	30	10	40,9		36	26,1
1806	108	20	32,3		38	27,4
1807	186	30	23,7		40	28,6
1808	264	53	6,1		42	30,2

Tägliche mittlere Bewegung 770"9354
 Excentricität 1806 0,0785251
 Jährliche Abnahme 0,00000583
 Logarithm der halben großen Ase 0,4420439
 Aufsteigender Knoten 1806 80° 53' 24"6
 Jährliche Bewegung + 1"48
 Neigung der Bahn 1806 10 37 33,2
 Jährliche Abnahme - 0"44

Mit den fünf bisherigen Oppositionen stimmen diese Elemente folgender Maßen überein:

	Unterschied:	
	heliocentr. Länge in der Bahn.	heliocentrische Breite.
1802	- 24"1	+ 1"2
1803	+ 40,9	- 9,6
1804	- 31,0	- 3,1
1806	+ 7,8	0
1807	- 9,5	- 11,3

Jena.

Berg.

Entwurf eines Systems des Pandectenrechts zu Vorlesungen, von Dr. Joh. Ant. Ludw. Seidensticker, Hofrath und ordentl. Prof. der Rechte zu Jena. In der Göpferdischen Buchhandlung 1807. gr. Octav XIV u. 126 S. Als Leitfaden für seine Zuhörer liefert der Verf. in der vorliegenden Schrift

eine Uebersicht der Rubriken, nach welchen er das so genannte gemeine Recht, so weit es in den Pandecten vorzukommen pflegt (den Proceß eingeschlossen — übrigens aber mit der nach der Lage unsers jetzigen Studirens rathsamen Absonderung alles dessen, was in andern Collegien vorkommt, und mit dem Vorleser, eben so streng alles bloß Hülfswissenschaftliche wegzulassen) vorträgt. Um diesen Conspectus zu jenem Zwecke noch nützlicher zu machen, als es eine bloße Uebersicht der Materien seyn würde, verweist er bey den einzelnen Kapiteln auf die legalen Pandecten und auf die Hellfeldische Jurisprudentia forensis, und fügt am Ende ein Directorium hinzu, in welchem mit der Ordnung des eben genannten Compendii das gegenwärtige System paragraphenweise verglichen ist. Vernünftiger Weise ist es die Absicht des Verf. hier eben so wenig, als bey seiner vor mehreren Jahren mit dem Böhmerischen Compendio gemachten Vergleichung seines frühern Pandecten-systems, dadurch zu beweisen, daß ja kein Paragraph von Hellfeld bey ihm ausgelassen sey; er hofft vielmehr, theils das Dictiren befandter Rechtsfälle damit zu ersparen, theils auch Vorbereitung und Wiederholung den Zuhörern zu erleichtern, und ihnen Gelegenheit zu fernerm Nachlesen zu geben. Rec. muß indeß gestehen, daß selbst diese Vortheile ihm noch sehr zweifelhaft scheinen, wenn der Verf. bey seinen Vorlesungen nicht sehr viel Rücksicht auf das Compendium nimmt, und dieß scheint wenigstens nach den Erklärungen in der Vorrede nicht seine Absicht gewesen zu seyn, da er sich so sehr von allem Polemischen entfernen will. Sollte er aber dennoch eine genauere Rücksicht der Art nehmen, so darf ihm Rec. wohl nicht die Schwie-

rigkeiten noch herausheben, welche jeder Dozent bey der Verbindung eines eignen Systems mit einem in der Anordnung so ganz verschiedenen Lehrbuche nothwendig finden muß. — In Ansehung der Hauptsache — der eignen Anordnung — erklärt sich der Verf. in der Vorrede dahin, daß sie so viel als möglich wissenschaftlich — nach idealen Theilungsgründen, welche der von der Vernunft gegebene oder durch das positive Gesetz modificirte Rechtsbegriff darbietet, gebildet — und so wenig als möglich classificirend seyn — d. h. sich nur da, wo es nothwendig ist, nach den aus dem realen, zum Grunde liegenden, Stoffe des Rechts entspringenden Rücksichten richten solle. Rec. wünscht aus der Bestimmung eines wissenschaftlichen Systems die vernünftigen Rechtsbegriffe zwar noch mehr weggelassen zu sehen, als der Verf., sieht aber auch sehr wohl ein, daß bey der Systematisirung die positiven Rechts-Ideen von selbst die Oberhand beholten, und würde schon dieserhalb nicht mit dem Verf. streiten. Noch weniger kann es zu dem Plane unsrer Blätter passen, über das Einzelne des Systems ausführliche Bemerkungen zu machen. Rec. will daher, nebst einer kurzen Anzeige der Ordnung, nur Einiges herausheben, um dem Verf. so viel möglich durch Aufmerksamkeit zu beweisen, daß ihm eine Schrift Vergnügen machte, welche nicht mit dem Anspruche, ein vollendetes Ganzes zu seyn, nur mit der Absicht hervortrat, zum gemeinschaftlichen Zwecke des juristischen Studiums mitzuwirken. Gern verzeihet man gewiß (eine Nebensache, die doch wenigstens angezeigt werden muß), gern verzeihet man gewiß manchen Ausdruck, welcher für die Rubriken eines solchen Systems nicht juristisch genug scheint; aber wünschen wird man es dabey, daß

diese Bezeichnungen zuweilen deutlicher und bestimmter werden mögen, als sie der Verf. gab — z. B. Auflösung des Begriffs der Dinglichkeit oder Realität, insonderheit von der Nichtigkeit desselben. — In einer Einleitung spricht der Verf. über den Zweck, die Ausmittelung der Quelle des Systems, über die obersten Grundsätze des Privatrechts, die verschiedenen privatrechtlichen Normen und Methode. Die Darstellung des Systems selbst trennt sich in den nichtprocessualischen, und in den processualischen Theil. Jener enthält in zwey Hauptabschnitten 1) Reale Ansicht — *rerum divinarum atque humanarum notitia* — die Vorkenntnisse von Personen, Sachen und Handlungen — und bey letztern auch der Besitz, bey welchem es der Verf. selbst fühlt, daß die eigentlich juristische Ansicht desselben wohl eine andre Stelle verdient. — Dann 2) Ideale Ansicht — *justi atque unjusti scientia* — die Ausführung der einzelnen Rechts-Institute. Hier befolgt er in der Haupteintheilung Domar's natürliche Ordnung: theils Recht ohne Voraussetzung eines Todesfalles — theils mit dieser Voraussetzung. Die Abschnitte des ersten Theils sind zuvörderst: Eigenthum und dingliche Rechte, bey welchen die Grenzen des Systems vielleicht nicht strenge genug beobachtet werden, wenn der Verf. eine besondere Rubrik dem Eigenthume in völkerrechtlicher und publicistischer Hinsicht bestimmt. Darauf folgt der sehr ausgedehnte Abschnitt der Obligationen, wobei es dem Rec. auffallend ist, die Eintheilung in Obligationen, durch Willenserklärung und unmittelbar aus dem Gesetz entstehende zu bemerken, gegen welche in ihrer alten Anwendung schon so Manches gesagt ist, was gegen den Verf., welcher zu der letztern Classe auch *obl. ex delicto* zählt, gewiß nicht

weniger passend angeführt werden dürfte. Mancher wird sich ferner daran stoßen, daß hier von Real-Verträgen gesprochen ist; und schwerlich wird man es als eine consequente Stellung ansehen, daß bey der Lehre von den Verträgen unter der Classe der Familienverträge der Ehevertrag, der Sponsalien-Vertrag und die Regulirung des Vermögens unter den Ehegatten — unter andern die Lehre von der dos in ihrem bestehenden Rechtsverhältnisse — angeführt sind. Vielleicht ist es auch unnöthige Classification, wenn der Verf. bey den Obligationen des bürgerlichen Verkehrs (Gegensatz: des Familienrechts), welche unmittelbar aus dem Gesetze entstehen, die Eintheilung nach dem Umstande macht, ob sie ihren Nahmen nach einem Gesetze, oder nach der zum Grunde liegenden Handlung bekommen. — Das Erbrecht ist nach den Abschnitten: Entstehung, Wirkung, Wegfallen und Verhältniß des Deutschen und Römischen Erbrechts, abgehandelt. — Der processualische Theil enthält, ausser der Lehre von den Justiz-Anstalten, auch die außergerichtliche Beylegung einer streitigen Sache. Jene trennt von dem hier so genannten Gange der Proceß-Maschine die einzelnen Theile derselben in einem vorausgehenden Abschnitte: Klagen und Einreden — Constituirung der Justiz-Anstalt und ihr Personale — Mittel, um über das Factum urtheilen und entscheiden zu können — Richterliche Entscheidung und deren Folgen — Mittel gegen die Sentenzen. — Ueber die Oeconomia des Buches bemerkt Rec. nur noch, daß zwar in einer vorangeschickten allgemeinen Uebersicht der Zusammenhang des Systems durch Angabe der Hauptabtheilungen deutlich gemacht ist, daß es aber nicht überflüssig gewesen seyn würde, diese bey der speciellern Anführung zu wiederholen.

* * *

Cassel.

Der König von Westphalen hat gleich nach dem Antritte seiner Regierung von dem Code Napoléon eine Deutsche Uebersetzung zu verfertigen befohlen, und die Leitung dieser ganzen Arbeit seinen beiden Staatsrätben, den Herren von Cosmyn und Leist, welche mit der Kenntniß der Geseze vertraut sind, übertragen. Diese Uebersetzung wird binnen zwey Monathen erscheinen, und nur sie darf nachher in den Gerichtshöfen angeführt, und im Königreiche verkauft werden.

Es werden mehrere Ausgaben davon besorgt werden:

Eine in Quart, mit dem Deutschen und Französischen Texte, in zwey Columnen, unten wird die für das Königreich Italien angenommene Lateinische Uebersetzung sich befinden;

Eine Ausgabe in Octav, welche ebenfalls die drey Sprachen enthält;

Eine Ausgabe in Octav, bloß in Deutscher und Französischer Sprache;

Und eine Ausgabe in Octav, allein in Deutscher Sprache.

* * *



—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1808.

St. Petersburg.

Gedruckt in der Schnoorschen Buchdruckerey, gr. Quart, 1804. Unter dem 21 Octobr. 1803 hatte der Kaiser die schon vorhin (seit dem J. 1797) bestandene Commission zur Redaction der Gesetze, der Aufsicht des Justiz Ministeris, als zu dessen Geschäftskreise gehörig, übertragen. Diese Commission, die neu organisirt werden mußte, legt hier vorläufig die Früchte ihrer Arbeit in den 6 allerersten Monathen vor, wobei sie zur Absicht hat, "Jedermann in Stand zu setzen, sowohl sich von den Fortschritten der vaterländischen Gesetzgebung zu unterrichten, als auch dazu selbst mitzuwirken. Auch wird sie nicht unterlassen, dankbar die gegründeten Bemerkungen zu benutzen, welche von wohlgesinnten und aufgeklärten Mitbürgern, so wie von jedem Freunde der Menschheit [also auch von Ausländern, nach dem Vorgange von Preussen, Baiern, Hamburg etc.], an sie gelangen werden". Das große Werk ist noch im Werden, und schreitet langsam vor; denn man will sich nicht übereilen. Was zu erwarten ist, lehret einstweilen folgende Sammlung in 5 Sprachen: 1. Russisch, auf

Q (2)

87 Seiten, *Doklad Ministerstva Justitsii* (der vollständige Titel, und Anzeige der einzelnen Theile folgt sogleich bey der Deutschen Uebersetzung). II. Französisch, *Memor. présente par le Ministère de la Justice* etc 88 Seiten. III. Deutsch, *Unterlegung des Justiz-Ministerii, in Betreff der Organisation der Gesetz-Commission*, bestätigt von Sr. Kaiserl. Majt. Nebst einem *Auszug* aus den an S. Kaiserl. Maj. über die *Fortschritte* der Commission abgestatteten Berichten. Auf allerhöchsten Befehl in *verschiednen* Sprachen herausgegeben. *Erster Theil*, 95 Seiten. Enthält, wie die beiden vorigen, 1. die Unterlegung selbst, S. 1—38; dann 2. den *Kosten-Etat* der Commission: das Personal besteht aus 48 Beamten (außer den beiden Chefs, dem Justiz-Minister und seinem Collegen, 3 Referendare mit 6 Gehülffen, 15 Redactoren mit 14 Gehülffen, 10 Translatoren etc), und die sämmtlichen jährlichen Ausgaben belaufen sich auf netto 100000 Rubl. Beides ward vom Kaiser den 28 Febr. 1804 bestätigt, und 3. deshalb an den Senat ein Ukas erlassen. Dann folgt 4. allgemeiner Plan des Gesetzbuchs, S. 41—63. 5. Auszug aus den 6 Berichten, die dem Kaiser im Laufe von 6 Monathen, von der Gesetz-Commission vorgelegt worden, S. 94—94. Den Schluß machen 6. drey Foliobogen Tabellen über alle einzelne Rubriken, welche das Russ. Gesetzbuch enthalten wird. — IV. Englisch, 40 S., und V. Lateinisch, 39 S.: beide Uebersetzungen haben keine eigne Titelblätter, und enthalten von obbenannten Stücken nur Num. 1—4. (Auch eine VI. Polnische Uebersetzung wird angekündigt).

Von dem eigentlich Juristischen und Practischen in diesen Ankündigungen und Planen wird ein anderer Rec. die Anzeige machen: hier fürs erste nur, aus Num. 1, eine kurze Uebersicht alles dessen, was seit

einem Jahrhundert in Rußland, zur Verbesserung der heil. Justiz, zwar wohlmeinend, aber wegen verkehrte genommener Maßregeln, meist fruchtlos, geschehen ist. — Peter I befahl schon A. 1700, 23 Febr. seinen Bojaren und übrigen Mitgliedern des Conseils, die *Ul. Svezje* [ein Codex, den der Z. Alexej sehr feyerlich im J. 1649 als allgemeines Russisches Gesetzbuch promulgirt hatte] mit allen nachher erlassenen Verordnungen zu vergleichen, und umzuarbeiten. Das war nun keine Sache für damalige Bojaren; sie arbeiteten 4 Jahre, kamen aber indeß nicht einmal mit der Untersuchung des ersten Hauptstücks der *Ul. Svezje* zu Stande. Doch vom J. 1714 bis in die letzten Jahre seiner Regierung beschäftigte sich Peter I mit Verbesserungen, gab viele Verordnungen heraus, und übertrug die Fortsetzung jener durch die Bojaren angehängten Arbeit seinem neugeschaffnen Senat; aber auch das blieb ohne Erfolg. Nun erließ er im J. 1718 einen Befehl an alle Reichs-Collegien, daß jedes in dem zu seiner Competenz gehörigen Sache, Entwürfe zu Gesetzen, nach Anleitung des Schwedischen Lands-Lags [d. i. Landrechts, *Landlage* in der Deutschen Uebersetzung S. 4 ist undeutlich], verfertigen, und dem Senat zur Prüfung vorlegen sollte, worüber letzterem zwischen 1719 und 1724, 4 Vor-schriften ertheilt wurden. Doch auch dabei geschah wenig; und nur eine neue Canzley-Ordnung sammt der Einführung einiger, noch bis jetzt vorhandenen Formen, war alles, was der Schöpfer seines Reichs erzwingen konnte. — Nach seinem Tode erhielt der Senat A. 1726 die wiederholte Anweisung, sich die zur Anfertigung eines neuen Gesetzbuchs verfaßten Entwürfe vortragen zu lassen, und sie dann dem höchsten geh. Conseil zur Revision einzusenden. Dieses Conseil befahl sodann, daß aus dem Clerus, dem Adel, dem Militär, und der Bürgerchaft, aus

jedem derselben 2 Mann, zur Redaction eines neuen Gesetzbuchs deputirt werden sollten. Da [natürlich] hieraus nichts werden konnte, machte die Regierung A. 1728 einen andern Plan: aus dem Adel jeder Gubernie (einige wenige ausgenommen) sollten 5 der Rechte kundige Männer, vom Adel selbst gewählt, und zur Verfertigung eines neuen Codex nach Moskau geschickt werden. Sie fanden sich bald ein; aber ehe sie noch ihr Geschäfte angefangen hatten, änderte die Regierung diesen Plan, entließ A. 1730 die Deputirten nach Haus, und trug der Senats-Canzley auf, unter der Direction 2 hiezu ernannter Senatoren, sich, wie vorher, mit der Redaction ic. zu beschäftigen. Erst lange nachher, A. 1746, ließ der Senat die angefangnen Ausarbeitungen einem seiner Ober-Secretäre zur Durchsicht übergeben, der dem Senat darüber Bericht erstatten sollte; aber bald war alles vergessen. Vieles war noch unangearbeitet, und nichts vom Senat bestätigt. - A. . . . errichtete die Ks. Elisabeth eine besondre Commission bey dem Senat, nach der Bestimmung ihres Vaters: dazu wurden 8 Personen von verschiedenen Behörden delegirt, die aber keine specielle Instruction erhielten. Diese Commission dachte zum ersten Mahl daran, daß durchaus vorher ein Plan zu einer Redaction ic. entworfen werden mußte: sie entwarf einen, und so mangelhaft er auch war, bestätigte ihn der Senat, und theilte ihn allen Collegien und Canzleyen mit, und befahl, jede jener Behörden sollte die für ihr Fach vorhandenen Verordnungen sammeln, in Einen aus mehreren Artikeln bestehenden Ukas bringen, und diesen an den Senat gelangen lassen. In der Folge wurden von den eingekommenen Stücken diejenige, welche sich auf bürgerliches und peinliches Recht und Proceß Form bezogen, vom Senat geprüft, und der Kaiserin

vorgelegt: sie wurden aber ohne erhaltene Genehmigung zurückgesandt. Indesß waren aufs neue (1761, Sept.) in den meisten Gubernien Deputirte, aus jeder derselben 2 von Ober-Officiers-Ränge, und Einer von der Bürgerschaft, gewählt, um ihnen den neu einzuführenden Codex vorzutragen: da dieser aber selbst noch nicht beendigt war, so wurden die Deputirten wieder entlassen.

Jetzt trat die Große Frau auf, S. 8—15. Ihre Weltberühmte Instruction, sammt ihrem Manifest vom 14 Decembr. 1766, wird noch in Wiesler Andenken seyn. Aus ihrem ganzen weiten Reiche rief sie Deputirte von allen Ständen, Sprachen, und Religionen, zu einer "Commission zur Verrfertigung eines Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche" zusammen. Diese Commission ward den 30 Jun. 1767 in Moskwa geräuschvoll eröffnet; ihre Organisation in die große Deputations Versammlung (das *Plenum*), und in 15 Special-Commissionen, deren jede ihre Instruction vor sich hatte, wird hier kurz beschrieben. Gern liefert man hier, was die Herren der neuen Commission, von den Ursachen des frühen Untergangs des ganzen ungeheuren Werkes sagen. "An Eifer fehlte es den Arbeitenden nicht: aber die Wirksamkeit dieser, aus so vielen Theilen zusammengesetzten, Maschine war eben so langsam, als ungleich, da sie von keiner systematischen Methode geleitet wurde. Unmöglich konnte die große Anzahl der Mitglieder, die durch Stand, durch Meinung, und Talente, so sehr von einander verschieden waren, von demselben Gemeingeiste, demselben System, geleitet werden; und doch ist diese Uebereinstimmung besonders bey einer Gesetzgebung eine unerläßliche Bedingung. Die Einheit der in der Instruction dictirten vortrefflichen Vorschriften, mußte ihre Wirkung verfehlen, da es an Einheit in der Ausführung gebrach".

Während 7 Jahren hatten jene 15 Commissionen 15 mehr oder weniger durchdachte Entwürfe für die verschiedenen Theile der allgemeinen Gesetzgebung verfaßt: aber sie waren weder nach den strengen Regeln einer systematischen Methode entworfen, noch mit den Grundsätzen der Instruction, deren Sinn manche Mitglieder gar nicht gefaßt hatten, in Uebereinstimmung gesetzt; also entsprachen sie der Erwartung der Kaiserinn nicht. Schon saun sie auf eine Umänderung der Commission, da fiel der Türkenkrieg ein: einige Deputirte, die in Kriegsdiensten standen, gingen zur Armee ab; darüber ward A. 1768, 17 Decembr., die große Deputations-Versammlung aufgehoben, aber befohlen, die Stellen der Abgegangnen durch eine gewisse Anzahl Mitglieder für die Special-Commissionen zu ersetzen: auch die Canzley-Bedienten bey der großen Deputation wurden bald nachher entlassen. Und endlich A. 1774, 4 Decembr., erfolgte die gänzliche DIMITTIRUNG aller Deputirten bis auf weitem Befehl. So endigte sich die 7jährige Dauer dieser glänzenden Commission! Katharina II hatte nicht Lust, sie wieder zusammen zu rufen; doch gab sie nachher Polizey-Ordnungen, Verordnungen zur Verwaltung der Gubernien, und mehre solche Gesetze, heraus. Auch wurde A. 1784 eine besondre Commission wegen Anfertigung eines Projectis zur Abkürzung der Canzley-Formen errichtet, wozu die schriftlichen Meinungen der Gubernien-Chefs eingefodert wurden: man legte die Auszüge der Kaiserinn vor, aber die Sache blieb liegen. Endlich im J. 1796, 16 Decbr., wurde die vorige Commission erneuert, und unter die Aufsicht des General-Procureurs gestellt. Diese sollte alle in allen Reichs-Archiven vorhandne Verordnungen sammeln, und aus selbigen 3 Gesetzbücher ziehen, für das Criminal-, für das Ci-

vil-Recht, und für die Finanz- und Cameral-Gegenstände. Zur Beendigung des Geschäfts sollten gelehrte und kundige Staatsbeamten angestellt, und zugleich alle 3 Gesetzbücher dem Senat zur Bestätigung vorgelegt werden. — Unter Paul I wurden A. 1797, 31 Maj, zur vorläufigen Deprüfung derselben, 3 Senatoren bestimmt. Die Commission blieb also, nur erhielt sie den neuen Namen, „Commission zur Redaction der Gesetze“.

Alexander I ließ diese Commission, auch unter ihrem neuen Namen bestehen, übertrug sie aber A. 1801, den 5 Jun., der Direction des Grafen Davydovskij, unter seiner eignen Leitung, und mit einer besondern Instruction. Diese enthielt wesentlich: „Alle Materialien, die auf die Verfertigung der Gesetze Beziehung haben, so wie auch alle systematische Darstellungen und Classificationen, die in den Arbeiten der Commission selbst oder sonst wo zu finden möglich wären, zu untersuchen, unter denselben eine zu wählen, oder eine besondre für die Russ. Gesetzgebung passende zu entwerfen, und diesem Plan gemäß, wenn derselbe bestätigt würde, die Einrichtung der Commission zu treffen“ u. s. w. Bald nachher (25 Aug.) befahl der Kaiser der Commission, sich vorzüglich mit der Verbesserung und Ergänzung der Gerichtsurtheile zu beschäftigen. Endlich 1803, 21 Oct., übergab er sie der Aufsicht des Justiz-Ministerii (s. oben).

Dies ist die neue Commission, die jetzt an einem Alexanders-Codex arbeitet. Mit Schmerzgefühl hat sie alle die unglaublich verkehrten Maßregeln erwogen, mit denen ihre Vorfahren bey dem hochwichtigen Geschäfte zu Werke gegangen sind: mit Vergnügen hingegen studirt sie, ausgerüstet mit allen nöthigen gelehrten Kenntnissen, den seit Jahrtausenden aufgehäuften Vorrath von Speculationen und

408 G. g. A. 41. St., den 12. März 1808.

Erfahrungen der Ausländer über dieses Geschäft, und namentlich die neuern Versuche besserer Gesetzbücher, des Schwedischen, des weil. Toscanischen, des Preussischen, des Französischen 2c.: mit Muth und Selbstgefühl steigt sie auf die Schultern dieser ihrer Vorgänger hinauf, und wird — weiter sehen.

H **Heidelberg.**

Der Hr. Prof. August Böckh hat sich bereits als einen strengen Critiker der Platonischen Schriften und als scharfsinnigen Erklärer der Platonischen Philosophie bewiesen. In dem vorletzten Monath vorigen Jahrs vertheidigte er eine Probeschrift: *Specimen editionis Timaei, Platonis dialogi.* Quart 33 Seiten. Diese erweckt von der neuen Ausgabe und Bearbeitung des Platonischen Timäus große Erwartung; sie wird von keinem geringen Umfange seyn, und in zwey Bänden beides verbinden, sowohl was die Critik und Exegesis, als die Philosophie selbst verlangen kann. Es werden also auch aus dem ganzen Heere, sowohl der Griechischen Commentatoren, als aller der Schriftsteller der folgenden Zeiten, die Stellen, welche zur Erläuterung der Sätze dienen, beigebracht werden; wie auch das beigelegte Specimen zeigt, welches die Anmerkungen zu den ersten Blättern des Dialogs enthält. Da der Timäus gleichsam die Grundlage der ältesten Griechischen Philosophie ist, so muß ihre Entwicklung und Erklärung von weit verbreitetem Nutzen seyn: Hoffentlich wird der Genuß und Gebrauch der Anmerkungen in der Ausgabe selbst durch eine bequemere Einrichtung dem lehrbegierigen Leser erleichtert werden.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 12. März 1808.

Göttingen.

Hr. Doctor Heincken in Bremen hat der königl. Societät der Wissenschaften Nachricht von einigen merkwürdigen Versuchen mitgetheilt, welche er mit der Salzsäure und den feuerbeständigen Kalien, über deren Grundstoffe bis jetzt noch immer so viel Dunkelheit verbreitet ist, angestellt hat. Der beschränkte Raum unser Blätter gestattet, hier nur Einiges im Auszuge davon mitzutheilen. Die bekannten Versuche Guyton's und Desormes über das Radical jener Kalien erregten in dem Verf. den Wunsch, diese Stoffe einer chemischen Operation zu unterwerfen, wodurch sie bald der Wirkung des Sauerstoffs, bald der des Wasserstoffs ausgesetzt würden, um zu sehen, ob dadurch vielleicht eine Veränderung ihrer Natur zu bemerken seyn möchte. Zu diesem Zwecke schien dem Verf. nichts dienlicher zu seyn, als eine große Metallsäule, welche aus 100 Paaren funfzig Quadratvolle Fläche haltender Zink- und Kupferplatten und Luchscheiben, welche mit dünner Kochsalzauslösung befeuchtet wurden, aufgerichtet ward. Eine Kaltauslösung, wozu das

-mayer

R (2)

Kali durch die Verbrennung von einem Theil Salpeter und zwey Theilen Cremor Tartari erhalten war, wurde in zwey abgefonderte Glasröhren, die unten mit Blase verschlossen waren, vermittelst reiner Golddräthe der Wirkung der Säule ausgesetzt. Es zeigte sich bald an beiden Polen eine starke Gasentwicklung, und das vom positiven Pole erhaltene Gas war Sauerstoffgas, mit Kohlenensäure vermischt, das vom negativen Pole Wasserstoffgas, ebenfalls mit Kohlenensäure gemischt. Am positiven Pole trübte sich die Flüssigkeit, und nahm eine gelblichgrüne Farbe an, dabey setzte sich in ihr eine schwarze Materie in beträchtlicher Menge ab; allmählich wurde die Flüssigkeit wieder heller, und am dritten Tage war sie ganz wasserhelle geworden, und die schwarze Materie bis auf einen am Boden liegenden Nest gänzlich verschwunden; zuletzt färbte sich die Flüssigkeit wieder, und wurde goldgelb. Die mit dem negativen Pole verbundene Kaltauflösung schien etwas weißer und heller geworden zu seyn, als sie vorher gewesen war, es hatte sich aber aus ihr nichts abgesetzt. Der Golddrath an der positiven Seite schien sehr angefressen zu seyn. Nachdem der Apparat aus einander genommen war, so roch die Auflösung, welche mit dem positiven Pole in Verbindung gewesen war, so deutlich und stark nach oxygenisirter Salzsäure, daß man nur das Glas zu öffnen brauchte, um das ganze Zimmer mit diesem Geruche zu erfüllen; ihr Geschmack war sauer, und das Lackmuspapier wurde davon geröthet. Der in ihr gewesene Golddrath war ganz zerfressen und zum Theil aufgelöset. Die Auflösung am negativen Pole reagirte noch alkalisch, und roch schwach nach Ammonium. Die hier erhaltene oxygenisirte Salzsäure betrug 5 Drachmen und 24 Grane, womit nun noch verschiedene Versuche angestellt wurden, die wir

hier übergeben müssen; Das am negativen Pole befindlich gewesene Kali war caustisch geworden. Da sich nun durch diese Versuche so offenbar eine Umwandlung des Kali am positiven Pole in oxygenisirte Salzsäure zu bestätigen schien, so hielt es Hr. H. für nöthig, noch weiter zu gehen, und diesen Gegenstand nochmahls einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, alles sowohl vor, als nach dem Versuche genau abzuwiegen, und insbesondere auch die zu dem Versuche angewandte Kalialösung in Absicht auf ihre Stärke dadurch zu prüfen, daß untersucht ward, wie viel rauchende Salzsäure erforderlich war, eine Drachme jener Auflösung vollkommen damit zu sättigen. Auch wurde vor dem Versuche die Kalialösung durch etliche gegenwirkende Mittel in Absicht auf ihren etwanigen Gehalt an Salzsäure selbst geprüft, aber dieser ward so gering befunden, daß er kaum in Betrachtung gezogen zu werden verdiente. So bald nun die Wirkung der Säule auf die Kalialösung in beiden Röhren ihren Anfang nahm, zeigte sich an beiden Polen wieder die Gasentwicklung, wie vorhin, und alle übrigen Phänomene völlig wie bey dem ersten Versuche. Nach 3 Tagen hatte sich die Kalialösung am positiven Pole goldgelb gefärbt, und nun wurde der Apparat aus einander genommen, und alles sorgfältig geprüft. Die gelb gefärbte Kalialösung an der positiven Seite zeigte sich wieder nach allen Prüfungen vollkommen wie oxygenisirte Salzsäure. Vom Golddrath waren 2 Grane aufgelöst worden, denn so viel war das Gewicht desselben verringert worden. In der Flüssigkeit setzte sich ein weißflochtiges Wesen zu Boden, welches ohne Zweifel von der Blase herrührte, die von der Lauge etwas zerfressen war. Die Kalilauge an der negativen Seite war caustisch geworden, und der Golddrath in ihr schwarz

angelaufen, hatte aber nichts an seinem Gewichte verloren. Nun ward die Flüssigkeit am positiven Pole, $2\frac{1}{2}$ Drachmen an Gewicht, in eine kleine Glasretorte geschüttet, und nach angelegter Vorlage bis zur Trockniß überdestillirt. Hierbei blieb in der Retorte ein gelbliches Pulver, 6 Gran an Gewicht, zurück, welches sich nach den gehörigen Prüfungen zum Theil als eine salzsaure Goldauflösung bewährte. Da der Golddrath 2 Gran verloren hatte, so würde nach Abzug von jenen 6 Gr. Rückstand nur noch 4 Gr. übergeblieben seyn, welche aber nicht gut in dieser geringen Quantität weiter geprüft werden konnten. Die überdestillirte wasserhelle Flüssigkeit hatte ihren Geruch nach oxygenisirter Salzsäure noch ganz beh behalten, und wurde erst nach einem beträchtlichen Zusatz von Kali neutralisirt. Ein Zusatz von salpetersaurem Silber oder Quecksilber gab einen starken Niederschlag von salzsaurem Silber oder Quecksilber. Die in dieser Flüssigkeit vor der Destillation sich zeigenden Flocken betrug 6 Gr. an Gewicht, und so viel hatte auch die Blase verloren. Die Kaliauflösung an der negativen Seite hatte an Stärke so zugenommen, daß sie jetzt einer weit größern Menge von Salzsäure bedurfte, um gesättigt zu werden, als vor der Einwirkung der Säule. Nun ward ein Versuch angestellt, wobei statt der Blase, womit die Glasröhren zugebunden waren, Kork genommen wurden, durch welche die Dräthe gingen, um allen thierischen Stoff zu entfernen, von dem man vielleicht den Ursprung der entstandenen oxygenisirten Salzsäure ableiten könnte. Man suchte sich ein möglichst von Salzsäure befreites Kali zu dem Versuche zu verfertigen, aber die Mühe war vergebens, es ganz rein zu erhalten. Man wählte zu dem Versuche das mit Kohlensäure gesättigte, welches nach den angestellten Prüfungen

die wenigste Verunreinigung zu haben schien. Von der Idee, es ganz rein zu erhalten, mußte man absehen, glaubte es auch bey den nächsten Versuchen nicht zu bedürfen, da man eine solche Menge davon zu nehmen gedachte, bey welcher eine kleine Verunreinigung mit Salzsäure nicht in Betracht kommen konnte. In die eine Röhre ward diese Kaliauflösung, und in die andere Salzsäure gebracht, um zu sehen, was letztere am negativen Pole für eine Veränderung erleiden würde. Auch bey diesem Versuche ward die Kaliauflösung am positiven Pole mit denselben Phänomenen wieder in oxygenisirte Salzsäure verwandelt. Destillirt ging sie bis auf 30 Gran eines gelblichweissen Rückstandes ganz über, und hatte sich dadurch nicht im geringsten geändert. Den nach der Destillation zurückgebliebenen Rückstand lösete man in destillirtem Wasser auf, und erhielt eine salzig metallisch schmeckende, ein unangenehmes, lange bleibendes, Zusammenziehen auf der Zunge hervorbringende, Auflösung, die das Lackmuspapier noch röthete. In derselben entstand durch den Zusatz eines mit Schwefelwasserstoffgas angeschwängerten Wassers ein dunkel schwarzbrauner Niederschlag, eine Auflösung von Eisenvitriol bewirkte einen dunkel schwärzlichen Niederschlag, wobey sich viele darin schwimmende Flocken absonderten, welche sich als metallische Goldblättchen zeigten. Caustisches Kali machte einen braungelben Niederschlag, der nach dem Trocknen violettbraun war. Die am negativen Pol gewesene Salzsäure hinterließ nach der Destillation 26 Gr. eines dunkelbraunen Rückstandes, der etwas empyreumatisch roch, und, in destillirtem Wasser aufgelöst, einen salzigen Geschmack hatte, und das Lackmuspapier röthete. Das hinzugesetzte Schwefelwasserstoffgas haltende Wasser färbte dieselbe gelbgrünlich, und brachte ein gelbliches Präcipitat zuwege u. s. w. Uebers

haupt war aber die Salzsäure durch die Wirkung des negativen Poles in ihrer Stärke ein Beträchtliches vermindert worden. Aus diesen hier angeführten und mehreren Versuchen folgert der Verf., daß am positiven Pole eine wirkliche Umwandlung des Kali in Salzsäure geschehen sey, und am negativen Pole eine Vermehrung des Kali, und eine Reinigung desselben von Luftsäure. Auch zeigt er, daß die zur Schließung der Röhre gebrauchten animalischen oder vegetabilischen Substanzen auf keinerlei Weise die Salzsäure hervor gebracht haben können, und die schwarze Materie, welche sich bey allen diesen Processen anfangs in so großer Menge zeigte, nachher aber großen Theils wieder aufgelöst wurde, sey vielleicht eben der Stoff, den Humphrey Davy aus dem Kali abgeschieden habe, und der von ihm für metallisch gehalten werde. Nach den angeführten Versuchen, und den denselben noch beygefügt interessanten Bemerkungen, scheinen Salzsäure und Kali einerley Grundstoffe zu haben, und bey einem größern Verhältniß des Sauerstoffs die Salzsäure, bey einem größern des Wasserstoffs das Kali zu entstehen. Die Grundstoffe selbst seyen wahrscheinlich Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und die Pole der Metallsäule bewirkten nur das richtige quantitative Verhältniß zwischen diesen Grundstoffen, um Salzsäure und Kali zu bilden.

Was die von Einigen geäußerte Meinung betrifft, daß die zur Schließung der Röhren angewandten thierischen Substanzen an der Erzeugung der Salzsäure Antheil hätten, so wollen wir hier nur noch einen Versuch beyfügen, wodurch unser Hr. Hofr. Mayer in diesen Tagen sich von dem Gegentheile jener Meinung zu überzeugen Gelegenheit hatte. Er wollte die angebliche, von Humphrey Davy entdeckte, Metallisirung des Kali vermittlest einer Voltaischen Säule einer Prüfung unterwerfen, und hatte zu dem Zwecke

eine Säule aus 60 Plattenpaaren von Kupfer und Zink, mit dazwischen angebrachten Pappscheiben, welche in einer Kochsalzaufösung getränkt waren, errichtet, so daß allemahl 30 Paare eine Säule ausmachten, und beide Säulen durch eine Leitung mit einander zu einer einzigen verbunden waren, wodurch dann die Platten an beiden Polen in eine gemeinschaftliche Horizontalfäche zu liegen kamen; der Durchmesser der Platten ist $5\frac{1}{2}$ Pariser Zolle. Von beiden Polen gingen horizontale Golddräthe zu einem Stückchen caustischer Portasche, welches auf einer Glastafel lag, die durch ein angebrachtes Gestell unterstützt war. Hier waren also die Dräthe weder mit thierischen, noch vegetabilischen Stoffen in unmittelbarer Berührung, und die ganze Metallhäute war auf starken Glasfüßen isolirt. Gleich bey der ersten Schließung der Kette bemerkte Hr. Hofr. Mayer nebst Hrn. Prof. Wildt, der bey diesem Versuche Beyhülfe leistete, an der mit dem negativen Golddrath verbundenen Seite des Kali, eine kleine Verpuffung mit einem lebhaften Funken, welche Erscheinung aber nachher nicht wieder Statt fand, auch mit frischen Stückchen Kali sich auf keinerley Weise wieder hervorbringen ließ. Nach wenig Minuten hatte das Kali auf seiner Oberfläche merklich Feuchtigkeiten aus der Luft an sich gezogen, und nun bemerkte man sowohl am positiven als negativen Drathe eine starke Gasentwicklung, die sich wie ein Schaum in kleinen Blasen zu erkennen gab, die sich aus dem Kali entwickelten, und von denen mehrere die Größe einer Erbse erhielten. Zugleich sonderte sich an der mit dem positiven Drathe verbundenen Seite des Kali eine beträchtliche Menge einer schwarzen Materie ab, der Drath wurde stark angefressen, und, so weit er das Kali berührte, gänzlich schwarz. An der negativen Seite sonderte sich keine schwarze Materie ab, und der Drath wurde weder angefressen, noch merklich schwarz.

Ob nun diese schwarze Materie das von Davy angegebene Metall seyn möchte, wagten die Beobachter nicht zu entscheiden, denn man bemerkte selbst durch ein Vergrößerungsglas weder metallischen Glanz an dieser Materie, noch verhielt sie sich auch sonst wie das von Davy angegebene Metall. Vermuthlich ist also die Säule noch nicht stark genug, die Erscheinungen jenes angeblichen Metalls vollständig hervorzubringen. Was aber während des ganzen Versuchs, der etwa 4 Stunden dauerte, besonders merkwürdig auffiel, war der sehr starke Geruch von oxygenisirter Salzsäure, der sich aus dem Kali erhob, und den ganzen Raum des Zimmers erfüllte. Hier hatte sich offenbar diese Säure gebildet, ohne daß die Drähte mit thierischen oder vegetabilischen Stoffen in Verbindung waren. Wenn statt der Golddrähte, Platin-drähte genommen wurden, blieben die Erscheinungen dieselben. Nach Endigung des Versuchs war die eine Hälfte des Kali völlig schwarz geworden, und die andere hatte ihre Farbe behalten; nur war das Kali durch die Feuchtigkeit der Luft, fast ganz in eine dickflüssige Masse verwandelt worden.

Mein

Paris.

Wenn wir die Bemerkungen über die Tamulische und Thelingan-Sprache ausnehmen, so enthält der zweyte Band der Voyage dans l'Indostan, par Mr Perrin etc. (s. oben S. 361 f.), der vorzüglich von dem Zustande der Religion in Hindostan handelt, so wenige zuverlässige, und so viele sonderbare oder gar ungläubliche Nachrichten, so widersprechendes Lob und Tadel der Hindus, endlich einen so crassen und zuversichtlichen Aberglauben, daß man denken sollte, das Buch sey nicht im neunzehnten, sondern im funfzehnten Jahrhundert, nicht für eines der gebildesten Völker unsers Erdtheils, son-

dern für irgend eine Spanische oder Portugiesische Colonie in America oder Ostindien geschrieben worden. Unserm Verfasser zufolge, ist das Prügeln der Weiber unter den Hindus nicht bloß an der Tagesordnung, sondern auch ein alter heiliger Brauch, und man lachte Hr. P. aus, als er einem Christlichen Hindu mehr Schonung gegen seine junge Frau empfahl. Er gesteht, daß die Weiber der Hindus im Durchschnitt unverträglich seyen: daß sie, weit entfernt, ihre Männer zu lieben, nicht einmahl sich liebten, II. S. 12, 13; und doch preiset er nachher beide Geschlechter der Hindus wegen ihrer milden Gemüthsart, ihrer unverdorbenen Sitten u. s. w. Der Verf. kam auf einer seiner Reisen in eine kleine Indische Stadt. Ungeachtet er die Sprache der Einwohner erst seit ungefähr einem Monath zu erlernen angefangen hatte; so wagte er es doch, zu den Hindus zu reden. Seine drey- bis vierstündigen Predigten machten einen solchen Eindruck, daß die Vornehmsten des Orts sich erboten, die Tempel der falschen Götter niederzureißen, und das Kreuz aufzurichten. Dieser Entschluß ward allein dadurch wieder vernichtet, daß die Hindus einer alten Sitte ihrer Caste nicht entsagen wollten: der Sitte nämlich, vermöge deren Bräute am Tage ihrer Hochzeit sich zwey Finger der einen Hand von dem Priester abschneiden lassen. S. 14, 15. Die Hindus rufen bey den Kinderblattern eine Göttinn Maria an, und erweisen der Mutter Gottes der catholischen Christen dieselbige Ehre, welche sie ihren Volksgotttheiten beweisen. S. 56, 57. Die Furcht vor bösen Augen und Blicken ist unter den Hindus allgemein. "Ich bin zwar", sagt Hr. P. S. 79, "weit entfernt, alles das anzunehmen, was die Hindus von den Wirkungen der toqueillade erzählen.

Doch bin ich nicht starker Geist genug, um bewiesene Thatsachen abzuläugnen". Als eine solche Thatsache führt er folgende an. Ein Jesuitischer Missionär ließ eine alte Kirche niederreißen, um eine neue zu erbauen. Die Arbeiter wurden mit allen übrigen Theilen des niederzureißenden Gebäudes bald fertig. Nur eine Mauer widerstand allen ihren Anstrengungen. Während des vergeblichen Arbeitens sagte Jemand: wenn der und der hier wäre, so hätten wir nicht nöthig, uns so abzumühen. Denn Einer seiner Blicke würde mehr ausrichten, als unsere vereinigten Kräfte. Der Mann ward gerufen, und sah die Mauer starr an; und die Mauer stürzte augenblicklich mit einem schrecklichen Getöse zu Boden. Zu den größten Hindernissen des Christenthums gehört die Absonderung der Casten, besonders die tiefe Verachtung, in welcher die Parias stehen. Hr. P. erzählt die Ränke, welche er beym Gottesdienste gebraucht habe, damit die Hindus der höhern Casten nicht durch die Gegenwart der Parias, oder durch die bey den Lehrern abgelegten Besuche geärgert würden. S. 107. Das kräftigste Mittel, das Christenthum auszubreiten, sey unstreitig dieses, daß die Europäer in dem ganzen Umfange ihrer Besitzungen den heidnischen Gottesdienst gänzlich untersagten. Ludwig XIV. habe sowohl die Errichtung neuer, als die Ausbesserung der alten Pagoden zu Pondichery verboten; und während dieser Zeit sey Pondichery eine blühende Stadt gewesen. Nach dem Tode des frommen Königes habe man den Heiden erlaubt, gegen sechzig Pagoden aufzuführen, und von dieser Zeit an sey die Hauptstadt des Französischen Indiens von allerley Unfällen betroffen worden. S. 116, 117. Wenn man die Zahlen von Christen kiesel, die unter den Distrik-

mern in Goa, Cranganor, Cochin und St. Thomas begriffen seyn sollen; so könnte man beynahe glauben, daß der größte Theil der Einwohner von Decan zum Christenthum bekehrt sey. S. 123 — 125. Auch hegt Hr. P. die frohe Hoffnung, daß, wenn sich die Zahl der Missionarien nur einiger Maßen vermehre, die Christliche Religion innerhalb dreißig Jahren in ganz Hindostan herrschen werde. S. 233. In dem er die Unwissenheit und Geistesbeschränkung der Christlichen Hindus beklagt, rühmt und bewundert er die Innigkeit und Festigkeit ihres Glaubens. Er selbst weiß die letztere nicht anders zu erklären, als aus ihrem Eifer im Herten, und aus der Güte der Gnade, welche die Heilbefehten durch die Taufe empfangen. Unter andern Beyspielen von solchen Gnadenwirkungen erwähnt der Verf. folgendes. Er bemühte sich über ein Jahr lang, eine alte Frau in den vornehmsten Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten. Alle diese Arbeiten waren vergeblich. Wenn er die betagte Schülerinn nach einiger Zeit wieder fragte, wie viel Götter seyen, so antwortete sie, zehn, oder zwölf. Bey den ersten Merkmalen von Unzufriedenheit, welche sie an dem Lehrer bemerkte, glaubte sie, daß sie zu wenige Götter genannt habe, und gab noch einige Dutzende mehr an. War der Lehrer auch dann noch nicht befriedigt, so erklärte sie, daß sie über die Zahl nicht streiten wolle; er möge bestimmen, so viele Götter er wolle, sie wolle sie alle willig anerkennen. Da die Frau mit einer unüberwindlichen Ungelehrigkeit eine eingewurzelte Bosheit verband; so trug Hr. P. Bedenken, der verflochtenen Sünderinn das Sacrament der Taufe zu erteilen, was sie immer ungestümer verlangte. Weil es ihm aber doch einfiel, daß Gott das Heil aller

Menschen wolle, so taufte er die Heidin endlich, und die Taufe brachte auf einmahl eine gänzliche Aenderung des Sinnes und des Lebens hervor. Mit eben der Zuversicht, womit Hr. P. diese und ähnliche Geschichten vorträgt, 131. u. f. S., führt er mehrere Proben seiner eigenen Wunder und Weissagungen an 141. u. f. S. Wie es mit dem Unterricht der gemeinen Christen aussehen müsse, kann man allein daraus abnehmen, daß unter solchen Eingebornen, welche man zu Katecheten wählen wollte, mehrere gefunden wurden, die nicht einmahl den Nahmen und die Eigenschaften des Erlösers der Menschen kannten. S. 150. Der Verf. ist ein großer Lobredner der Jesuiten, und der Verdienste, welche diese Ordensgeistlichen sich als Missionarien in Hindostan erworben haben. Wir sind überzeugt, daß die Schilderung der unsäglichen Drangsale, Entbehrungen und Aufopferungen, welche die Jesuiten in Hindostan dulden und machen mußten, und ihre Nachfolger dulden und machen müssen, nicht übertrieben ist, 181. u. f. S. ; und wenn man dieses voraussetzt, so muß man zugleich zugeben, daß solche Männer nur durch den festen Glauben an die Gottgefälligkeit ihrer Bemühungen aufrecht erhalten werden konnten. Die gewöhnliche Nahrung der Missionarien in Decan ist so schlecht, und karglich, daß ein mäßiges Stückchen Brot oder Fleisch ihnen schon eine Indigestion zu ziehen kann. S. 187. Die Jesuiten führten die Christlichen Hindus eben so, wie einst ihre Untergebenen in Paraguay. Hr. P. konnte sich lange nicht an die Grundsätze gewöhnen, welche er von allen erfahrenen Missionarien stets wiederholten hörte: daß man den Hindus das Christenthum kräftiger durch die Faust, als mit der Zunge predige, und daß ein Missionär die Peitsche eben so

nachdrücklich brauchen müsse, als ein Aufseher von Neger-Sklaven. S. 199—203. Endlich bewegte die Rede d'un prince Chretien unsern Verfasser, den Localitäten nachzugeben, und dem Beispiele der Jesuiten zu folgen. Der angebliche Raja sagte nämlich: Wisset, ehrwürdiger Vater, daß gute Warnungen und Lehren nur in dem Verhältnisse in unsere Köpfe dringen, in welchem ihr das Blut aus unsern Adern fließen macht. Hr. P. vollzog bald darauf eine exemplarische öffentliche Strafe an einem Neffen desselben kleinen Fürsten, der ihm den erwähnten Rath erteilt hatte. Eine der vornehmsten Früchte des Apostolats in Hindostan ist das Laufen heidnischer Kinder. Diese Christliche Ernte, heißt es S. 223, ist am reichlichsten in Zeiten des Krieges, und einer allgemeinen Hungersnoth. Es gab Missionarien, welche in solchen Zeiten Gelegenheit hatten, 30—40,000 Kinder zu taufen. Um Seelen für den Himmel zu gewinnen, müssen Missionarien allerley Rollen, besonders von Quacksalbern, spielen; und hierbey, sagt der Verf., sind Katecheten d'une utilité incalculable. S. 224. Während der Missionär seine Wundermittel an einem öffentlichen Plage auskramt, ruft sein Gehülfe in allen Straßen aus, daß ein berühmter Arzt angekommen sey, der Arzneyen umsonst austheile. Wenn dann Alte und Junge herbeyeilten, so locket der verkappte Arzt vorzüglich die Kinder zu sich, untersucht sie mit vielem Ernste, und befiehlt seinem Katecheten, denen, bey welchen wenige oder gar keine Hoffnung der Genesung ist, die Stirnader zu waschen: c'est à dire, qu'il ordonne à son catéchiste de les baptiser. Hr. P. gesteht, daß man durch seinen Eifer bisweilen zu weit geführt werden, und dadurch das Sacrament allerley Gefahren aussetzen

könne. Er selbst traf einst in einer Stadt, sechs Stunden von Pondichery, eine große Menge kranker Kinder an, von welchen er nicht glaubte, daß sie wenige Tage überleben würden. Als er einige Monate nachher unter den Mauern desselbigen Orts die Nacht zubringen wollte, zog eine unabschliche Procession von Menschen von allen Geschlechtern und Altern heran. Der nächtliche Zug setzte ihn in nicht geringe Besorgniß, die aber bald zerstreut wurde, als die Herannahenden baten, daß Hr. P. ihnen doch insgesamt eben das Mittel zukommen lassen möge, was er neulich ihren Kindern ertheilt habe, indem diese alle gesund geworden seyen. S. 225. Von dieser Zeit an, setzt der Verf. hinzu, ward ich vorsichtiger. Zugleich wärent er junge Missionarien, ein Auge auf die Katecheten zu haben, weil diese sich bisweilen einfallen ließen, de se partager la besogne entre plusieurs. L'un versoit l'eau, et l'autre prononcoit les paroles. Quelquefois encore ils se contentoient de toucher le front avec un linge mouillé, sans qu'il tombât une seule goutte d'eau sur le corps de l'enfant. Der Verfasser scheuete keine Gefahr, wenn er Sterbende taufen, S. 237; keine Mühe, wenn er Gesunde belehren konnte. Bisweilen hatten seine Predigten einen so unerwarteten Erfolg, daß er selbst nicht einmal zu bestimmen im Stande war, wie viele Menschen er zur Annahme des wahren Glaubens bewegt habe. S. 243. — In dem ganzen Buche hat den Rec. kein anderer Abschnitt so sehr in Erstaunen gesetzt, als die Beschreibung der Christlichen Feste, die zu des Verf. Zeiten zu Pondichery gefeyert wurden; und der Ton, in welchem diese Beschreibung abgefaßt ist. 271. u. f. S. Hr. P. redet von den Christlichen Festen, an welchen alle

Franzosen Theil nahmen, nicht als von heiligen Handlungen, sondern als von Schauspielen, worüber er sich lustig machen, oder durch deren muntere Beschreibung er die Leser ergezen möchte. — Der Rec. wünscht einmahl zu erfahren, welche Aufnahme das Werk des Hrn. P. in Frankreich gefunden hat. Je nachdem diese günstig oder ungünstig ist, wird er das Buch entweder als eines der Zeichen der Zeit, oder als eine Monstrosität betrachten, dergleichen in jedem Menschenalter und Lande hervorgehen kann: wiewohl wir im Deutschen Vaterlande kaum einen auch noch so wenig erleuchteten Winkel kennen, wo man das Herz hätte, so Etwas drucken zu lassen, als Hr. P. mit dem größten Zutrauen bekannt gemacht hat.

Paris.

From

Von Bernard 1806 — *Annales de Chimie etc.* Tome 59. (Nr. 175 — 177). — (Die Anzeige des 58. Bandes s. oben S. 78 f.)

In der ersten Nummer dieses Bandes erhalten wir durch Bouillon-Lagrange einen Auszug einer sehr schätzbaren, von Thenard und Noard auf Verlangen der Société d'encouragement über den Alaun angestellten, Untersuchung, nebst dem von Chapral, Berthollet und Vauquelin darüber im National-Institute erstatteten Bericht. Die Verfasser unternahmen dieselbe in der Absicht, um durch eine vergleichende Analyse des Römischen Alauns und des der vorzüglichsten Französischen Fabriken genauer, als es bisher geschehen war, auszumachen, worauf sich die Vorzüge gründeten, welche der erstere in Hinsicht seiner Anwendung in der Färberey gegen die andern noch immer behauptete, und um zugleich die Mittel

kennen zu lernen, wodurch sich dem Alaun der Französischen Fabriken diese mittheilen lassen. Beide Zwecke sind von ihnen auf das entsprechendste erfüllt. Durch eine Reihe der genauesten und sorgfältigsten Versuche beweisen sie, daß die Vorzüge des Römischen Alauns einzig in seiner Reinheit von schwefelsaurem Eisen liegen, und daß dieser Eisengehalt in einem bald großen, bald geringern Verhältniß es sey, welcher die Anwendung des Fabrik Alauns so unsicher mache, indem schon ein Gehalt von $\frac{1}{1000}$ schwefelsaures Eisen in demselben eine merkbar dunklere Farbe hervorzubringen vermöge. Indessen zeigen sie auch, wie man durch Auflösen in Wasser und mehrmahliges Krystallisiren jeden Alaun so weit von Eisen reinigen könne, daß er dem Römischen Alaun in Absicht seines Vorzugs auf die Färberey vollkommen gleich komme. — Dupuytren und Chenard geben einen Auszug ihrer Abhandlung über die zuckrige Harnruhr, von welcher hier hauptsächlich nur die Chemische berührt ist. — Parmentier theilt das ihm erstattete Gutachten über das Verfahren, den Branntwein, um ihn als Getränk für den Soldaten gesünder zu machen, mit Alkohol zu versetzen, oder denselben durch Vermischen des Alkohols mit Wasser nachzumachen, mit. Auch enthält diese Nummer noch einige Bemerkungen über das Mittel, Wasser auf langen Seereisen trinkbar zu erhalten, von Berthollet, und eine Analyse des zu Alais in der Gegend von Valence, im Gard, Departement, herabgefallenen Azeoliths, von Vauquelin und Chenard.

(Die Fortsetzung folgt.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 14. März 1808.

Berlin und Leipzig.

Brandt

Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen bis zum 14ten Oktober des Jahres 1806. Von dem Verfasser des neuen Leviathan. Erster Theil. 1808. Octav 406 Seiten.

Bei Beurtheilung großer unglücklicher Catastrophen eines Staats müssen wir vorzüglich unsre Belehrung aus solchen Quellen und Schriftstellern schöpfen, die da zeigen, wie kurz vor der Catastrophe oder während derselben der Zustand der Dinge der Wirklichkeit nach beschaffen war, nicht, wie er auf dem Papiere stand und sich da ausnahm. Ganz abgesehen von irgend einem besondern Staate, ist diese Art, die Sachen zu betrachten, die einzige, die zu umfassenden, fruchtbringenden Resultaten führt. Aus der Beurtheilung der gesammten Einrichtungen und Verordnungen eines Staats läßt sich Einiges, aber im Ganzen doch nichts Befriedigendes, schließen. Die Nachteile von manchen Anordnungen und Gesetzen fallen wohl in die Augen, allein selten mit Sicherheit das Gute, was

aus ihnen hervorgehen muß. Ohne weisen Einrichtungen und Bestimmungen ihren Werth abzusprechen, dürfen wir nicht vergessen, daß der Geist, mit welchem sie gehandhabt werden, mithin die lebendigen Werkzeuge, die sich ihnen unterwerfen, also die Menschen des gegebenen Zeitpunctes, ganz vorzüglich aber diejenigen, welche erwähnte Einrichtungen und Verordnungen aufrecht erhalten sollen, die Hauptsache ausmachen. Zum auffallendsten Beweise hiervon dient schon die Polizei. Nur ganz Unkundige können glauben, daß es mit der Polizei in den Staaten am besten stehen muß, wo die musterhaftesten, umfassendsten Verordnungen sich darüber finden. Zur richtigen Vorstellung von der Wirklichkeit bedürfen wir anderer Zeugnisse. Zwey Gattungen von Quellen und Schriftstellern, die Licht über bedeutende Partien der Staatsverwaltung verbreiten, kommen hier besonders in Betracht. Zu der ersten Gattung gehören die Verfügungen des Regenten, die große Gehehen in den Haupttheilen der wirklichen Verwaltung offen darlegen, denen man den unbedingtsten Glauben zumahl alsdann nicht versagen kann, wenn der persönliche bekannte Charakter des Regenten seine Gerechtiakheit verbürgt. (Was den Preussischen Staat betrifft, so ist das Publicum im Besiz von drey der wichtigsten hierher gehörigen Documente, den zwey Cabinets-Ordres von 1797 und 1800, die Civil Dienerschaft betreffend. Daß die erste nicht aus einer Auswahl des Augenblicks hervorging, zeigt die Wiederholung und Echärfung derselben drey Jahre darauf; daß aber die letzte in einem Zeitraum von sechs Jahren eine totale Veränderung hervorgebracht haben sollte, widerspricht durchaus dem Gange der Dinge. Eine große Zahl von Menschen (denn von der war hier die Rede) wird nicht

in einer so kurzen Zeit durch eine Verfügung umgeschaffen. Das dritte, gleich merkwürdige, Document ist das von Ortelsburg 1806, welches das Militär bezieht.) Nächst den erwähnten Verfügungen würden wir in diese Classe die Werke einschichtsvoller, mit dem wirklichen Zustande einzelner erheblicher Partien genau bekannter, Schriftsteller rechnen, die kurz vor der unglücklichen Catastrophe des Staats erschienen, und deren Verfasser nicht zu den exaltirten Mißvergnügten gehörten. Nach der Natur so mancher Verhältnisse kann die Zahl solcher Schriften nur sehr geringe seyn. Aus guten, aus schlechten Gründen beleuchten nur wenige Menschen den wahren Zustand der Dinge genau, so lange als der Staat ohne erschütternde Urfälle dasteht. (Ein paar Schriften der Art aus der gedachten Periode besitzen wir über den Preussischen Staat, des verstorbenen Justizministers v. Arnim Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, die 1803 in den Buchhandel kamen, in welchen besonders einer der wichtigsten Gegenstände der Criminal-Justizverwaltung, die schlechte Beschaffenheit der meisten Gefängnisse und Strafanstalten, aus Acten dargethan wird; und des Kriegsraths Scheffner Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst, von 1804, Schilderungen aus langjährigen parteylosen Beobachtungen enthaltend.) Die zweite Classe begreift die Schriftsteller, welche während der zermalmenden Schläge, die ihr Vaterland trafen, auftraten. Hier wird es besonders nöthig, es sehr genau mit den unerläßlichen Erfordernissen zu nehmen, die man an historische Zeugen macht, ob sie nämlich die Wahrheit sagen konnten und wollten. Das Gefühl des eignen, des allgemeinen Unglücks, kann so leicht Erbitterung erre-

gen. Die Geneigtheit der Menschen, es gewisse Mäßen mit dem Ausgange zu halten, ihn vorhergesehen haben zu wollen, wirkt; und wo auch nicht gehässige Leidenschaften, welches doch nicht ganz selten der Fall zu seyn pflegt, von persönlicher Abneigung und Schadenfreude, ihr Spiel treiben, da hält es, vorzüglich in dem Getümmel der Zeit, äußerst schwer, mehrere einzelne Thatfachen gehörig aufzuklären, die überhaupt vielleicht nie in das wahre Licht zu stellen sind. Die Resultate, die man aus mehreren, im Einzelnen nicht erwiesenen, vielleicht gar unwarren, Factis schließt, können dessen ungeachtet ganz richtig seyn. Wenn aber auch der Zustand der Dinge wirklich so war, wie ihn erwähnte Schriftsteller schildern, so sind damit noch nicht die von ihnen angegebenen Ursachen als wahr anzunehmen. Es liegt in den Menschen eine sehr ungerechte, uncritische Geneigtheit, große Unglücksfälle einzig den Personen beizumessen, die gerade auf bedeutenden Posten standen, wie sich jene ereigneten. Diese Personen wollen sie Preis geben, aber nicht auf ältere sehr mitwirkende Ursachen zurückgehen, auf Einrichtungen und Systeme, welche nicht selten den Umsturz von Staaten vorbereiten halfen. Der Fehler gehört zu den gewöhnlichen, daß, wenn ein großer Mann außerordentliche Dinge neben und ungeachtet schlechter Einrichtungen und Systeme ausrichtet, man solche ganz irrig als Ursachen der erwähnten Wirkungen betrachtet. Unter den Schriftstellern, die während der Krise, in welcher sich der Preussische Staat befindet, am meisten über die Ursachen derselben geschrieben, ist, nach dem Hrn. v. Edln, Hr. Prof. Buchholz, der Verfasser des vorliegenden Buches, zu nennen, der dasselbe sehr bald seinen Untersuchungen

über den Geburtsadel folgen ließ, und der in der Vorrede zu dem bis jetzt nur erschienenen ersten Theile schon gewisser Maßen ein neues Werk: Idee einer dem Preussischen Staate jetzt angemessenen Verfassung, ankündigt. Hr. Prof. B. will in seinem gelieferten Gemälde nur von den Dingen, und nicht von den Personen, reden. So gut auch das in Einer Rücksicht ist, so läßt sich doch an kein in den Haupttheilen zutreffendes Gemälde bey einer Sonderung der Art denken. Die Wechselwirkung von Personen und Dingen ist ja allenthalben unlöslich, und besonders wirken in den höhern Sphären die Personen weit mehr auf die Dinge, als umgekehrt. Zudem führt das gänzliche Stillschweigen über Personen, mag es selbst aus der besten Absicht hervorgehen, zu den größten Ungerechtigkeiten, zu dem bitteren Tadel ganzer Stände, ohne der ehrenvollen lebenden Ausnahmen zu erwähnen, die z. B. unter der angesehenen Dienerschaft sich fanden. Alle diese ehrenvollen Ausnahmen einzeln benannt zu sehen, war nicht zu erwarten: aber mehrere derselben herauszuheben, die sich durch Geist und Sinnesart besonders vortheilhaft auszeichneten, müßte, unserm Bedünken nach, eine der angenehmsten Pflichten für den Bürger eines unglücklichen Staats seyn. (Die Fortsetzung folgt.)

Rom.

Nun auf die vierte Lieferung von den Bassirilievi antichi di Roma — di *Giorgio Zoega* — zu kommen, deren erste Hälfte, wie schon oben (S. 389) gemeldet, S. 81 — 108 die Anmerkungen zur XIII. und XIV. Tafel nebst Zusätzen einnehmen, so fangen mit diesem Hefte die alten Reliefs aus *Urna Albani* an, und gehen in den folgenden Heften fort; es folgen also: Tafel XIX.

Danzatrici timeliche, Theatertänzerinnen (*Ζομελι*, der Platz zum Tanzen auf der Orchestra): so nennt sie *Zoega* lieber, als *Bachä*, wegen des verschiedenen Ausdrucks und der Ermangelung des Bacchischen Charakters. Eine andre schöne Bemerkung macht er darüber, daß das Gewand viel zu faltreich, klumpig und schwerfällig für die Sculptur, und das Werk vermuthlich nach einem Gemälde, wie deren mehrere im *Herculan* sich finden, von einem Bildhauer nachgeahmt sey, der die Grenzen seiner Kunst nicht verstand gegen die Malererey, welche den Gewändern Leichtigkeit, Weichheit und Durchsichtigkeit geben kann. XX. und XXI *Herodot. saltarici*, Tempeltänzerinnen. (Die Benennung ist neu, und von den *Ἰεποδουλοῖς* entlehnt. Man denke an die Sitte des Phöniciſchen und Armeniſchen Gottesdienſtes, der zur *Diana* in *Ephesus* und der *Venus* in *Korinth* (*Windar fr-gm + Scolii* p 18 f.) übergegangen war, ganze Scharen geheiligter männlicher und weiblicher Personen, inſonderheit Tempelfrauen und Tempelmädchen, als Sklavinnen, die dem Tempel und dem Dienſt geweiht waren, zu unterhalten; vergl. die Vorleſung *de Sacerdotio Romano* in *Commentat. Soc. Gott. To. XV. p 134 f.* *Gött. gel. Anz. 1806 S. 543*). Zu den Tänzen, die mimisch geweſen ſeyn müſſen, bey den Opferfeſtlichkeiten, war ein Theil der Mädchen vorzüglich abgerichtet. Wer in *Winkelman* *Monim. ined.* geblättert hat, erinnert ſich *S. 57 Nr. 48. 49.* der drey Tänzerinnen in kurzer Bekleidung mit dem ſonderbaren Kopfschmuck in Geſtalt zuſammengekehrter langer Baumblätter (*Zoega* ſagt, ſie ſähen bey der zweyten Tafel wie ein aus Weiden geflochtenes Laubenkörbchen aus). *Winkelman* gibt

eine sehr gelehrte Erklärung davon, es seyen die Horä, die Göttinnen der Jahreszeiten; wie bekannt, kommen sie bey den Dichtern als bekränzt vor; die beygefügte Attribute neben jeder der drey Figuren, bey der einen eine Blume, bey der andern eine Ara mit Früchten, und sie selbst mit einer Schale Früchte in der Hand, bey der dritten ein brennender Heerd, bestätigen die Erklärung, die er auch auf andre Reliefs mit ähnlichen Figuren ausdehnt, und sie Horen nennt; den Kopfschmuck erklärt er für Palmblätter, mit welchen man auch die Musen bekränzt sehe, und vergleicht sie mit den Thyreatischen Kränzen der Spartaner bey Athenäus XV, 6. (wo S. 678 *στεφανοὶ οὐραὶ ἐκ φοινίκων* sind; noch steht dabey, Sossibius nenne sie *ψιλινούς*. Gar nicht zu verwerfen ist die Muthmaßung von Zoega, daß es von *ψιλον*, Dorisch, für *πιλον*, *πτερον*, der Flügel, abzuleiten sey von der Ähnlichkeit der Blätter; wohin auch Hesych. führt). Visconti bleibt bey dem letztern allein stehen, und sieht die Tänzerinnen für Spartanische Mädchen an. Zoega erregt Zweifel wider beide Erklärungen, nimmt besonders Rücksicht auf die kurzen Slaven-gewänder, sieht sie als Mädchen an, die für den Tempeldienst und die heiligen Tänze geweiht waren. Der Hauptschmuck möge unter die religiösen Gebräuche zu rechnen seyn. Genug, die Figuren sind von großer Anmuth; das erste Blatt Griechischer Einfalt, das andere Römischer Kunst. Mimischer Art ist der Tanz ganz gewiß (ob aber religiös = mimisch, kann wohl nicht bestimmt werden); S. hat also Ursache, das zweene Werk für theatralisch zu erklären, wohin auch die beygefügte Architectur leitet. Ausserdem führt er noch

andre Denkmähler mit gleichem Gegenstande an; ein Kranz oder Krone von Palmblättern läßt sich bey dem Hauptschmuck am leichtesten denken: sie können durch Goldblech nachgebildet gewesen seyn. XXII. Opfernde Frauen. Bruchwerk eines schönen Werks, aber zur Hälfte ergänzt; eine Göttinn, sitzend vor ihrem Tempel, vor ihr die brennende Ara mit Früchten, und ihr zur Seite drey opfernde Frauen: eine Bestimmung der Göttinn, ob es eine Vesta sey, fehlt gänzlich. In der Anmerkung wird bemerkt, daß im Tempel der Vesta früher kein Bildniß der Göttinn erwähnt wird, nach der Wiederverbauung des unter Nero im Brand aufgegangenen aber, auf den Münzen Vespasians eine im Tempel stehende Vesta, weiter hin auf einigen Münzen auch eine sitzende, erscheint. Da die Gottheiten im Innern der Tempel auf Stein und Metall nicht vorgestellt werden können, so ist der natürliche Gebrauch der Künstler, die Gottheit vor dem Tempel, auch zwischen den Säulen des Pronaos, oder in die Thüre gestellt, oder bloß in einem Gehäuse wie eine Capelle, statt des Tempels, stehend oder sitzend zu bilden. XXIII. Q. Lollius Alcamenes: ist das so sehr auffallende Stück bey Winkelmann, Monim. ined. Nr. 186. mit eben diesem Nahmen als Inschrift. Eine sitzende männliche Figur hält die Brust eines Knabens, in der andern Hand den Modellirstab; vor ihm stehet eine Ara, auf welche eine weibliche Figur Weihrauch streuet. Die Figuren sind deutlich, aber der Zusammenhang der Handlung ist durch keine der angeführten Erklärungen begreiflich gemacht. XXIV. Ein tragischer Dichter. Die Erklärung wird im folgenden Hefte gegeben.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1808.

Berlin und Leipzig.

In dem oben S. 425 angeführten Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen bis zum 14ten October des Jahres 1806 handelt Hr. Prof. Buchholz in acht Capiteln von der eigenthümlichen Beschaffenheit der verschiedenen Classen, Bauer, Pächter, Edelmann, Handwerker, Künstler, Gelehrter, Officiant, Kaufmann, in fünf andern von dem Geist und Charakter der öffentlichen Institute, des Militärs, der Kirche, Schulen und Universitäten, der Academie der Wissenschaften, und der Wohlthätigkeitsanstalten. Einige Haupt-Ideen wollen wir ausheben. Der Verf. findet eine Hauptquelle des Uebels, unter welchem der Preussische Staat erlag, darin, daß der Bauer mit den Seinigen dem Staate als Grundherrn oder dem Gutsbesitzer persönliche Dienste leisten mußte, so wie in der Existenz des Domani selbst. Was die Dienste anlangt, so bemerken wir, daß der Verf. des großen Unterschiedes, der hierin zwischen den verschiedenen Provinzen obwaltete, nicht gedenkt, wodurch freylich ein Gemälde frappanter, aber nicht wahr

L (2)

wird; denn Dienste gab es wohl allenthalben, aber nicht Erbunterthänigkeit. Eben so wenig ist des in dieser Materie leitenden Grundsatzes erwähnt, daß eigentliche Dienste Verpflichtungen sind, welche auf Contracten beruhen; daß die wahren Menschenrechte durch Verbehaltung der gewöhnlichen Dienste gar nicht gefährdet werden, aber wohl die zur Leistung von Diensten Berechtigten durch eine nicht allmählich, nicht mit hinlänglicher Vergütung, Statt habende Abschaffung der Dienste in ihren Bürgerrechten auf das grausamste gekränkt werden; daß bey den unentgeltlichen Aufhebungen von Verpflichtungen, wo man dem einen Theile Etwas nimmt, um es dem andern zu geben, sehr häufig gar kein Gewinn für den so widerrechtlich beschenkten Theil entsteht, da entweder mit der Schenkung schon die Absicht verbunden ist, dem Begünstigten auf eine andere Weise wenigstens eben so viel wieder abzunehmen, oder dieser Plan sehr bald darauf entsteht. Alle diese Betrachtungen hindern jedoch keinesweges Veränderungen in Verhältnissen, dem Geiste der Zeiten etwa nicht mehr angemessen, durch gemeinsame Uebereinkunft der contrahirenden Theile. Nec. lebt in einem Staate, der hierin das erste Beispiel gab, und der bald nach dem siebenjährigen Kriege, also schon zu einer Zeit, wo weder Schriftsteller laut auf eine Veränderung drangen, noch die hernach weit mehr gestiegene Geldwirthschaft selbige auf das lebhafteste zu fordern schien, anfang, durch gütliche Uebereinkunft in den Domainen die Dienste abzustellen und in Geld-Prästationen zu verwandeln, wobei sich beide Theile, nach einer langen Erfahrung, wohl befanden. (Eine solche Veränderung ist bey der Größe der Domainen in Deutschland schon an sich von der umfassendsten Bedeutung, nebenher kann sie aber auch

als Muster wirken.) So äufferst schonend auch der Staat die nach dem angenommenen Rechte hergebrachten Verhältnisse zwischen seinen Bürgern zu behandeln hat, so würde er doch im Nothfalle eine allmähliche Veränderung dieser Verhältnisse gegen eine angemessene Vergütung festsetzen, und hierzu den Gutsbesitzer nöthigen können. Aber aus der Abstellung von bestimmten Diensten, denn diesen reden wir hier allein das Wort, wird sicher nicht eine solche Umwandlung des Bauernstandes hervorgehen, wie sie Hr. Prof. V. sich denkt, dessen hohe Begriffe über die Perfectibilität unsers Geschlechts wir überhaupt nicht zu theilen vermögen. In dem, was er gegen die Schädlichkeit der Existenz der Domainen sagt, möchte er wohl allenthalben in Deutschland Regenten und Untertanen gleich stark gegen sich haben, die beide es nur zu gut fühlen müssen, daß bey Veräußerung der Domainen, auch gegen gewisse Abgaben, die nicht mit der Cultur des Landes fortschreiten, mit der Zeit eine bedeutende Erhöhung der Steuern eintreten würde. Was bey Behandlung der Domainen im Preussischen fehlerhaft seyn mochte, liegt nicht in der Natur der Domainen. Es liegt nicht in der Natur der Domainen, daß die Dienste nicht in andere Prästationen verwandelt werden können; es liegt nicht in der Natur der Domainen, daß bey einer nicht zu kurzen Pachtzeit der Boden nicht auf das vortheilhafteste für den Staat zu benutzen stehe. Die bedeutenden Nachtheile für den Staat, die sich bey der Administration der Domainen im Preussischen fanden, die dennoch ein Fünftel der ganzen Staatseinnahme aufbrachten, lagen großen Theils in dem Princip der Simplification, das nicht selten auf das erdrückendste wirkt, und nebenher in dem zu unbedingten Vertrauen auf künstliche Anschläge, das so leicht irre führt, weil die öconomischen

Einsichten, die geistigen Kräfte, nicht mit in die Anschläge kommen, und sie am füglichsten zum Deckmantel von Unredlichkeiten dienen können; von denen Hr. Prof. V. behauptet, daß sie nicht selten vorkämen. Jenes Princip der Simplification veranlaßte aber wohl die Hauptgebrechen, indem dem Pächter nicht allein der Domaniel-Boden und die Dienste, sondern auch alle stehende Gefälle mit verpachtet wurden. Das letztere ward eine der Hauptursachen, warum bey steigenden Fruchtpreisen der Theuerung schwerer entgegen zu wirken stand; denn die Administration der Domaniel-Körnergefälle bietet die erste und wohlfeilste Grundlage zu Magazinen dar; Magazine aber (die nach Friedrich's Tode nicht wieder gefüllt wurden) und ein gut befolgtes Verbot der Kornausfuhr auf großen Flüssen und zur See, sind die bedeutendsten Mittel des Staats, die Vertheuerung der ersten Bedürfnisse beträchtlich zu mindern. Diese Vertheuerung nennt der Verf. die Hauptquelle des Verderbens des Preussischen Staats. Bey der rechten Anwendung der zwey genannten Mittel hätte diese Theuerung nie den verderblichen hohen Grad erreicht. Ein schnelles und hohes Steigen des Preises der Körner ist allerdings ein Unglück, wie eine jede schleunige Veränderung, die den bestehenden Zustand der Dinge sehr alterirt; und hier wird es das umfassendste Unglück, weil es das Nothwendigste, und zahlreiche Classen betrifft. Es ist hinlänglich bekannt, daß der Tagelohn wenigstens nie gleich, und selten ganz mit den Fruchtpreisen in die Höhe geht. (Eben so wenig fällt er aber auch bestimmt nach dem Fallen dieser. In manchen Gegenden Frankreichs steht der Tagelohn jetzt zu drey Franken.) Unser Verf. gehet aber in das andere Extrem über, und verkennet ganz den Nutzen, der dem Staate durch erhöhte Fruchtpreise erwach-

fen ist. Durch einen gestiegenen Gewinn vom Ackerbau ist unlängbar die Cultur des Landes verbessert, mehr Land zur Cultur gebracht. An diesem Gewinne haben mehr und minder die zahlreichsten Classen Theil genommen: denn die manufacturirenden Gebirgsbewohner, nebst den Bewohnern von Städten, die keinen Ackerbau treiben, und der Civil- und Militär-Dienerschaft, kommen der Zahl nach jenen nicht bey. Was die ganze Dienerschaft betrifft, so kann der Staat, der bey einer gehörigen Benutzung der Domainen auch bedeutend gewinnt, hier einiger Maßen durch Zulagen helfen. Er kann es nicht allein, sondern er muß es, wenn er seinen wahren Vortheil versteht: denn gar nicht zu berechnen ist das fürchterliche Uebel, was aus einer kümmerlich besoldeten Dienerschaft, die stillschweigend zu den schändlichsten Erwerbsmitteln angewiesen wird, erwächst. Bey außerordentlichen Gelegenheiten, Kriegen, die in den letzten Zeiten nicht selten im Preussischen vorkamen, litt der Staat so sehr nicht durch die hohen Preise der Früchte, da er große Natural-Lieferungen ausschrieb, für welche ungefähr nur ein Drittel des Marktpreises vergütet wurde. Bey den Schriftstellern hieß es zwar, man schreibe in jenem Staate keine außerordentliche Steuern aus: aber in der Wirklichkeit waren diese Natural-Lieferungen sehr hohe neue Steuern, welche allein das platte Land trafen. Sollte die Denkungsart unsers Verf., die Producte des Bodens zu den niedrigsten Preisen herunter zu bringen, in irgend einem bedeutenden Ackerbau treibenden Staate die herrschende werden, so möchte unfehlbar nicht allein der größte Nachtheil für den Abbau des Bodens daraus hervorgehen, sondern auch der moralische Einfluß des Landlebens, dessen Werth Hr. Prof. W. sehr richtig schätzt, durch die natürlich verminderte Neigung

zum Landleben, sehr gefährdet seyn. Ganz stimmen wir aber dem Verf. bey, wenn er auf das lebhafteste gegen den Güterschwacher spricht, der von allen Gattungen des Schwindelgeistes wohl die verderblichste bleibt, da ohne den größten Nachtheil das unbewegliche Eigenthum nicht, wie das bewegliche, täglich von einer Hand in die andere zu gehen vermag. Aber dieses Uebel aufzuhalten, zu vermindern, dazu dürfte es dem Staate wohl nicht ganz an Mitteln fehlen. (Daß in diesem und mehreren andern wichtigen Gegenständen so wenig Zutreffendes geschah, wenn gleich der Minister des Departements das Unzweckmäßige völlig anerkannte, davon ist dem Rec. selbst ein merkwürdiges Beispiel vorgekommen, der den Minister v. Struensée einst um die Ursache des drückenden Verbots der Wegsendung der Friedrichsd'or aus dem Staate, befragte: ein Verbot, das im Ganzen nicht gehalten ward, noch gehalten werden konnte, aber dennoch für Einzelne zur großen Beschwerde diente, und von dem sich kein hinlänglicher Grund absehen ließ, da ein Staat, welcher keine Münze mit Nachtheil schlägt, keinen eigentlichen Schaden durch deren Ausführung erleidet. Von dem Minister ward ausführlich geantwortet, daß er gar keine durchgreifende Gründe für die Aufrechthaltung jenes Verbots anzugeben wisse.) Daß Hr. Prof. V. mit den Herren v. Cölln und v. Held in den lauten Klagen über den Verfall der Administration in allen Zweigen, der unvermeidlich den Ruin des Staats nach sich ziehen mußte, übereinstimmt, ist nicht so auffallend, als daß alle drey genannte Schriftsteller darin überein kommen, daß es ihnen durch die Seele geht, daß ihr Staat nicht noch diese oder jene Länder-Acquisition gemacht oder behalten habe (Hr. v. Held sagt in seiner Schrift gegen v. Cölln geradezu, wie sehr ihm der blä-

hende Zustand von Leipzig und Hamburg ein Verger-
niß gewesen sey.) Wie ist es aber möglich, bey
ihrer Schilderung des Ganges der Dinge im In-
nern, wo sie alles für verdorben erklären, daß sie
so fest an Raub Projecten hängen, deren glück-
licher Ausgang das von ihnen behauptete Verder-
ben nur vermehrt, aber nicht vermindert, haben
müßte! Wie ist es möglich, daß sie nicht sahen, daß
gerade jene Projecte Hauptursache des beschleunig-
ten Falles wurden? (Den Beschluß dieser Anzeige
im nächstfolgenden Blatte.)

Middelburg.

H.

Die Seeländische Societät der Wissenschaften hielt
am 9. Dec, 1807 ihre jährliche Sitzung unter ihrem
Präsidenten, Hrn. H. C. Lambrechtsen. Bereits 1804
war eine Preisfrage ausgeschrieben, betreffend den
Ursprung der Zoetz- und Kabeljauwschen Pat-
reyen, und der Veranlassung dieser Benennungen.
Der Verf. einer Beantwortung, die sich sonst aus-
zeichnete, ward von der Versammlung im vor. Jahre
aufgefordert, die Schrift mehr zu vervollkommen.
Dieses ist geschehen, und der umgearbeiteten Schrift
ist in der jetzigen Sitzung die goldene Preismedaille
zuerkannt worden, und die Schrift soll unter den
von der Societät herauszugebenden Abhandlungen
gedruckt werden; der Verfasser ist S. W. Tydemann,
J. U. D. und Professor zu Franeker.

Ein gleiches ist einer andern, im vorigen Jahre ge-
krönten, Preisschrift der Herren Loge u, Tydemann,
Professoren zu Franeker, auf die Preisfrage von 1804
über den Pythagoreischen Philosophen Apollonius
von Tyana zuerkannt worden, welche gleichfalls
die damals gewünschten Erläuterungen über den Werth
der Zeugnisse des Philostratus, Maximus, und Damis,
von den Verff. erhalten hat; und einer Accessitschrift
ward eben die Ehre des Abdrucks, mit der silbernen

Preismedaille, zugefanden, deren Verfasser Ge. Samuel de Chauvepié, Prediger bey der Wallonischen Gemeinde zu Delft, ist.

Da die Societät auf die Frage 1803: "Geschicht der Einfall der Seeländischen Ströme nach einer beständigen Regel und in einer bestimmten Richtung" s. w., und auf die von 1803: "Die Societät verlangt eine kurzgefaßte Literärgeschichte der Mathematik in unserm Vaterlande, seit ihrer ersten Betreibung hier selbst bis auf heute, mit den Entdeckungen, Fortschritten, und Schriften der vaterländischen Gelehrten (Ausländer, hier im Lande ansässig, nicht ausgeschlossen), welche sich in dieser Wissenschaft ausgezeichnet, folglich auch die successiven Umstände dieser Wissenschaft selbst, mit allem, was dienen kann, um die Literärgeschichte der Mathematik in unserm Vaterlande auf eine bündige und deutliche Weise, und also auch mit Anführung der Quellen und Autoritäten, zu entwerfen", welche beide Fragen vor dem 1. Jan. 1807 hätten beantwortet werden mußten, keine Antwort erhalten hat, so wird die Frage, betreffend die Seeländischen Ströme, für die Folge eingezogen, und die der Literärgeschichte der Mathematik unter denselben Bedingungen nochmals aufgestellt bis zum 1. Jan. 1809.

Die Societät erwartete noch vor Ende des Jahres eine bündige Literärgeschichte der Naturkunde in unserm Vaterlande; und vor dem 1. Jan. 1809 Antworten auf die im Programm des vor. Jahres aufgeschriebenen Fragen: A. Eine bündige Literärgeschichte der Logik u. Metaphysik in unserm Vaterlande, B. über das Predigen über die heil. Schrift nach der folgenreihe der bibl. Bücher, ein ganzes Capitel wöchentlich. (Noch eine medicinische Preisfrage vom Scharlachfieber bringen wir in einem folgenden Stücke bey.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1808.

Berlin und Leipzig.

P

Wir wenden uns in dem Gemählde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen bis zum 14ten October des Jahres 1806 (s. oben S. 425, 433) von den politischen Ideen des Verf. ab, um zu ein paar von seinen artistischen und wissenschaftlichen überzugehen. Wenn behauptet wird, daß die Künste, nur als National Angelegenheit, dauernd blühen können, und daß dieses nur durch allaeine Wohlhabenheit möglich werde: so zeigt die Geschichte, daß allgemeine Wohlhabenheit, so ausgebreitet, als sie bis jetzt noch auf der Erde existirte, weder den Flor der Künste allein erhält, noch hervorbringt. Das Technische der Mahlerey besaß vielleicht keine Nation in höherer Vollkommenheit, als die Holländische, und gerade zu der Zeit, wo sie der größten Wohlhabenheit in einem langen Frieden, von Beendigung des Spanischen Successionskrieges bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, genoss, verfiel die Mahlerey gänzlich. Englands Wohlhabenheit hat gleichfalls bey weitem das nicht für den Flor der schönen Künste gewirkt, was man hätte erwarten

II (2)

mögen. Man sieht, es kommen bey dem Blühen der Künste bedeutende Ursachen, die sich schwer, vielleicht gar nicht, angeben lassen, in Betracht. So viel ist wohl klar, die meisten Arten des Luxus und des Genusses sind jenem Blühen höchst verderblich. — In Rücksicht des Schulunterrichts begt der Verf. von der Pestalozzischen Methode so hohe Erwartungen, daß nach S. 303, wenn er den Auftrag erhielte, "einem zerrütteten und kraftlosen Staate, wie der Preussische in diesem Augenblicke ist, wieder aufzuhelfen, er nur zwey Mittel dazu gebrauchen würde: die Aufhebung des Erb-Unterrichtsverhältnisses mit allem, was darauf Bezug hat, und die Anlegung eines Seminariums von Dorf-Schullehrern nach der Pestalozzischen Methode". Uebereinstimmend mit dem Verf. denken wir, daß die Unterrichtsgegenstände in den gelehrten Schulen zu vermindern wären, weil man offenbar zu viel in diesen Unterricht hineingezogen hat, was für reifere, für die Universitätsjahre, gehört: aber ganz entschieden müssen wir von ihm abweichen, wenn er die Universitäten aufheben, und sie durch Institute für jede der einzelnen Facultäten ersetzen will. Die Realisation dieses Gedankens würde unfehlbar zu dem größten Unglücke führen, was die Deutschen noch treffen kann: denn alle wahre wissenschaftliche Cultur des Geistes ginge hiermit zu Grabe, die doch noch manches Gute zu befördern, manches Uebel aufzuhalten vermag. Nicht allein aus einem höheren Gesichtspuncte betrachtet, der hier doch der entscheidende seyn muß, sind sämtliche Wissenschaften weit genauer mit einander verflochten, bieten sich in einem Centralpuncte der Bearbeitung weit mehr die Hand, als man nach oberflächlicher Ansicht denkt: sondern selbst bey Herabwürdigung der wissenschaftlichen zu einer jämmerlichen handwerksmäßigen Bildung ist es ja einleuch-

tend, wie nothwendig dem Richter und Advocaten gerichtliche Arzneykunde, dem Theologen Kenntniß der alten Sprachen, dem über das gewöhnliche Receptschreiben emporstrebenden Arzte die Anfangsgründe der Physik sind; wie bedeutend für manche Köpfe die Ausbildung durch mathematische Wissenschaften, und fast für alle die Geschichte mit ihren Zweigen ist. Von dem hohen Werthe der Geschichte ist Hr. Prof. W. so vollkommen, wie der Rec., durchdrungen, daß er eine eigne Facultät für die Geschichte gestiftet haben will: eine hohe Schule, die aber sicher verlassen dastehen würde, wenn sie der Widmung einer besondern Reise, eines besondern Aufenthalts, bedürfte, den die immer schwerer zu erringenden Kosten der wissenschaftlichen Bildung nur einer höchst kleinen Zahl erlauben können. Und was ist denn das Haupt-Argument für dieses schreckliche Zerreißen der Anstalten des höhern Unterrichts, das unstreitig die finstere Barbarey des Mittelalters zurückführen müßte? Dieses, daß es unter den studirenden Theologen, Juristen, Medicinern u. Verwandte, Freunde, Landsleute, gibt, die ihre frühern Verührungspuncte auf den Universitäten, auf Kosten der einzelnen Wissenschaften, denen sie obliegen solten, fortsetzen. Das Factum an sich ist gewiß in einer bedeutenden Ausdehnung nicht vorhanden, und wenn gleich der Verf. sagt, daß Göttingen aus dem Grunde die beste von allen Deutschen Universitäten war, weil die Studirenden daselbst aus allen Weltgegenden zusammentrafen, und als Fremde in ungemeiner Anzahl sich niemahls zu sehr auf Kosten ihrer Bestimmung befreunden konnten: so glauben wir doch, daß auch auf andern nicht kleinen Universitäten aus natürlichen mannigfaltigen Gründen im Allgemeinen Theologen mit Theologen, Juristen mit Juristen, Mediciner mit Medicinern, den meisten Umgang pflogen.

Wäre aber auch das Factum, was dem Argumente zum Grunde liegen soll, richtig, so würde es doch für das Zerreißen der Universitäten gar nichts beweisen, denn Theologen können sich mit Theologen, Juristen mit Juristen ic. eben sowohl auf Kosten ihrer wissenschaftlichen Bestimmung zu sehr befreunden: des bedeutenden Vortheils nicht einmahl zu gedenken, der bey guten Köpfen, sich verschiedenen Fächern widmend, in den Universitätsjahren durch Umgang nicht ganz selten entsteht. Durch des Verf. Plan würde das Uebel, das er verhüten will, gerade am meisten befördert werden, weil da, wo die Zahl der Studirenden geringe ist, es wohl in der Regel mit Fleiß und Disciplin am schlechtesten steht. Des Verf. Ansicht über die Academie der Wissenschaften, die er in seinem Urtheile über die Berliner darlegt, können wir eben so wenig theilen. Nach der Sprache des Hrn. Prof. B., die sonst in diesem Buche weit seltener gesuchte, unverständliche Ausdrücke enthält, als seine vorigen Schriften, soll an die Stelle der wissenschaftlichen Apathie die sympathetische Antipathie treten, die allein den Anbau der Wissenschaften befördere. Man sieht, der Verf. hat nicht den äußerst wirksamen Einfluß der Emulation, der auch zwischen den Arbeitern in den verschiedensten Wissenschaften Statt finden kann, nicht das lebhafteste Interesse an der Bereicherung der Wissenschaften überhaupt, an der Ehre des Corps, in Anschlag gebracht, der sich bey mehreren Academies, und noch jetzt besonders bey dem Pariser Institute, sehr fruchtbringend für die Wissenschaften zeigt.

† Göttingen.

Tabellen, enthaltend eine Methode, das Griechische Paradigma einfacher und gründlich zu

lehren, von *Friedrich Thiersch*, drittem Lehrer der alten Sprachen am Gymnasio zu Göttingen. Bei *Heinr. Dieterich* 1808. (Sechs Tabellen in Fol.)

Der Verfasser gegenwärtiger Tabellen, ein sehr empfehlungswürdiger junger Schulmann, glaubt einen Theil des Willkürlichen und Unbestimmten haben zu haben, welches bis jetzt noch die Griech. Grammatik gedrückt hat. Seine Methode entspringt aus einer genauern Revision, der die Grundbegriffe von Vocalen, Contractionen, Sylben, die Lehre von Behandlung der Sylben, Augment, und hauptsächlich von den Wortstämmen. die hier zum ersten Mal in eignen Paragraphen abgehandelt sind, so wie mehreres Andere der Art, unterworfen werden. (Wortstämme, oder Stämme, nennt der Vf. das, was vor der veränderlichen Endsyllbe des Wortes vorhergeht: λει-ω. βροχ-ω. τυπτ-ω. βαλλ-ω. φιλε-ω. Aber auch nennt er so εφιλε-ον. εφιλε-ομην; also Tempus-Stämme; welches nicht irre machen muß; Stamm und Wurzel für die Origination und Ableitung des Wortes ist hier nicht gemeint. Die neue Schule leitet alle Aufmerksamkeit bloß auf die Endsyllben, und auf die Veränderungen der Vocalen und Consonanten, welche der Wohlklang und die Rundung der Aussprache bey der fortgegangenen Ausbildung der Sprache, vornehmlich durch Attiker, eingeführt hat. Sie ging hierunter dem Mißbrauche, den die Lennep'sche Schule von ihrem System gemacht hatte, entgegen, bey welcher doch Etwas war, womit sich auch der Verstand beschäftigen konnte. Die Lehren schwinden großen Theils in einfache Regeln zusammen, und bahnen den Weg zu einer gründlichen Umformung der Deductionslehre im Para digma. — (Es wird z. B. gezeigt, daß aus Verdoppelung der einfachen (kurzen) Vocale (ε. ο. α. ι. υ) die langen, ε ε. ο ο. α α. ι ι. υ υ,

d. i. η, ω, α, ι, υ, entstehen, wo dann die Ancipites als zwiefache Vocale erschienen, da die Sprache nur für die Verdoppelung von s und o eigene Zeichen erfunden hat.) Nachdem der Verf. die Wortstämme nebst ihrer Vermehrung und Verkürzung abgehandelt hat, was, wie Mehreres, auf Tabellen nur in allgemeinen Umrissen geschehen konnte, läßt er aus ihnen (Tab. 3) den langen und kurzen Stamm, die Tempusformen ꝛc. unmittelbar und von einander unabhängig hervorgehen, und bekömmt drey Paar kurze und eben so viel lange Tempora für das Activum. Zuvor sind die Verba in drey Classen getheilt, *Pura*, *Muta* und *Liquida*, deren Behandlung hier genau aus einander gehalten wird, und von den *Puris*, die den Stamm nicht verkürzen können, ist bemerkt, daß sie nur die sechs langen Tempora, drey Haupt- und eben so viele Nebentempora bilden. — Eben so unmittelbar werden (Tab. 4) die übrigen Modi und Personen aus den Stämmen gebildet, und der Verf. macht besonders auf die Vocale aufmerksam, die zwischen den Stamm und die Endung treten; im Indicativ in den ersten Personen und der letzten im Plural beständig o, in den übrigen s; also τυπτ-ο-μαι, τυπτ-ε-σαι, τυπτ-ε-ται, selbst im Activ τυπτ-ο-ο (τύπτω), τυπτ-ε-ις (τύπτεις), τυπτ-ε-ι (τύπτει), (τύπτ-ε-τε), τυπτ-ο-νται (τυπτοι). Im Coniunctiv bleiben die Endungen der Haupt-Temporum des Indicativ, aber statt der eben genannten Vocale o und ε treten in demselben die langen, ω und η, ein: τυπτ-ω-ο, d. i. τυπτω, τυπτ-η-ις (τυπτης) u. s. τυπτ-ω-νται (τύπτωσι). Der Verf. nennt diese Vocale Charaktervocale, und gründet auf sie eine doppelte Coniugation, Coniugation mit Charaktervocalen, und Coniugation ohne Charaktervocale (so genannte Verba in —μι, deren Structur Tab. 6 nach dieser Ansicht durchge-

führt wird). — So wie im Activ jede mögliche Person aus ihren drei Stücken, Tempus-Stamm, Charactervocal und Endung, unmittelbar zusammengesetzt wird, so geschieht es auch im Passiv (Tab. 5), welches der Verf. „überhaupt nicht als ein Gewebe willkürlich verworrenener Flexionen, sondern wegen der Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit seiner Theile, wegen Wohl laut und Rundung seiner Formen, als das größte, unerreichbare Meisterwerk der Sprachbildung“ betrachtet wissen will. — Das Einzelne, so wie eine eigne Behandlung der *Verba contracta*, Conjugation aus mehrfachem Stamm, u. a. eignet sich nicht zum Auszuge. Das Eigenthümliche in der Methode des Verf. besteht demnach darin, daß die beliebte Weise, aus dem Präsens gewonnenen wieder andere herauszubilden, auf die übrige Structur der Conjugation aber wenig zu achten; sondern alles dem Memoriren zu überlassen, und dem Zufall, ob der Lehrling sich selbst Unterschiede und Eigenthümlichkeiten notiren werde, gänzlich befeigt ist. Zwar läugnet der Verf. nirgends, daß zwischen den Temporibus eine Analogie Statt findet; aber diese gründe sich größten Theils auf den ihnen gemeinsamen langen oder kurzen Stamm, oder mache noch nicht nothwendig, daß eine Form aus der andern hergeleitet werden müsse. Statt dessen ist aber das Paradigma in seine kleinsten Bestandtheile zerlegt, und wird nun vor den Augen des Lehrlings bis in die fernsten Personen zusammengesetzt. — Auf diesem Wege, glaubt der Verf., entledige man sich einer Menge Regeln, die man bey Ableitung eines Tempus aus dem andern mit hinüber tragen, bald ablegen, bald mit neuen unterstützen mußte. Um aus $\pi\epsilon\iota\theta\omega$ auf $\pi\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\sigma\mu\alpha\iota$, und so mehr ähnlichen, zu gelangen, ist nach des Verfassers Angabe mehr nicht nöthig, als daß die τ -Laute (τ . δ . θ) vor dem

— μ ausfallen, und — σ zurücklassen: so gehet aus ein Tempus nach dem andern, und aus den sofort $\pi\epsilon\iota\delta$ — das $\pi\epsilon\pi\epsilon\iota\sigma$ - $\mu\eta$ i. aus $\acute{\alpha}\nu\tau$ - ω $\eta\nu\sigma$ - $\omega\omega$ u. a. sogleich hervor. — Endlich werde nun die Nothwendigkeit aufgehoben, daß man sehr häufig ein Tempus oder eine ganze Reihe Tempora bilden mußte, von denen kein einziges im Gebrauch war, bloß um endlich auf dasjenige zu gelangen, aus dem nach der alten Theorie die vorgefundene Form abgeleitet werden mußte, was nun von selbst wegfalle, da jede Form, unabhängig von andern, aus ihren Bestandtheilen construirt wird. Daß jede neue Methode ihrem Bearbeiter leicht, und hingegen Andern, die an andre Methoden längst gewöhnt waren, schwer vorkommen muß, ist natürlich; also muß erst der Erfolg von dem Gebrauch derselben zum Unterricht einer guten Zahl Anfänger von verschiedenen Fähigkeiten für die Entscheidung abgewartet werden; ein gutes Bewußtseiß, welches doch bey den frühern Jahren sich am ersten voraussetzen läßt, um bloße Töne, und Veränderungen von ihnen und ihren Zeichen, zu behalten, scheint sie zu erfordern: allein so fern sie von dem Verf. selbst gebraucht und angewendet wird, läßt sich an einem guten Erfolg, bey der Behandlung eines so gewandten Humanisten, kaum zweifeln. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß alle die erfundenen Methoden bloß hypothetisch sind, daß sie eigentlich nur den kritischen Sprachforscher und den Hellenisten von Profession interessiren können, indem das Griechische ehemals als lebende Sprache ohne dieses alles ist gesprochen und verstanden, und wiederum in neuerer Zeit, Jahrhunderte über ohne dieselben ist erlernt worden; daß aber allerdings aus den verschiednen Methoden die bequemste Methode den übrigen vorzuziehen seyn wird, so fern vom Unterricht und dessen Erleichterung die Rede seyn kann.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 19. März 1808.

Göttingen.

Dr. Ha

Bei Dieterich: Lehrbuch des Lehnrechts, von
D. *Karl Wilhelm Pätz*, Professor der Rechte und
Beysitzer der Juristen-Facultät zu Göttingen.
Nach des Verfassers Tode herausgegeben und
vollendet von D. *Christian August Gottlieb Goede*,
Professor der Rechte zu Göttingen. 1808. 136
Seiten in Octav.

So groß auch der Gewinn ist, welcher der
Rechtswissenschaft in ihrem gesammten Umfange aus
einer angemesseneren Bearbeitungsart in den letzten
drey oder vier Decennien erwuchs, so wenig kömmt
davon bey einer Repartition auf das Lehenrecht, ei-
nen bis jetzt noch integrirenden Theil des Ganzen.
Bey der Ausbildung aller andern Theile blieb dieser
doch immer zurück, indem es hier immer an Bearbei-
tern fehlte, während andre Fächer un Ueberfluß fast
erstickten. Einige Commentare über Compendien,
einige Abhandlungen über einzelne Controversen, wor-
unter denn auch mancher mißlungener Versuch seinen
Scharfsinn zu zeigen, war die ganze Ausbeute der
Arbeiten für das Lehenrecht. Dagegen hörte man

F (2)

nur Klagen über die Unbrauchbarkeit, Unvollständigkeit und Inconsequenz desselben, und durch das Allgemeinerwerden der Hypothese, daß das Lehensrecht keinen eignen Lehrvortrag verdiene, verlor es bey Lehrenden, und durch sie bey Vernenden, sein Interesse. Die Hauptursache hiervon lag unkräftig darin, daß das ganze Rechts-Institut so wenig in unsre Zeiten paßte, und durch die jetzige Gestalt unsrer Staatsverfassungen, in die es seinem Ursprünge nach so wesentlich eingriff, den größten Theil seiner Wichtigkeit und seine Hauptstütze verlor. Allein, obgleich das Lehenswesen selbst zum bloßen Privat-Verhältniß herabgesunken war, blieb es dennoch das reinsteste Rechts Institut von allen, die der Rechtsgelehrte kennt; ein Verhältniß, was auf die sonderbarste Weise aus persönlichen und dinglichen Rechten zusammengesetzt war, und fast in allen Stücken die auffallendsten Abweichungen von andern Rechtsverhältnissen enthielt. Dazu kam, daß es unter den gewöhnlichen Rechtsverhältnissen eines der gewöhnlichsten war, ein großer Theil der Rechtsstreite also aus ihm entspringen mußte, und bey ihm gerade dem Richter auch so häufig Veranlassung gegeben wurde zur Ausübung der so genannten *jurisdictio voluntaria*. Das Lehensrecht war auch dem bloßen Practiker höchst wichtig. Diese theoretische und practische Wichtigkeit des Lehensrechtes macht es um so auffallender, daß es von den Vätern der neuen gebildeten Jurisprudenz so stiefväterlich behandelt wurde, daß man es betrachtete, ungefähr wie die Spartaner ein in der Geburt verwahrlosetes Kind. Die Bödnerschen *principia juris feudalis* hatten die vorher allgemein gebräuchten Schilterschen *institutiones juris feudalis* verdrängt, und hatten sich als allgemein gebräuchtes Compendium an deren

Stelle gesetzt. Das Buch erschien zuerst 1765. Welchen reichen Gewinn machten seit der Zeit nicht alle andre Theile der Rechtswissenschaft an guten systematisch ausgearbeiteten Lehrbüchern; allein im Lehenrechte blieb man während 40 länger Jahre bey einem und demselben, dessen unumschränkte Gewalt ein Jeder respectirte. Und gerade hier war ein so weites Feld offen für den künftigen Bearbeiter eines bessern Systems. Endlich nachdem man schon lange das dringende Bedürfnis gefühlt hatte, erschien nun, noch durch traurige Umstände verspätet, ver-
liegendes Buch. Mag auch der, den wir dabey ausrufen hören: jetzt ist es zu spät! den höchsten Wahrscheinlichkeitsgrund für sich haben, so sollte man darum doch noch nicht ganz die Augen vom Lehenrechte abwenden. Besonders aber gebührt diesem Buche, vor vielen andern, eine Anzeige in diesen Blättern, sowohl seines Inhalts wegen — denn immer sollte dem Deutschen sein väterländi-
sches Recht, bey dem er sich bisher relativ so wohl befand, theuer bleiben; und ohnehin hat ja die Wirksamkeit des Lehenrechts noch nicht ganz aufgehört — als auch wegen seines Verfassers, dessen frühen Verlust die Georgia-Augusta als einen sehr harten Schlag beweinen muß. Es war die einzige größere und die letzte Arbeit des Verstorbenen, als solche schon ein unschätzbares Eigenthum der Universität.

Um eine Schrift richtig beurtheilen zu können, muß man vor allen Dingen den Gesichtspunct angeben, von welchem aus betrachtet, sich eine richtige Ansicht des Ganzen ergibt; nur dessen Urtheil wird richtig seyn, der es verstand, von diesem Puncte aus mit unbefangenen Augen zu betrachten. Für die Beurtheilung dieses Buchs gibt die Bemerkung den richtigen Gesichtspunct an, daß durch

dasselbe die Bahn gebrochen wurde auf einem sonst unbetretenen Felde. Der hieraus zu ziehende Schluß liegt am Tage. Niemahls kann der erste Erfinder eine Sache so vollkommen liefern, als der spätere, von ersterem belehrte, Nacharbeiter, und dem Erfinder, nicht dem Verbesserer, bleibt der beste Dank. Sollte es einem Rechtsgelehrten je wieder passend scheinen, ein Lehrbuch des Lehensrechts zu schreiben, so wird ihm die Pärzische Arbeit doch immer der Grund seyn, worauf er weiter bauet, und wahrscheinlich wird auch manches schöne Fachwerk aus den Materialien des ältern Gebäudes aufgeführt werden. Die Frage: was fehlte uns vor der Erscheinung dieses Buches? ist leicht zu beantworten, und doch zugleich die wichtigere, wenn man das Verdienst des Verfassers recht würdigen will. Dagegen wird die Beantwortung der Frage: was fehlt uns noch? in den meisten Stücken auf verschiedene Meinungen hinauslaufen, unter denen noch nicht welche die richtigere sey, entschieden ist.

Man beging bey der Bearbeitung des gemeinen Lehensrechtes bisher gewöhnlich zwey größere Fehler, indem man theils zu viel particuläres Recht, theils zu viel Römisches in dasselbe verarbeitete. Man hielt zu viel vom Deutschen allgemeinen Gewohnheitsrecht, deducirte zu viel aus dem Reichslehensrechte, und war nun einmahl beseelt von dem unglücklichen Vorurtheile, das Longobardische Lehensrecht sey so mannelhaft, daß es ohne Mischung einer guten Dosis Römisches Rechts gar nicht bestehen könne. Von allem dem Fremdartigen nun, was hierdurch in das Lehensrecht gekommen war, dasselbe zu säubern, war Bedürfniß, und scheint auch Hauptzweck des Verf. gewesen zu seyn. Wo Particulär-Recht vorgerragen wird, geschieht dieß nur mit der Vorerinnerung, daß das nicht gemein-

rechtlich sey, und nur dann, wenn die historische Allgemeinheit es anräth. Analogien von irgendetwas einem Römischen Rechts-Institute sind im Ganzen sorgfältig vermieden, und mit Recht — denn sie dürfen, wenn uns auch das Lehenrecht ganz im Sinne läßt, wohl nirgends angewandt werden. Ueberhaupt aber verläßt uns das Lehenrecht in einzelnen Bestimmungen nicht so oft, als man bisher es zu sagen gewohnt war, denn Manches ist wohl deswegen unbestimmt geblieben, weil über Sachen, die aus dem Wesen und dem Geiste des Lehenwesens von selbst folgten, resp. nicht und Bemerkungen zu sammeln, die Italiänischen Feudisten für der Mühe unwerth erachteten mochten. Um nun aber den Geist des Lehenwesens kennen zu lernen, ist die Geschichte des Lehenwesens, wie es entstand und sich bildete, und wie es mit den Staatsverfassungen des Mittelalters verwebt war, nothwendig — und zu diesem Ende hat uns der Verf. in der Einleitung einen kurzen Abriss der Geschichte des Lehenwesens gegeben, der so vollkommen ist, als es der enge Raum eines Lehrbuchs nur erlaubt.

Die Ordnung des Ganzen, um zum Einzelnen überzugehen, ist folgende. Nach einer Einleitung, die einige allgemeine Bemerkungen über Lehenverbindung und Lehenrecht, die Geschichte des Lehenwesens, die Quellen und die Literatur des Lehenrechts enthält, folgt dieses selbst in drei Büchern. Das erste enthält die Lehre von dem Lehenverhältnisse überhaupt, und dessen Errichtung — das zweite die Lehre von den Rechtsverhältnissen in Ansehung errichteter Lehen — und das dritte die Lehre von der Beendigung des Lehenverhältnisses. Nur noch die erste Abtheilung des zweiten Buchs — von dem Rechte der Lehenpersonen unter einander in Be-

ziehung auf das Lehen — ist vom verstorbenen Ver-
 fasser; die letztere Abtheilung — von den Rechts-
 verhältnissen zwischen Lehenpersonen und Fremden
 in Beziehung auf das Lehen — und das ganze
 dritte Buch ist das Werk des Hrn. Prof. Obere.
 Die Einleitung zeichnet sich vorzüglich durch zwei
 Punkte aus, theils durch die vortrefliche Entwick-
 lung der Entstehung des Lehenwesens — wo denn
 auch hinlänglich dargezogen wird, daß das Fränk-
 sche Beneficial-Verhältniß in seinem Wesen schon
 daselbe gewesen sey, als das spätere Feudalwesen
 der Sengaharden — theils durch die Erörterung der,
 vom Verfasser schon früher in einem eignen Pro-
 gram vorgetragenen, Hypothese über Entstehung
 des Libri feudorum, die den höchsten Grad von
 Wahrscheinlichkeit für sich hat. Was das Rechts-
 system selbst betrifft, so sieht man, daß die Lehre
 vom Subject und Object der Lehen, die man den
 allgemeinen Theil des Lehenrechts nennen könnte,
 mit der Lehre von der Errichtung eines Lehenver-
 hältnisses unter Eine Rubrik gebracht ist. Ob dieß
 möglich geschehen könne, ist eine große Frage, be-
 sonders da die chronologische Ordnung hier von
 keinem Werthe seyn kann, indem die Lehre von der
 Errichtung eines Lehenverhältnisses, besonders durch
 Verjährung, weit schwerer zu verstehen seyn wird,
 wenn die Grundsätze über ein bestehendes Lehen-
 verhältniß nicht vorher bekannt waren. Dagegen
 ist die Lehen-Succession sehr richtig unter der Er-
 örterung eines Lehenverhältnisses nicht mit vorgetra-
 gen, indem sie dahin offenbar nicht gehört. In
 der ersten Abtheilung des zweiten Buchs sind wie-
 der drei Abschnitte gemacht — Rechte des Lehens-
 herrn — Rechte des Vasallen — Dispositionen,
 webey die Rechte mehrerer Lehenpersonen concu-
 riren.

riken. Diese letzte Rubrik handelt dann von den Veräußerungen. Wenn man aber bedenkt, daß allenfalls im Lehenrechte eine Concurrenz mehrerer Lehenpersonen Statt findet, so wird man diese Abtheilung etwas sonderbar gewählt finden. Im Ganzen kommt es hier nur auf den größern Vortheil an, den diese, oder jene Ordnung für den Lehrvortrag zuwege bringt. Vielleicht wäre es darum rathfamer, die Rechte des Vasallen, als die jetzt unstreitig wichtigern, voranzuschicken, und etwa folgende Ordnung anzunehmen. — Erstlich: dingliche Rechte am Lehen — 1) des Vasallen und der Agnaten; hier kann dann die Lehre von den Veräußerungen, in so fern sie dem Vasallen verstatet sind, vorge tragen werden, und hierher gehört auch die Lehen-Succession; 2) dingliche Rechte des Lehenherrn. Zweitens: persönliche Rechte: 1) des Lehenherrn, 2) des Vasallen. Auf jeden Fall aber ist es nöthig, die Lehenvormundschaft, wie hier geschehen ist, unter die Ausübung des vasallitischen Rechtes zu rubriciren. Sie gehört offenbar einzig in die zweite Abtheilung des zweyten Buchs. Die einzelnen Materien selbst sind meistens sehr lichtvoll, und doch gedrängt, abgehandelt, woben man jedoch zuweilen eine große Anhänglichkeit an ältere Meinungen bemerkt. Als Beispiel führen wir nur auf, die durchaus beybehaltenen Ausdrücke *dominium directum* und *utile*, oder die Eintheilung der Veräußerungen in *alienationes sensu lato* und *sensu stricto*, ein Unterschied, den die Juristen dem Lehenrechte mit Gewalt aufgedrungen haben. Als vorzüglich schön dargestellt muß empfohlen werden die Lehre von der Succession, woben sich der Verf. ganz zum lineal System bekennt. Etwas inconsequent scheint es aber gerade deswegen zu seyn, hier zwey Classen

anzunehmen, die der Descendenten und der Collateralen, da hier ja beständige Descendenten-Succession Statt findet. Der Styl ist im Ganzen für ein Compendium nützlich, wenn auch hier und da etwas hätte kürzer gegeben werden können. Die Noten enthalten einen reichen Schatz von Literatur, und Beantwortungen der wichtigern Streitfragen!

Meyer. Frau.

Von dem Meyerischen Werke: Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre (m. f. unsere Gel. Anz. 75. St. 1807) haben wir des ersten Bandes zweyten Theil (Systematische Darstell. aller Erfahrungen über allgemeine verbreitete Porenzen, von Ludw. v. Schmidt, genannt Pfisfeldt), und des dritten Theils ersten Band (Systematische Darstellung aller Erfahrungen über die Metalle, von Carl Albr. Bielmann, der Kyneph. Dr.) erhalten, wovon jener 420 Seiten 6 Kupfertafeln, dieser 298 S. 1 Kpf. enthält. Nach dem Abdrucke des ersten Bandes bemerkten die Herren Verfasser zu wenig Rubepuncte unter den verschiedenen Artikeln, wodurch das Aufsuchen einzelner Erfahrungen, und die Uebersicht des Ganzen erschwert zu werden scheint. Dieser Unbequemlichkeit ist nun zwar zum Theil in diesen folgenden Bänden durch mehrere Absätze schon abgeholfen worden, aber künftig sollen zu noch mehr Erleichterung des Gebrauchs auch noch kurze Inhaltsanzeigen der einzelnen Untersuchungen an dem Ende des Textes beygefügt werden, welche Einrichtung uns allerdings auch sehr zweckmäßig scheint. Der gegenwärtige zweyte Theil des ersten Bandes beschäftigt sich bis S. 183 fast ausschließlich mit der Kohle oder dem Kohlenstoff und dessen Verhalten

zu den übrigen Potenzen, aber in so fern auch der Diamant hierher zu gehören scheint, wird zugleich von diesem so ausführlich gehandelt, daß man nicht leicht eine hierher gehörige Erfahrung vermissen wird. Daß sich Vieles ohne Nachtheil der Vollständigkeit hätte kürzer fassen lassen, müssen wir auch bey diesem Bande bemerken. Von S. 183 bis zu Ende desselben wird von der atmosphärischen Luft gehandelt. Sehr ausführlich vom Druck und der Elasticität der Luft, von dem Mariottischen Gesetz, vom Höhenmessen vermittelst des Barometers, nach beynähe allen hierher gehörigen theils bessern, theils schlechtern Methoden, von den Barometern, selbst denen, die schon lange außer Gebrauch gekommen sind, von ihrer Verfertigung, von der Ausdehnung der Luft durch die Wärme, von den mancherley Einrichtungen der Luftpumpen, selbst denen, die wohl kaum in Gebrauch gekommen sind, statt deren fast zweckmäßiger allerley Apparate zu diesen oder jenen Versuchen hätten beschrieben werden können, wenn es überhaupt für nöthig gehalten wird, so sehr ins Detail zu gehen. Von der Bewegung der Luft und der Theorie der Winde, von der Luft-Electricität, vom Blitze und den Blitzableitern, von der Wärme der Luft und den Thermometern. Ueber die Natur der atmosphärischen Luft, die fremdartigen Stoffe, die sich in ihr befinden. Von der Verdunstung, von den Hygrometern und den Barometer-Veränderungen. Kurz, ein großer Theil der Meteorologie, wobey dem Verf. unsers Hrn. Hofr. Mayer's Lehrbuch über diese Wissenschaft noch nicht bekannt gewesen zu seyn scheint. Zuletzt vom Schall, nebst einer kurzen Geschichte der Versuche und Beobachtungen über die gemeine Luft, besonders in den neuern Zeiten.

ten, von Lavoisier vor bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. Der dritte, vom Hrn. Dr. Rielmann bearbeitete, Theil dieses Werkes, wird, zuerst das Verhalten der Metalle gegen die alkaleischen vertheilten Potenzen, und zwar in folgender Ordnung, behandeln: Platin, Gold, Silber, Quecksilber, Blei, Wismuth, Nickel, Kupfer, Arsenik, Eisen, Kobalt, Zinn, Zink, Spiesglas, Braunstein, Wäskblei, Wolfram, Uranium, Titanium, Tellurium, Chromium, Columbium, Zentalum, Zerkon, Iridium, Rhodium, Cerium, Niccolanum. Der gegenwärtige erste Band gehet bis zum Arsenik. Da sowohl ältere als neuere Erfahrungen über das Verhalten der Metalle gegen die angeführten Potenzen in dieser Schrift sollen nachgeschlagen werden können, sehr oft aber, wie z. B. bey der Platina, bey dem Nickel u. dergl. allerley Einmischungen von fremden Metallen, die man zum Theil noch nicht kannte, auf jenes Verhalten merklichen Einfluß hatten, und man nie bestimmt wissen kann, ob z. B. bey der Platina das zu den Versuchen angewandte Metall jedesmahl alle in den neuesten Zeiten darin entdeckten Metalle, oder nur eines oder das andere derselben enthalten habe, oder ob es sich, was freylich unwahrscheinlich sey, nicht in einzelnen Fällen dem Zustande der reinen Platina genähert habe, so schien es, dem Verf. dem Zwecke dieses Buches, nämlich das Nachschlagen jedes denkbaren Verhaltens von Körpern gegen andere möglichst zu erleichtern, am gemächtesten, jedesmahl alles, was über ein bestimmtes Verhalten der Platina, sowohl der rohen, als der reinen, bekannt geworden war, zusammen zu stellen. So bey dem Nickel, dem Eisen, und verschiedenen andern Metallen. Auf gleiche Weise, bevor die Iden-

thät von Chenevix's und Wollaston's Palladium
 evident erwiesen, und das über diesen Gegenstand
 verbreitete Dunkel zerstreut seyn wird, mag es
 der Verf. noch nicht, dieser in Rücksicht seiner Mit-
 theilung noch so problematischen Körper, im Texte des
 Werks selbst, der von allem Hypothetischen frey
 bleiben sollte, aufzuführen, sondern wird ihm sei-
 nen Platz bloß in den Noten anweisen, und zwar
 Hrn. Chenevix's Palladium in einer Note am Ende
 des Artikels Platina und Quecksilber; Hrn. Wolla-
 ston's Palladium aber am Ende derjenigen Note,
 welche die Geschichte der Entdeckung, und zugleich
 die Bereitungsart des Rhodium enthalten wird, in-
 dem die Proceße, wodurch Wollaston's Palladium
 dargestellt wird, mit denen, wodurch sein Rhod-
 dium erhielt; in ursächlichem Zusammenhange ste-
 hen. In beiden Noten werden zuerst die äußere
 Kennzeichen, hierauf das Verhalten des Palladium
 gegen die allgemeiner verbreiteten Potenzen, nach
 der Rangordnung dieser letztern abgehandelt wer-
 den. Was den Verf. für Gründe bewegen haben,
 das Palladium noch nicht als ein vollkommen ein-
 fach erwiesenes Metall anzuerkennen, darüber er-
 theilt er in dem Vorberichte das Weitere. Was
 die Aufstellung des Verhaltens der verschiedenen
 Metalle gegen den Magnetismus betrifft, so sieht
 der Verf. den Magnet bloß als Bedingung der Mög-
 lichkeit, als Instrument, an, um das Verhalten
 von Körpern gegen erregten Magnetismus zu prü-
 fen, so wie man Electrismaschinen und Voltaische
 Säulen bloß als Mittel betrachtet, um die Wirfun-
 gen der electricischen Materie auf Körper zu erfors-
 chen. Das Verhalten von Platina gegen Magne-
 tismus kömmt also z. B. nicht unter der Rubrik
 "Verhalten von zwey Metallen unter der Bedin-
 gung des relativen Einwirkens des Magnetismus",

sondern unter der Kategorie, "Verhalten von einem Metall gegen allgemeiner verbreitete Potenzen", also unter dem Artikel "Platina und Magnetismus", vor. So werden denn überhaupt in diesem Werke zuerst die Metalle bloß einzeln in ihrem Verhalten gegen die einwirkenden Potenzen betrachtet, und erst in der Folge wird das Verhalten mehrerer Metalle in ihrer Verbindung, unter der Bedingung des Einwirkens jener Potenzen, untersucht werden. Da das ganze Werk keine eigene Theorien und Erfahrungen enthält, so läßt sich darüber nichts weiter sagen, als daß es dem Zwecke, die bekannnen Erfahrungen unter einem möglichst wissenschaftlichen Gesichtspuncte zusammen zu stellen, und zu ordnen, so gut entspricht, als es bey der hierbey obwaltenden Schwierigkeiten und Combinationen nur immer gefordert werden kann.

M. 414

Paris.

Réponse à la lettre de Monseigneur l'Archevêque de Besançon, à M. de Beauport, juriconsulte, où nécessité de reconnoître dans le Monarque le Prince suprême de l'Eglise. Par l'auteur du Projet de Réunion de toutes les Communions chrétiennes proposé à sa Majesté Imperiale et Royale. 1807. 61 Seiten in Octav. Da wir vor. J. S. 1441 den ersten Brief des Hrn. von Beauport, der sein Vereinigungs-Project entsetzt, und oben S. 29 die Antwort des Hrn. Erzbischofs in diesen Blättern angezeigt haben, so mög auch hier die Replik des erstern noch dazu kommen, mit der sich, wie wir hoffen, die Acten schließen werden. Diese Replik muß nämlich den Hrn. Erzbischof überzeugen, daß sich mit Hrn. V. — nicht streiten läßt, weil dieser von der Unbestreit-

barkeit seiner Behauptungen selbst so fest überzeugt ist, daß er von gar keinen Gründen dagegen Notiz nimmt. Aber schon der Anfang der Replik wird jedem Leser in Hrn. V. einen Kämpfer zeigen, der auch deswegen in jedem Streit Recht behalten muß, weil es unmöglich ist, daß ihm die Logik selbst Etwas abstreiten könnte. L'unité de la religion, Mons-ign ur! — dieß ist der wörtliche Anfang des Briefs — est essentiellement liée à l'unité de la puissance; au moins le Monarque, qui réunit tous les pouvoirs, qui les exerce avec sagesse, a bien des moyens de réunir tous ses sujets dans l'Eglise nationale; c'est là où l'Exemple du Prince a une grande influence. Mais vous ne voulez pas, que le Monarque soit le Prince suprême de l'Eglise: au contraire vous professez, que le Prince civil doit partager la puissance avec l'Evêque de Rome; votre profession de foi à cet égard tient à l'éducation, que vous avez reçue, et aux préjugés de votre état. Cependant tous ceux qui savent vous apprécier ne peuvent douter, que vous reconnaissez intérieurement dans le Monarque le Prince suprême de l'Eglise: le sens intime ne peut pas résister à ce qui tient à l'ordre nécessaire; le Monarque est par essence le Chef suprême, et cette vérité éclatante résulte de la nature des choses. — Nach dieser Probe fühlen wir uns bloß noch verpflichtet, Hrn. V. für die Nachrichten zu danken, die er uns gelegentlich in seinem Schreiben S. 46, 47, von der Familie des höchst ehrwürdigen Patriarchen der reformirten Kirchen in Frankreich, Hrn. Paul Rabaut, gegeben hat; hingegen bey einer andern seiner Nach-

richten, Einige von den unter der Revolution aus Frankreich emigrierten katholischen Bischöfen und Priestern, von denen mehrere in England zu der reformirten Kirche übergegangen, und jetzt daselbst in kirchlichen Aemtern angestellt seyn sollen, können wir uns des Wunsches nicht erwehren, daß sie auch noch anderswo her beständige werden möchte.

Heyne ¹⁷⁹¹ Middelburg.

Von den Preisaufgaben der Seeländischen Societät der Wissenschaften (oben S. 439) blieb uns noch übrig, folgende wichtige Aufgabe anzuführen: Im Jahr 1805 war die Preisfrage aufgegeben: Da das Scharlachfieber (febris scarlatina seu ruibolae) kaum den Nahmen einer Krankheit verdient, und auch von Haerhaaven und andern vorzüglichen Aerzten für eine sehr unbedeutende Krankheit gehalten worden; welches ist die Ursache, daß dieses gegenwärtig hier und anderwärts bisweilen nicht so gelinde, ja selbst nicht selten in der Mase hässlich herrschend ist, daß sehr Viele dadurch umkommen, oder an den Folgen der Wassersucht, oder verhärteten Ohrdrüsen langwierig laboriren. — Hängt dies allein ab von einer Dazwischenkunft oder Vermischung (Complication) mit einer besondern epidemischen Disposition, oder mit irgend einer andern Krankheit? — Sollte man nicht vielmehr (denken), daß diese Krankheit nicht dieselbe, sondern von einer schlimmern Art sey, und deshalb einen andern Nahmen verdiene? Soll man sie denn mit Tissot, der sie in ihren Erscheinungen und Folgen sehr umständlich beschreibt, Rehlentzündung (*Syphilis*) nennen? — Allein nennt man dann nicht mehr den Zufall (Symptoma), womit

sie gewöhnlich anfällt und begleitet wird, und nicht die Krankheit selbst? Soll man sie denn lieber mit Schulz, ein bösarziges Purpurfieber (*Febris purpurea maligna*) nennen? Oder welche Benennung soll man ihr am liebsten geben? — Durch welche Kennzeichen und Erscheinungen wird sie deutlich unterschieden von andern Fiebern mit Ausschlag? — Welcher Heilart muß man sich gegen sie bedienen? Und welches ist die beste Weise, um ihren schrecklichen Folgen zuvor zu kommen, und wofern sie bereits erschienen sind, zu tilgen? Auf diese Frage hat die Societät eine Antwort in Lateinischer Sprache erhalten, unter der Devise: *Experientia rerum magistra*. Die Sitzung hielt dafür, daß der Inhalt dieser Schrift allerdinge auf unwankelbaren Gründen einer zuverlässigen Theorie beruhe, und einen aufgeklärten Verfasser von ausgebreiteten Kenntnissen verrathe. — Daß dieselbe jedoch mehr eine eigne und vollständige Abhandlung über das Scharlachfieber sey, als eine stückweise Beantwortung der besondern, im Programm aufgeworfenen, Frage, und daß just darum der erste und zweite Theil der Frage, „welches die Ursache sey, daß die *Scarlatina* oder *Rubeola*, die von Sydenham und Boerhaave als eine Krankheit von geringerer Bedeutung erkannt wird, gegenwärtig häufig sehr bösarzig ist“? und „ob der höhere Grad der Krankheit von besondern Complicationen abhängt, und dieselbe, nach Tissot, lieber mit dem Nahmen *Synanche*, oder nach Schulz mit dem von *Febris purpurea maligna* müsse bezeichnet werden“? nur beiläufig, und nicht *ex professo*, beantwortet worden; daß aber der dritte Theil der Frage, über die Kennzeichen und Heilungsart der Krankheit, und die Behandlungsart ihrer Zufälle,

von dem Verfasser auf eine ausführliche, vollständige und meisterhafte Art beantwortet worden ist; — daß jedoch der Verfasser seine eigenen Beobachtungen durchgehends als Wahrheiten für eine allgemeine Anwendung aufstellt, wiewohl man hier zu Lande nicht selten das Gegentheil bestätigt gesehen, z. B. daß diejenigen, welche einmahl der Rubeolae entgangen sind, nie von der Scarlatina angegriffen worden, und umgekehrt; — daß wenn während des Wüthens der Scarlatina je die Rubeolae sich zu zeigen anfangen, man dann versichert seyn könne, daß die Wösartigkeit der Scarlatina gebrochen seyn, und daß sie von dem Augenblicke an keine Patienten mehr wegraffen werde; endlich auch der allgemein bestimmte Ausgang der Krankheit in hydropen, der bey uns selten ist, und der dennoch, wosfern er allgemein wäre, in unserm kalten, feuchten, niedrigen und stetem Wechsel der Witterung unterworfenen Lande häufiger müßte wahrgenommen werden. — Die Societät erachtet, in Erwägung von dem Allen, diese Abhandlung, so wie sie da liegt, mit dem goldenen Ehrenpreis nicht krönen zu können. Jedoch um dem verdienstvollen Verfasser weitere Gelegenheit zu geben, seine allgemeine Abhandlung, wosfern er es gut fände, in eine stückweise Beantwortung der Frage umzuarbeiten, und um auch andere Aerzte, wo möglich, anzuspornen, ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu richten, und die Frage zu beantworten: so stellt die Societät diese wichtige Aufgabe nochmahls unter denselben Bedingungen zur Beantwortung vor dem 1. Januar 1810 auf. (Noch zwey andre Preisaufgaben behalten wir einem der folgenden Stücke vor.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 21. März 1808.

Paris.

BY

Le Siège de la Rochelle, ou le malheur et la conscience. Par Madame de Genlis. 1807. Octav S. 416.

Anzeigen von gewöhnlichen Romanen gehören in der Regel nicht für unsre Blätter, und daher ist auch der Frau von Genlis so selten in ihnen gedacht. Zu einer Ausnahme mit dem vorliegenden zog uns die Vorrede an, in welcher die Verfasserinn sagt, sie wolle hier die exaltation de la véritable piété schildern: die einzige Exaltation, die nie schade. Wenn gleich die Abneigung der Frau von Genlis gegen die antireligiöse philosophische Partey sich sonst schon häufig in ihren Schriften darlegte, so ist die Wahl des erwähnten Sujets doch wohl als ein Zeichen des veränderten Zeitgeistes in einer nicht ganz unbedeutenden Classe von Lesern zu betrachten: denn schwerlich hätte die Verfasserinn ein solches ausgesucht, von dessen Verfall sie bey keiner Partey gesichert war. Die zwischen der Frau v. G. und der Frau v. Stael obwaltende Rivalität, die sich wieder in der Vorrede ausspricht,

Y (2)

wirkte vielleicht mit, daß jene den Einfluß des kirchlichen Glaubens von der schönsten Seite darzustellen suchte, weil letztere solches in ihren Romanen nie unternahm. Die gräßliche Geschichte des vorliegenden Romans, der doch ein glückliches Ende nimmt, wollen wir nicht ausführlich angeben; nur so viel von ihr: Ein junges Mädchen, ganz wie ein vollkommener Charakter dargestellt, erfährt die schrecklichste Behandlung, weil sie die Greuelthat eines vermeintlichen Vaters verschweigt, und wird durch die Festigkeit ihrer religiösen Ueberzeugung aufrecht erhalten. Zu vier Bemerkungen veranlaßte uns das Buch: 1) Frau v. Genlis, so eine bändereiche Schriftstellerin sie auch ist, hat höchst selten die Gattung und den Umfang ihrer Talente gekannt. Sie hätte aus dem Schätze ihrer Menschenkenntniß, den sie, wenn sie will, mit beißen dem Wize pikant machen kann, schreiben müssen. Beyträge zur Beförderung der Menschenliebe wären das freylich nicht geworden: aber sicher sehr interessante Beyträge zur Kenntniß der Sitten und Personen einer bedeutenden Classe aus einer höchst bedeutsamen Zeit. Die Souvenirs de Felicie, eigentlich der erste Theil derselben, zeigen am besten das eigenthümliche Talent der Frau v. Genlis, das sie bey sehr verminderter Schreiberen noch weit mehr ausgebildet haben würde. Die Lage, in welcher die Frau v. G. sich als Gouvernante der Orleanschen Kinder befand, wirkte wohl sehr mit, ihren ersten und bekanntesten Schriften den Ton einer tugendhaften pädagogischen Sentimentalität zu geben. Ungeachtet mancher Züge von Feinheit, welche in jenen Schriften vorkommen, tragen sie doch nicht selten das Gepräge einer präceptor-mäßigen Steifheit, und ihr häufiger Gebrauch bey jüngern Personen des andern Geschlechts möchte

leicht zu einer unnatürlichen Verbildung, zu einem gemachten Wesen, zur Ziererei, diese hinleiten. Das Heroische, Pathetische, Tieführende, in welchem sich die Frau v. G. späterhin so oft versuchte, war nun gar nicht ihr Feld; einen Charakter mit Wahrheit und Stärke durchzuführen, nicht ihre Sache. (In dem angezeigten Roman ist ein sehr edler Weichvater der einzige unter den Charakteren, dem wir einiges Interesse widmen konnten; lebendige Phantasie besaß sie nicht.) 2) Wenn aber auch die Natur, weit mehr, als der Fall war, die Frau v. G. wirklich zu der Gattung, zu welcher fast alle ihre Romane gehören, als Schriftstellerin bestimmte: so hätte doch die Menge der Romane, welche sie schrieb, die Schnelle, mit der sie auf einander folgten, ihren Talenten den größten Abbruch thun müssen. Die geistige Produktionskraft ist zwar so wenig, wie die leibliche, genau auf ein bestimmtes Maas eingeschränkt, aber gerade von dem pathetischen Roman scheint es sich der Erfahrung nach behaupten zu lassen, daß Ein, höchstens zwey, ganz ausgezeichnete Romane der Art das Aeußerste ist, was ein und der nämliche Geist hervorzubringen vermöge: was denn dieser Gattung zur größten Ehre gereicht, aber schon im voraus die Arbeiten eines Schriftstellers in dieser Art würdigt, wenn sie zu Duzenden oder zu halben Duzenden erscheinen. 3) Hat die Frau v. G. in den letzten Jahren sich in dem so genannten historischen Roman versucht, wie mehrere ihrer Landsleute in dieser Zeit. Das Erneuern einer Gattung, in welcher bey dem Anfange der Bildung der Prose die Scudery, la Calprenede, bey uns Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, Lohenstein, glänzten, mag da, wo historische Kenntnisse unter dem großen Haufen

aussterben, vielleicht noch die letzten Reste von ihnen in diesem erhalten. Allein die Gattung hat doch sehr viel wider sich, indem ein historischer Roman, viel irre leitender, als ein Werk der eigentlichen Dichtkunst, das Geschichtlich-Wahre mit dem Erfundenen vermischt. Besonders nachtheilig wird sich diese Vermischung zeigen, je neuer die Geschichte ist, die man zum Roman umformt, denn der Eyrus, Hermann, die Aramena, werden doch von dem größten Theile der Leser als Werke der Fiction betrachtet, den Amadisfen gleichgesetzt werden. Von dem vorliegenden Roman können wir das Gute sagen, daß des Historischen sehr wenig in ihm ist. 4) Scheint es, als wenn die Frau v. G. bey ihrem Aufenthalte in einigen Theilen von Deutschland als Emigrantinn nicht die Aufnahme fand, die ihr wohlwollende Eindrücke zurückließen. Wir sind zwar weit entfernt, die Verpflichtungen empfangener Hospitalität so weit zu extendiren, daß sie Blindheit oder nur Stillschweigen über die eigenthümlichen Thorheiten und Laster des Volks, das unglückliche Fremdlinge gutmüthig aufnahm, nach sich ziehen müssen: allein zur Gerechtigkeit sollte doch wenigstens das genossene Gastrecht verpflichten. Frau v. G. legt aber einer Nebenperson, der Oberhofmeisterinn eines Deutschen Hofes, nicht nur die so oft und so meisterhaft von Voltaire (in den Hunderten-troncks) lächerlich gemachte Thorheit des strogenden Stolzes auf einen unbefleckten Stammbaum bey, sondern sie gibt ihr auch einen recht verstellten systematisch-bösen Charakter, der gewiß nicht zu den häufig vorkommenden in Deutschland gehörte, und der von einer Sittenmahlerin also nicht einem Individuo aus dieser Nation hätte beigelegt werden sollen.

Straßburg.

Schrad

Von F. G. Levrant: Notice historique sur le Genre Caniram ou Strychnos de Linnaeus; par A. Aubert du Petit-Thouars. 1806. 16 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift und einer andern: Genera Nova Madagascariensia. secundum Methodum Jussieunum disposita. 29 S. in Octav, die uns erst kürzlich zugesandt worden, ist dem Publico bereits durch seine Histoire des végétaux recueillis à l'Isle de France, à la Reunion etc. Livr. 1—2. auf das vortheilhafteste bekannt. In der ersten der vor uns liegenden Abhandlungen wird die Linnéische Gattung Strychnos abgehandelt. Rheede machte uns zuerst in seinem Hort. Malabar. T. I. p. 67. t. 37. mit diesem Gewächse bekannt, von dem die bekannten nuces vomicae erhalten werden, und nannte es Canira. Es war der Landesname; Linné vertauschte ihn ohne hinreichende Gründe mit Strychnos. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß solche Aenderungen keinen Beyfall verdienen, und dieß um so weniger, wenn unter den substituirtten Namen, wie es mit Strychnos der Fall ist, ehemahls ganz andere Gewächse verstanden wurden. Nach dem Jussieuschen Systeme macht die Caniram mit andern Gattungen eine besondre, mit den Apocineen verwandte, Familie aus. Der Verfasser zählt sieben Arten, von denen er zwey auf Madagascar entdeckte, und hier zuerst als neu beschreibt. Diese, so wie auch die übrigen, zeigen sich als Bäume von mittlerer Höhe. 1. Caniram vomiquier, als die erste und am längsten bekannte Art, ist Linné's Strychnos nux vomica. Daß die Früchte derselben nur noch zur Vergiftung der Thiere gebraucht würden,

ist wohl ein Irrthum. 2. *Caniram Titan-cotte*, oder *Strychnos potatorum* Linn. Willdenow vermuthete schon, daß Roxburgh's Pflanze von der des jüngern Linné verschieden sey. Unser Verfasser ist derselben Meinung. Der Hauptunterschied beruhet indeß nur auf den Blattnerven, und man kann daher auch annehmen, daß bey der Zeichnung ein Irrthum vorgegangen ist. 3. *Caniram de Madagascar*. Hr. Aub. du Petit-Thouars entdeckte diese neue Art in der Gegend von Foule-Pointe. Im Aeuffern und auch in Rücksicht der Blumen, welche inwendig behaart sind, zeigt sich viel Aehnlichkeit mit der vorigen. Sie unterscheidet sich aber sehr merklich von derselben, daß die Blumen nur viertheilig sind, und daß die bey weitem größere Frucht nur Ein Samenkorn enthält, das breiter und stärker zusammengedrückt ist. 4. *Caniram Vonrac*. Schon Flacourt kannte diese neue Art. Es ist ein Baum von etwa 10 . . . 12 Fuß, mit ovalen, zugespitzten Blättern, in deren Achseln man eine Art Dornen findet. Die Blüthen stehen in Doldentrauben an der Spitze der Aeste. Die Blumen sind fünftheilig. Die Blume besteht aus einer krustenartigen Schale, die von einer fleischigen umgeben wird, und enthält ein wässeriges Fleisch, in welchem zahlreiche Samen liegen. Man hat diese Art von Madagascar nach Isle de France verpflanzt, wo aber die Früchte nicht reif werden. 5. *Carinam à Crochet*, von Linné unter dem Nahmen *Strychnos colubrina* beschrieben. Hr. Aub. du Petit-Thouars zweifelt, daß *Arbor ligni colubrini* als Synonym hierher gerechnet werden kann. 6. *Caniram de Saint-Ignace* oder *Ignatia amara* des jüngern Linné; und 7. *Caniram Rouhamon*, von Aublet Rou-

hamon guianensis, von Schreber Lasiostoma genannt. Da die beiden letzten Arten sowohl im Aeußern, als auch in den Blüthen und Fruchttheilen mit Carinam oder Strvchnos übereinkommen; so kann man diese von dem Verfasser hier vorgeschlagene Vereinigung nicht anders, als billigen.

Wien und Triest.

Bei Joseph Geiskinger ist erschienen: *Zülfsbuch für Kaufleute und Contoristen, mit eigenen festen Regeln zur richtigen, genauen und fertigen Berechnung der Waaren nach Preissetzeln, ohne Ausnahme der Wechselcoursveränderung, und mit Inbegriff der Wechsels Arbitragen u. s. w.* Von J. P. del Degano. 1807. XVI und 344 Seiten, nebst 6 S. Register, in groß Octav.

Dies Buch enthält zwar eine Menge bekannter Sachen über Rechnungsmünzen, deren Verhältnisse (in ganzen Zahlen ausgedrückt), Zahlungswerth der geprägten Münzen, Wechselsysteme, Ufso, Banksperrern und Handelsgerichte an den vorzüglichsten Handelsorten, die man in ältern und neuern Werken ausführlicher, als hier, antrifft; aber man wird dafür entschädigt, wenn man die Summe des Guten, das auf das Bekannte gegründet werden mußte, dabey in Anschlag bringt, und die Kürze im Rechnungswesen erwägt, die der Verfasser durch seine angebrachten Special-Regeln in den vorkommenden Fällen bey Waren- und Wechselrechnungen überall in Anwendung zu bringen, und die Beweise durch Kettenzüge zu machen versteht. Dagegen ist durch das Bestreben, für Alle, auch für Laien, zu sorgen, das Buch weitläufiger und bogenreicher gemacht, als es nach der Natur seiner Bestimmung hätte werden sollen und können. Sieht man aber

1) rgh

über diese Weitläufigkeit in der Auflösungsmethode weg; so gewinnt das Buch einen practischen Werth für Wiener und Triester Handelshäuser, und vertritt in beiden Städten das, was ehemals Graumann, Raphael Levi, Kruse, Telkenbrecher, für die Norddeutschen Handelsstädte bewirkt haben. Noch mehr, Hr. del P. zeichnet sich bey dieser vorliegenden Arbeit als theoretisch-practischer Sachkenner aus. Denn indem er bey den Warenrechnungen, die er aus der Fremde zu ziehen supponirt, bloß die Preise des Orts auf dem Lager ihrer Verleger und Abseher im Großen, nach dem Gewichte, der Stückzahl oder ihrer Maaße, — ohne alle fernere Transport- und Versendungskosten, wie sie in unsern und neuern Waren-Calculationen vorzukommen pflegen, annimmt, und sie für den gegenwärtigen Wechsel-Cours nach besondern, dazu in Anwendung gebrachten, Special-Regeln berechnet, so wird damit ein doppelter Vortheil für den kaufmännischen Speculationsgeist verbunden, der um so erheblicher wird, je mehr der Abnehmer dieser oder jener Ware, ausser dem Zeitpunkt, wann eine Ware nach Wahrscheinlichkeitsregeln und den Verhältnissen, die sich dem Handel für diesen oder jenen Artikel darbieten, einzukaufen ist, sie auch auf die mindest kostspilige Weise zu bezahlen weiß, mithin dadurch jede Gelegenheit zu benutzen versteht, zu Deckung seines Credits entweder Addritura, oder durch Arbitrage eines Mittelortes, dafür zu remittiren. Der Verf. hat hierzu practische Anleitung gegeben, welche zu einer reinen Theorie führen kann, ohne daß dieselbe vorangeschickt wird, und vielleicht vom Verfasser selbst geahnet wurde.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1808.

Stockholm.

Brefväxling, in fl. Octav. B. I, 1798, 254 S. B. II, 1802, 306 S. B. III, 1805, 202 S., sammt 3 Bänden von 19, 32, und 16 S. B. IV, 1806, 208 S., und 4 Bänden von 24, 29, 20, 59 S. Schon vor 10 Jahren (A. 1798) kündigte Hr. Hjörswell, Königl. Bibliothekar, an, daß er seinen Briefwechsel, d. i. nicht nur die ihm von Andern zugeschriebne, sondern auch seine eigne Briefe, drucken lassen wolle. Rec. gesteht, daß seine Erwartung hiebey hoch gespannt war. Ein sehr berühmter Gelehrter, dachte er, der seit 1754 ununterbrochen Schriftsteller gewesen, und von 1749 an eine ungeheur weit ausgebreitete Correspondenz geführt (in der Vorrede zum 1sten Bändchen, S. 5-14, zählt er von seinen damals schon verstorbenen Correspondenten, nicht weniger als 155, von allerley Rang und Stande, namentlich auf), würde eine Sammlung liefern, die im In- und Auslande Stück machen müßte. Zwar setzte Rec. voraus, daß der edle Mann alle Briefe, und einzelne Briefstellen besentigen würde, welche Klatschereien veranlassen, und

v. S. M. C.

Todte und Lebende compromittiren könnten (durch welche freylich das bösertige Publicum am stärksten angezogen wird): auch ausdrücklich hatte Hr G. in der Ankündigung versichert, er werde die Briefe Anderer so behandeln, wie er wünschte, daß man mit den seinigen nach seinem Tode verführe; wobey er auch mit Mißbilligung der Indiscretion erwähnte, mit der einst von Haller seine und seiner Vertrauten Briefe in 7 Bänden zu Gelde gemacht hat. Dennoch zweifelte Rec. nicht, eine Auswahl würde eine Menge lehrreicher Notizen, mit angenehmen und unverfänglichen Anekdoten gewürzt, enthalten, die dem Herausgeber einen starken Abgang sichern, der ihn nicht nur für die Selbst-Verlagskosten schadlos halten, sondern auch dem würdigen Greis geb. 1731, 10 Febr.) durch einen reichlichen Ueberschuß ein sorgenfreyes Alter gewähren würde. Leider! sind diese Wünsche des Herausgebers und des Rec. nicht eingetroffen, diese Hoffnungen vereitelt worden: und warum? — Das erste Bändchen (dessen Vollendung sich bis ins J. 1802 verzog) enthält 28 Briefe, unter denen zwar einige von bedeutenden Nahmen (Warmholz, Linné, Rosén) unterschrieben, aber doch nicht sehr bedeutenden Inhalts, sind. Die meisten hingegen sind neuere Briefe, vom Herausgeber selbst geschrieben zwischen 1791 und 1802, mit der Aufschrift, "an einen Freund auf dem Lande", die allzu viel bloß Hoffachen, Zeitungsnachrichten, und Geschichte des Tags enthalten: noch überdieß ward hier der Anfang gemacht, manche Briefe wieder einzuschalten, die bereits in früheren Schriften des Hrn. Herausgebers abgedruckt standen. Alles das mochte seinem Publico nicht behagen. (Uns alten Autoren entweicht mannmahl der feine Tact, um zu fühlen, was für die Mehrheit unsrer Leser Reiz und Interesse hat, und was es nicht hat).

Im zweyten Bändchen laufen die Briefe von Num. 29 — 59 fort: sie sind nicht reichhaltiger wie die vorigen, hatten folglich gleiches Schicksal, und die vielen, nur zu oft wiederholten, Mahnungen halfen nichts. Das dritte Bändchen schloß sich mit dem 73ten, und das vierte mit dem 83ten Briefe: in vielen derselben erwähnt er seiner Freunde im Auslande mit liebevoller Achtung. Aber nun hatte Hr. G. seinen ganzen ersten Plan geändert. Nicht nur verband er mit *Kreswixlin*, eine *Brefsamlung*, d. i. er ließ auch Briefe eindrucken, die weder von ihm, noch an ihn, geschrieben waren, sondern bald alte (von der Königin Christina, von Oxensjerna aus dem 30jährigen Kriege ic.), bald ganz neue (wie des jetzigen K. von Preussen Schreiben an Hrn. v. Humboldt). Noch mehr, er fing auch Beylagen (s. oben) ganz heterogenen Inhalts an, und gab, außer Andersm, längere oder kürzere Biographien von verstorbenen und noch lebenden, wichtigen und unwichtigen Personen (die interessanteste Biographie ist die von dem berühmten Schwedischen Geschichtschreiber *Loccenius* aus *Jæchoe*, † 1677, in B. IV. Beyl. 3). Doch auch diese Aenderung fruchtete nicht: B. IV, S. 190, findet sich das Pränumeranten-Verzeichniß auf den 3ten und 4ten Band; hätte nicht der Stockholmer Magistrat allein Vorschuß auf 25 Exemplare gethan, so hätte die ganze übrige Bestellung keine 60 betragen. Ein so wenig leselustiges Publicum verdient nicht, daß der Schriftsteller je wieder eine Feder für dasselbe ansehe.

Für den Ausländer ist unstreitig in allen 4 Bändchen das Wichtigste, B. III. Beyl. 3, "*Aftekningar af sig sjelf*", Autobiographie des Verf.; nur, leider! viel zu kurz, nur von 12 S., mit gar vielen Lücken. Hier etwas Weniges von dem merkwürdigen Gelehrten, mit gewagter Ergänzung einiger Lücken.—

4. Göttingische gelehrte Anzeigen

Hr. Gjørwell ist ein wahrer *Epoche*-Mann für Schweden in der Literar-Geschichte, so wie es sein Landsmann Linné für die Welt in der Naturkunde ward. Rec. erinnert sich noch lebhaft, vom J. 1756 her, wie ungläublich unwissend damals, Alt und Jung, in Stockholm und Upsala, in allem, was *aussländische* Literatur betraf (nur das Fach der Naturkunde ausgenommen) war. Da war nicht ein Journal im Lande; nur eine so genannte gelehrte Zeitung, die ein Buchdrucker schrieb und druckte. Hr. Gj. hatte sich von Jugend an, Literar-Geschichte zum Lieblings-Studio gewählt, erwarb sich darin durch 53jähriges Fortarbeiten außerordentliche Kenntnisse, und verbreitete solche durch seine viele Schriften unter der Nation. Nachdem er in Ubo und Lund studirt hatte, that er eine Reise nach Dänemark, Greifswald, Holland, und Frankreich. Bey seiner Rückkunft war seine erste Druckschrift, *Br. f. om blanda-de ämnen, Briefe vermischten Inhalts*, 1754, und das Jahr darauf *Stockho'ms historiska Bibliothek*. In eben dem J. 1755 wurde er bey der königl. und Reichs-Bibliothek in Stockholm als Amanuensis angestellt. Mit dem *Svenska Mercurius* (6 Jahrgänge, von 1755-1761, und dann noch 3 Jahrgänge, von 1763-1765, dem ersten Schwedischen Journal, das den Journalisten gut lohnte) fing seine Renommée an. [Nun aber brachen die noch unvergessenen politischen Unruhen aus; die Parteyen stürmten wüthend gegen einander, alles nahm Partey, und Hr. Gj. wurde mit in den Strudel hineingezogen. Durch seine Freymüthigkeit, seine Darstellungsgabe, und seinen muntern Styl, wirkte er auf das Volk, und wurde der Hofpartey, von der er nicht war, furchtbar. Dieß vergab ihm der Hof unter 3 hinter einander folgenden Generationen nie, so vorsichtig, und seinem Souverän ergeben, er sich auch in späteren

Jahren gezeigt hat]. Zwar ertheilte ihm K. Adolf Friedrich 1764 den Titel als königl. Bibliothekar, und 1772 bis 1776 stand er K. Gustaf's III Privat-Bibliothek vor. Aber als endlich der alte wirkliche Bibliothekar Wilde 1795 starb, wurde Hr. G. übergegangen, mußte also seinen Abschied fodern, den er erhielt, und dabey eine Pension von 133½ Rthl. Reichsschulden: (nun Banco-)Münze, wozu noch, erst 1805, eine Zulage von 33½ Rthl. dito Münze kam. Das war alles, womit der 74jährige Greis, der so lange, so rastlos, so nützlich, gearbeitet hatte, belohnt wurde! Keine einträgliche Bedienung, kein höherer Rang, kein Ordensband, kein Adel: Belohnungen, die in der Zeit so vielen andern Schwedischen Gelehrten zu Theile wurden, welche alle unstreitig ihre Verdienste hatten, jedoch wenige so ausgezeichnete, so notorische, so für die Nation unmittelbar wohlthätige Verdienste, wie Hr. G. — In dieser Lage mußte er, um sich und eine Familie zu unterhalten, andre Maßregeln vor die Hand nehmen. Er fuhr immer fort, zu schreiben, und sich selbst zu verlegen: dann wagte er es auch, Andrer Schriften zu verlegen; und endlich ließ er sich gar in einen Sortiments Buchhandel mit dem Auslande ein: bey den beiden letzteren Projecten hatte er ausserordentliche Unfälle. In V. III, Beyl. 2, theilt er ein Verzeichniß auf 32 S. mit, theils von seinen eignen und selbstverlegten Schriften, theils von denen, die er bloß herausgegeben, theils endlich von Schriften, die er bloß in Verlag genommen: die Anzahl aller steigt auf nicht weniger als 227 Numern. Mit Bedauerniß findet hier der literarische Patriot eine Menge von guten, zum Theil vortrefflichen Büchern, die nur angefangen, nicht fortgesetzt, oft mitten im Werke, zum größten Schaden des Verlegers und Autors, abgebrochen worden; alles aus Mangel an Absatz. Noch eine andre Be-

daurniß kann hier Rec. nicht unterdrücken. In allem den sehr vielen, oft kleinen, unter immer veränderten Titeln fortgesetzten Schriften, die Hr. G. in der langen Zeit von 53 Jahren ins Publicum gebracht hat, steckt ein wahrer Schatz von Materialien zur Schwedischen Geschichte, aber verzettelt. Wird dieser Schatz für die Nachwelt nicht großen Theils verloren seyn, wenn nicht ein General-Verzeichniß — woran aber freylich in jetzigen unseligen Zeiten nicht zu denken ist — das Andenken an jene Materialien, zum künftigen Gebrauch, bey leichter Auffindung, erhielt?

H

Middelburg.

Wie oben S. 464 versprochen ward, haben wir noch zwey Preisaufgaben der Seeländischen Societat der Wissenschaften anzuzeigen, welche mehr auf inländische wissenschaftliche Gegenstände gerichtet sind, so wie die vorigen auf allgemeine.

Für eine unbestimmte Zeit steht offen folgende bereits 1788 ausgeschriebene Preisfrage: "Wie ist die geographische Lage von Seeland (vornehmlich auch mit Bezug auf die Flüsse und Ströme) beschaffen gewesen von den ältesten Zeiten her, seit es bekannt geworden, bis zum Anfang der gräflichen Regierung? Welche Veränderungen sind darin vorgefallen seit jenem letzten Zeitpunkt bis zu Ende des 14. Jahrhunderts? Ist in der Folge jene Lage dieselbe geblieben, oder hat sie auch merkliche Veränderungen erfahren? Wofern ja: welche waren diese?"

Endlich hat die Societat gut gefunden, gegenwärtig folgende Preisfragen unter Anbietetung einer goldenen Medaille zu dem Werthe von 30 Ducaten für eine die Societat befriedigende, vor dem 1. Januar 1809 einzusendende, Antwort auszufreiben: A. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß im

Allgemeinen längs der Seeküste, von der Ecke von Holland (Hock van Holland) an gerechnet bis zum Zelder, so wie auch längs dem Strande von der Insel Goree, der Abnahme und Erniedrigung des Strandes hauptsächlich durch niedrige, mit Stein gedeckte, Dämme (Rysdammen) oder so genannte Steinköpfe (Steene Hoofden) auf die zweckmäßigste und wohlfeilste Weise kann begegnet werden, und es befunden wird, daß auf andern Stellen längs unsern Stränden oder Seeküsten in derselben Absicht hoch über dem Strande hervorragende (empor ragende) Werke gebraucht werden, es sey nun, daß diese Werke meist aus hohen Pfalwerken bestehen, z. B. in Gröningen und Friesland, oder aus hohen mit Pfalköpfen, wie z. B. längs dem Strande von der Insel Walcheren, während auf den letzt gemeldeten Stellen der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth größer ist, als auf dem Strande zwischen der Ecke von Holland und dem Zelder; so wird gefragt: "Gibt es scheinbar gegründete Schwierigkeiten, warum man von den niedrigen, mit Stein gedeckten (geplasterten) Dämmen (Rysdammen) überall längs unsern Stränden und Seeküsten, besonders da, wo der größte Unterschied von Ebbe und Fluth gefunden wird, den befriedigenden Effect zur Sicherung der Seestrände und Dünen nicht erwarten dürfte, als dieselben auf einigen Stellen bereits wirklich prästirt haben? Salls ja: welches sind die Schwierigkeiten? Und sollten dieselben dadurch, daß die Construction der mit Stein gedeckten Reisedämme, oder so ges

nannten Steinköpfe darnach eingerichtet würde, wosfern nicht ganz, wenigstens größten Theils aus dem Wege geräumt werden, um auf diese Weise die vortheilhaften Wirkungen der gepflasterten Reisedämme so viel möglich auf die meisten unserer Küsten übertragen zu können, und wie würde in dem Falle die Construction beschaffen seyn müssen"? B. "Wie ist die geographische Lage von Flandern, besonders von dem vormahligen Staatsflandern, seit den ältesten Zeiten bis zu Ende des 14. Jahrhunderts beschaffen gewesen? Welche Veränderung hat dieselbe, auch mit Bezug auf die Flüsse, Ströme und Seeküsten, seit dem letztgemeldeten Zeitraume bis auf die gegenwärtige Zeit erlitten"? — Und vor dem 1. Januar 1810: C. Da die Selbstentzündung des Phosphorus in dem Luftleeren, wiewohl durch Proben dargethan, dennoch von Umständen abzuhängen scheint, die noch nicht ganz bekannt sind; so fragt die Societät: "Welches sind die erforderlichen Umstände, unter denen die Selbstentzündung in gemeldeter Leere Statt hat? Worin ist dieselbe verschieden von dem Brennen der Metalle in derselbe Leere mittelst des electricisch-flüssigen Stoffes? Und welches sind die Ursachen dieser beiden Erscheinungen"? Die Antworten auf alle obige Fragen und Aufgaben müssen leserlich geschrieben, in Holländischer, Lateinischer oder Französischer Sprache verfaßt, und vor der bestimmten Zeitfrist auf die bey Preis-schriften gewöhnliche Weise eingesandt werden an J. de Kanter, Phil. D. zu Middelburg, Secretär der Societät.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1808.

Leiden.

Journ^l 1

Anatome Castoris atque chemica Castorei analysis ejusque in medicina usus, auctore A. C. Bonn, Med. Doct. 1806. 128 Seiten in Quart, mit vier Kupfertafeln. Eine durchaus vortreffliche Probeschrift von dem würdigen Sohne des um die Heilkunde hochverdienten Veteranen, welche manchen Punct dieses wichtigen Gegenstandes berichtigt. Cap. I. Historia naturalis Castorum generalis, illius, qui nuper in Belgio captus est specialis descriptio. Der männliche Biber, welchen der Verf. zergliederte, ward im Jahre 1799 in Geldern, eine halbe Stunde von Deventer, am östlichen Ufer der Yssel in einer Otterfalle gefangen. Der von ihm begonnene Bau, zu welchem er so viel Holz zusammengebracht hatte, daß es zwey Pferde nicht hätten wegziehen können, wird genau geschildert. Buffon irre daher, wenn er behauptete, daß einzeln lebende Biber nicht baueten, sondern sich bloß Löcher gruben. Uebrigens passe seine Beschreibung ganz genau auf den vom Verf. zergliederten Biber. Zuerst schildert der Verf. das äußere Ansehen, und

A (3)

die Beschaffenheit des Felles. Dann führt er die Schriftsteller auf, die vom Biber geschrieben haben. Cap. II. Anatomica Castoris descriptio. Eine mit Verstand und Geschmack abgefaßte Schilderung der Knochen, der Muskeln, Eingeweide, und ganz besonders der Geschlechtstheile und der Organe des Bibergeils, mit trefflichen, vom Verf. selbst gezeichneten, Abbildungen in halber natürlicher Größe. (S. 44 in der Note k muß Y. Y. statt V. V stehen.) Gründlich und bescheiden werden die verschiedenen angeblichen Bestimmungen des Bibergeils widerlegt, z. B. als diene es zum Einsatzen der Haare, oder zur Nahrung, oder zur Erregung der Ekstase. Des Verf. Meinung nach, emuncratorum vice funguntur organa Castorei. (Vielleicht mischt sich das Castoreum allmählich den in dem Mastdarme ankommenden trockenen und faden faecibus bey, um die Excretion derselben zu befördern.) Die zwey untern Schleim- oder Schmalzsäckchen dienen wohl, um die Cloaca gegen die harten, vom Holze übrigen, faeces zu schützen, da dergleichen sich bey mehreren im Wasser lebenden Thieren am After fänden. Castoreum e contrario in altiore Cloacae parte excretum, turgentem oestro venereo Penem in mare, Uteri autem orificium in femella irritare et ad functionem genitalem incitare poterit. Vielleicht schütze auch der Geruch des Castoreums den Biber gegen andere Thiere, vielleicht daß es auch, wie das Ohrenschmalz, Insecten abhalte. Cap. III. Analytis Castorei chemica. Schwierigkeiten, echtes und reines Castoreum zu erhalten. Analysen desselben von Hermann, Lemery, Hilscher, Ettmüller, Neuman, Cartheuser, Thouvenel, de la Grange, Linc, Haas, Thiemann, Sourcroy, endlich von Hrn. Apotheker van Barneveld zu Amsterdam

auf Ersuchen des Verfassers im Jahr 1800, denen zufolge das Castoreum dieses Sibers mit dem Sibirischen oder Russischen übereinkam, aber vom Canadischen oder Englischen abwich, welches letztere schwärzer ist, eine dunklere Tinctur gibt, und unangenehmer riecht. Dann setzt der Verf. die Kennzeichen des echten Castoreums aus einander. Das Russische Castoreum ist gewöhnlich echt und gut, das Englische dagegen meistens verfälscht. Er zeigt principium actuosum in Castoreo esse volatile. Sein ätherisches, an der Luft durch Oxydation in ein geruchloses übergehendes, Oehl läßt sich sowohl durch die Destillation mit warmem, als durch die Reibung mit kaltem Wasser verbinden. Castoreum bestehe folglich 1) aus einem Drittel ätherischem Oehle, 2) aus einem Viertel Adipocire, 3) einem Viertel Kalk, 4) einem Sechstel Zellstoff. Das Alkali volatile, welches andere Chemiker fanden, komme von dem Zellstoffe der Säckchen und der Fächer, welche am Castoreo kleben, und das so genannte Principium colorans von dem Rauche, in welchem man es trocknet. Von jenem Zellstoffe kam auch Haase's pars glutinosa-salina, und die Lympha oder das Albumen. Vielleicht enthalte es doch etwas Phosphor und Eisen. Cap IV. De usu medico Castorei. Aus allem gehe hervor: In systema nervosum vim actuosam exercens, Castoreum ad vires vitales debilitatas ac vacillantes erigendas ac stimulandas, quin efficacissime polleat. Es stelle das Gleichgewicht zwischen dem Nerven- und dem Blutgefäßsystem her, und sey in so fern ein besänftigendes Mittel, passe also auch gar nicht bey Entzündungen; auch verrete es die Stelle einer absorbirenden Erde, bilde mit der Säure in den ersten Wegen ein Mittelsalz, und

führe ab. Zuletzt noch über die Verbindungen des Cassoreums mit Opium, mit Essig, Salpeter, oder Liquor cornu cervi succinatus. Den Schluß macht die Erklärung der schönen Tafeln.

N

Rom.

Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle Illustrazioni di Giorgio Zoega — Quinta Distribuzione 1. Novembre 1807. — XXIV. Der tragische Dichter. Eine große tragische Maske steht auf einem Basament, das mit einer Chlamys bedeckt ist, zwischen zwey männlichen, auf rohen Steinen sitzenden, mit dem Pallium bekleideten, Figuren, von denen die eine nachdenkend die Maske anschauet, die andre ein Volumen hält, und zu lesen scheint. Zoega meint, daß es ein tragischer Dichter ist, und gegen über sein Amanuensis, der seine Verse auffängt. Werke ähnlichen Inhalts gibt es mehrere. XXV. Ländliche Spiele, oder vielmehr Spielwerkzeuge, ohne weitem Zusammenhang (wohl bloß für das Auge kunstmäßig aufgestellt und geordnet?). Auf einem Gestelle, an welches ein Thyrsus angelehnt ist, steht der Trochus, an der einen Seite des Gestells ein Knabe mit einer komischen Maske in den Händen, an der andern ein bärtiger Mann, und neben ihm eine Wurfscheibe, zu seinen Füßen ein Haase. Auf dem Gestell steht ein Vogel, innerhalb des Trochus; unter dem Gestell liegt eine Ziege. Schon Winkelmann hat es bekannt gemacht (Monim. ined. Nr. 194.), und fand viel Gelehrtes darin. Zoega glaubt, es sey eine Seite von dem Sarcophag eines reichen Römers, der sein Leben auf dem Lande in ländlichen Vergnügungen und Spielen zubrachte; er befehle den Sklaven, zu dem

Vergnügungen und Spielen der Weinlese Anstalten zu machen. XXVI. Beschäftigungen einer Weinlese: sieben theils mit Schurz um den Leib, theils ganz nackte Landleute: der erste trägt Trauben in einem Korbe herbey; der andre schüttet sie in die Kufe, worin drey mit den Füßen die Trauben treten; nun die Weinpresse; darauf gießt einer den Most in ein gestochenes kraterähnliches Gefäß, oder Korb, inwendig ausgepicht, und ein letzter leeret dieses in das Faß. Ein gutes Werk; sonst kommen Gegenstände dieser Art erst auf den Kunstwerken späterer Zeit vor. XXVII. Boutique von einer Fleischhändlerinn oder Marsquetenterinn (Bottega di Vivandiera): ein seltsamer Gegenstand: an der Wand hängt geschlachtetes Geflügel und Schlachtvieh; die Krämerinn sitzt, und spricht zu einer Frau, welche eine Gans feil macht. Lächerlich dabey ist es, daß oben über sie, ob durch Zufall, oder absichtlich, als wie zur Nachahmung der vorgegebenen Homerischen Grabchrift auf Midas (De vita Homeri c. 11.), die Verse Virgils Aen. I, eingehauen sind: dum montibus umbrae Instrabunt convexa, poius dum sidera pascet, semper honos nomenque tuum laudesque manebant. Zoega muthmaßet, daß das Relief als Schild einer Boutique gedient habe. Noch sonderbarer ist XXVIII. Bottega di Pizzicagnolo, ein Koch, der Fleisch einsalzet. Eigentlich mehr nicht, als ein gemeiner Mensch, der einen Schweinskopf auf einem Klotz vor sich hat, und einen breiten Schlägel in der Hand hält; oben über ihm hängen an einer Querstange ein Schweinskopf, Schweinsteule, und noch drey andre Stücke Eßwaren, wie es scheint. So weit würde man sich schwerlich ferner dabey aufhalten; nun steht

aber die Schrift dabey: Marcio semper ebria. Wer weiß, was dieß für ein lustiger Schwanz eines gemeinen Mannes ist! Gegen über stehet die Brust eines bärtigen Mannes, unter derselben Ti. Julio Virali. Dieß will man mit dem vorigen vereinigen und erklären. Die Sache verdient weiter kein Kopfbrechen. XXIX. Ein junger Mensch, der ins Bad gehet. Er hat ein (Pallium) Gewand über sich geworfen, und trägt Striegel und Oelflasche; allenfalls ein Athlet. Aber auch das genügt dem Hrn. Visconti nicht; es soll ein Philosoph, ein Cyniker, seyn. XXX. Alexander und Diogenes im Fasse: ein Stück, dessen man sich gleich aus Winkelmann Monim. ined. Nr 174. erinnert; nur ist es hier treuer gegeben, und die Hälfte bemerkt, welche angelegt ist; es ist die, wo Alexander steht. Zoega hat einen trefflichen Text beygefügt, worin aufs neue das ganze plastische Alterthum daraelegt ist, das sich auf Alexandern bezieht. Zum Verwundern ist, daß so wenig dieser Art auf uns gekommen ist; kenneten wir ihn aus Büchern nicht besser, so wäre sein Ruhm nicht sehr verbreitet. Auf Münzen kömmt sein Nahme am meisten vor, auch sein Kopf; aber wie viel ist gestritten worden, welches der echte sey! Wie viel haben nicht, außer Eckhel, Neumann und Sestini, Leblond (Gött. gel. Anz 1801 S. 439), Visconti und Sainte Croix (G. g. A. 1805 S. 818 f.), Chauffard (1803 S. 742), neulich Dr. Clarke bey Alexanders Grab (1806 S. 167), Fea zu Winkelmann's Storia delle Arti, u. A. beygebracht! Zoega erklärt sich für die Münzen Ephimachs, wo Alexander mit Ammonshörnern erscheint, auch für den Kopf mit Strahlen, bey Winkelmann Monim. ined. 175., und die Statue im Hause Rondinini. Aber auch er weiß nicht,

was man von der Busse oder Herme des Cav. Azara denken soll, die dem Kupfer nach so sehr in der Ähnlichkeit abweicht. Zoega gehet von der allgemeinen Bemerkung aus, daß man bey den Griechen so wenig historische Gegenstände auf ihren Kunstwerken und Denkmählern, und noch weniger von Portraits berühmter Männer, findet; der Nachwelt seine Person und Profil zu empfehlen, hatte man also weniger Bestreben, als, seinen Geist und seine Thaten bey den Nachkommen in Andenken zu erhalten; schon früh, erinnere man sich, was von den verweigereten iconischen Statuen der Sieger in den feyerlichen Spielen erzählt wird. Alexander hatte aber doch dafür gesorgt, wie bekannt ist, daß sein Bildniß nur von den größten Künstlern sollte verfertigt werden. Am Ende läuft es auf Eins hinaus; man denket sich den Nebucadnezar ohne Bild so gut, als mit Bild, wie er kann ausgesehen haben. Was haben dagegen in ihren Portraits auf den Münzen die Römischen Kaiser gewonnen! Die Griechischen Künstler blieben bey den mythischen und symbolischen Gegenständen stehen, welche für die Kunst gewerthet sind; Schilderungen der Männer gehören für die Werke der Calliope und Elio. Noch ein zweytes altes Relief hat sich erhalten, das sich auf Alexander bezieht, und zwar auf die Schlacht bey Arbela, von Visconti erläutert (s. Gött. gel. Anz. 1805 S. 818, 819). Zoega fügt einige Verbesserungen bey.

Leiden.

||

Da auf die schon vom Jahre 1805 wiederholte Aufgabe aus der Sittenlehre, so wie auf die Aufgabe aus der natürlichen Gottesgelahrtheit, welche zu gleicher Zeit vorgeschlagen worden, keine genughuende Abhandlung eingegangen: so haben

488 G. g. N. 49. St., den 26. März 1808.

die Herren Curatoren des Stolpischen Legats an der königl. Universität von Holland in ihrer letzten Versammlung beschlossen, diese beiden Aufgaben zurück zu nehmen, und an deren Statt folgende zwey Preisfragen, für die gewöhnliche Preismedaille, oder, auf Verlangen, den Werth derselben von 250 St., vorzuschlagen.

Die erste ist aus dem Sache der Sittenlehre:

Cum societatis civilis plurimum interfit, ut de vera notione usu atque efficacia jurisjurandi constet; nonnulli vero recentiores philosophi illud non tantum ut coercendae perfidiae parum aptum, sed etiam ut superstitiosum, in deum contumeliosum, libertati humanae contrarium, vitaeque sociali infestum, reprehendant: quaeritur, quid de eo recta ratio praecipiat?

Die zweyte Frage ist aus dem Sache der natürlichen Gottesgelahrtheit:

de opinionibus Spinosae philosophicis cum hac nostra aetatae inter eruditos disceptetur; aliis ipsi pantheismum, aliis idealismum, tribuentibus; aliis denique ejus sententiam in mitiorem partem interpretantibus; petitur, ut viri placita ex ejusdem scriptis, historia philosophica sui temporis illustratis, eruantur et accurate exponantur.

Die Abhandlungen für die erste Frage müssen auf die, bey Abfassung von Preischriften, gewöhnliche Weise vor dem 1. Julius 1809, und für die zweyte vor dem 1. Julius 1810 in Lateinischer oder Holländischer Sprache eingesandt werden an den Hrn. Dupui, gegenwärtigen Secretär des Stolpischen Legats zu Leiden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 26. März 1808.

Hannover.

Im Verlage der Gebrüder Hahn: *Abhandlungen zur Erläuterung der rheinischen Bundesacte*, von G. S. v. Berg, Hof- und Canzleyrath zu Hannover. Erster Theil. 1808. XVI und 286 Seiten in Octav.

Die Abhandlungen sind folgende: I. Was ist der Rheinische Bund? Es wird hier die allerdings irrige Meinung bestritten, daß dieser Staatenbund ein Staat sey. Die altdeutschen staatsrechtlichen Ideen lassen sich freylich so schnell nicht vertreiben: aber man sollte doch nicht vergessen, wie wenig der Reichsstaat als solcher leistete, und wie und warum es nöthig geworden ist, ihn, nach seiner Ausartung in einen factischen Staatenbund, ganz aufzulösen, um ihn in einen rechtlichen Staatenbund wieder zu constituiren. II. Einige Bemerkungen über die Interpretation der Rheinischen Bundesacte. Was hier von dem Französischen Staatsrecht als Quelle der Interpretation gesagt ist, scheint vorzüglich Bemerkung zu verdienen. III. Ueber die durch die Rheinische Bundesacte

D (3)

aufgehobene verbindliche Kraft der Deutschen Reichsgesetze. Nur auf der Genehmigung der Souveräne, nicht auf der (unrichtigen) Voraussetzung, daß nach dem Untergange des Deutschen Reichs die einzelnen Fürsten gleichsam in die Stelle des Kaisers und Reichs getreten seyen, beruhe die einstweilige Fortdauer der Reichs-Privatgesetze.

IV. Ueber den in der Bundesacte enthaltenen Vorbehalt der den Staatsgläubigern und Pensionisten aus dem Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 zustehenden Rechte. Der Verf. sucht die von Andern gegebenen Verzeichnisse dieser Günstlinge des Glücks zu completiren. Vielleicht hätte er auch noch aus dem §. 35. des Reichs-Deputations-Hauptschlusses die bezubehaltenden Domcapitel hinzufügen können.

V. Von der durch den Rheinischen Bund begründeten Souveränität der verbündeten Könige und Fürsten, der darauf erfolgten Auflösung der Reichsverbündung, den dadurch bewirkten Veränderungen und deren rechtlichen Folgen. Der Verf. sagt 1) von der Souveränität überhaupt ganz bekannte Dinge. Wenn man aber erwägt, wie manchen Kopf diese Souveränität seit einigen Jahren verwirrt hat, fast wie vorher die Volks-Souveränität; wie hin und wieder so ganz vergessen schien, was in allen cultivirten Staaten unbestrittener Grundsatz war, und wie man wirklich bisweilen versucht werden konnte, zu glauben, man lese Bruchstücke aus dem Marokkanischen Staatsrecht, statt aus dem neudeutschen: so dürfte wohl die Majorität unserer Publicisten den Verf. entschuldigen, daß er ihren allzu modernen Collegen Grundsätze ins Gedächtniß zurück zu rufen sucht, die ihnen freylich als unnütze Wiederholungen erscheinen können. Daß es hierbey der Verf. mit den Lieb-

lings-Ideen einiger Neuern hauptsächlich zu thun hat, versteht sich wohl von selbst, und so zeigt er insonderheit, daß und wie die Regel: Jede Oberherrschaft ist ihrer Natur nach unabhängig, uneingeschränkt und vollständig, ihre näheren Bestimmungen und Ausnahmen leide. Durch diesen Abschnitt ist indessen auch 2) die Darstellung der Art, wie die Souveränität der verbündeten Könige und Fürsten in der Rheinischen Bundesacte bestimmt ist, vorbereitet, und die vorausgeschickten allgemeinen Grundsätze dienen hier um so mehr zur Erläuterung, als die Bundesacte nur specielle Bestimmungen der Souveränität enthält, welche hier in ihren verschiedenen Beziehungen aus einander gesetzt, jedoch in ihren besondern rechtlichen Folgen nicht entwickelt werden, da der Verf. dieß künftig in eigenen Abhandlungen zu thun verspricht. Hier bleibt er bey den allgemeinen Folgen der Einführung der Souveränität stehen, und handelt 3) von derselben in Beziehung auf das Reichs-Staatsrecht, so wie 4) in Beziehung auf das Landes-Staatsrecht. Aus jenem Abschnitte dürfte besonders dasjenige Bemerkung verdienen, was von der Fortwirkung gewisser kaiserlichen Regierungshandlungen und von dem Lebensverhältnisse gesagt ist: aus diesem aber können, wie leicht zu erachten, der erheblichen Erörterungen mehrere ausgehoben werden. Am ausführlichsten ist die Materie von der Veränderung der Landesverfassungen nach eingeführter Souveränität behandelt. Der Verf. sucht vorzüglich die von einigen Schriftstellern geäußerte Meinung zu bekämpfen, daß eine das ganze Rechtsgebäude der Deutschen umstürzende Revolution die Bestimmung der meisten Rechtsverhältnisse dem Gutdünken der neuen Souveräne überliefert habe. Er gehet sodann 5) zu dem Einfluß der vorgegangenen Ver-

änderungen auf die Privat-Verhältnisse über, und fügt 6) einige Schlußbemerkungen, die Berichtigung des Begriffes der Souveränität der Bundesfürsten betreffend, hinzu.

1706 1727

Paris.

Essai historique, géographique, et politique sur l'Indoustan, avec le Tableau de son commerce. Par Mr. Legoux de Flaix, Ancien Officier du Génie, etc. Avec Carte et 14 Planches. Tom. I. 459 S. Tom. II. 447 Seiten in Octav. 1807. Seit langer Zeit hat kein Reisebeschreiber unsere Erwartung so sehr gespannt, und die erregte Erwartung so sehr getäuscht, als Hr. L. Wer sollte nicht die wichtigsten Belehrungen hoffen, wenn man in der Vorrede liest, daß der Verfasser in Pondichery geboren worden: daß er zwar seine Bildung in Frankreich empfangen, aber seine Rückreise nach Pondichery schon im J. 1769 angetreten, daß er von dieser Zeit an bis zum Jahre 1788 sich in Hindostan aufgehalten, fast alle Provinzen dieses Reiches in mancherley Richtungen durchreiset, vier Jahre im Dienste von Hyder Aly zugebracht, an vielen Orten die genauesten Messungen und Beobachtungen angestellt, und die Sprachen des Landes gelernt habe? Man muß die Zahl der gelernten Sprachen wenigstens auf fünf bis sechs schätzen, da Hr. L. selbst sagt (Avant-Propos p. V), daß man in Hindostan nicht mit Nutzen reisen könne, wenn man nicht von den neunzehn verschiedenen Sprachen, die in Hindostan gesprochen werden, fünf bis sechs inne habe. Der Verf. kam im Jahr 1788 nach Frankreich zurück. Es könnte Einem auffallen, daß Hr. L. fast zwanzig Jahre mit der Herausgabe seines Werks verzögert habe. Er räumt diese

Bedenklichkeit durch die Erklärung weg, daß er an der Bekkennung, und Bekanntmachung seiner Arbeit erst durch die Ereignisse der Revolution, und ihre nächsten Folgen, dann durch allerley Geschäfte gehindert worden, welche die Regierung ihm aufgetragen habe. Man nimmt gleich auf der ersten Seite wahr, daß der Verfasser von der Religion, von den wissenschaftlichen Kenntnissen, den Kunstfertigkeiten, ja selbst von dem Ackerbau der Hindus viel zu große Vorstellungen hat; allein man vermuthet doch anfangs nicht, worüber man beym weitem Fortlesen zur größten Gewisheit kömmt, daß er viele Dinge wie aus eigener Beobachtung beschreibt, welche er nie sah, und sehen konnte: daß er glaubwürdigen Schriftstellern, welche von Hindostan gehandelt haben, widerspricht: daß sein Buch an manchen Orten nicht einmahl mit seiner eigenen Karte übereinstimmt, und daß man ihm also auch nicht in solchen Angaben trauen kann, wo diese weder mit den Zeugnissen Anderer streiten, noch irgend eine innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich haben. Der Verf. redet mit einer zu großen Zuversicht, als daß man glauben könnte, er habe absichtlich erdichtet, oder sey sich vorsätzlicher Erdichtungen bewußt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er sich einbildet, alles das, was er erzählt, wirklich beobachtet zu haben: welches freulich eine gewisse Verwirrung des Geistes voraussetzen würde. Wir halten uns verpflichtet, dieß allerdings harte Urtheil vor unsern Lesern zu rechtfertigen. Hr. L. hegt nicht bloß die Meinung, daß die Götter, die Religion, und die heiligen oder dichterischen Mythen der Griechen aus Hindostan entsprungen seyen, sondern daß auch Thales und Pythagoras ihre Weisheit aus demselbigen Lande gehohlet, und daß die Hindus den

Compaß und das Pulver vor mehr als anderthalb Jahrtausenden erfunden haben. I. 14. 16. S. Er behauptet, beide Ketten der Ghates-Gebirge an siebenzehn Puncten barometrisch gemessen, und ihre mittlere Höhe 1400 Klafter über dem Meere gefunden zu haben. S. 40, 77. Doch hätten einige Spizen eine Höhe von 2200 Klaftern. Der linke Arm der Ghates bestehe aus dem schönsten blauen, der rechte, aus einem eben so schönen rothen Granit. Nirgend entdeckte man die geringste Spur von Vulcanen: ausgenommen an der südöstlichen Spitze, und in Ceylon. Hindostan sey auch deswegen das am längsten bewohnte Land auf der ganzen Erde, weil es nie solchen Revolutionen, wie alle übrige Länder, ausgesetzt gewesen sey. S. 85 . . . 87. Kennell's Werk und Karte seyen voll Fehler. Der Britische Geograph habe es zu sehr vernachlässigt, sich von den Hindus belehren zu lassen; er sey dem Anin Acbaree, und den Nachrichten eines Tieffenthaler's, Vernier, Forster's, und Chardin mit zu viel Zutrauen gefolgt. Der Verf. nennt Chardin auch nachher immer unter den Beschreibern von Hindostan. S. 67. Man muß beynähe annehmen, daß er Kennell's Arbeiten eben so wenig studirt, als die Reisen von Chardin gelesen habe. Die Residenz des Paischwah der Maratten, Ponah, soll seit einem halben Jahrhundert eine blühende Handelsstadt seyn, und eine Volksmenge von 1200,000 Menschen enthalten. Unser Glaube an die Zuverlässigkeit des Verf. war schon sehr zusammengeschwunden, als wir an die Stelle kamen, wo er den Ursprung und Lauf des Tapi, nach Kennell, Tapri, beschreibt. Diese Beschreibung vernichtete den kleinen noch übrigen Rest unsers Glaubens, weil sie nicht nur mit allem, was wir über den Ursprung und die Richtung der

Indischen Flüsse gewiß wissen, sondern auch mit der eigenen Karte des Verf. im Widerspruch ist. Le Tapi, sagt Hr. L. S. 78, ou Teipi, qui sort du Bouram-Nadi, et qui retournant sur lui-même, vient se jeter à la mer au haut de la Côte du Décan, tandis que le principal bras, continuant son cours vers l'est, suit cette direction, et fait sa jonction à la mer dans la rade de Balacor, sur les bras du Gange. après s'être réuni à un bras du Gangaha. Fast jedes Wort in dieser Stelle ist ein so grober Irrthum, daß man ihn kaum einem Anfänger verzeihen könnte. Wir verweisen unsere Leser der Kürze wegen auf Kennell's Memoir S. 235... 37 dritte-Ausgabe. Noch unverzeihlicher aber ist es, daß der Tapi auf der Karte des Verf. weder als ein Zweig des Nerbudda vorgestellt wird, noch gegen Osten zurückfließt, oder sich mit dem Gangaha vereinigt. Ähnliche Fehler häufen sich auf der ein und neunzigsten und den folgenden Seiten. Der Indus, heißt es zuerst, durchbricht hin und wieder einzelne Zweige der Ghates, die sich vom 29° der Breite in einer zusammenhängenden Kette bis an den Hindoosoi hinziehen, wie die Karte sie darstelle. Auf der Karte des Verf. hört der westliche Arm der Ghates unter dem 21° ganz auf. Der Sind, fährt Hr. L. fort, entspringt in den Gebirgen von Klein-Thibet, nicht weit von Samarkand. S. 91... 93. Es sey falsch, was die meisten Geographen vorgäben, daß der Ursprung dieses Flusses sich in Groß-Thibet finde. Hr. L. dringt besonders auf die Wichtigkeit der richtigen Bestimmung des Laufes des Indus, macht allen Geographen Vorwürfe, daß sie eine solche Arbeit vernachlässigt hätten, behauptet, daß er gar nichts vortrage, was er nicht an Ort und Stelle beob-

achtet habe; und am Ende ist das, was er vorbringt, entweder falsch, oder so unzureichend, daß man schon lange vor Kennell etwas Besseres hätte liefern können. Auch bey den verschiedenen Armen oder Zuflüssen des Indus widerspricht die Karte abermahls der Beschreibung des Verf. S. 94, 95. Die Quellen des Ganges setzt er dans les montagnes sauvages de Sérénagar, pays malheureux, et plus agreste encore, que les stériles montagnes, dont il est hérissé. S. 96. Das Bett des Gangaha besteht aus einem weißlichen Sande, von welchem Hr. L. vermuthet, daß er aus der Auflösung von Muscheln, und anderen Meerthieren entstanden sey. Er bittet den Leser, auf diesen von keinem Reisenden bemerkten Umstand Acht zu geben, weil dadurch ein Datum aus der alten Geschichte von Hindostan bestätigt werde, daß die Indische Halbinsel von dem übrigen Hindostan getrennt gewesen sey, und eine wirkliche Insel unter dem Nahmen Zanoadien gebildet habe. S. 101. Und doch behauptet der Verf., daß man den südlichen Theil von Hindostan nur uneigentlich eine Halbinsel nenne. S. 71. Mit dem größten Erstaunen lasen wir die mehr als mährchenhaften Schilderungen Indischer Pagoden, besonders aber der Volksmenge, des Reichthums, der Palläste, Tempel; Mausoleen und Kostbarkeiten der Städte Lahore, Dehli und Agra, von welchen es einem jeden Andern, als Hr. L., bekannt ist, daß sie seit einem oder zwey Menschenaltern in Ruinen liegen, und daß sie zu wiederholten Mahlen auf das grausamste verheert, und ausgeraubt worden. 107. u. f. S. Der Verf. selbst gesteht, daß alle Erdichtungen des Urhebers der Tausend und Einen Nacht, und anderer Mährchenschreiber nicht an die Pracht reichen, welche er nur allein in Einem Saale

des kaiserlichen Pallastes zu Lahore gesehen habe. Les murs, et le plafond de la galerie sont revêtus de glaces en cristal de roche, assemblées et réunies avec tant d'exactitude et d'art, qu'on les croirait être d'un seul jet. Cela seul est d'un prix inestimable, produit un effet surprenant, et admirable, et surpasse toute la richesse des décorations, et des ameublements de tous les palais royaux. Une treille aussi étendue, que cette galerie, se développe sur les murs, et garnit tout le plafond. Elle part de six ceps en or massif, distribués sur les deux longs côtés. Ce travail en filigrane est de la plus grande beauté... car indépendamment de la prodigieuse quantité d'agathes, d'émeraudes, de rubis, de saphirs, qui forment les grappes de raisins, on y voit encore quantité d'autres pierres fines, avec lesquelles on a figuré des mouches, des abeilles, et toutes les espèces d'insectes, qui se nourrissent du fruit ou de la sève du sarment. Hr. L. versichert, daß die ungeheure Menge von Edelsteinen mitten in der Nacht leuchten, und daß sie doch bey Tage das Auge nicht blenden. S. 149 ... 151. Diesem Spiegelsaale, dessen Verzierungen man auf 1500 Millionen Franken schätzte, gleichen die Badewanne von Achat, welche acht Sonnen Rosenwasser kostete, S. 151; und dann die Wunder der Kunst in Agra und Dehli, zu welchen, auffer einem Kronleuchter von schwarzem Krystall, auch der Thron des großen Moguls gehört, welchen Hr. L. noch sah, S. 193, ungeachtet es notorisch ist, daß Nadir Schah ihn mit der übrigen Beute nach Persien nahm. Der Verf. bemühte sich um desto mehr, eine genaue wahrhafte Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten der drey Kaiserstädte zu lie-

fern, weil weder Bernier, noch Chardin sich die Mühe genommen hätten, denselben zu erwähnen. S. 177, 195. Die Bevölkerung der drey Kaiserstädte wird auf 800,000, 1200,000, 1700,000 anaegeben: sehr mäßige Zahlen, wenn man sie mit den Reichthümern vergleicht, welche diese Städte enthalten, oder mit dem Umsatze von Edelsteinen, welcher jährlich auf der Messe zu Crecht Statt haben soll. Der letztere beträgt nämlich nicht weniger, als deux milliards de France S. 202. Das Königreich Marava nährt eine kleine Art von Rindvieh, das gewöhnlich nicht höher, als zwey Fuß drey Zoll ist. So klein diese Thiere auch sind, so ist doch ihr Fleisch vortreflich, und die Kühe geben viele und gute Milch. Der Verfasser haßt um desto mehr, daß die Verpflanzung dieser Rindviehart ein großer Gewinn für die Französischen Inseln seyn werde, weil die kleinen Ochsen und Kühe sich mit dem schlechtesten Futter begnügen. S. 319. — Allein wir ermüden über der Auszeichnung solcher Dinge, und brechen ab, weil wir fürchten, daß wir auch unsere Leser ermüden möchten. (Die Anzeige des zweyten Theils im nächstfolgenden Blatte.)

H.

Bassano.

Schön gedruckt bey Remondini 1807 sind: *Osservazioni tipografiche sopra libri impressi in Piemonte nel secolo XV.* del Barone *Vernazza*. 91 Seiten in groß Octav, wovon die ersten 36 Vorrede sind, mit einer Zuignung an den gelehrtesten Bibliothekar Morelli vom Herausgeber Barthol. Gamba, welchem Hr. Vernazza seine Arbeit zum Druck überlassen haben muß. Wundern kann man sich, daß es in der frühesten Zeit der Buchdruckerkunst so viele Drucke ohne Nahmen der Buch-

drucker, ohne Ort und Jahre, gibt. Man sah also nicht sogleich einen Nachtheil und Bewegungsgrund zum Gegentheil; wie ging dieß zu? wie ganz verschieden müssen damahls die Verhältnisse gewesen seyn! bis der Buchhandel eintrat, und sich gebildet hatte. In dem typographischen Studium war als Ein Axiom angenommen, solche Ausgaben, von denen die Rede ist, seyen Nachdrücke von einem vorher schon gedruckten Original. Hr. G. widerspricht ihm; es sind mehrere Beispiele, daß in einem und demselben Jahre in zwey entfernten Ländern, auch wohl in eben demselben Lande, ein und dasselbe Buch ist gedruckt worden. (Also mußte noch sehr wenig Verkehr im Bücherwesen seyn.) Oft reiseten Anfänger, die in Rom oder in Venedig die Kunst gelernt hatten, mit einem Druck-Apparat in Italien herum, und legten eine Presse an einem Orte an, wo sie einen reichen Liebhaber antrafen, der ihnen die Kosten stand; sie druckten nun gemeinschaftlich mit ihm ein Buch, das jener vorschlug, oder ihnen den Codex in die Hände gab; oder sie hatten dergleichen schon bey sich, vielleicht auch ein nur erst gedrucktes Werk, das sie nachdruckten. So sieht man auch leicht, wie von einem Autor mehr als Eine Editio princeps vorhanden seyn kann. Unsicher sind zur Beurtheilung dergleichen Drucke alle die angeblichen Kennzeichen, welche gemeiniglich angegeben werden. Die Wappen geben selbst nicht immer Auskunft; auch nicht die Papierzeichen, so sehr man auch auf den Ochsenkopf, die Rose, die Carretta, den halben Mond f. w. zu achten hat; zuweilen sind mehrere Papierforten, selbst von verschiedenem Format, vermischt in einem und demselben Druck gebraucht, vermuthlich aus Mangel. Von den Zeichen im Papier kömmt manche Beobachtung im Werkchen vor. Nicht irre darf es den For-

fcher nach alten Drucken und ihrem Jahre machen, wenn gleich in oder nach dem Jahre des Drucks an eben dem Druckort noch geschriebene Bücher in den Bibliotheken sich auffinden lassen; denn das Abschreiben ging noch lange fort. Auch das Kriterium ist unsicher, daß die Ermangelung der Seitenzahlen und der Signatur für einen Beweis sehr alter Drucke gelten soll; die Signaturen sind oft so tief unten am Rande gesetzt, daß mit dem Beschneiden bey dem Einbinden die Signatur weggeschnitten worden ist. Eben dadurch ist auch die Benennung und Schätzung, was Folio oder Quart sey, oft unsicher gemacht, und des Debure Regeln fallen über den Haufen; es kann ein und derselbe Druck in beidem Format gemacht seyn. Verschiedne Beispiele werden angeführt, welche wir dem Bücherfreund selbst nachzusehen überlassen müssen; so wie die zur Zeit bekannten Ausgaben des Boethius d. Consolatione, im XV. Jahrh., und die alten Ausgaben von dem Manipulus curatorum und dem Speculum vitae humanae. Von dem erstern, de Consolatione, führt G. eine ganz unbekante 1482 an S. 13, 14. In dieser steht ein angeführtes lateinisches Gedicht von sechszehn Zeilen, das fehlerhaft gedruckt, und leicht zu verbessern ist, aber nicht ohne dichterischen Werth ist; der Inhalt ist: Der Druck von dem ehrwürdigen Dichter sey im Sommer (da die Sonne im Krebs stand) geendigt; das bereit liegende Papier sey dazu verwendet und unter die Presse gegeben worden. Aber als Acrostichon bleibt es räthselhaft. Ein paar unbekante Drucker aus dem XV. Jahrh. sind Hans Glim und Christoph Beggiamo (Beyamus ist er gedruckt S. 88); jener ein Deutscher, von dem man nur zwey Drucke kennt, den Boethius de philosophica consolatione, und einen Manipulus curatorum, mit

vorgesehnter *Expositio missae* oder *Opusculum de quatuor partibus missae*: beide letztere waren vorhin noch nie gedruckt (S. 59); bey dem letztern Buche war *Beggiamo* Associirter des *Glim*. Die Drucke werden genau beschrieben, und nun wird wahrscheinlich gefunden, daß *Boethius* 1470 in Piemont von *Glim* gedruckt sey; daß dieser ein wandernder Deutscher Buchdrucker von *Subiaco* oder *Rom* aus war, der zum *Beggiamo* kam, einem edeln Piemonteser, mit dem jener die beiden Schriften druckte, und ihm nachher seinen ganzen Druck-Apparat überließ, *Beggiamo* wäre diesem nach der erste Drucker in Piemont gewesen. Er druckte hierauf für sich allein das *Speculum vitae humanae*, welches schon *Rom* 1468, und seitdem mehr, gedruckt war. Der Druckort werde *Savignano* gewesen seyn. Dieß alles mittelt der *V.* mit einer solchen Sagacität und Subtilität aus den Untersuchungen von Papier und Papierzeichen, Vergleichungen und diplomatischen Hülfsmitteln, aus, als kaum ein Gelehrter auf eine critische Conjectur in einem *Homer* oder Griechischen Tragiker angewendet hat; so daß wir also zu den Gattungen der Bücher-critik, der höhern und der niedern, eine dritte hinzu zu zählen berechtiget sind, die Papier- u. Druckcritik, wofern man nicht die Gilde bereits für geschlossen ansehen, und keine mittlere oder eine niedrigere Critik anerkennen will. Wer sich indessen bald dieses neuen Zweigs der Critik bemächtigen wollte, hätte den Vortheil, daß er ein Critiker wäre, der seines gleichen nicht hätte. Nun wird aber auch ein neuer Theil der Litterär-geschichte müssen besser bearbeitet werden, die Geschichte der Papiermüller und Papiermühlen. Welches von beiden findet nun am meisten Statt: ob quantum superest in rebus agendum! oder quantum est in rebus inane!

Journ. Berlin und Stralsund.

Untersuchungen und Bemerkungen über einige Gegenstände der practischen Geburtshülfe, von C. W. Haselberg, Königl. Arztiater u. Prof. der Med. zu Greifswalde. 1807. 326 S. in Octav. Von der natürlichen Geburt u. deren Mechanismus. Den Alten sey dieß unbekannt gewesen. Von dem Durchgange des Kindeskopfs durch das Becken. Der V. bestätigt Smellie's Lehre gegen Levret, Röderer und Stein. Auch gedente Stein eben so wenig der Wendung der Schultern, die Baudelocque richtig angebe. Von der Hülfe bey der natürl. Geburt. Man sollte lauwarme Bäder öfter, als gewöhnlich geschieht, anwenden, und den Leib offen erhalten. Zur Entbindung habe der Sieboldsche Stuhl vor allen andern, so wie vor dem Bette, den Vorzug. Der V. erinnert Manches ruhig und gründlich gegen Stein. Von der Embindung der Nachgeburt. Der Verf. unterscheidet die Fälle, wo das Lösen des Mutterkuchens eintreten darf. Von den regelwidrigen oder so genannten widernatürlichen Geburten. Von den Ursachen der regelwidrigen Geburten, den Anzeigen, welche sie dem Geburtshelfer geben, u. ihrer Behandlung. Der Vf. unterscheidet wesentlich und zufällig regelwidrige Geburten. Von den Blutflüssen der Gebärenden. Convulsivische Zufälle der Gebärenden. Der Vf. sah in den verzweifeltsten krampfhaften Zufällen den auffallendsten Nutzen vom Opium, wenn er abwechselnd mit demselben eine Auflösung von vegetabilischem Alkali gab, und zu gleicher Zeit mit einer starken Lauge geschwängerte Bäder und Umschläge anwenden ließ. Von der zu kurzen Nabelschnur. Sey zum Theil bloß hypothetisch. Von dem Vorfall der Nabelschnur. Von den Ohnmachten der Gebärenden. Hr. h. sah sie von Schwäche u. Mangel an Reizbarkeit der Gebärmutter entstehen. Erbrechen der

Gebärenden. Er sah selbst noch nach der Entbindung Frauen davon auf eine bedenkliche Art geplagt werden. Bisweilen half am besten ein kräftiger Abfuß oder eine Abkochung der China mit Valdrian, anhaltend gebraucht. Von den Brüchen der Gebärenden. Vorfall der Gebärmutter Zurückbeugung derselben. Der Vf. hat sie zwey Mahl beobachtet, und empfiehlt zur Reposition die horizontale Lage der Kranken auf dem Rücken, mit etwas erhobenem Kreuze und in die Höheschiebung der Gebärmutter längs der Aushöhung des Heiligenbeins. Er hob sie vollkommen glücklich. Schiefe Lage und Streifheit der Gebärmutter. Der Vf. hält in Rücksicht der Bedenklichkeit über die schiefe Lage die Mittelstraße. Während einer vieljährigen Praxis sey ihm noch nie ein Fall vorgekommen, wo die schiefe Lage der Gebärmutter für sich allein der Geburt beträchtliche Schwierigkeiten entgegen gestellt hätte. Seine Erfahrungen haben ihn auch von dem Ungrunde der Levrettschen Lehre überzeugt, daß nämlich die Gebärmutter sich nach der Seite neige; an welcher der Mutterkuchen haftet. Von den wesentlich schweren und regelwidrigen Geburten, und zwar von der fehlerhaften Lage des Kindes in der Gebärmutter. Fehlerhafte Lage des Kindes des Kopfes. Von dem Vorliegen einer Hand oder eines Armes neben dem Kopfe. Bisweilen geschehe es, daß das Kind die Hand selbst zurückzieht, wenn man die vorliegenden Finger derselben etwas drückt oder kneipt: ein Handgriff, den der Vf. einige Mahle mit völlig gutem Erfolge angewendet hat. Von den fehlerhaften Lagen des zuletzt Kommenden Kopfes, nachdem der Rumpf des Kindes schon geboren ist. Er machte die Drehung des Kopfes bey einem weitem Becken mehrmahlen mit vieler Leichtigkeit. Er habe erfahren, daß das Kinn wirklich bisweilen,

ungeachtet es Baudelocque nicht zugeben will, über dem Rande der Schambeine hängen bleibt, und der Geburt des Kopfes fast unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt. Von den andern fehlerhaften Lagen des Kindes. Von den Steißgeburten. Von der fehlerhaften Beschaffenheit des Beckens als Ursache regelwideriger Geburten. Keiner der bis jetzt erfundenen Beckenmesser setze den Geburtshelfer in den Stand, in Lebendigen das wirkliche Maaß und die wahre Entfernung der Beckenknochen von einander, in welcher Richtung es auch seyn mag, mit völliger Gewißheit anzugeben u. s. f. Die Rigidität der Verbindungen der Beckenknochen scheint dem Vf. bey einem wohlgestalteten Becken nicht als Hinderniß der natürlichen, oder als eine Ursache schwerer Geburten betrachtet werden zu können; wenn er aber zweifelt, daß die Bänder der Beckenknochen selbst in den besten Fällen erweicht werden, so geht er doch wohl zu weit. Von der Einklebung des Kopfes und den Mitteln, sie zu heben. Von der Zange. Von dem Sebel. Von der Perforation des Kopfs. Man müßte noch immer gestehen, daß es Fälle gebe, wo man diese Operation weder vermeiden, noch es für rathsam halten könne, dieselbe zu unterlassen. Von dem Kaiserschnitt. Der Verf. pflichtet Hrn. Boer bey. Von dem Schambeinknorpelschnitte. Hr. H. hält ihn für fast noch gefährlicher, als den Kaiserschnitt. Von der Anwendung der Zange, und der Art und Weise, dieselbe zu gebrauchen. Der Vf. tritt, gegen Stein, den Smellieschen und Baudelocqschen Grundsätzen bey. Von der Wendung. Ueberall zeigt der Verf. viele Erfahrung, und ein bescheidenes, anständiges Benehmen gegen Andersdenkende.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. u. 52. St.

Den 28. März 1808.

Paris.

Pla;

Annuaire, ou Répertoire ecclésiastique à l'Usage des Eglises reformées et protestantes de l'Empire français, contenant une notice historique sur la situation civile, politique et religieuse des Reformés en France depuis l'Édit de 1787, l'Organisation de toutes les Eglises reformées et protestantes d'après la Loi du 18. Germinal an 10, les Lois et Decrets rendus en leur faveur depuis 1787. leur Discipline, le Tableau de tous les Pasteurs etc. par Mr. Rabaut le Jeune, Législateur, Membre de la Légion d'honneur, et Conseiller de Préfecture au Département de l'Herault. 1807. S. 506 in Octav. Ein höchst brauchbares und schätzbares Werk, das nicht nur für die besondere Geschichte der reformirten und protestantischen Kirchen in Frankreich, sondern auch für die Zeitgeschichte von Frankreich überhaupt von sehr großem Werth ist; aber auch ein Werk, das nur Hr. R. mit seiner unermüdeten Thätigkeit unternehmen, und das er auch mit dieser nur durch die Hülfe seiner — Familiensverbindungen, möchten wir sagen — mit den refor-

C (3)

mirten Kirchen zu Stande bringen konnte. Ohne diese letzten würde es auch der ersten nicht möglich gewesen seyn, die unüberschbare Menge der speciel-
 lesten localen Notizen zusammen zu bringen, die ihm nöthig waren, wenn er auch nur ein bloßes Register der einzelnen, in allen Departements der ungeheuren Monarchie zerstreuten, reformirten und protestantischen Kirchen entwerfen wollte; aber es ist noch weit mehr, als ein bloßes Register oder Nahmenverzeichnis, was er gegeben hat. Bey den meisten Kirchen sind auch Nachrichten über ihren ehemaligen und gegenwärtigen Zustand, über ihre Verfassung, über ihre Verhältnisse zu andern, über die Anzahl, den Charakter, den Vermögens- und Nahrungszustand ihrer Mitglieder und über andere Beziehungen dieser Art beygefügt, die auch für die politische Statistik des Reichs einen eigenen Werth haben. Bey einigen Kirchen gehen die Nachrichten allerdings mehr ins Besondere, als bey andern; bey den reformirten Kirchen überhaupt mehr, als bey den protestantischen; ja bey einigen der ersten gehen sie bis zu ihrer Entstehung zurück, und führen ihre Geschichte durch ihre merkwürdigsten Epochen bis auf die gegenwärtige Zeit herab. Dafür stößt man in den Notizen, die von andern beygebracht worden sind, zuweilen auf Lücken, und hin und wieder muß man sich wirklich mit den bloßen Nahmen begnügen; so bald man aber an die einzig mögliche Art, wie diese Notizen zusammengebracht werden konnten, und an die Umstände denkt, welche ihr Zusammenbringen erschweren mußten, so wird man sich immer noch mehr über das schon Zusammenbrachte, als über das Fehlende wundern. Auf dieß Fehlende wird man aber nicht einmahl lange warten dürfen: denn die rastlose Geschäftigkeit des Verf. wird gewiß bald Mittel finden, es auch noch her-

beizuschaffen; und die ganze Anlage seines Werks ist auch, wie es die Natur der Sache erforderte, darnach gemacht, daß es nicht nur von Zeit zu Zeit Nachträge und Supplemente erfordert, sondern daß es selbst von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Eben deswegen kann sich jedoch auch, wie man leicht einseht, ein auswärtiger Beurtheiler nur auf eine allgemeine Anzeige davon beschränken; hingegen hoffen wir uns unsere Leser zu verpflichten, wenn wir ihnen wenigstens die folgenden generellen Nachrichten über den ehemahligen und über den gegenwärtigen Zustand der reformirten Kirchen, wie über den gegenwärtigen der protestantischen in Frankreich, daraus mittheilen.

Vor der Revocation des Edicts von Nantes waren die reformirten Kirchen in 16 Provinzen vertheilt, die zusammen 61 Colloquien oder Classen bildeten, die sich wieder in jeder Provinz in eine besondere Synode vereinigten. Die Anzahl aller einzelnen Kirchen in diesen 16 Provinzen betrug im Jahre 1637 bey der letzten Zählung, die auf der National-Synode zu Alençon vorgenommen wurde, noch 806, welche zusammen 641 Prediger hatten. Jetzt hingegen existiren im alten Frankreich noch 78 reformirte Consistorial-Kirchen, und 7 Bethäuser (Oratoires), in den vereinigten Departements aber 49 Consistorial-Kirchen, und 12 Bethäuser, also zusammen 127 von der ersten, und 19 von der letzten Art. Ein sehr auffallender Unterschied zeigt sich jedoch jetzt in Ansehung der dabey angestellten Prediger, denn die 78 Consistorial-Kirchen im alten Frankreich werden wirklich nur durch 171 Prediger bedient, da bey den 49 Kirchen der vereinigten Departements nicht weniger als 430 angestellt sind. Allein die Verschiedenheit der äussern Lage, in welcher sich jene und diese vor ihrer neuen Organisation besan-

den, erklärt dieß sehr natürlich. In jenen Departements hatte vor der Vereinigung mit Frankreich fast jeder Ort seine eigene Kirche und seinen eigenen Prediger, die er nach der Vereinigung behalten hat; in dem alten Frankreich aber hatte in den neueren Zeiten manche Consistorial-Kirche nur noch zwey oder drey Prediger, die mit der Anzahl der dazu gehörigen Gemeinden in gar keinem Verhältniß standen. In jenen besorgt also ein Prediger höchstens nur zwey, ja oft nur eine einzige Gemeinde; in dem alten Frankreich oft 15 bis 20, ja es gibt hier eine Consistorial-Kirche, die aus 84 Gemeinden besteht, und nur vier Prediger hat. Dagegen haben die Protestanten, die sich zu der Augsburgischen Confession halten, in dem alten und neuen Frankreich zusammen 63 Consistorial-Kirchen, die von 521 Predigern bedient werden.

Die äuffere kirchliche Verfassung beider Parteien ist durch das organische Gesetz vom 18. Germinal des J. 10 auf eine solche Art festgesetzt worden, daß sie zwar Einiges mit einander gemein haben, aber dennoch auch jede von ihrem frühern oder ältern Eigenthum etwas behalten hat. Gleich verbindendes Gesetz ist es für beide, daß kein Prediger, der nicht Französischer Bürger ist (auch nach einem neuern Gesetz keiner, der das 25te Jahr noch nicht erreicht hat), bey ihnen angestellt, daß keine Doctrinal-Entscheidung, keine Confession, keine Glaubensformel, ohne Vorwissen und Genehmigung der Regierung von ihnen publicirt, und eben so wenig ohne diese eine Veränderung ihrer Disciplin vorgenommen werden darf. Auch darf die eine so wenig, als die andere, mit einer auswärtigen Macht oder Autorität in eine Verbindung sich einlassen; dafür ist aber auch beiden zugesichert, daß der Staat für die Unterhaltung ihrer Prediger sorgen wird — jedoch bien entendu,

qu'on imputera sur ce traitement les biens, que ces églises possèdent, et le produit des oblations établies par l'usage ou par des réglemens. Zugleich ist der Staatsrath als die Behörde erklärt, welche über alles, was die Prediger angeht, und besonders über die Streitigkeiten, die unter ihnen vorkommen möchten, erkennen soll; jedoch auch dazu erklärt, daß ihre Kirchen eben so, wie die catholischen, zu der Annahme von frommen Stiftungen und Legaten, aber deswegen auch, wie diese, nur so weit dazu autorisirt seyn sollen, daß mit Genehmigung der Regierung constituirte Staats-Renten, aber durchaus keine unbewegliche Güter, außer den Häusern und Gärten ihrer Prediger, an sie übertragen werden dürfen. Außerdem haben beide auch noch die Einrichtung der Local-Consistorien mit einander gemein, welche eigentlich die Seele ihrer innern Verfassung ausmachen. Jede Gemeinde — dieß ist das Eigene dieser Einrichtung — die aus 6000 Seelen besteht, oder so viele Gemeinden zusammen, als diese Anzahl von Seelen in sich begreifen, bilden eine Consistorial-Kirche, oder haben ein Consistorium. Dieß Consistorium besteht aus den Predigern und sechs oder zwölf Notablen, oder Laien-Besitzern, die aus den angesehensten und begütertsten Eigenthümern der Gemeinde oder des Districts zu wählen sind. Einer von diesen hat das Geschäft des Secretärs zu übernehmen, so wie der Prediger oder der älteste der Prediger immer den Vorsitz und das Präsidium zu führen hat. Die Laien-Ältesten werden das erste Mal von 25 Familienhäuptern des Districts gewählt; alle zwey Jahre tritt aber die Hälfte von ihnen aus dem Collegio wieder aus, und dann wählen die zurückgebliebenen mit Zuziehung einer gleichen Anzahl von Familienvätern, so viele neue Mitglieder, als ausge-

treten sind: die Prediger hingegen behalten ihre Stellen im Consistorio fortdauernd, nur darf ihre Anzahl niemahls ohne Vorwissen und Genehmigung der Regierung vermehrt werden. Durch dieß Collegium, das sich an bestimmten Tagen ordnungsmäßig versammelt, und auch außerordentlich, jedoch nur mit Erlaubniß des Unter-Präfect oder des Maire, versammeln kann, soll aber alles besorgt werden, was auf die Erhaltung der Disciplin und der Ordnung in der kirchlichen Gesellschaft, auf die Verwaltung der Kirchengüter und auf die Verwendung der für die Armen bestimmten Gelder Beziehung hat: und durch dieß Collegium sollen auch alle Prediger, und zwar durch die Mehrheit der Stimmen, gewählt werden. Dabey steht es ihm zwar nicht zu, die Absetzung und Entlassung der Prediger zu erkennen, sondern höchstens nur bey der Regierung darauf anzutragen, wenn es dieser hinreichende Gründe dazu vorlegen kann; hingegen ist es zu der Ausübung eines wirklichen Wahlrechtes befugt; nur muß immer die Wahl-Acte der Regierung zur Approbation vorgelegt werden, und auch nach der Ertheilung von dieser darf doch der Neugewählte nicht eher eine Amtshandlung verrichten, bis er den nämlichen Bürgereid, der auch von allen catholischen Geistlichen gefordert wird, in die Hände des Präfects abgelegt hat.

Nun unterscheidet sich aber die Verfassung des reformirten und des protestantisch-Lutherischen Kirchenwesens durch die Synoden, welche bloß dem ersten, und durch die Inspectionen und General-Consistorien, welche bloß dem letzten eigenthümlich sind; wiewohl jedoch nur wirkliche Verschiedenheit in den Formen, und nicht bloß in den Nahmen, dieser weitem Administrations-Behörden

Statt findet, so ist doch ihr Zweck und ihre Bestimmung sich gleich, und auch sonst tritt des Aehnlichen genau bey ihnen ein. So bilden fünf reformirte Consistorial-Kirchen den Bezirk oder den Wirkungskreis einer Synode, welche als höhere Instanz über alles zu machen hat, was den öffentlichen Gottesdienst, die Lehre, und die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten — la conduite des affaires ecclésiastiques — in ihrem Districte betrifft. Jede Synode besteht aus dem Prediger, oder einem von den Predigern, und aus einem von den Notablen oder Ältesten jeder Kirche; aber — sie darf sich nie versammeln, ohne vorher die Erlaubniß der Regierung dazu eingeholt, und dem Staatsrath, welcher Minister des Cultus ist, von allem, was darauf vorkommen wird, vorläufige Nachricht gegeben zu haben. An diesen muß hernach das Protocoll, oder der procès verbal, aller ihrer Verhandlungen zum Bericht an die Regierung eingeschickt werden; und außerdem können ihre Versammlungen nie anders, als in Gegenwart des Präfects oder des Unter-Präfects von dem Departement Statt finden, und nie länger als sechs Tage dauern. Bey den Protestanten machen dafür ebenfalls fünf Consistorial-Kirchen den Umkreis einer Inspection aus, und jedes dieser Inspections-Collegien ist ebenfalls aus einem der Prediger und aus einem der Ältesten jeder Kirche des Bezirks zusammengesetzt. Auch diese Collegien können sich nie versammeln, ohne vorher den Minister des Cultus von ihrem Zweck und von dem Gegenstand ihrer Verhandlungen instruirt, und die Erlaubniß der Regierung dazu eingeholt, und die Gegenwart des Präfecten oder Unter-Präfecten requirirt zu haben: aber dabey ist durch eine eigene Einrichtung dafür gesorgt, daß

ihre häufige Zusammenberufung nicht so oft nöthig werden kann. Schon in einer ersten Versammlung, welche durch den ältesten Prediger des Bezirks convocirt wird, wählt das Inspections-Collegium aus seiner Mitte einen Prediger, der den Titel Inspector und den Auftrag erhält, über die Amtsführung der Prediger und die Erhaltung der Ordnung in allen Kirchen des Districts beständig zu wachen. Die Wahl dieses Inspectors, so wie die Wahl von den zwey Laien-Ältesten, die man ihm als Assistenten zuzugeben hat, muß von der Regierung bekräftigt werden; alsdann aber bleibt der Inspector in beständiger Thätigkeit; und besonders gehört es zu seinem Amte, die Kirchen seines Districts zu visitiren, und bey besondern Veranlassungen die General-Versammlungen der Inspection zu berufen, deren Entscheidungen jedoch immer der Regierung zur Approbation vorgelegt werden müssen. Außer dieser Inspections-Behörde ist aber für die sämtlichen protestantischen Kirchen in Frankreich noch eine dritte angeordnet, denn sie sind noch unter drey General-Consistorien vertheilt, von denen das erste zu Straßburg, das zweyte in Mainz, und das dritte in Cöln seinen Sitz hat. Jedes dieser General-Consistorien besteht aus einem Laien-Präsidenten, und zwey geistlichen Inspectoren, welche die Regierung eben so, wie den Präsidenten, ernennt, und noch aus einem Deputirten jeder Inspection, die in den Bezirk des Consistoriums gehört. Sie können sich jedoch nie ohne Erlaubniß der Regierung, auch nur in Gegenwart des Präfects, versammeln, und nie länger als sechs Tage versammelt bleiben; hingegen in der Zwischenzeit von einer Versammlung zu der andern existirt ein actives Directorium, das aus dem Präsidenten des General-Consistoriums, dem ältesten der geistlichen

Inspectoren, und drey Laien-Beyisigern besteht, von denen die Regierung den einen, und die zwey andern das Consistorium ernennt, und von diesem Directorio soll alles, was zu dem Ressort des Consistoriums gehört, — les attributions du Consistoire général — nach den Grundsätzen, Gesetzen und Gebräuchen der protestantischen Kirchen — par les réglemens et coutumes — so weit sie den Gesetzen des Staats nicht entgegen, oder durch diese nicht aufgehoben sind, angeordnet und entschieden werden.

Dies mag hinreichend seyn, um wenigstens eine allgemeine Ansicht von dem Eigenthümlichen der Verfassung zu gewähren, welche die reformirten und protestantischen Kirchen in Frankreich erhalten haben. Man sieht leicht ein, daß und warum auch die Regierung nicht nöthig hatte, mehr, als einen solchen Umriss davon, vorzuzeichnen, indem sie es ganz ohne Bedenken den Kirchen überlassen konnte, das Besondere ihrer innern Einrichtungen unter dem Vorbehalt ihrer Approbation selbst zu reguliren: aber man sieht auch eben so leicht, daß ihnen noch Manches zu reguliren übrig blieb, und man muß wünschen, daß der Hr. Verf. auch dies in seinen Nachträgen der Welt mittheilen möchte, so wie es allmählich in eine feste Ordnung kommen wird, was wahrscheinlich bis jetzt noch nicht geschehen ist. Zu den ausgezogenen Notizen setzen wir bloß noch die einzige, wiewohl für die meisten Leser gewiß nicht mehr unbekante, hinzu, daß durch das Gesetz vom 18. Germinal auch die Anlage von zwey theologischen Academien oder Seminarien für die protestantischen Prediger, und eines Seminars zu Genf für die reformirten bestimmt, und zugleich festgesetzt wurde, daß kein Candidat zu irgend einer kirchlichen Stelle wahlfähig seyn sollte, der nicht

eine bestimmte Zeit auf einer dieser Academien studirt, und ein Zeugniß seiner Fähigkeit zu einem kirchlichen Amte von ihnen aufzuweisen hätte. Die Ernennung zu allen Lehrstühlen von diesen Seminarien hat sich dabey die Regierung selbst vorbehalten.

Mémoires Eben daselbst.

Beim dem zweyten Bande des *Essai sur l'Indoustan* von Hrn. Legoux (s. oben S. 492) geschah uns gerade das Gegentheil von dem, was uns bey dem ersten Bande begegnet war. Wir nahmen den zweyten Band, der ein *Tableau du Commerce de l'Indoustan* enthält, mit einem gerechten Vorurtheil, und sehr geringen Erwartungen in die Hand; und diese geringen Erwartungen fanden wir zu unserm großen Vergnügen sehr bald weit übertroffen. Hr. L. bringt nämlich über die vornehmsten Prooucte des Indischen Bodens, und der Indischen Industrie, besonders über das Spinnen und Weben, das Waschen, Bleichen, Färben und Sortiren der mancherley baumwollenen Zeuge, so viele neue, und, wie es uns scheint, selbst für Fabrikanten höchst lehrende Details bey, daß wir unsere Leser eben so sehr ermuntern, den zweyten Band, aus welchem wir in diesen Blättern keinen Auszug geben können, mit allem Ernst zu studiren, als wir sie gegen den ersten warnen mußten. Selbst im zweyten Bande kommen aber auch hin und wieder Spuren der eigenthümlichen Sonderbarkeiten des Verf. vor. Hierher gehört zuerst eine übermäßige Lobpreisung der Fruchtbarkeit des Indischen Bodens, und der Landwirthschaft der Hindus. Alle übrige Reisende erzählen, daß man in den fruchtbarsten Gegenden von Hindostan zwey, höchstens drey Ernten von Reis gewinne: Hr. L. allein sagt, drey bis vier. Ihm zufolge

bringt der Reis im Durchschnitt sechs hundert-, und der Weizen von Nagpur vierhundert- bis fünftehalb-hundertfältige Früchte. S. 216. Die Hindus düngen nicht, sie brachen nicht, sie wechseln auch die Saaten nicht, sondern bauen immer dieselbigen Gewächse auf demselbigen Boden, den sie durch Feuer reinigen, und durch Wässerung befeuchten. S. 259. Hr. V. findet alles dieses vortreflich, und nachahmungswerth. Eine zweyte Sonderbarkeit des Verf. ist, daß er mehrere Producte von Hindostan nach Frankreich verpflanzen möchte, und unter andern mit Zuversicht hofft, daß man in einer nicht weit entfernten Zukunft Reis und Baumwolle mit eben dem Erfolge in seinem Vaterlande, wie in Hindostan, bauen werde. S. 434. Viel leichter möchte es seyn, den Indischen Maulbeer-Baum, der fast gewiß einen mächtigen Einfluß auf die Vortreflichkeit der Indischen Seide hat, und die edlen Kaschemirischen Schafe nach Frankreich zu versetzen. S. 299 . . . 327, 379. Die superfeinen Schaals werden nicht aus der Wolle von Schafen, sondern von einbucklichten Kamelen verfertigt. S. 317. Eine dritte Sonderbarkeit des Verf. ist die Behauptung, daß die Franzosen viel mehr Anlagen zum Handel besäßen, als die Britten, und daß die Französische Kaufleute zu den Zeiten der alten Ostindischen Compagnie, deren Aufhebung er sehr beklagt, die Indischen Waren viel besser gekannt hätten, als die Kaufleute aller übrigen Nationen. Diese Vorliebe für sein Volk macht ihn aber im geringsten nicht ungerecht gegen die Britten. Er erkennt vielmehr die Verdienste der letztern, die Vorzüge ihrer Waren, die Vortheile ihrer Einrichtungen u. s. w. an. 157. u. f. S. Wir fürchten, daß die nachtheiligen Eindrücke, die der erste Band nicht anders als hervorbringen kann,

in vielen Lesern ein Mißtrauen gegen das Wahre und Nützliche zurücklassen werden, was der zweyte Band in sich faßt.

Dr. Hartman Leipzig.

Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnsrechts nach den Grundsätzen G. L. Böhmers, Von D. G. Weber, ehemahligem Professor und gegenwärtigem Director des königl. Baierschen Hofgerichts zu Bamberg. Erster Theil, welcher die Einleitung zum Lehnrechte enthält. In der Weidmannschen Buchhandlung 1807. VIII und 416 gr. Octavseiten.

Dem vorliegenden ersten Theile sollte bis zur gänzlichen Vollendung des, nach der Absicht des Verfassers, ziemlich umfangreichen Werkes in jeder Messe ein neuer Theil folgen, "damit dasselbe nicht das Los so vieler schätzbaren Commentare haben möge, ein bloßes Fragment zu bleiben". Allein schon Eine Messe ist vorüber, ohne daß dieses Versprechen erfüllt wäre; Rec. muß sich daher begnügen, wider seinen Wunsch diesen ersten Theil allein anzuzeigen. Die Absicht des Verf. bey der Herausgabe dieses Werks ist die: "Die Resultate des vereinten Bestrebens der Gelehrten um die Wissenschaft im gedrängten Auszuge darzulegen, und durch harmonische Verarbeitung derselben zu einem Ganzen für den practischen Gebrauch und ihre gemeinnützige Verbreitung zu sorgen". Der Verf. legte das Böhmersche Compendium bey seinem Buche zum Grunde, als das bessere der Ordnung nach, und das gewöhnlichere im Gebrauch auf Universitäten.

Nach diesen Prämissen, welche die eignen Worte des Verf. sind, wird man sich wundern, daß bey

einem Werke, das zum Handbuche des gesammten Lehenrechts bestimmt ist, ein anderes Buch zum Grunde gelegt wird; denn es fesselt den Verfasser an eine nicht selbst gewählte Ordnung, die in diesem bestimmten Fall noch dazu die offenbar schlechtere ist. Der Erfolg bestätigt die Ansicht des Rec. bey diesem Werke, indem bald zu viel, und bald zu wenig darin enthalten ist. — Wenn man auch bey Seite sehet, wie ungünstig die Zeichen sind, die dem Lehenrechte jetzt am politischen Himmel gestellt werden, — die zwar dem Verf., der in den benachbarten Reichen ein Wiedererwachen des Lehenwesens zu sehen glaubt, nicht so ungünstig scheinen mögen — so scheint doch nicht in einem solchen Werke das dringendste Bedürfniß der Lehenrechtswissenschaft zu bestehen. Das Lehenrecht bedarf ein in seiner ganzen Reinheit darstellendes System. Ein solches Unternehmen müßte auch noch jetzt, der Begebenheiten des Tages ungeachtet, von großem Interesse seyn, da es nicht bloß dem Juristen, sondern auch dem Geschichtsforscher viel werth seyn muß, die Singularitäten, und auch die nicht abzuläugnenden großen Unvollkommenheiten des Lehen-Instituts, deutlich und schneidend dargestellt zu sehen.

Die vorliegende Arbeit nun sollte zwar, wie uns der Verf. sagt, ein aus mehreren Theilen harmonisch zusammengesetztes Ganzes ausmachen; allein sie enthält bloß Auszüge aus andern Büchern und Meinungen Anderer, gewöhnlich ohne alle Verbindung, neben einander gestellt, oft ohne alle Bestimmung des eignen Urtheils des Verf. Dabey finden sich in der ganzen Darstellung offenbare große Lücken. Die nähere Anzeige wird dieß bestätigen. — Dieser erste Theil enthält nur die

Einleitung zum Lehenrechte in vier Abschnitten, wovon der letzte, der eine ziemlich weitläufige Literatur des Lehenrechts enthält, im Böhmerischen Compendium gänzlich fehlt. Das erste Kapitel handelt vom Lehenrechte und der Lehenrechtswissenschaft. — Einige Bemerkungen über die Wichtigkeit des Lehenrechts eröffnen das Ganze. Von Deutschland wird hier als von einem noch bestehenden Feudalreiche gesprochen. Allein es fehlt durchaus alles, was über die neuesten politischen Ereignisse in Hinsicht ihrer so auffallenden Einwirkung auf das Deutsche Lehenrecht hätte gesagt werden können. — Bey dem Begriffe des Lehens wird auch vom nutzbaren und Ober-Eigenthum gesprochen. Ohne etwas über die, einem juristischen Ohr widerliche, Uebersetzung des *dominium utile* in nutzbares Eigenthum zu sagen, muß Rec. nur gestehen, daß es ihm auffiel, wie der Verf. von seiner ältern Meinung wieder zurückkommen, und die Gegner dieser berücktigten Distinction mit so unzulänglichen Gründen bestreiten konnte. — Was Rec. vorher an Ausführlichkeit vermiste, das fand er im Ueberflus bey der Erörterung des Begriffes von Völkerlehen. Wenn es auch gerade nicht unpassend war, diesen Begriff zu erklären, vielleicht Nutzen haben konnte in historischer Rücksicht, so war es doch wohl überflüssig, auf eilf Seiten Beispiele aufzuführen von allen Völkerlehen, die es je in Europa gegeben haben mag. — Bey der Erwähnung der Eintheilung des Lehenrechts in *jus commune* und *particulare* wird gar nichts davon gesagt, daß es kein allgemeines Deutsches Lehenrecht mehr gebe. — Dagegen bekennt sich der Verf. zu den Vertheidigern des allgemeinen Gewohnheitsrechtes. — Das

zweyte Kapitel enthält auf 160 Seiten eine Geschichte des Lehenwesens bis auf unsere Zeiten, was freylich die Ueberschrift desselben, — von dem Ursprunge und der Zunahme der Lehen, — nicht errathen läßt. Für diesen Abschnitt bleibt noch viel zu wünschen übrig, besonders aber mangelt es an Ordnung. Drey Hauptabschnitte steht man jedoch durchschimmern, Ursprung der Lehen, Ausbildung der Lehen, und Schicksale der Lehen. — In Hinsicht der Ursprungs widerspricht der Verf. richtig der Muratori-Böhmerschen Meinung. Allein Eigenes und Gründliches ist nirgend zu finden. — In dem Abschnitte von der Ausbildung setzt der Verf. drey Punkte fest, die zur Ausbildung des Lehenwesens beytragen, die Erblichkeit, das Zusammenschmelzen der Ministerialen mit den Vasallen, und die Lehen-Oblationen. — Wie das Lehenwesen aus Frankreich nach der Lombardey und Deutschland kam, wie die Verbindung der Lombarden mit Deutschland so wesentlichen Einfluß auf das Deutsche Lehenverhältniß hatte, davon kein Wort. — Keine Herleitung der Ausbildung des Lehenwesens aus dem allgemeinen Gange der Geschichte des Mittelalters, mit dem doch die Geschichte des Lehenwesens so genau verwebt ist — nichts von dem wesentlichen Einfluß der Hierarchie u. s. w. — Das Verhältniß der Ministerialen, was doch ein rein-Deutsches Rechtsverhältniß war, glaubt er schon im Fränkischen Reiche zu finden. Vergütet zwar wird dieser Mangel durch eine ungeheure Menge von Beyspielen, die man fast Ueberladung nennen könnte. — Der dritte Abschnitt, sollte man denken, müßte nun ausführlich zeigen, wie das Deutsche Lehenwesen zu dem Zustande herabsank, worin es jetzt darniederliegt: allein davon

findet man wenig; dagegen beschäftigt sich der Verf. viel mit den Schicksalen der Lehen in Frankreich, Spanien, England und Italien. — Das dritte Kapitel enthält nichts, als Auszüge aus andern Werken, die ohne Weiteres neben einander gestellt werden. — So wird zuerst ausführlich die auf das *Calendarium Archigymnasii Bononiensis* gestützte Meinung von der Entstehung der Lehenrechtsammlung dargestellt, und dann ein Auszug des Pätzschen Programms hinterher geschickt, ohne eine eigne Bemerkung des Verfassers. Eine gleiche Behandlungsart haben die Deutschen Lehenrechtsammlungen erfahren. — Den Schluß dieses Kapitels macht die Erörterung der Controverse: ob in Lehenstreitigkeiten über *feuda extra curtem* das *jus feudi siti* oder das *jus curiae* entscheide. Der Verf. ist für letzteres. Am richtigsten ließe sich wohl ein Mittelweg zwischen beiden Meinungen einschlagen, wenn man dahin entscheidet, daß das *jus curiae* so weit gelte, als den Lehenconstituenten Autonomie verstattet sey, da, wo dieß aber nicht der Fall sey, das *jus feudi siti* gelten müsse.

H

Erfurt.

M. Barth's, vormahligen Rectors an der Fürstenschule zu Pforta, kurzgefaßte spanische Grammatik hat jetzt eine neue, verbesserte Ausgabe durch Hrn. Prof. T. F. Ehrmann erhalten: bey Kreyser 1807. Octav 171 Seiten. Da sie den gegenwärtigen Bedürfnissen einer Spanischen Sprachlehre angemessen, und mit einem Spanischen Wörterbüchelchen vermehrt ist: so verdient sie in dieser Hinsicht bekannt gemacht zu werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1808.

Göttingen.

Gauß

Hr. Inspector Bessel in Lilienthal ist, einem vom 18. März datirten Schreiben an Hrn. Professor Gauß zufolge, so glücklich gewesen, den letzten Kometen noch bis gegen Ende des Februars zu verfolgen. Wir eilen, hier diese schätzbaren Beobachtungen mitzutheilen.

1808. Mittl. Zeit.	Scheinbare ger. Aufsteig.	Scheinbare nördl. Abw.
Jan. 4. 9ll. 49' 40"	325° 17' 16" 1	47° 13' 11" 1
4. 11 34 32	325 21 47,6	47 13 40,9
12. 6 58 59	333 3 58,2	47 40 58,8
21. 7 26 15	341 19 13,0	47 59 15,3
23. 6 49 6	343 2 37,9	48 2 5,2
Febr. 19. 7 20 6	3 43 35,7	48 21 17,1
20. 7 23 15	4 24 3,7	48 21 33,5
24. 7 35 16	7 3 11,1	48 23 38,3

Unter den im Februar beobachteten Declinationen ist, nach Hrn. Bessel's eigenem Urtheile, die vom 20. die einzige, die Vertrauen verdient.

D (3)

Wir fügen diesen Beobachtungen auch noch die späteste, von Hrn. Dr. Olbers in Bremen gemachte, bey; die frühern dieses Astronomen sind bereits durch die Monathl. Correspondenz bekannt geworden:

Febr. 14. 7 U. 30' 36" mittl. Z. ger. Aufsteig.
 $0^{\circ} 15' 53''$, nördl. Abw. $48^{\circ} 18' 10''$

Hr. Bessel hat diese spätesten Beobachtungen benutzt, um seine parabolischen Elemente nochmahls zu verbessern, und folgende Resultate gefunden, die von den Elementen des Hrn. Prof. Gauß wenig verschieden sind:

Durchgang durch die Sonnennähe, Pariser Zeit
 1807 Sept. 18,82718
 Neigung der Bahn . . . $63^{\circ} 14' 28''$
 Aufsteigender Knoten . . . 266 36 51,7
 Sonnennähe 271 6 7,5

(beide vom mittlern Aequinoctium gezählt).

Logarithm des kleinsten Abstandes 9,8122168

Logarithm der mittlern Bewegung 0,2418031

Diese Elemente lassen bey den Breiten zu Anfang Decembers noch eine Abweichung von Einer Minute zurück: durch Vertheilung würde sich dieser Fehler noch beträchtlich vermindern lassen. Hr. Bessel hat indeß lieber, mit Beyseitsetzung der parabolischen Hypothese, die Beobachtungen durch eine elliptische Bahn möglichst genau vereinigen wollen, und wenn es gleich in der Natur der Sache liegt, daß die Dimensionen derselben keiner scharfen Bestimmung fähig sind, so scheint hieraus doch ziemlich zuverlässig hervorzugehen, daß die Bahn wirklich elliptisch, und nicht hyperbolisch ist. Es gibt wenig Kometen, wo man auch nur so viel mit entschiedener Gewißheit nach Einer Erscheinung behaupten kann. Die Elemente der von Hrn. Bessel bestimmten elliptischen Bahn sind folgende:

Durchgangszeit durch die Sonnenähe Sept.	18,74986
Neigung der Bahn	63° 10' 53" 2
Aufsteigender Knoten	266 46 3,1
Sonnenähe	271 56 0,1
(beide vom mittlern Aequinoctium gezählt).	
Logarithm des kleinsten Abstandes	9,8105558
Logarithm der mittlern Bewegung	0,2442946
Excentricität	0,9958626
Halbe große Ase	156,253
Umlaufszeit	1953,2 Jahre.

* * *

H

Bey Heinrich Dieterich: *Cl. Claudiani* quae
 extant; recensuit perpetuaque adnotatione illu-
 stravit *Georgius Ludovicus Koenig*, Scholae Eui-
 tinensis Rector. *Tomus primus*. 1808. gr. Octavo
 I... 116 S. und I... 684 S. wird auch mit dem
 allgemeinen Titel ausgegeben: *Classici Romanorum*
scriptores. Volumen VIII. Der gelehrte Hr.
 Rector der Schule zu Eutin, König, der uns schon
 von Oldenburg aus, wo er am Gymnasium als
 Collaborator stand, als ein trefflicher Philolog be-
 kannt war, hat sich bey Uebernehmung der Arbeit,
 wie billig, an den festgesetzten Plan dieser Samm-
 lung von Ausgaben Römischer Classiker gehalten,
 und für Philologen, welche einen richtigen Text mit
 Erläuterung der Sachen und mit Erklärung der
 Sprache, nach dem eignen Stil des Schriftstellers,
 verlangen, eine lehrreiche Bearbeitung dieses spä-
 tern Classikers geliefert; denn darauf ist vorzüglich
 bey dieser Gattung Ausgaben Rücksicht genommen,
 daß es dem, der sie gebraucht, um philologische
 Kenntnisse zu thun ist, so daß das genaue Durch-
 lesen eines auf diese Weise erläuterten Schriftstellers
 gewisser Maßen eine Art von einem für diese Absicht
 gemachten philologischen Cursus werden kann. Am

eine Theorie der Ausgaben der Classiker mit Noten dachte man erst in unsern Zeiten. Ehemahls waren sie gemeinlich Rhapsodien verschiedener Art von dem, was einem Herausgeber eben beyfiel oder vorkam, oder was er herbezog, entweder in kritischer oder in philologischer Hinsicht; gemeinlich ausschließungsweise des Einen oder des Andern; Endlich, mit besserem Sinn, machten Gesner und Ernesti vorzüglich auf die Proprietät und Eigenthümlichkeit der Sprache aufmerksam, Heyne auf Regel und Kunst der Interpretation; er wählte dazu die vorzüglichsten Dichter. Bey aller leidenschaftlichen Beurtheilung konnte man die Sache nicht selbst verwerflich machen. Aber die Nachfolger hat man getabelt, mit einem Anschein von Grund und Recht; man konnte sagen: ein paar zum Vorbild aufgestellte Ausgaben dieser Art waren zum Zweck hinlänglich. In den Nachbildungen dieser Art Ausgaben mußte ein großer Theil der Anmerkungen, es mochte Sprache oder Sachen betreffen, Wiederholung werden; Aber es führten doch auch eben diese Ausgaben neue Anwendungen, mit Mannigfaltigkeit, herbei, und, wie in andern Dingen, fährt eben diese immer weiter, veranlaßt neue Ansichten, Stoff zu Verbesserung, Berichtigung, Bereicherung; der eingeschränkte leidenschaftliche Partengeist nimmt freylich dieß nicht wahr. Uebertreibung bleibt aber auf der andern Seite doch tadelnswürdig. Sollte dieß nicht auch der Fall bey dem Claudian seyn? einem Dichter, den man nie als musterhaften Classiker betrachten wird? Diese Seite der Frage ist dem Herausgeber nicht entgangen; er rechtfertiget seine Arbeit vorzüglich damit: Claudian ist kein Dichter für Schulen, nicht für frühe Bildung des guten Geschmacks; aber er ist ein Dichter für Erwachsene und Männer, welche

auch das Fehlerhafte gegen das Gute zu stellen, und das letztere dadurch anschaulich zu machen wissen; er ist für sein Zeitalter (und das war ein wichtiges Zeitalter!), für die Geschichte Theodosius und seiner Söhne, classisch. In der letzten Rücksicht hat sich Hr. K. ein Verdienst durch Zuziehung und Vergleichung der Geschichtsbücher, und durch die vorangesetzte *series rerum gestarum*, erworben. Die Geschichten jener Zeitperiode ziehen den jungen Mann freylich zu wenig an; sein Gefühl und seine Phantasie findet sich behaglicher im alten Athen und Rom; aber wer gelebt hat, findet in den Geschichten des sinkenden und gesunkenen Roms mehr Annäherung an die Zeiten, für welche ihn das Geschick aufbehalten hat, und Claudian gibt ein so anschauliches und frisches Gemälde seiner Zeit, als es uns kein Geschichtschreiber gegeben hat. Auf einer andern Seite ist die fleißige Anführung und Vergleichung der Dichter, die Claudian vor Augen hatte, sehr belehrend, und verwahrt gegen den falschen Geschmack, der das einfache Natürliche verschmähet, und nur für das Hochtönende, Ueberladene, Schwülstige, einnimmt. Auch unser Zeitalter sahen wir mehr als einmahl in diesen Geschmack sinken. Für das frühe Alter, bey brausendem Kopf und Drang des Gefühls, ist es häufig der Fall, und der Rec. weiß es aus eigener Erfahrung, daß Lucan, Statius, Claudian, und der Tragiker Seneca mehr an sich ziehen, als Virgil und Horaz. Ein guter Commentar, mit Bemerkung des schlechten Geschmacks, auf einen von diesen Dichtern angewendet, kann ein heilsam Heilmittel, gleich in frühern Jahren, werden; kann Andern als Verwahrungsmittel dienen; kein anderer alter Dichter ist aber geschickter dazu, als Claudian, der in einer Gattung sich auszeichnet,

welche an und für sich am meisten geschickt ist, das Widrige der Uebertreibung fühlbar zu machen. Alle panegyrische Reden und Gedichte, die auf gewisse immer wiederkehrende feyerliche Veranlassungen und Zeiten gehalten werden müssen, führen unausbleiblich zum schlechten Geschmack: der Wettseifer schafft Uebertreibungen von witzigen und sinureichen Gedanken und Wendungen, führt zu Schmeicheleyen, bis zur ekelhaftesten Art, mit den schädlichsten Eindrücken auch auf den, dem zum Anhören sie gehalten werden; der schlechte Geschmack ist aber das Ansteckendste vor allem. Daß Claudian seinen Kopf mehr mit Gelehrsamkeit angefüllt, als sein Gefühl und seinen Geschmack aus den Dichtern der guten Zeiten gebildet hatte, auch selbst von eignem Dichterfeuer nicht befeelt war, hat Hr. K. wohl bemerkt; er war ganz in rhetorischen Schulen verbildet; nichts entsprang aus eignem Gefühl, eigener Ansicht und Beobachtung, welches der Fall mit allen Nachbetern und mechanischen Nachahmern ist. Bey dem allem war Claudian, trotz seinem rhetorischen Flickwerk, seiner schulrechten Declamationen, Meister der Lateinischen Dichtersprache und des mechanischen Versbaues: eine Seite, von welcher betrachtet, er geschätzt zu werden verdient. Erleichtert und erschwert ward dem Herausgeber die Arbeit dadurch, daß bereits schon durch Andre, durch Barth, Nic. Heinsius, Burmann, Gesner, alle Fülle philologischer Gelehrsamkeit über den Claudian ausgegossen war; daß er diese Fülle nutzen mußte, versteht sich; es kam auf zweckmäßige Auswahl, und auf Ausfüllen dessen, was dagegen übergangen war, an; und hier hat Hr. K. Einsicht und Beurtheilung bewiesen; da er aber in sein Augenmerk zwey verschiedene Classen Leser aufgenommen hatte, junge Philologen, welche schon mit den großen Classikern bekannt sind, und

Männer, denen das Meiste aus dem frühern Unterricht halb wieder entfallen ist, und bey gegebener Veranlassung wieder ins Gedächtniß gebracht werden soll, zumahl da sie mehr der Sachen wegen lesen: so war es nicht zu verhüten, daß er sich im Erklären nicht zuweilen weiter verbreitete, als dagegen der Mann für nöthig erachten wird, der in die Noten nur dann steht, wenn er an Anstöße geräth. Indessen hat Hr. K. nicht, weil bereits ein Heinſius mit Andern vorausgegangen war, alle Critik bey Seite gesetzt. Man stößt auf einzelne Stellen, in denen er unechte Verse bezeichnet, Fehler der Lesart bemerkt, die gemachten Versuche, andre bereits wahrgenommene zu verbessern, beurtheilt (z. B. die Lesart in der merkwürdigen Stelle von den Hunnen in Rufin. I, 327. *frontemque secari ludus*. schützt er mit Recht gegen Burmann); selbst Versuche macht; auch stillschweigend (welches eine der besten Arten der Interpretation ist) gibt er die Erklärung des Sinnes durch bloße Anführung deutlicherer Ausdrücke aus Andern, z. B. in Rufin. praefat. *12 tripodas plenior aura rotat*, wird es deutlich, daß er, besser als Gesner, annimmt, *rotat se circa tripodas* sey fast so, wie *polus rotat astra*, statt *astra rotant se circa polum*, gesagt; II, 527. und *monte iniquo*, II, 32. sey so viel, als *incommodo*, das aus der beygefügtten Stelle erhellen soll, wo *mons asper et praeruptus* ist. In II, 469. ist wohl *porrigitur per geminos amnes*, längs beiden Strömen hin, nicht von einem an den andern, zu verstehen. Sich dahin ins Einzelne zu verlieren, würde dem Leser unster Anzeige weder fruchten, noch behagen. Auf das viele Fruchtbare und Lehrreiche aufmerksam zu machen, ist für uns eine nähere und andringendere Pflicht. Die Prolegomena sind für junge Leser lehrreich, indem nicht bloß das Literari-

sche vom Claudian, sondern auch, was von dem Dichter, seiner Dichtungsart, den Gattungen, der Ausführung, dem Stil, zu urtheilen ist, darin ausgeführt wird. Die episch-panegyrische Dichtart, mit ihren Fehlern, führt Gedanken herbei, die zu unsrer Zeit früh einzuprägen sind, um dem Hang zum falschen Bewundern und niederträchtigen Schmeicheln entgegen zu arbeiten, damit bey allem dem philologischen Gedächtnißkram der moralische Sinn, um welchen uns doch am meisten zu thun seyn muß, nicht ganz unbedacht und verwahrloset bleiben möge. Die vielleicht zu gedehnte Ausführung vieler nützlichen Lehren ist wohl auch dadurch entschuldiget, daß sie für junge, noch unerfahrene, Jünglinge geschrieben seyn sollte. Fehler, die dem Corrector entgangen sind, wird Hr. R. vermuthlich am Ende des zweyten Bandes verbessern; wie S. 68 *fraxinus iter* für *iret*, und vorher *Athamantheae* u. a.

H.

Dorpat.

Noch haben wir vom Hrn. Prof. Morgenstern ein Programm zur Ankündigung der Vorlesungen auf der Universität zu Dorpat anzuführen, worin er eine zu Niga aufgefunden und der Universitäts-Bibliothek von dem Besitzer, einem Senator von Essen, einverleibte Sammlung von Briefen aus dem 16., 17. und Anfang des 18. Jahrh. ankündigt. Von dem ersten Bande ist der Inhalt angegeben: es sind darunter Briefe von Bugenhagen, Athanas Kircher, Melancthon u. A. Von dem letztern ist ein academisches so genanntes Testimonium eingerückt, das er an einen M. Wenzel Michalowitz gegeben hat; er nennt ihn Heniochus, und nachher braucht er gens Heneta. Melancthon hielt also die Heneti für Slaven. Von dem zufälligen Fund selbst macht der Hr. Prof. W. eine artige Römisch-wizige Erzählung.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 2. April 1808.

Göttingen.

Denck

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 2. May angesetzt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinst., Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 5 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

E (3)

330 Göttingische gelehrte Anzeigen

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Allgemeine Wissenschaftskunde, oder eine Uebersicht der einzelnen Wissenschaften u. ihres Zusammenhanges unter einander, trägt Hr. Prof. Wenecke, nach Eschenburg (Ausg. 2.), um 5 Uhr vor.

Theologie.

Allgemeine Encyclopädie und Methodologie des theolog. Studiums, nebst der Literatur der Theologie, trägt Hr. M. Gesenius um 11 Uhr vor;

Allgemeine und besondere Einleitung in die Schriften des A. Testaments, mit Einschluß der Apocryphen, eben derselbe um 7 Uhr;

Exegetische Vorlesungen über das A. T.: Hr. Hofr. Eichhorn erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, den Jesaias um 10 Uhr; Hr. M. Gesenius, eine Auswahl der vorzüglichsten Psalmen und prophet. Stücke des A. T. in einer zu verabredenden Stunde.

Exegetische Vorlesungen über das N. T.: Hr. Hofr. Eichhorn erklärt die Schriften des Johannes und die Geschichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, die 3 ersten Evangelia um 9 Uhr; Hr. M. Wenzel, die vier Evangelia um 2 Uhr; Hr. M. Pland, die 3 ersten Evangelia, 6 Stunden wöch. um 7 Uhr, und Dinst. und Freyt. um 2 Uhr.

Die Dogmen-Geschichte trägt Hr. Consistorialrath Pland um 11 Uhr vor;

Die Moral, Hr. Consistorialr. Stäudlin, nach seiner "Philos. u. bibl. Moral, Göt. 1805", um 7 Uhr.

Von der Kirchengeschichte handelt Hr. Consistorialr. Pland die erste Hälfte um 8 Uhr ab; über die neuere Kirchengeschichte, von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrh., hält eben derselbe eine Vorlesung um 4 Uhr, die für diejenigen Zuhörer, welche bereits seine beiden Vorlesungen über die erste und zweite Hälfte der Kirchengeschichte besucht haben, als eine öffentliche gilt. Hr. Consistorialr. Stäudlin trägt die Universal-Geschichte der Christl. Kirche, nach seinem Handbuche (Hannover 1806), um 8 Uhr vor.

Die Homiletik lehrt Hr. Dr. Gräffe, 5 Stdn wöch., um 2 Uhr, nach seinem Lehrbuche (die Pastoral-Theologie in ihrem ganzen Umfange, Göt. 1803); auch setzt er die Uebungen des homiletischen Seminarium nach der bisher befolgten Einrichtung fort, und bestimmt zur Recension der gehaltenen Predigten die Abendstunde von 6 bis 7, zu Uebungen in der Declamation aber eine eigene Stunde.

Die theologischen Disputir- und Examinir- Uebungen setzt Hr. Consistorialr. Pland nach der bisherigen Einrichtung fort.

Die beiden philologischen Collegia publica, die von dem Hrn. geh. Justizr. Heyne und Hrn. Hofr. Mitscherlich mit besonderer Hinsicht auf solche Zuhörer gelesen werden, welche Theologie studiren, sind unter der Rubrik Philologische Wiss. erwähnt.

Fürdem Reperenten-Collegio wird Hr. M. Pland Mont. und Donnerst. um 1 Uhr die Critik des N. T. vortragen; und Hr. M. Gesenius die wichtigsten Beweisstellen der Dogmatik aus dem N. und A. T. in systematischer Ordnung erläutern.

Rechtsgelahrtheit.

Die Encyclopädie des gesammten Rechts trägt Hr. Hofr. Hugo, nach seinem "dritten Versuch einer juristischen Encyclopädie", um 3 Uhr vor;

Das Staatsrecht des Franzöf. Reiches und des Rheinischen Bundes, Hr. Hofr. v. Martens, 5 Stunden wöchentlich, um 7 Uhr;

Das Westphälische Staatsrecht, nebst dem allgemeinen Bundes-Staatsrecht, Hr. Dr. Spangenberg, 3 Stunden wöchentl. um 6 Uhr Ab., unentgeltlich;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Meister, nach seinem Handbuche, um 8 Uhr; Hr. Prof. Goede, nach Feuerbach, um 9 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Meister; Hr. Dr. Osburg, nach Feuerbach, in Verbindung mit den wichtigsten Controversen und allen Modificationen der neuesten Gesetzgebung;

Die Geschichte u. Alterthümer des Röm. Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach seinem "Lehrbuche 2c. 3. Versuch", um 7 Uhr.

Eine exegetische Vorlesung über die Beweisstellen für das heutige Röm. Recht, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Controversen, hält Hr. Dr. Pland, nach "Hugo's Chrestomathie der Beweisstellen 2c. 1807", 5 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr.

Die Institutionen liest Hr. Hofr. Waldeck, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Habernickel.

Die Pandecten trägt, nach J. H. Böhmer, Hr. Dr. Jordan in beliebigen Stunden vor;

Das System der Pandecten, Hr. Hofr. Waldeck, mit Beyfügung der Abweichungen des Napoleonischen Gesetzbuches, um 8 u. 10 Uhr; Hr. Hofr. Meister, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, täg-

lich um 10 Uhr, und Dinst. u. Donnerst. um 3 Uhr; Hr. Hofr. Hugo, nach seinem "Lehrbuch der Pandecten, 3. Versuch", um 8 Uhr; Hr. Assess. Dr. Bergmann, nach der Ordnung seines *Conspectus*, 2 Stdn täglich um 8 u. 10 Uhr; Hr. Dr. Planck, nach einem mitzutheilenden Entwurfe, 12 Stdn wöch. um 7 u. 9 Uhr; Hr. Dr. Spangenberg, 10 Stdn wöch. um 8 u. 10 Uhr; Hr. Dr. Osburg, nach Thibaut, in Verbindung mit den Controversen und allen Modificationen der neuerk Französischen Gesetzgebung;

Das Lehenrecht, Hr. Dr. Hartmann, nach eigener Ordnung, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 4 Uhr;

Das canonische Recht, Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handb. seines sel. Vaters, um 11 Uhr; Hr. Prof. Goede, nach Wiese, 5 Stunden wöch. um 7 Uhr;

Das Deutsche Recht, Hr. Dr. Hartmann, nach selbst gewählter Ordnung, 5 Stdn wöch. um 3 Uhr.

Vorlesungen über das bürgerliche Recht nach dem Napoleonischen Gesetzbuche: Hr. Hofr. Hugo hält in Franzöf. Sprache eine Vorlesung über dieses Gesetzbuch um 11 Uhr; Hr. Dr. Desterley, der ältere, erbiethet sich zu Privatissimis darüber; Hr. Dr. Quentin erläutert es nach seinen wichtigsten Abweichungen von den bisherigen gemeinen Rechten, Dinst. u. Freyt. um 2 Uhr unentgeltlich; Hr. Dr. Rothamel trägt ein System des Franzöf. Privat-Rechts, mit Rücksicht auf das Röm. Privat-Recht, vor; Hr. Assess. Dr. Bergmann handelt das Franzöf. Civil-Recht des Napoleonischen Gesetzbuches, nach einem den Zuhörern mitzutheilenden Plane, um 11 Uhr ab; Hr. Dr. Spangenberg trägt das Napoleonische Civil-Recht, nach seinen "*Institutiones juris civ. Napoleonei, Gött. bey Kuprecht 1808*", 5 Stdn wöch. um 5 Uhr vor.

Institutionen der gesammten im Königreich Westphalen geltenden Rechte wird Hr. Dr. Thoms 6 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vortragen.

Das Wechselrecht erläutert Hr. Dr. Thoms Mittw. u. Sonnab. um 3 Uhr, nach dem Code de Commerce, und gebraucht dabey als Leitfaden Martens Grundriß des Handelsrechts.

Die Theorie des bürgerlichen Processus trägt Hr. Hofr. Waldeck, nach Martin, um 2 Uhr vor; Hr. Dr. Desterley, der ältere, nach Grolmann, mit Rücksicht auf das im Code de procédure vorgeschriebne gerichtl. Verfahren; Hr. Dr. Münter, in Verbindung mit pract. Ausarbeitungen; Hr. Dr. Quentin, nach dem Code de procédure, 3 Stdn wöch. um 9 Uhr; Hr. Dr. Spangenberg, nach dem Code de procédure und dem Bulletin des lois du roy. de Westphalie, 4 Stdn wöch. um 3 Uhr; Hr. Dr. Osburg, nach Thibaut, mit steter Rücksicht auf den Code de procédure.

Die Elemente der gerichtl. Praxis erbiethet sich Hr. Dr. Thoms vorzutragen, und damit Ausarbeitungen u. ein juridisch-practisches Conversatorium zu verbinden.

Practische Vorlesungen: Hr. Hofr. v. Martens bestimmt für die erste Hälfte seiner in Franzöf. Sprache anzustellenden pract. Uebungen aus dem Völkerrechte die Stunde von 7 bis 8 des Sonnab., für die zweyte Hälfte die Stunde von 3 bis 4 Mittwochs. — Hr. Dr. Desterley, der ältere, hält ein Processuale Practicum um 7 Uhr M.; — Hr. Dr. Quentin um 11 Uhr 4 Stdn wöchentlich. — Hr. Assess. Dr. Ballhorn stellt Dinst. u. Donnerst. um 8 Uhr, pract. Uebungen nach der Pütterischen Methode an; ferner hält er Mont., Mittw. u. Freyt. um 8 Uhr ein Collegium practicum processuale, und Dinst. u. Donnerst. um 3 Uhr ein Relatorium. — Hr. Assess. Dr. Bergmann hält die beiden so genannten kleinern Practica in beliebiger Verbindung mit Uebun-

gen in mündl. Vorträgen, nach dem darüber bekannt gemachten Plane, jedes wöchentl. 2 Stundn um 3 Uhr. — Hr. Universitäts-Secr. Desterley hält nach seiner "Anleitung zur Referir-Kunst" ein Relatorium um 7 Uhr, und lehrt die Praxis des bürgerlichen Proceßes, mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten des gerichtlichen Verfahrens im Königreiche Westphalen, um 8 Uhr.

Zu Privatissimis, Examinatoriis und Repëtitoriis in den einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft erbietet sich Hr. Dr. Münter, Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Spangenberg, Hr. Dr. Osburg.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Die Literar. Geschichte der Medicin trägt Hr. Hofr. Blumenbach Mont., Mittw. und Freyt. um 4 Uhr vor;

Medicinsche Encyclopädie und Methodologie, Hr. Dr. Liebisch, 3 Stunden wöchentl.;

Die Osteologie, Hr. Hofr. Blumenbach, Dinst. und Donnerst. um 4 Uhr;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr. Professor Dr. Hempel Mont. und Donnerst. um 10 Uhr;

Die Lehre von den lymphatischen Gefäßen, Hr. Hofr. Wisberg, Freyt. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr. Hofr. Wisberg, Donnerst., Freyt. und Sonnab. um 6 Uhr N.;

Die Physiologie, Hr. Hofr. Blumenbach, 6 Stunden wöchentl. um 8 Uhr;

Allgemeine Physiologie, Hr. Dr. Liebisch, nach seinen "Aphorismen zc.", 5 Stunden wöchentl.;

Anthropologie, eben ders., nach seinem "Grundriss zc."

Ein Examinatorium über Anatomie und Physiologie hält Hr. Professor Dr. Hempel, 5 Stundn wöch. um 4 Uhr.

Die Diätetik trägt Hr. Hofr. Wisberg Mont., Dinst. und Mittw. um 8 Uhr vor;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr. Dr. Liebisch, nach s. während der Vorlesungen erscheinenden "Grundriss der Theorie der Medicin";

536 Göttingische gelehrte Anzeigen

Die Semiotik, Hr. Dr. Kunde, 4 Stdn wöch. um 4 Uhr.
Ueber die Geschichte und Literatur der gesammten
Heilmittel Lehre hält Hr. Drd. Kraus, 2 Stunden wöch.
eine unentgeltliche Vorlesung in Lateinischer Sprache.

Die Heilmittel-Lehre handelt Hr. Dr. Breden, in Ver-
bindung mit den Grundsätzen der allgem. Nosologie u. Thera-
pie, in einer demnächst zu bestimm. Stunde ab; Hr. Dr. Wini-
ker trägt die Heilmittel-Lehre um 8 Uhr vor; Hr. Dr. Kunde,
4 Stdn wöch. um 10 Uhr; Hr. Drd. Kraus, verbunden mit
Übungen im Receptschreiben, 6 Stdn wöch.;

Die specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer, 5
Stunden wöchentlich, um 6 Uhr.

Von der speciellen Therapie handelt Hr. Hofr. Richter
um 10 Uhr die erste Hälfte ab, welche die feberhaften Krank-
heiten begreift; Hr. Hofr. Stromeyer, um 7 Uhr, die zweyte
Hälfte, welche die chronischen Krankheiten zum Gegenstande
hat — Hr. Hofr. Himly trägt 5 Stunden um 3 Uhr, und
Sonnab. um 1 Uhr, die erste Hälfte seiner speciellen Nosolo-
gie und Therapie vor, welche die Krankheiten des Nerven-
systems, des Blutsystems, der Einsaugungs-Organen, der
Muskeln, der Schleimdrüsen u. s. w. begreift

Die Pathologie und Therapie der Krankheiten des
weibl. Geschlechts handelt Hr. Hofr. Witzberg, nach van
Doeveren, Mont., Dinst. und Mittw. um 6 Uhr N. ab;
Hr. Hofr. Oslander, um 8 Uhr.

Von der Manual-Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck
um 2, u. Ab. um 6 Uhr die erste Hälfte, welche von den Krank-
heiten der weichen Theile, mit Einschluß der Augenkrankhei-
ten, handelt, vor, woben er aus seiner zahlreichen Sammlung
den Gebrauch der chirurgischen Instrumente und Maschinen
zeigt, und seine Zuhörer an Cadavern in Verrichtung der
Operationen, und an lebendigen Menschen in Anlegung
der Bandagen und Maschinen übt.

Chirurgie mit Ausschluß der Augen- und Zahnkrank-
heiten, wird Hr. Dr. Schreiner täglich 2 Stunden, M. um
7, und Ab. um 6 Uhr, vortragen

Ueber die beste Einrichtung die Anwendungsart u.
den Mißbrauch der gebräuchlichsten chirurg. Instru-
mente hält eben derselbe eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Entbindungskunst trägt Hr. Hofr. Oslander um
9 Uhr vor, und benutz zugleich die im Entbindungshospitale
vorkommenden Fälle zu practischer Anweisung.

Die gerichtl. Arzneykunde und medicin. Polizey ist Hr. Hofr. Wrisberg, so wie auch Hr. Dr. Breden, vorzutragen erbötig.

Die gerichtl. Arzneykunde handelt Hr. Hofr. Oslander um 5 Uhr ab; Hr. Drd. Kraus, nach Koese, 5 Stdn wöch., nebst einer besondern Stunde zu Uebungen in der Abfassung medicinisch-gerichtl. Befundscheme und zu Versuchen an verwundeten und verätzten Thieren

Für die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen, sowohl in dem öffentlichen academ. Hospitale, als außer demselben, bestimmt Hr. Hofr. Himly die Stunde von 11 bis 12, und verweist desfalls auf die von ihm herausgegebene Schrift: Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen. Von Schroder. 1803.

Die chirurgischen klinischen Uebungen in dem chirurgischen Krankenhause setzt Hr. Prof. Langenbeck nach der bisherigen Einrichtung um 8 Uhr fort.

Die Thier-Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Alrer. Hr. Dr. Uhlendorff trägt, 5 Stdn wöch. um 9 Uhr die Gesundheitserhaltungskunde der vorzüglichsten Hausthiere vor, nebst der Beurtheilung derselben nach ihrem Aeuffern in Hinsicht auf Alrer, Fehler u. Krankheitsanlagen.

Zu einem Repetitorio über die vorzüglichsten Wissenschaften der Medicin, womit zugleich eine Revision und Beurtheilung der heilkundigen Theorie verbunden werden soll, erbietet sich Hr. Dr. Breden.

Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der Philosophie trägt Hr. M. Wenzel, 5 Stunden wöchentlich, um 8 Uhr vor;

Die Logik, nach vorangesetzter Erörterung der ersten Wahrheiten der Psychologie, und eine Einleitung in die ganze Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, 4 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr;

Logik, oder systemat. Einleitung in die ganze eigentl. so genannte Philosophie, Hr. Prof. Wildt um 6 Uhr M.;

Logik, und nach dieser eine allgemeine Einleitung in die Philosophie, Hr. Prof. Herbart, um 4 Uhr;

Gnoseologie (wovon die Logik einen Theil ausmacht), Hr. M. Keim, um 8 Uhr;

Metaphysik, Hr. Prof. Herbart um 11 Uhr;

538 Göttingische gelehrte Anzeigen

Practische Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach seinem während der Ferien erscheinenden Handbuche, um 4 Uhr; Hr. Prof. Herbart um 5 Uhr;

Lehrk., Hr. Hofr. Meiners, um 7 Uhr;

Moral-Philosophie, Hr. M. Kern um 4 Uhr;

Die Politik in ihrem ganzen Umfange, d. h. Staatsverfassung, u. Staatsverwaltungslehre, mit besonderer Hinsicht auf Staats-Oeconomie, Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr.

Den wichtigen Abschnitt der pract. Politik, vom Geldwesen, wird der Hr. geh. Justizr. von Schlözer, in einer öffentlichen Vorlesung, um 7 Uhr Abends abhandeln.

Ueber die Oeconomie hält Hr. Hofr. Beckmann eine Vorlesung um 4 Uhr, und macht im oconom. Garten seine Zuhörer mit den oconom. Pflanzen und dem Anbau derselben bekannt.

Ein practisches Collegium zur Uebung in schriftlichen Aufträgen über öconomische und cameralistische Gegenstände hält eben derselbe Donnerst. um 1 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Beckmann um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen u. Werkstätten hiesiger Stadt u. Gegend. Hr. Prof. Wildt trägt die Technologie gleichfalls um 10 Uhr vor, und macht in einer bequemen Stunde die erforderlichen technologischen Besuche.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Zibaut um 9 Uhr; Hr. M. Ebell, nach Kästner oder Häfeler's Auszuge, in einer belieb. Stunde; Hr. M. Schweins, nach seinem System der Geometrie, um 7 Uhr; Hr. M. Focke, mit Anwendungen auf dem Felde, in belieb. Stunden; Hr. Schullehrer Herbst, mit Anwendung auf besondere Fälle, in beliebigen Stunden;

Die Analysis endlicher Größen, Hr. M. Ebell, nach Kästner, in belieb. Stdn; Hr. M. Schrader, um 6 Uhr M.; Hr. M. Schweins, um 8 Uhr; Hr. M. Focke, verbunden mit der Combinationslehre etc.; Hr. Schullehrer Herbst, nach Euler;

Die Analysis des Unendlichen, Hr. Prof. Zibaut, um 3 Uhr; Hr. M. Focke, und Hr. Bau-Commissär Oppermann, in beliebigen Stunden;

Die juristische, politische und cameralistische Rechenkunst, Hr. M. Schweins um 9 Uhr;

Die Lehre von den Gleichungen, mit Anwendung auf polnische Arithmetik, Hr. M. Focke, in belieb. Stdn;

Politische Rechenkunst, nach eigenen Hefen, Hr. Schullehrer Herbst, in beliebigen Stunden;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell; Hr. M. Schrader; Hr. M. Schweins; Hr. Bau-Commiss. Oppermann, der damit eine Anleitung zum doppelten Buchhalten verbindet, nach Dictaten, um 7 Uhr; Hr. Schullehrer Herbst, mit besonderer Hinsicht auf kaufmännische u. öconom. Gegenstände;

Die practische Geometrie, Hr. Prof. Thibaut, um 11 Uhr; Hr. M. Ebell in belieb. Ordn.; Hr. M. Schrader, nach Mayer, drey Mahl wöchentl. Abends von 5 bis 7 Uhr; Hr. Bau-Commiss. Oppermann, verbunden mit dem Irwelliren u. mit der Anweisung, wie Holzvermessungen in Schläge getheilt werden können, von 6 bis 8 Uhr Abends;

Die Astronomie, Hr. Prof. Gauß um 7 Uhr M.; Hr. Prof. Harding, um 5 Uhr.

Ueber Zeitbestimmung hält Hr. Prof. Harding um 5 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die angewandte Mathematik lehrt Hr. M. Schweins um 11 Uhr;

Die Optik, Hr. Prof. Thibaut, um 7 Uhr M.

Die practische Mechanik, besonders für Cameralisten und Deconomen, trägt Hr. Bau-Commissär Oppermann, nach Kästner, um 1 Uhr vor.

In der Mühlen- und Wasser-Baukunst unterrichtet Hr. Bau-Commissär Oppermann.

Vitruvius Werk über die Baukunst, erläutert Hr. Prof. Fiorillo um 1 Uhr, u. verbindet damit eine Darstellung der Beschaffenheit der Architectur unter verschiedenen Völkern.

Die bürgerliche Baukunst, in Hinsicht sowohl auf bürgerliche, als öconomische Gebäude, und in Verbindung mit Ausarbeitungen, dem Bauanschlage und der Lehre von den wichtigsten Baufertigkeiten, handelt Hr. M. Ebell in beliebigen Stunden ab. Hr. M. Schrader trägt die Theorie der bürgerlichen Baukunst, nach Gilly, vor, und gibt in einer andern Stunde Anleitung zum architectonischen Zeichnen, woben vorzüglich auf zweckmäßige Erfindung und Anlegung der Gebäude und auf gehörige Ausarbeitung der Entwürfe Rücksicht genommen werden soll. Hr. Bau-Commiss. Oppermann lehrt die bürgerliche Baukunst, verbunden mit Entwürfen aus der schönen Baukunst und der Lehre von den wichtigsten Baufertigkeiten, um 9 Uhr, die öconomische

540 Göttingische gelehrte Anzeigen

Baufunst, nebst dem Bauanschlage, nach eigenen Dictaten, um 11 Uhr.

Militärische Encyclopädie trägt Hr. Hauptmann W. Klare, 6 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr vor.

In der niedern und höhern Tactik, so wie auch in andern Theilen der Kriegswissenschaft, ist eben derselbe Unterricht zu ertheilen bereit.

Zu Privatissimis in der Mathematik erbietet sich Hr. W. Schrader, und Hr. W. Schweins.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Hofr. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Zoologie wird Hr. Assf. W. Gravenhorst, nach eigenem Systeme, 5 Stunden wöchentl. um 9 Uhr vortragen; Deutsche Ornithologie, nach Bechstein, Dinst., Mittw. u. Freyt. um 11 Uhr; unentgeltlich systematische Entomologie, nach Linne, Fabricius und Latreille, Mont. und Donnerst. früh um 6 Uhr. Sein naturhistorisches Cabinet wird Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr für Jedermann zur nähern Ansicht und zur Selbstbelehrung offen stehen.

* Die Botanik lehrt Hr. Prof. Schrader um 7 Uhr; öconomische u. Forst-Botanik, nach f. Grundriffe, um 8 Uhr; medicinische Botanik, mit Voraussetzung der Anfangsgründe der allgemeinen Botanik, um 1 Uhr. Auch ist er erbötig, privatissime über einzelne Pflanzenfamilien (Gräser etc.) eine Vorlesung zu halten. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach Haug's Methode, Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr vor, und nimmt dabei vorzüglich Rücksicht auf die durch ihre gemeinnützigte Anwendbarkeit wichtigen Fossilien.

Naturphilosophie lehrt Hr. Prof. Wildt um 3 Uhr.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr vor;

Die physische Astronomie, Meteorologie u. Theorie der Erde, als die zweite Hälfte seiner physikalischen Vorlesung, eben derselbe, nach seinem Handbuche, um 11 Uhr;

Die phys. Geographie, Hr. Prof. Bunsen, um 7 Uhr W.;

Die theoret. Chemie, mit Versuchen erläutert, Hr. Prof. Stromeyer, nach f. "Grundriß etc.", 6 Stdn wöch. um 9 Uhr.

Eine Anleitung zur chemischen Analyse, mit besonderer Hinsicht auf pharmaceutische, metallurgische u. öconomische Zwecke, gibt Hr. Prof. Stromeyer privatissime Mont., Dinst. und Freyt. um 3 Uhr; in den Stunden von 2 bis 6 Mittw. u. Donnerst. aber wird er seinen Zuhörern im academ. Laboratorio Gelegenheit geben, die wichtigsten chemischen Arbeiten selbst zu verrichten.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- u. Völkerkunde, oder einen critischen u. systemat. Inbegriff unserer gegenwärtigen Kenntnisse der Erde u. der sie bewohnenden Völker, trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stdn wöch. um 6 Uhr M. vor, u. erläutert alles durch einen reichen Vorrath der besten und neuesten Karten, die er seinen Zuhörern vorlegen wird, so wie auch durch die ethnographische Sammlung in dem academischen Museum.

Die Diplomantik trägt Hr. Hofr. Eychen um 2 Uhr vor;
Die Geschichte der Religionen, Hr. Hofr. Meiners um 9 Uhr;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr.

Ueber die merkwürdigsten Begebenheiten des Mittelalters, besonders die Kreuzzüge, hält Hr. Hofr. Heeren eine öffentliche Vorlesung um 6 Uhr Abends.

Die Geschichte des neuern Europas u. seiner Colonien vom 16. Jahrh. an, trägt Hr. Hofr. Heeren, nach seinem bey Römer erscheinenden Handbuche, um 2 Uhr vor;

Die mittlere u. neuere Europäische Geschichte bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Sartorius um 3 Uhr;

Die Deutsche Reichsgeschichte, Hr. Dr. Kern, 5 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr;

Die Statistik der Rheinbundes-Staaten vorzügl. aber des Königr. Westphalen, Hr. Hofr. Sartorius um neun Uhr (nicht, wie im Latem. Cataloge steht, um 7 Uhr).

Ein Reise-Collegium erbiethet sich Hr. Hofr. Wrisberg, mit Benutzung seiner reichen Sammlungen von Büchern, Karten, Prospecten etc., privatissime zu halten.

Die Kirchengeschichte s. bey der Theologie.

Literatur.

Die allgemeine Literar. Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuf, 4 Stunden wöchentlich, vor;

542 Göttingische gelehrte Anzeigen

Die Geschichte der Griech. Literatur, Hr. M. Fiorillo ;
Geschichte und Critik der Deutschen Literatur, vor-
züglich der Deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit,
Hr. Hofr. Bouterwek Mont. und Frent. um 5 Uhr ;
Die Geschichte der Französischen Literatur, Hr.
Prof. Artaud, 4 Stundn wöchentl., in Französ. Sprache.
Die Vorlesungen über die Geschichte sowohl, als die
Literatur einzelner Wissenschaften und Künste, sind
bey jeder Wissenschaft und Kunst erwähnt.

Schöne Wissenschaften und Künste.

Ueber den Deutschen Styl hält Hr. Prof. Bunsen Mont.
und Donnerst. um 6 Uhr eine Vorlesung, und stellt zugleich
Uebungen im mündlichen und schriftlichen Vortrage an.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathe-
matischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Baukunst, Malerey, Bild-
hauerey, Steinschneidekunst zc. von der Wiederher-
stellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr.
Prof. Fiorillo, mit Benutzung der Kupferstichsammlung
auf der academischen Bibliothek, und in vorzüglicher
Hinsicht auf diejenigen, welche Italien und Frankreich
zu bereisen gedenken, privatissime um 7 Uhr ab. — Die
Zeichenkunst und Malerey, nebst der Perspective,
lehrt er theoretisch und practisch.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel
theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stun-
den ertheilen.

Alterthumskunde.

Die Griechischen Alterthümer trägt der Hr. geheime
Justizr. Heyne um 2 Uhr vor; Hr. M. Lünemann um 8 Uhr;
Die Römischen Alterthümer, Hr. M. Wunderlich, 5
Stunden wöchentlich, um 4 Uhr.

Philologische Wissenschaften.

Den Unterricht in der Arabischen Sprache setzt Hr.
Hofr. Eichhorn um 11 Uhr fort. Hr. M. Gesenius erläutert
Rosenmüller's Arabisches Elementar- und Lesebuch (Leip-
zig 1799) 3 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. M. Planck, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr. Zum Privat-Unterricht im Hebräischen erbiethet sich Hr. M. Geseuius.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament f. bey der Theologie.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Der Hr. geh. Justizr. Heyne liest öffentlich Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr mit den Mitgliedern des philologischen Seminarii, um sie im Interpretiren zu üben, die Trachimerinnen des Sophocles. Hr. Hofr. Mischerlich erklärt die tetralogia dramatum graecorum (Halaë Sax. 1787) um 6 Uhr Morgens; auch hält er um 8 Uhr ein öffentliches Collegium für die Studiosos theol., und liest mit ihnen zweckmäßig ausgewählte Stücke Griechischer Schriftsteller. Hr. Rector M. Suchfort erläutert Pindars Nemeische und Isthmische Oden; Hr. M. Fiorillo, die Odyssee; Hr. M. Lünemann, den Eriton und Phädon des Plato, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr; Hr. M. Wunderlich, die Perser des Aeschylus, und die Electra des Sophocles, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr. Zum Unterricht im Griechischen in beliebigen Stunden erbiethet sich Hr. Rector M. Suchfort, Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Wenzel, Hr. M. Lünemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Der Hr. geheime Justizr. Heyne fährt fort, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminaru im Latein-Schreiben und Sprechen zu üben; Donnerst. und Freyt. hält er ein Collegium publicum für die Studiosos theologiae, und bestimmt zur Interpretation das zwölfte Buch der Annalen des Tacitus. Hr. Hofr. Mischerlich erklärt Horazens Satiren und Briefe, um 7 Uhr; Hr. Rector M. Suchfort, die Argonautica des Valerius Flaccus um 7 Uhr; Hr. Director M. Kirsten, Cicero's Bücher de divinatione, 4 Stunden wöchentlich, um 4 Uhr, woben die beiden andern Stunden zu Uebungen im Lateinischen Styl und im Disputiren angesetzt sind. Hr. M. Wenzel erklärt die erste Hälfte von Cicero's Philippischen Reden Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich. Hr. M. Lünemann erklärt Cicero de natura deorum, 5 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr; Hr. M. Wunderlich hält

544 G. g. A. 54. St., d. n. 2. April 1808

über einige vorzügliche Abschnitte in Tacitus Annalen eine unentgeltliche Vorlesung. Unterricht im Lateinischen in beliebigen Stunden gibt Hr. Rector M. Suchfort, Hr. Director M. Kirken, Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Wenjel, Hr. M. Lunemann.

Neuere Sprachen und Literatur.

Eine Anleitung zur Kenntniß der ältern Deutschen Literatur, und zum Verständniß der besonders aus dem Schwäbischen Zeitalter übrigen Gedichte, wird Hr. Prof. Benecke privatissime geben.

Zum Privat-Unterricht in der Deutschen Sprache erbietet sich Hr. Director M. Kirken

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud und Hr. Rector von Chateaubourg. Hr. M. Dubois trägt um 6 Uhr Abends, nach seinem bey Dieterich gedruckten Grundriss, die Regeln der Französischen Sprache vor, und hält um 7 Uhr ein Conversatorium.

Ueber Shakspeare hält Hr. Prof. Benecke eine Vorlesung um 8 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Zum Unterricht im Englischen erbietet sich Hr. Brown.

Die Italiänische Sprache lehrt Hr. Rossi.

* * *

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Voigt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

Im Schreiben unterrichtet der Hedell Fricke als Universitäts-Schreibmeister.

* * *

Wegen der Logis kann man sich an den Logis Commissär, Hedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 4. April 1808.

Göttingen.

Am 29. März früh verschied nach einer kurzen Krankheit unser Herr Hofrath und ältester Professor der medicinischen Facultät, Heinrich August Wrisberg, im 69sten Jahre seines Alters.

Basel und Arau.

In der Samuel Glückischen Buchhandlung: Versuch eines Schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Samt einer Skizze einer Schweizerischen Dialektologie. Von Franz Joseph Stalder, Kammerer und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch. Erster Band. 1806. 505 Seiten in Octav.

Hr. Pf. Stalder hatte in seinen 1797 erschienenen Fragmenten über Entlebuch einen Beytrag zu einem Schweizerischen Idioticon, vorzüglich aus dem Canton Luzern, versprochen. Dieses Versprechen erfüllt er jetzt, aber in einer weit größern, die ganze Schweiz umfassenden, Ausdehnung; und er erfüllt es auf eine so wohl überlegte und zweckmäßige Art, daß ihm dafür der herzlichste Dank

§ (3)

aller Freunde der Deutschen Sprachkunde gebührt. Möge das Publicum durch die thätigste Unterstützung ihn in den Stand setzen, seine Arbeit bald und mit Freuden zu vollenden! Was noch zurück ist, wird Einen, höchstens zwey Bände füllen; denn dieser erste Band gehet bis G, diesen Buchstaben mit eingeschlossen, und unter B und D sind (was sehr zu billigen ist) die mit P und Z anfangenden Wörter bereits eingereiht. — Daß die genaue Bekanntschaft mit einer Mundart, in der sich so viel Altes erhalten hat, für die Erforschung der Deutschen Stammwörter und für die Entwicklung der Bildungsgeschichte unserer Sprache höchst lehrreich sey, das bedarf für Kenner dieses Faches keiner besondern Erwähnung. Weniger überflüssig aber möchte es vielleicht seyn, manchen Freund unserer altdeutschen Dichter darauf aufmerksam zu machen, daß in den Gegenden, wo der größte Theil jener Dichter lebte, noch heut zu Tage ihre Sprache lebt, und daß mithin ein Schweizerisches Idioticon keine kleine Hülfe zum richtigern Verstehen und zum lebendigern Ergreifen der Ueberreste jenes frühern Zeitalters gewährt. Hr. Pf. St. selbst hat nicht ermangelt, häufig Beispiele aus den Minnesängern und den Bonerschen Fabeln, so wie auch aus älteren Sprachdenkmälen, anzuführen. Uebrigens sollte sich, wie uns dünkt, der Gebrauch eines Idioticons, besonders eines Schweizerischen, nicht bloß auf den Sprachforscher beschränken. Eine Musterung zu halten über die Vorstellungen und Begriffe, zu deren Bezeichnung die Bewohner eines so merkwürdigen Landes durch äussere und innere eigenthümliche Natur und Art veranlaßt wurden, das ist gewiß für jeden denkenden Kopf eine eben so anziehende als fruchtbare Beschäftigung. — Der Unterschied, den der Verf. zwischen Idioticon und Dialectologie macht, ist ohne

Zweifel sehr richtig und zweckmäßig, so selten er bisher bey ähnlichen Arbeiten beachtet worden ist. In ein Idioticon gehören nur solche Wörter und Redensarten, die sich in der allgemeinen Sprache gar nicht, oder wenigstens nicht in der Bedeutung finden, die sie in der Mundart haben. Die Veränderungen hingegen, die bloß durch die Aussprache entstehen, machen den Gegenstand der Dialectologie aus. Diese Veränderungen müssen so viel als möglich auf allgemeine Regeln zurückgeführt, und diejenigen Abweichungen, die keiner allgemeinen Analogie folgen, einzeln angegeben werden. Eine Dialectologie der ganzen Schweiz läßt sich also bloß in so fern liefern, als man das Gemeinsame der vielen verschiedenen Dialecte einzelner Landstriche aushebt. Dieß, wie es scheint, wollte der Verf. in der vorangesetzten Skizze einer Schweizerischen Dialectologie leisten. Es steht dahin, ob es nicht besser gewesen wäre, fürs erste eine Darstellung irgend eines bestimmten einzelnen Dialectes zu geben, und ob sich überhaupt die Idee des Verf. auf eine vollkommen genügende Art ausführen läßt. Als Anhang der Dialectologie folgen, um wenigstens einiger Maßen Schweizerische Laute hörbar zu machen, sechs Volkslieder in eben so vielen verschiedenen Mundarten, unter denen uns das zweyte, von Hrn Vicar Buhn, den Volkston am glücklichsten zu treffen scheint. Warum wurden aber überall neue Lieder, Kinder der Kunst, gewählt? Vor die Ueberslieferung und die lebendige Stimme des Gesanges keine alten wahren Volkslieder dar? Als Probe der Mundart waren diese eben so brauchbar, in mehreren andern Hinsichten weit interessanter, als jene. — Eine Folge der richtigen Ansicht von dem, was eigentlich ein Idioticon seyn soll, und eine für den Gebrauch des Werkes sehr wohlthätige Folge, ist, daß der Verf. die der Schweiz eigen-

rhümlichen Wörter in Ansehung des Lautes und der schriftlichen Bezeichnung desselben in, so viel möglich, rein Deutsche Form umgießt, und bloß bisweilen in den Beispielen die Aussprache bald dieses, bald jenes Cantons darzustellen sucht, daß er also z. B. nicht *Ußner* oder *Ußerer* (Auswärtiger), sondern *Außner*, *Ausserer*, schreibt. Uebrigens ist jedes Wahl durch ein paar Buchstaben bemerkt, ob das aufgeführte Wort der ganzen Schweiz, oder nur einer besondern Gegend eigen ist. — Bey den etymologischen Bemerkungen zeigt sich größten Theils (denn einzelne Versehen zu rügen, ist nicht unseres Berufs) ein so richtiger Blick, daß dieses Beywerk dem Leser eben so gut Belehrung und Unterhaltung gewährt, als es dem Verf. bey dem Trocknen und Mühsamen seiner Arbeit zur Erholung diene. Auffallend ist hierbey die schon mehrmahls bemerkte Uebereinstimmung der Schweizerischen Mundart mit dem Niederdeutschen und den nördlichen, dem Niederdeutschen näher, als dem Hochdeutschen, verwandten Sprachen. Hr. Pf. Sr. hat bereits selbst nicht wenig Englische, Holländische, Schwedische u. m. dergl. Wörter angeführt, die offenbar mit seinen Schweizerischen Wörtern dieselben sind; und doch läßt sich hier noch eine große Nachlese halten. Das vortreffliche Bremisch-Niederländische Wörterbuch allein kann schon eine gute Ausbeute liefern. So wird *baustern*, *verbaustern* (wohin wohl auch *Posterli* gehört), durch das Niederdeutsche *büster*, *büstern*, *verbüstern* sehr aufgeklärt. *Bisen* in der ersten Bedeutung ist das Englische *to buzz*, in der zweyten das Niederdeutsche *bissen*; *pisten*, *pusten* Nd., *plämpern*, *plämpern* Nd. *Bläst* stimmt durchaus mit dem Engl. *blast* überein; *bolsterig* mit *boll* (ungeschmeidig) Nd.; *Präß* (Schwarm, Haufen) mit *Bräß*, *Brast* Nd.; *Jur* mit *fare* Engl.; *galt*

und guft mit gelt und güft Nd. vergl. *to geld* Engl.; Gauf mit Göpfe Nd., wofür sich im Hochdeutschen kein entsprechendes Wort findet. Die Redensart: ich muß daran glauben, ist eben so gut Niederdeutsch, als Schweizerisch (s. Brem. Wörterb. unter loven). Gnappen, Giesch, grannen, gropen und gruben, Gräubi (Greven, Nd.), gumpen, erinnern an die Engl. *nap. gash, grin, to creep* und *to grovel, gravy, to jump* u. dergl. mehr. Von einer andern Seite bietet die Schwäbische Mundart für die Einschichtung der Schweizerischen Wörter in ein allgemeines Deutsches Wurzel-Lexicon oder einen Leibnizischen Sprachquell viele sehr gute Aufklärungen dar. — Erläuterungen der ältern Sprache ließen sich natürlich nur da anbringen, wo das Alte nicht auch in der Schweiz veraltet ist. Dieß scheint z. B. in Ansehung des Wortes verwillen der Fall zu seyn, das zwar aufgeführt ist, aber nicht mit einer Bedeutung, welche auf Wachsmuot's Si treit ein *unvertwiltten* leip (Samml. der Minnesinger I. 178) anwendbar wäre. — Wenn der Verf., „um sein Wörterbuch auch für die Geschichte und Menschenkunde belehrend zu machen, bey Erklärungen mancher Schweizer-Idiotismen eine alte einheimische Sitte und Gebrauch seines theuern, ehemahls so glücklichen, Vaterlandes ins Andenken ruft“; — wer wird ihm nicht danken dafür, wer seinem herzpressenden ehemahls nicht einen Seufzer zollen?

Ueber die Vollständigkeit des Werkes darf sich der Recensent kein Urtheil anmaßen, auch würde es höchst unbillig seyn, diese von einem ersten Versuche zu fordern; jedoch wird auch in dieser Hinsicht ein günstiges Vorurtheil dadurch veranlaßt, daß es dem Verf. gelungen ist, aus verschiedenen Cantonen Beiträge zu erhalten, Vorzüglich verdient machte sich

um diese Unternehmung Hr. Bruner, Helfer am großen Münster zu Bern, der schon seit geraumer Zeit an einem Bernischen Idioticon sammelt, und nächst ihm die Herren Job. Utr. von Salis-Seewis, Sohn, in Bündten; Fischer, Pfarrer zu Tägerfelden im Argau; Kirchhofer, Pfarrer zu Siblingen in Schaffhausen; Locher, Pfarrer zu Ottenbach in Zürich; Steinmüller, Pfarrer zu Rheineck in St. Gallen. Wir halten es für Pflicht, die Namen dieser Männer auch hier anzuführen, und wünschen recht sehr, daß ihr rühmliches Beispiel auch in andern Gegenden der Schweiz Macheiferung erwecken möge. Besonders könnten die in mehreren Städten der Schweiz errichteten literarischen Gesellschaften, und die Herausgeber periodischer Schriften, sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie eifrig mitwirkten, einem so gut angelegten und ausgeführten Werke durch Ergänzungen und Berichtigungen die größte mögliche Vollkommenheit zu geben. Ein vollständiges Idioticon ist wohl nirgends die Arbeit eines Mannes, am wenigsten aber in der Schweiz. — Was die, nach S. 13 der Vorrede, ausgeschlossenen Verkürzungen der Laufnahmen betrifft, so möchten wohl mehrere Stimmen sich zu der Bitte vereinigen, diesen Verstoßen in einem Anhang ein kleines Plätzchen zu gönnen.

H. Göttingen.

Hr. Karl Ludwig Grave, aus Riga, erhielt am 12. März die Doctor- und Magisterwürde von der philosophischen Facultät; seine Streitschrift können wir mit völliger Zufriedenheit anzeigen: *de Pythagoreorum et Essenorum disciplina et sodalitiis: dissertatio inauguralis philosophico-historica.* Bey Dieterich. Quart 32 Seiten. Voraus als Einleitung eine kurze Uebersicht der vorzüglich-

sten Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Pythagoras, mit der Darstellung seiner Philosophie und Schule; sie war mehr auf practische Weisheit, Bürger und Staat, gerichtet, als auf speculative Philosophie. Hierauf folgt eine anziehende Schilderung der Lebensweise, des tugendhaften Wandels, und der nützlichen Thätigkeit eines Pythagoreischen Weisen. Wie ehrwürdig müßte jetzt noch eine solche philosophische Schule seyn! welche wahre Bildung müßte sie unter die Jugend, und hiermit unter alle Stände, verbreiten! Daß doch bey aller unsrer Aufklärung, Religion und Weltweisheit, alles dieses für uns nur ein Traumbild bleibt! Wie es scheint, können wir nur philosophisch grübeln und zanken. Um wie viel fruchtbarer ist die Auffassung dieser Seite der Geschichte, als das übertriebene Streben, die Sonderbarkeiten des Pythagoras und die Märchen von ihm und von seinen schwärmerischen Nachfolgern und Schülern in Anspruch zu nehmen! Der Geist des Alterthums, der aus dem Bildlichen der rohen Sprache hervorging, sich in symbolischen, kurzgefaßten, Apophtegmen, mehr und weniger bildlichen Sentenzen, auszudrücken, erzeugte die Pythagoreischen Symbole, deren Sinn nach und nach verkannt und mißgedeutet ward. Die Schule verfiel aus dem Practischen ins schwärmerische Speculative, und nur die Symbole erhielten sich, mit erdichteten Deutungen, auch wohl mit neuen, noch ungereimtern, Zusätzen. Warum hält man sich nicht lieber an Aristoxenus, Dicäarch u. a. der Aeltesten, von denen wir noch fragmentarische Nachrichten haben! Der Hr. M. schränkt die Begriffe von der Gemeinschaft der Güter ein; auch von der Echemythia. Die Verwirrung der Erzählungen scheint zu großem Theile der Vermischung der Begriffe in Ansehung der Verhältnisse seiner Schüler zuzuschreiben zu seyn. Was

man des Pythagoras Schule nennt, war nicht, oder doch nicht allein, eine bloße Lehrschule in einem Hörsaale, noch, nach Athenischer Philosophen Weise, durch sophistisches Differtiren oder durch Dialog; sie war dabey eine Einrichtung zur Ausübung der Lehren, ein Cönon, ein Kloster, aber nicht von religiöser, sondern practischer Menschen- und Bürgertugend; aus dieser wurden die Geübten zu ihrer Zeit entlassen, und zwar für bürgerliche Stände, Geschäfte, Magistraturen. Also blieben sie nicht Zeitlebens in der Anstalt. Unter diesen Entlassenen erhielt sich immer eine Gemeinschaft, eine Art Ordensverbindung, aber keine Secte, wenigstens keine bloß dogmatische. Anders verhielt es sich mit den Essäern, von denen der zweyte Abschnitt handelt. Diese machten eine Gemeinde, religiöser ascetischer Art, aus; sie war auf Absonderung von Profanen gebaut, erforderte vorgängige Prüfungen; borgte speculative Sätze aus der Deutung des Sinnes heiliger Bücher; sie hatte vier Classen, die von der Zeit der Aufnahme abhingen, in einem solchen Abstand, daß die aus der obern Classe sich durch Berührung der aus der untern verunreinigt hielten; vermuthlich weil diese noch ganz unvorbereitete, rohe Lehrlinge und Sünder enthielt. Schwärmererey mischte sich auch ein, wie in jede strenge Secte und Orden. Der dritte Abschnitt enthält die Vergleichung beider Institute; die sich aus dem Obigen leicht ergibt; die einzelnen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten führt der Hr. Dr. an, und fügt die Vermuthung hinzu, daß die Essäer von den Pythagoreern gewußt, und Etwas aus ihrem Institute nachgeahmt haben; und dazu gab der Aufenthalt der Juden in Alexandria Gelegenheit. Die Abhandlung empfiehlt sich durch Ordnung, Deutlichkeit und eine bessere Latinität, als sie gewöhnlich vorzukommen pflegt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. u. 57. St.

Den 7. April 1808.

Paris.

Gauß

Connoissance des tems, ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1808, publiée par le bureau des longitudes. De l'imprimerie impériale. 1806. 502 Seiten in Octav. — Dieselbe für das Jahr 1809. Eben das. 1807. 502 S. in Octav.

Mit diesen Jahrgängen der mit Recht so sehr geschätzten astronomischen Ephemeriden ist man wieder zu der gewöhnlichen Zeitrechnung zurück gekommen, nachdem 12 Jahrgänge (vom J. IV bis XII) in der Form des nun vergessenen republikanischen Kalenders erschienen waren. Die auch hier unverändert behaltene Einrichtung des astronomischen Kalenders selbst, und der damit verbundenen stehenden Artikel ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, uns dabey aufzuhalten. Nur in Ansehung der Tafel für die geographische Lage der vornehmsten Oerter der Erde — die gewöhnlich von Zeit zu Zeit einige Zusätze und Verbesserungen erhält, obwohl noch nicht überall auch ganz bekannte Bestimmungen benützt sind, und manche grobe

G (3)

Druckfehler von einem Jahrgange zum andern fortgepflanzt werden — bemerken wir die mit dem J. 1809 gemachte Veränderung, daß dieselbe nicht mehr, wie bisher, nach den Ländern geordnet ist, sondern für die ganze Erde alphabetisch in Einem fortläuft. Rec. würde hier der bisherigen Einrichtung vor dieser Neuerung den Vorzug geben, da es bey manchen Gelegenheiten bequem ist, die von einem Lande vorhandnen guten Ortsbestimmungen gleich beisammen zu haben. Wir wenden uns also sogleich zu den Zusätzen, die immer aus einer großen Anzahl schätzbarer Abhandlungen, Beobachtungen und interessanter Notizen bestehen, und den Ephemeriden einen bleibenden Werth für den Astronomen geben.

Die Redaction der Zusätze, welche bisher von Lalande besorgt war, hat vom J. 1808 an Delambre übernommen. Man hat zugleich mit diesem Jahre angefangen, und wird künftig fortfahren, sie mit den auf der Pariser kaiserl. Sternwarte von Bouvard angestellten Beobachtungen zu eröffnen. Diese regelmäßige Mittheilung der eben so zahlreichen als schätzbaren Beobachtungen, in derselben Manier, wie die Greenwicher bekannt gemacht werden, muß den Astronomen sehr willkommen seyn, und erhöhet den Werth der Connoissance des tems nicht wenig. Im Jahrgange 1808 nehmen die Beobachtungen vom 24. September 1803 bis 21. September 1804, nach einer kurzen Beschreibung der Instrumente, 83 Seiten ein. Das vortreffliche Passage-Instrument von Berge hat $2\frac{1}{2}$ Meter (92 Pariser Zoll) Brennweite, und 11 Centimeter (4 Zoll) Oeffnung, und ist im September 1803 aufgestellt. Die Uhr ist von Louis Berthoud; der achtfußige, mit achromatischem Fernrohre versehene, Mauerquadrant von Bird, ist derselbe, der ehemahls Lemonnier zugehörte.

Unter den Beobachtungen finden wir auch zahlreiche, bisher noch nicht benutzte, von der Ceres und Pallas. Angehängt sind Beobachtungen und parabolische Elemente des Kometen von 1804, und der beiden von 1805; von letztern jedoch nur die reducirten Längen und Breiten. An dieses astronomische Journal von Bouvard schließen sich an, Beobachtungen von Flaugergues zu Viviers, und von Vidal zu Toulouse; letztere bestehen in Culminationen des Mercur und der Venus, zum Theil in derselben Minute mit der Sonne von diesem scharfsehenden Astronomen beobachtet. Sonnenfinsternisse, Planeten- und Sternbedeckungen, von Scarpellizi zu Rom beobachtet, und zum Theil von Lalande berechnet. Von Lalande Beobachtungen der untern Conjunctionen der Venus von 1802 und 1804, und der Sonnenfinsterniß vom 11. Februar 1804 von mehreren Orten. Von eben demselben ein neues Verzeichniß der eignen Bewegung von 500 Sternen; Rec. zählt darunter 28, wo die jährliche eigne Bewegung in gerader Aufsteigung, und 15, wo sie in der Abweichung eine halbe Raum- Secunde übersteigt. Allein es scheint, daß Lalande auf die Ungleichheit der Präcession nicht gehörig Rücksicht genommen hat, obgleich er es ausdrücklich versichert; wenigstens finden wir, daß dieß bey dem Polarstern nicht geschehen, sondern schlechthin aus der Lacaille'schen Position von 1750 mit der v. Zach'schen von 1800 die jährliche beobachtete Bewegung in gerader Aufsteigung $173''18$ geschlossen, und diese mit der für 1800 (nicht, wie es seyn sollte, für 1775) berechneten Bewegung $207''52$ verglichen ist, wornach denn die jährliche eigne Bewegung ganz falsch $34''34$ gesetzt wird. — Von Prony eine Abhandlung über die Berechnung der geographischen Längen und

Breiten aus den Abständen vom Meridian, und Perpendikel auf dem elliptischen Sphäroid; seine Formeln sind zwar nur auf mäßige Abstände anwendbar, empfehlen sich aber durch ihre Einfachheit. Von Delambre eine neue sinnreiche Methode, die Configuration der Jupiterstrabanten bloß durch Rechnung vermittelst gewisser Hülfstafeln zu finden, wozu bisher gewöhnlich mechanische Hülfsmittel angewandt wurden. Von demselben die Geschichte der Astronomie für 1804 und 1805. Die Entdeckung der Juno nimmt hier, wie billig, den ersten Platz ein. Das Urtheil, daß jeder Astronom sich immer glücklich preisen würde, eine so große Entdeckung mit einem ganzen Jahre — vor Entdeckung der Ceres hätte gewiß Niemand Bedenken getragen, zu sagen, mit einem ganzen Leben — angestrebter Arbeit zu erkaufen, macht dem Französischen Astronomen Ehre. Dadurch, daß die Astronomie während sechs Jahren vier Mal so glücklich gewesen ist, eine so unschätzbare Bereicherung zu erhalten, kann wahrlich der Werth derselben im Preise nicht sinken: vielmehr müssen diese, hauptsächlich für Deutschland so glorreichen, Ereignisse den Muth und die Thätigkeit der Astronomen noch mehr anfeuern, da sie die Hoffnung auch zu künftigen ähnlichen glücklichen Erfolgen so sehr vermehren. Umso befremdender und mit jenem Urtheile gar nicht übereinstimmend ist die Kälte, mit welcher Delambre von dem vor sieben Jahren, noch vor Entdeckung der Ceres, in Ellienthal besonders von Hrn. von Zach entworfenen Plane, den ganzen Himmel unter eine Anzahl Astronomen zur fortgesetzten Nachforschung zu vertheilen, sich ausdrückt, woran Theil zu nehmen auch er eingeladen war. Er hält eine solche Verpflichtung für höchst beschwerlich und lang-

weilig, wo man jede Nacht stundenlang maschinenmäßig am unbeweglichen Fernrohr stehen und Sterne zählen müßte; er glaubt, Jeder, der Beruf zur Astronomie fühle, müsse dadurch ganz davon zurückgeschreckt werden; nur etwa beyläufig, so oft man den Mond, die andern Planeten und die größern Fixsterne beobachtet, solle man eine Begünstigung des Zufalls abwarten; nur der Verdienste eine solche Entdeckung zu machen, dem sie glücke, ohne darauf ausgegangen zu seyn, während er sich mit einem großen und wirklich nützlichem Zweck beschäftige u. s. w. Aeußerungen dieser Art von einem Manne, der seiner vielen verdienstlichen Arbeiten wegen so große Achtung verdient, dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Männer, deren Namen als eine Autorität gilt, sollten sich, dünkt uns, um so mehr vor Urtheilen hüten, die im Geiste unsers engstirnigen frivolten Jahrhunderts gesprochen zu seyn scheinen könnten, wo man die Musen zu ehren glaubt, indem man sie bloß zu Mägden unsrer Bedürfnisse herabwürdigt, oder, wie einer unsrer geistreichsten Schriftsteller sich ausdrückt, wo man in der erhabensten Astronomie die Gestirne nur als Schrittzähler und Wegweiser für Pfefferflotten schätzt. Wer nicht lebendig genug von der Wissenschaft erwärmt ist, um das Große der Entdeckung eines bisher unbekanntem, gleich der Erde unsrer Sonne regelmäßig umkreisenden, Weltkörpers zu fühlen, mit dessen Erscheinungen die Himmelsbeobachter noch nach Jahrtausenden sich beschäftigen werden; wessen erster Gedanke dabey ist, wozu wird eine solche Entdeckung nützen, dem haben wir weiter nichts zu sagen, als unsre Weber-

zeugung, daß eben die neuen Planeten die Veranlassung eines ganz neuen Schwunges der theoretischen und physischen Astronomie seyn werden. Wer aber andre Ansichten hat, und in den vom glücklichsten Erfolge gekrönten Nachforschungen unserer Olbers und Harding einen Grund zu der nicht chimärischen Hoffnung sieht, daß noch manche ähnliche glückliche Erfolge zu erwarten sind, der muß nothwendig lebhaft wünschen, daß jener Plan, welcher allein in einer von einzelnen Astronomen nicht zu umfassenden Unternehmung uns vom Zufall unabhängig machen kann, bald zur Ausführung kommen möge; dem wird es sehr erwünscht seyn, zu hören, daß ein wichtiger Schritt dazu bereits geschehen ist. Mit wahren Vergnügen geben wir die Nachricht, daß die Himmelstafeln unsers Hrn. Prof. Harding, wodurch der Unternehmung so vortreflich vorgearbeitet ist, der für die Wissenschaften bey uns so bedrängten Zeitumstände ungeachtet, ihrer endlichen Erscheinung sehr nahe sind. Es ist übrigens eine ganz ungegründete Vorstellung Delambre's, wenn er die Arbeit bey solchen Nachforschungen für so beschwerlich, zeitraubend und langweilig hält. Werden sie nur auf eine zweckmäßige Art angestellt, nicht mit feststehenden Instrumenten, sondern mit guten lichtstarken Nachfernrohren, so kann man in kurzer Zeit, so bald einmahl vollständige Karten entworfen sind, eine beträchtliche Strecke durchmusteren, und wird gewiß immer in dieser Beschäftigung eine angenehme Erholung von andern mechanischen Arbeiten der beobachtenden und rechnenden Astronomie finden: auch ist es keinesweges nothwendig, diese Durchmusterung jede Nacht vollständig zu wiederholen.

Nach dieser Abkündigung, die uns ein Wort zu seiner Zeit schien, kommen wir auf die übrigen Artikel jenes Aufsatzes zurück. Ueber die Kometen von 1804 und 1805; Schröder's und Harding's Beobachtungen des Saturnsringes; Schröder's und Herschel's Bestimmungen der Durchmesser der neuen Planeten; Piazzi's Beobachtungen der Parallaxe einiger Fixsterne. Einige aus den Berliner astronomischen Jahrbüchern entlehnte Formeln von Camerer und Olbers. Ueber Bowditch's u. Mendoza's Verfahren, scheinbare Mondabstände auf die wahren zu reduciren. Nachrichten aus dem zweyten Bande der Asiatic Researches über die Methoden der Hindus, die Sinustafeln zu berechnen. Die übrigen kleineren Artikel dieses Jahrganges enthalten Anzeigen verschiedener neuen astronomischer Werke; die officiellen Verhandlungen wegen Abschaffung des republikanischen, und Wiedereinführung des Gregorianischen Kalenders; Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 16. Junius 1806, und des letzten Merkursdurchganges; das Programm wegen des auf die Berechnung der Störungen der Pallas gesetzten Preises; einige Verbesserungen der Tafeln bey Lalande's Astronomie, und einen Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen zu Paris vom Jahr XII.

In dem Jahrgange für 1809 nehmen die auf der kaiserl. Sternwarte vom 23. Sept. 1804 bis zu Ende des Jahres 1805 angestellten Beobachtungen 108 S. ein. Die neuen Planeten, Ceres, Pallas und Juno, wurden 1804 fleißig im Meridian beobachtet, letztere bis zum 24. December; allein ungeru vermiffen wir Beobachtungen der Pallas und Ceres vom Ende des Jahres 1805. Von

den beiden Kometen des Jahres 1805 finden wir hier die Original-Beobachtungen. Hierauf folgen fünfjährige astronomische Beobachtungen Messier's, von 1760 . . . 1764, an welche sich die schon in frühern Bänden der *Connoissance des tems* mitgetheilten anschließen. Man findet hier eine Sonnenfinsterniß, zwey Mondfinsternisse, mehrere Verdeckungen von Fixsternen, auch eine des Mars, und eine große Menge Verfinsterungen der Jupiters-erabanten. Für Liebhaber der Meteorologie heben wir die Bemerkung aus, daß am 19. Julius 1760 zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags das Quecksilber-Thermometer in Paris auf 32 Grad stieg. — Astronomische Beobachtungen zu Biviers von Laugergues. — Von Burkhardt, Einrichtung des Käderwerks zur Darstellung der Bewegungen der Planeten; einige Bemerkungen, um bey verschiedenen Gelegenheiten den Gebrauch des Vordaischen Kreises schärfer, allgemeiner und bequemer zu machen; Untersuchungen über die eigne Bewegung unsers Sonnensystems aus Vergleichung der beobachteten eignen Bewegungen der Fixsterne: das Resultat davon ist, daß sich darüber noch wenig Befriedigendes ausmachen läßt. Einige ältere Chinesische Beobachtungen von Solstitien, aus einem vom Pater Gaubil an Delisle ehemahls eingeschickten, und auf der kais. Bibliothek verwahrten Manuscripte. — Noch von Burkhardt, Vorschlag einer neuen Einrichtung der Spiegel-Teleskope; er fängt die vom großen Spiegel zurückgeworfenen Strahlen in der halben Brennweite mit einem auf der Are entsetzten Planspiegel auf, der sie auf die Ocular, in dem durchbrochenen Hohlspiegel zurückschickt. Diese Einrichtung hat vor der Newtons-

schen den Vortheil, daß das ganze Teleskop bey einerley Brennweite des Spiegels nur halb so lang wird; dagegen wird dem großen Spiegel durch den kleinen (der im Durchmesser halb so groß seyn muß) ein Viertel des in die Röhre fallenden Lichtes entzogen: der Künstler Caroché wird die Ausführung des Vorschlags versuchen. — Bemerkungen über eine von Ducum in Bordeaux vorgeschlagene Methode, die Breite zur See durch zwey außer dem Meridian gemessene Höhen zu bestimmen, denen der Berichterstatter auch verschiedne eigne Zusätze über dieß Problem und die Douwes'sche Auflösung beygefügt hat. — Von Olmanns eine schätzbare Untersuchung über die Länge von Quito, nach Mondabständen, und Verfinsterungen von Jupiterstrahlenteu von Hrn. v. Humboldt und verschiedenen ältern Beobachtungen; sein Resultat für diese bisher so schwankend bestimmte Länge ist 5 U. 24' 20" westlich von Paris. — Ueber eine Stelle in Ptolemäus Geographie, die Projectionsart des Marinus von Tyrus betreffend, worin man sehr mit Unrecht schon die Spur von Mercators Projection zu erkennen geglaubt hatte. — Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno, von Poczobut und Reschke zu Wilna. — Von Henry strenge Formeln für die Parallaxe der Länge und Breite. — Ein neue Art Mikrometer, von Prony, die Idee, die hierbey zum Grunde liegt, ist so einfach, als sinreich, und kann auch bey andern Gelegenheiten mit Nutzen angewandt werden. Um nämlich dem beweglichen Faden (dem Läufer) eine sehr langsame Bewegung zu geben, ohne dazu einer Schraube mit sehr feinen Gängen zu bedürfen, die nicht leicht auszuführen ist, und bald wandelbar wird, löst er: ja

von durch eine Schraube mit ziemlich großen Gängen bewegen, allein auf beiden Seiten dieser Gänge gibt er der Schraube auf derselben Axe andre, etwas Weniges engere oder weitere, unter sich gleiche, Gänge, wozu die Muttern in der Büchse festsißen; auf diese Art wird die wahre Bewegung des Läufers nur von dem Unterschiede der beiden Arten von Gängen abhängen. — Auszüge aus einigen neuen astronomischen Schriften; interessant sind die Auszüge aus einer Abhandlung von Monnier über die Berechnung der Finsternisse im vieren Bande der Ephemeriden von Coimbra. — Geschichte der Astronomie für 1807; betrifft hauptsächlich die Entdeckung der Vesta; Deutsche Leser werden darüber hier nichts Neues antreffen. Von dem neuesten Kometen finden wir hier noch die ersten Beobachtungen von Chulis vom 21. und 22. September; die Declinationen nur in ganzen Minuten. Einige geographische Bestimmungen im Mitteländischen Meere und an dessen Küste, von Dionisio Alcalá Galiano. Den Beschluß dieses Jahrganges macht hier wieder ein Auszug aus Bouvard's meteorologischen Beobachtungen vom Jahr XIII.

von *W. v. Schlegel* Halle.

Ueber die Verjährung, von C. C. Dabelow. Zweyter Theil. Nebst einer kurzen systematischen Darstellung der Lehre von der Verjährung nach heiligen Rechts und einem vollständigen Register über den Ganzen. Halle 1807.

Außer dem auf dem Titel gekannten, kurzen Inhaltsverzeichnisse der vorliegende Band die zweyte, dritte und vierte Abtheilung des Werkes. — In der zweyten

ten Abtheilung wird die Theorie der schützenden Verjährung vorgetragen. Unter dieser Rubrik handelt der Verf. in zwey Kapiteln eine so genannte praescriptio praetoria servitutuum und die praescriptio immemorialis ab. Die erste ist den Römern, so wie allen Neuern, unbekannt, und ist allein aus einer unrichtigen Ansicht der praescriptio servitutuum (Rh. I. S. 37. 48. 49. 50. 55. 75.) und durch eine falsche Erklärung der L. 10. D. si serv. vind. entstanden. Hier, in der Beurtheilung des zweyten Bandes, kann nur das letzte erwiesen werden. Die angegebene Stelle, die einzige, welche Hr. D. in diesem Kapitel anführt, sagt, daß derjenige, qui diturno usu, et longa quasi possessione, jus aquae ducendae nactus est, keinen andern Grund seines Rechtes nachzuweisen brauche, sondern so gut wie jeder andere, der eine Sache präscribirt hat (nach dem Rechte vor Justinians Verordnung), eine actio utilis anstellen könne, wenn er zeige per annos tot usum se non vi, non clam, non precario possidisse, d. i. wenn er darthue, daß er weder vi, noch clam, noch precario und in der Ueberzeugung, hierzu befugt zu seyn, dieses Recht so lange ausgeübt habe. L. 1. §. 10. 19. D. de aqua quot. L. 1. §. 6. 7. D. de itin. L. 25. D. quom. serv. am. Sie spricht also sehr deutlich von der Erwerbung eines Rechtes durch Gebrauch, und erfordert hierzu gerade daselbe, was nach Hrn. D. eigenen Grundsätzen bey der Erwerbung der Servituten durch Verjährung nothwendig ist: bona fides, Besitz, und Ablauf der Zeit (Rh. I. S. 277, 359). — Die im zweyten Kapitel dargestellte Verjährung existirt eben so wenig als schützende Verjährung. Dem Römischen Rechte ist sie völlig unbekannt, indem alle Stellen dieser Gesetze

gebung, welche hierher gezogen werden, nur die Frage beantworten: In wie fern bey einem opus manufactum, cujus memoria non extat, die actio aquae pluviae arcendae angestellt werden könne, d. i. in wie fern die vetustas operis diese Klage ausschliesse? In den neuern Gesetzgebungen kömmt die praescriptio immemorialis zwar allerdings vor, allein hier wird sie, nach Hrn. D. eigenem Geständnisse, als Supplement der Adquisitio- und Extinctio-Verjährung betrachtet. — Bey unserer so ganz verschiedenen Ansicht enthalten wir uns um so mehr alles Urtheils über den Inhalt dieser Abhandlung, da wir völlig überzeugt sind, daß hier bey der Dürftigkeit unserer Quellen, oder vielmehr bey dem gänzlichen Mangel aller gesetzlichen Bestimmungen, kein vollständiges System gebildet werden könne. Wir erlauben uns daher nur noch die Frage, warum in irgend einem Falle der Ablauf von 10 und mehreren Jahren nothwendig seyn soll, damit der Besizer bey seinem Besitze geschützt werde (Th. I. Einl. S. 10)?

• Die dritte Abtheilung enthält die Theorie der bestärkenden Verjährung. Nach der Meinung des Verf. muß in allen Fällen, wo die Requisite einer Gewohnheit vorhanden sind, diese noch durch den Ablauf von 30 . . . 50 Jahren bestärkt werden, wenn nicht aus Thatsachen die stillschweigende Einwilligung des Regenten oder der interessirten Theile geschlossen werden kann. Es hat wohl keinen Zweifel, daß zur Begründung einer Gewohnheit der Ablauf einer Zeit erforderlich wird, weil sie sich ohne diesen gar nicht denken läßt: aber warum sollen hierzu wenigstens 30 Jahre nothwendig seyn?

• Die letzte Abhandlung handelt von der Extinctio-Verjährung. Wir wollen nicht mit dem Verfasser

rechten, daß er unter dieser Rubrik die *praescriptio actionum et exceptionum*, den Verlust der Servituten und Markt-Privilegien durch Nichtgebrauch, und die *praescriptio aduocationum* abhandelt, da ihm diese Verbindung, welche sehr Vieles gegen sich hat, und zu großen Verwirrungen Anlaß gibt, nicht eigenthümlich ist. Wir tadeln daher nur, daß er von der *restitutio in integrum*, von dem Rechte des Fiscus auf die *bona vacantia*, von der Bitte um Separation des Vermögens des Erblassers von dem des Erben, von der Untersuchung über den Status eines Verstorbenen, und von der *agnitio honorum possessionis*, welche nach dem Ablaufe einer gewissen Zeit nicht mehr zulässig sind, bey der *praescriptio actionum* gehandelt hat.

Die Abhandlung zerfällt in sieben Kapitel. I. Geschichte. II. General-Theorie. III. Special-Theorie. IV. Abweichende Bestimmungen der übrigen in Deutschland geltenden Rechte. V. Supplemente der Römischen Theorie in Grundlage des vorigen Kapitels. VI. Vorzüglich streitige Punkte in der Lehre von der erlöschenden Verjährung. VII. Recapitulation dieser Lehre in ihren Grundzügen. — In der Geschichte der Verjährung der Klagen gibt der Verf. zu viel auf die Auctorität des Griechischen Rechtes, welches bey ihm überhaupt zu großes Gewicht zu haben scheint. Er nimmt an, daß schon lange vor Theodos nach der Analogie desselben ein regelmäßiger Verjährungs-Termin von 20 Jahren für alle Civil-Klagen eingeführt worden sey. Dieser Meinung, welche er noch durch einige andere Gründe zu unterstützen sucht, stehen mehrere Stellen sehr deutlich entgegen, welche er sich, zum Theile, wiewohl vergeblich, zu entfernen bemüht hat.

Vielleicht ist es eine Folge dieser Ansicht, daß §. 156. mehrere Klagen noch als unverjährbar behandelt werden, von welchen Juristen, die lange vor Theodos lebten, behaupten, daß sie perpetuo angestellt werden konnten.

In der Lehre vom Verlust der Servituten durch Nichtgebrauch läßt der Verf. die *usucapio libertaris* für keine wahre *Usucapion* gelten, "weil der Gesetzgeber, der Natur der Sache nach, hier an keine solche habe denken können", und weil bey ihr die Bedingungen der *usucapio* (b. f. und *justus titulus*) nicht erfordert würden. Aus diesem Grunde soll denn hier *usucapio* im Sinne des ältern Rechtes gebraucht seyn. Diese Erklärung scheint uns selbst mit Hrn. D's. Begriffen von *usucapio* nicht übereinzustimmen, und kann um so weniger genügen, da, wie wir in der Beurtheilung des ersten Bandes bewiesen haben, diese Begriffe nicht gerechtfertigt werden können. Nach unserm Dafürhalten verhält sich die Sache auf folgende Weise: Alle *Servitutes praediorum rusticorum* sind nur quasi in dem Besitze des Eigenthümers des *praedium dominans*. und werden allein durch Handlungen des Berechtigten, oder derjenigen, welche für ihn handeln, ausgeübt. Der Gebrauch der Servituten bey einem *praedium urbanum* hingegen erfordert keine Handlungen, und die Servitut selbst wird von dem Eigenthümer des *praedium dominans* zugleich mit diesem besessen. *L. 32. §. 1. D. de serv. praed. urb.* Daher verliert der Eigenthümer bey den ersten durch den Nichtgebrauch seinen Quasi-Besitz, und beweiset, wenn er diesen 10 oder 20 Jahre fortsetzt, daß ihm die Servitut unnütz sey,

und daß er sie aufgeben wolle. Von den Servitutes praediorum urbanorum ist dieß natürlich anders. Der Eigenthümer des praedium dommans besitzt die Servitut wirklich, und befindet sich in beständiger Ausübung seines Rechtes, so lange nicht der Untergang des Gebäudes, oder fremde Handlungen ihn daran hindern. Zum Verluste seines Rechtes durch non usus sind demnach, da dieser im ersten Falle nicht schadet, solche Handlungen nothwendig, d. i. es wird erfordert, daß sich der Eigenthümer des praedium serviens in den Besitz seiner Freiheit setze, und daß er diese durch Usucapion erwerbe. Diese setzt natürlich, wie jede andere Usucapion, einen b. f. angefangenen und nicht unterbrochenen Besitz und den Ablauf der gesetzlich bestimmten Zeit voraus: ein iustus titulus ist dagegen bei derselben nicht nothwendig, weil dieser schon in dem Eigenthume an dem praedium serviens liegt. Auch die accessio possessionis hat hier ganz nach den gewöhnlichen Regeln Statt, wovon, wie Hr. D. glaubt, die L. 32. §. 1. D. de servit. praed. urb. keine Ausnahme macht, weil sie einen Fall voraussetzt, wo der Besitz unterbrochen worden, wo also niemahls accessio possessionis möglich ist.

Am Schlusse fügt Rec. noch die ernstliche Versicherung hinzu, daß er Hrn. D. nicht kennt, und sich bei Einsendung der Recension des ersten Bandes auf keine Weise in Collision mit demselben befand, und noch nicht befindet, wenn man die durch diese Recension entstandenen Mißverhältnisse ausnehmen will. Die Beurtheilung des ersten, so wie dieses Bandes, ist daher nur eine Folge seiner Ueberzeugung, welches eine unbefangene Ver-

568 G. g. A. 56. u. 57. St., den 7. April 1808.

gleichung mit dem Buche ohnehin zeigen wird. Mit dieser allgemeinen Versicherung verbinden wir die Beantwortung der uns gemachten Vorwürfe. Was den ersten betrifft, so haben wir Hrn. D. nirgends Grobheit vorgeworfen, sondern ihn nur intolerant genannt, wenn er die Römischen und neueren Juristen falscher Ansichten und singularer Meinungen beschuldigt, so bald ihm ihre Aussprüche nicht gefallen. Diese Intoleranz, oder, wie man es sonst nennen will, läßt er sich sehr häufig zu Schulden kommen. Außer den in der Recension angeführten sind uns noch vorzüglich folgende Beispiele aufgefallen: S. 207 V. S. 309 Note t. S. 317 Note i S. 318 Note l. S. 320 Note p. S. 346 Note o. S. 357 Note i. S. 374 Note b. S. 384 Note r. S. 130 Note k. S. 138, 198. Dieser Vorwurf ist demnach nicht ungegründet. Die Ansicht zweyten, welche im Anfange der Recension aufgestellt wurde, ist dem Verfasser allerdings unbekannt. Wenigstens hat er nicht bewiesen, daß er sie gekannt habe, was hier völlig dasselbe ist. Diese Behauptung rechtfertigt sich schon daraus, daß Hr. D. die Theorie des Römischen und natürlichen Eigenthums, der res mancipi und nec mancipi, welche mit unserer Ansicht in der genauesten und nothwendigsten Verbindung steht, weder in dem Buche abgehandelt, noch bewiesen hat, daß er sie verstehe. Einen dritten Vorwurf zu beantworten sind wir nicht im Stande, weil Hr. D. sich nicht bestimmt genug erklärt hat, und wir nicht errathen können, welche Stelle der Recension er meine.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 9. April 1808.

Theorie der Statistik.

Fortsetzung von oben, St. 26, S. 249.

Ansbach.

(6) Bey der Witwe Hauelsen, 1804: Ueber den Begriff der Statistik; ein historisch-kritischer Versuch, von M. Georg Friedr. Daniel Goetz, Prof. der Geschichte und Philosophie, und Schloßbibliothekar. 110 Octavseiten. Unterschrieben, Ansbach 1 Jun. 1804. Sichtbar schreibt hier Hr. G. über ein eben nicht mehr schweres Thema, von dem aber er durchaus noch keinen Begriff hat. Er war an einige der neueren statistischen Compendien gerathen; aus diesen wenigen (manchen erst aus der dritten Hand, vorzüglich aus Gatterer's Welt-Statistik von etwas über 7 Bogen), ist die volle Hälfte seiner 6½ Bogen, mit gesunden Fingern (mit Tagelöhner-Fleiß, S. 64), meist wörtlich abgeschrieben. Das Uebrige, was ihm selbst angehören mag, besteht in Verwirrungen, Widersprüchen, und irrigen, zum Theil abenteuerlichen Behauptungen. Hiezu kommt noch das Widerlichste, daß er, voll von Anmaßung, und reich an

H (3)

flingenden Phrasen, aus der Tiefe seiner Ignoranz, Richterblicke auf Conring, Achenwall u. A., hinauf wirft, und ihnen logische Mißgriffe, Inconsequenz ic., Schuld gibt: einzig und allein, weil er sie nicht verstand, sie noch nicht fassen kann.

Laut der Vorrede war es "sein längst gefaßter Plan, den noch so unbestimmten Begriff der Statistif, und ihr Verhältniß zur Geschichte, Geographie, Topographie, Völkerkunde, dem Staatsrecht, und der Politik, historisch-critisch zu untersuchen, und zu bestimmen". Welche Begriffe hat Hr. G. von allen den eben genannten Wissenschaften! Geographie und Topographie führt er, in der Folge auch, immer als verschiedene Wissenschaften auf: verhalten sie sich denn nicht bloß zu einander, wie das Ganze zum Theil? — Welcher Deutsche Statistiker kennt das Verhältniß zwischen Geographie und Statistif nicht? Selbst in Frankreich hat die ehemahls darüber geführte Dispute, längst ein Ende. — Wen braucht man noch über den Unterschied zwischen Statistif und Politik zu belehren? Jene gibt an, *quid validum*, *quid aegrum* (TACT.) in einem Reiche sey; diese, wie das *validum* zu erhalten, und zu vermehren, das *aegrum* zu curiren sey. Wer sieht hier nicht gerade das Verhältniß, wie zwischen Kenntniß des menschlichen Körpers und der Heilkunst? Nur einige Franzosen wollten beide mit einander verbinden, aber ihren Unterschied kannten sie wohl. — Endlich, Hr. G. will Statistif und Staatsrecht trennen, beide nicht im Verhältniß des Ganzen zum Theil ansehen, (*positives*) Staatsrecht (Regierungsform, Constitution) nicht für einen integrierenden Theil der Statistif anerkennen? Der Professor der Geschichte hat nicht von Holland, Polen und Deutschland abstrahirt, daß das Schicksal großer Völker von ihrer Regierungsform abhängt!

Hrn. Hofr. Meusel tadelt er S. 66, daß er immer Statsrecht mit in seine Statistiken gebracht habe: unbegreiflich! Ist denn ein einziger Deutscher Statistiker, der dieß nicht gethan, weil er es thun mußte? Die Französische Statistik thut das noch zur Zeit nicht; ein anderer Rec. hat das schon in unsern Gel. Anz. 1806, St. 100, S. 997, gerügt.

Aber der Verf. jammert in Einem fort, durch alle 6½ Vogen hindurch, über die bisherige "Verunstaltung des wahren Wesens der Statistik; sie sey ein Gemische von mehren selbstständigen Disciplinen geworden: sie selbst müsse eine selbstständige Wissenschaft, müsse von allen fremdartigen Bestandtheilen gereinigt, auf ihr eignes Gebiet zurückgeführt, ihr erborgter Schimmer, ihre angemessenen Besitzungen zurückgegeben werden: in dieses Chaos müsse (S. 51) ein ordnender Geist" (Hr. Goeß?) "Licht bringen, damit man endlich einmahl zu einer genauen Bestimmung komme". — "Gemische"? Hier liegt vielleicht die Hauptverirrung des Verf. Wohl kann die Statistik fremder Unterstützung so wenig, als die meisten andern Wissenschaften, entbehren: aber sie nützt sie zu andern Zwecken (zu höherem gar, ließ sich der Verf. selbst S. 100 entfallen). Der Uhrmacher borgt vielleicht von 100 Gelehrten, Künstlern, und Handwerkern, Kenntnisse und Werkzeuge, um ein Product, Uhr genannt, zu verfertigen: ist deßhalb die Uhrmacherkunst nur ein Gemische, keine selbstständige Kunst?

Doch hier nicht zu gedenken, wie oft Hr. G. sich selbst widerspricht, da nach S. 19 ja Otto schon die Statistik als eine selbstständige Wissenschaft behandelt hat; und nach S. 78 schon in der vom Verf. aufgestellten 3ten Periode der Cultur dieser Wissenschaft, von Gatterer bis Schneidawind, Reinigung und Klarheit eingetreten ist; und nach S. 86 es

mit dem Begriff der Statistik zum Durchbruch gekommen: so blieb es dem Rec. lange ein Räthsel, wie es möglich gewesen, daß Hr. G. ignoriren sollte, daß alle seine oben geäußerte Wünsche, schon seit dem J. 1749 erfüllt, alle seine Besorgnisse geheben seyen, folglich seine ganze Schrift, wenn sie auch nicht total verunglückt wäre, wenigstens unnöthig und unnützlich sey. Denn er kennt ja den Mann, der alles dieß längst geleistet hat; er citirt ihn sehr oft, nennt ihn gar S. 18, 20, den zweyten Vater der Statistik (wen hält er für den ersten? etwa nach seinen Ideen, David, Moses, oder Nimrod? hiervon künftig): er kennt ihn — Achenwall, der, in der 5ten und letzten von ihm selbst im J. 1767 besorgten Ausgabe seines Handbuchs, die Statistik S. 3 definirt, durch "Inbegriff der wirklichen (S. 5 nothwendigsten) Stats-Merkwürdigkeiten eines Reichs". Jeder nicht-stumpfe Leser mußte wohl hier merken, daß auf der Selbst Stats- (vollends da hinten drein "eines Reichs" folgte) ein Gewicht, ein Kriterium liege, um diese Classe von Merkwürdigkeiten von so vielen andern, literarischen, physikalischen, geographischen u. c. u. c., zu unterscheiden, und sie davon auszuschließen. Doch zum Ueberflus schickt Achenwall jenem großen Worte eine Erklärung voraus: "in jedem einzelnen State", sagt er, "erblicke man eine unendliche Menge von Sachen, so darin wirklich angetroffen würden; unter diesen seyen einige, welche seine Wohlfahrt in einem merklichen Grade angingen, entweder daß sie solche hinderren, oder beförderten: man könne selbige Stats-Merkwürdigkeiten nennen". Kann Etwas deutlicher, bestimmter, gesagt werden? Doch noch mehr, S. 5 hilft A. seiner Definition noch mit einer ausführlichen Description nach, die Hr. Donnant majestätisch nennt; und die nun die neue

Wissenschaft von allen andern mit ihr verwandten, durch die schärfsten Grenzlinien abschneitt. Und alles das begriff Hr. G. nicht? Zwar hie und da schießt ihm ein Strahl von der Achenwall'schen Idee in die Seele (S. 8, 31, 86); aber er entschwindet ihm gleich wieder. Wie ihm dieses Unglück begegnet sey, hat endlich Kec. entdeckt. Hr. G. fand das Wort *Stats-Merkwürdigkeiten*, schnitt aber die erste Sylbe ab, und setzte sie hinten hin; durch diese Inversion hieß es nun *Merkwürdigkeiten des Stats*, und der ganze Sinn war geändert: so wie etwa ein Anfänger in der Deutschen Sprache, "ein Glas Wein, und ein Weinglas", mit einander verwechseln würde. (Daß Hr. Donnant übersetzte, "*la connoissance approfondie des choses remarquables et vraiment existantes d'un Etat*", ist diesem eher zu verzeihen: denn in seiner armen Sprache kann das Ideenschwangre Wort nicht anders, als durch Umschreibung ausgedrückt werden). Dieser Verstoß wäre nun nur bloß eine Lächerlichkeit; aber er wird dadurch ernsthaft, weil er Hrn. G. verleitet, Achenwall's Verläumder zu werden. Vorausgesetzt, A. nehme alle *Merkwürdigkeiten*, die sich in einem State vorfinden, in die Statistik auf; so würde diese also ein *Sammelfurium*: folglich (S. 36) sey durch seine Erklärung nichts gewonnen; folglich (S. 80) habe er bloß den vorgefundnen [alten confusen] Begriff aufgenommen. Namentlich vermische er Geographie mit Statistik; er, der S. 8 sagt: "die Betrachtung des Landes gebe Anlaß zu allerhand politischen Anmerkungen; . . . das Uebrige werde aus der Schul-Geographie vorausgesetzt, oder gehöre nicht in die Sphäre der Statistik". Auch Geschichte vermische er damit? eine wirkliche Chicane; man lese seine Stelle S. 6. Von Politik gar nichts zu erwähnen, als daß der Mann Jahr aus und ein

3 verschiedene Collegia, über Statistik, Politik, und Europäische Geschichte, las.

Nun noch einige nur wenige Proben von gar seltsamen Behauptungen anderer Art des Verf. S. 11, "man bemerke, daß Gelehrte lebenslänglich, entweder die Religion lehren, oder über Recht sprechen ic., welche die Frage über den Begriff ihrer Wissenschaft in Verlegenheit setze: diesen müßte die Forderung nimmermehr erlassen werden, vor allem sich den richtigen Begriff derselben zu erwerben"! — S. 23, Conring habe die Statistik unter den Deutschen zuerst wissenschaftlich bearbeitet. (Wo ist ein Schatten von Wissenschaftlichem in Conring's beiden Hauptschriften? Auch widerspricht sich hier wieder S. 28 der Verf. selbst offenbar). — S. 26, 29, Conring habe vorzüglich bey seiner Statistik den *Nanfovino* vor Augen gehabt (dessen Länderbeschreibung er wahrscheinlich nie mit Einem Auge gesehen); und er selbst, Conring, habe allen nachfolgenden Statistikern zum Muster gedient! — S. 18, Conring habe die Statistik gleichsam nur als einen Anhang zur Politik betrachtet; Achenwall aber sey geneigt gewesen, die Politik zum Anhang der Statistik zu machen! u. s. w. Eine Menge kleinerer Fehler sind keiner Rüge würdig.

Das Unnützigste in der ganzen Broschüre findet sich S. 23-77: da sollen die Plane aller Compendien-schreiber, von Conring bis auf Schneidawind, beschreiben werden. Plane? Nu, Plan und Plan ist verschieden. Wenn der Hr. Schloß-Bibliothekar seine (jetzt nur noch 8000) Bände in 3 Zimmerchen aufstellte, in das Eine Folianten oder Franzbände, in das andre Quartanten oder Pergamentbände, in das 3te kleiner Format oder broschirt: das würde er wohl auch einen Plan nennen? aber auffer ihm Niemand. Was er Plan in den Compendien nennt, und

meist aus Gatterer'n abschreibt, sind nichts als Rubriken, Summarien, Indices, dessen, was jeder in sein Buch gezogen hat, so wie ein S. ohne Zusammenhang auf den andern folgt. Wer z. B. mit Geographie anfing, der beschrieb natürlich, Einer wie der Andre, Nahmen, Lage und Grenzen, Größe, Einteilung ic. Dergleichen schreibt er nun ab von Walch's Statistik (aus Gatterer'n) S. 46-49, von Gatterer'n S. 55-60, von Gadebusch S. 67-75, und Schneidawind S. 76, oft einzelne Worte in einzelne gesperrte Zeilen gesetzt, damit die Fr. Verlegerinn Einen Bogen mehr honoriren müßte. — Wer den Plan einer ausgeführten Statistik untersuchen will, sehe sich erstlich um nach dem Princip, was der Verf. aufgestellt, nach dem Gesichtspunct, von dem er ausgeht, um ihn dann richten zu können, ob er etwas Ueberflüssiges hinein gebracht (Gänse, Gnadenjahr, Küster, S. 69, 71); dann, ob er etwas Wesentliches ausgelassen, oder wenigstens schlecht behandelt habe (zwar in der Rubrike von Kriegsmacht die Zahl der Regimenter, und gar ihre Uniformen, aber nicht ihre Stärke; auch nichts von dem Recrutirungs- und Armirungssystem, nichts von der innern Administration und Deconomie der Armee zum Ganzen, zur Bevölkerung, zum Fabrikzustand ic., angegeben hätte). Und zweitens, welche Ordnung, Methode, er habe, um so viele heterogene Materien, nicht bloß als Aggregat, willkürlich, in Sphen hinter einander hinzuwerfen.

Doch der Leser eilet zu der großen Entdeckung fort, endlich einmahl von Hrn. G. den bestimmten Begriff der Statistik zu lernen. S. 7-13 hatte er ein Langes und Breites über den Gemein-Ort gesprochen, daß es keine geringe Forderung sey, einen richtigen, völlig bestimmten Begriff einer Wissenschaft zu besitzen. Am Ende (S. 86) sagt er: "wo man

den halben Weg so gebahnt finde, mache es wenig Ehre, nicht bis zum Ziel fortschreiten zu wollen. Im Eingang (S. 7 folg.) habe er die Erhebung eines dunkeln oder vieldeutigen und verworrenen Begriffs überhaupt, zur Deutlichkeit und völligen Bestimmtheit, philosophisch (!) gezeigt" u. s. w. Und nun erscheint die sehnlich erwartete neue Definition S. 88: "Darstellung der gegenwärtigen Verfassung eines Stats": diß Wort kömmt bis zu Ende häufig vor, et quantum poterat, dicebat Verfassung! Ein unglücklicheres Wort hätte der Verf. für die Achenwallischen Stats-Merkwürdigkeiten eines Reichs, gar nicht wählen können. Denn einmahl, was versteht er unter Verfassung? muß das nicht aufs neue definiert, wenigstens erklärt oder beschrieben, werden? Und dann, hat schon seit geraumer Zeit, der Sprachgebrauch, bey den meisten Statistifern, das Wort Statsverfassung fixirt; es bedeutet das positive Statsrecht, die Regierungsform, die Constitution: nun aber diese will ja Hr. G. aus der Statistik völlig verweisen (s. oben)? Eine 3te Bedeutung, da Egoisten die größten, allmählich eingeschlichenen, verjährten, Mißbräuche dadurch erhalten wollen, daß sie sie als zur Verfassung gehörig angeben — eine Bedeutung, die in dem Proceffe seines braven Landmannes in Vaireuth zur Sprache kam, s. Boffens Zeiten, Novbr. 1807 — läßt sich gar nicht denken. — Nun nach seiner Definition, die keine Definition ist, stellt er S. 91-96 seinen Plan auf, der kein Plan ist, sondern ein Aggregat ohne allen Zusammenhang, in XIII Numern; Num. VIII Statseinkünfte, dann Num. IX Polizei; XII militärische, dann XIII gerichtliche Verfassung: bey dem Arrangement nach Franz-, Pergament- und broschirten Bänden, war doch noch ein Grund von Einheit sichtbar, hier aber

gar keiner. Bey einzelnen Rubriken wagt er sich in ein Detail, wo der Geschäftsmann (der practische Statistiker) lächeln wird, wenn er sich S. 92 aufgefodert siehet, von Gemüse, Futterkräutern, Gänsen zc., speciell und nahmentlich Notiz zu nehmen (nur allgemeine, kunstgerechte, vollständige Tabellen über Landbau und Viehzucht zc. sind sein Studium). Aber menschenfreundlich erschrecken wird eben dieser Geschäftsmann, wenn ihn Hr. G. S. 93, hinweist, dem Kaufmann abzufragen, wie viel der reine Gewinn eines Jeden und Aller sey, d. i. nach altdeutschem Ausdruck, dem Bürger in den Beutel zu gucken: wo hat diß ein auch häßter Herrscher, sich je erlaubt!

Bamberg und Würzburg.

(7) Bey Göbhardt, 1805: Statistik der Europäischen Staten; bearbeitet von Konrad Mannert, Prof. der Geschichte zu Würzburg. 458 Octavseiten. Wie viel Europäische Staten, und welche, hier bearbeitet sind, kann Rec. nicht angeben; denn sie sind nicht numerirt, nicht einmahl ein Index von denselben ist da; sogar Columnentitel fehlen. Der erste der Staten ist Rußland, der letzte ist die (weil.) Republik der 7 Inseln. Doch eine Anzeige dieser Statistiken gehört nicht hieher, sondern bloß, was der berühmte Verf. über Theorie der Statistik, in einer Vorrede und der so genannten Einleitung, zwar äußerst kurz, aber sachenreich, äussert. Rec. empfiehlt diese nur 10 Seiten, vorzüglich Hrn. Goëß, um anzuschauen, wie unendlich Hrn. Mannert's Ideen von den seinigen verschieden sind, wie genau sie aber im Wesentlichen, wenn gleich nicht in den Ausdrücken, mit denen harmoniren, welche Rec. in die vorstehende Anzeige der Goëßischen Schrift, als die

Achenwallischen, und zugleich als die seinigen, niedergelegt hat. Hr. M. definiert diese Wissenschaft, wie *"rucht"*, durch "Darstellung von den Kräften eines Stats". Kräfte — wenn man auch negative Kräfte, Mängel und Gebrechen, suppliren wollte — möchte doch Rec. nicht mit Stats-Merkwürdigkeiten eines Reichs vertauschen, vollends wenn gleich hinterher die Bestimmung von "Einfluß in die Wohlfart der Nation, in so fern solche befördert oder gehindert wird", folgte. Dann würde es fast unmöglich, daß sich je wieder ein Statistiker, so wie Hr. Goeß, verirre. Ueberblick des Allgemeinen", den Hr. M. an allen bisherigen Statistiken vermißt, wird sicherlich durch die Achenwallische Bestimmung hervorgehoben. Die Anordnung, die Hr. M. dem ganzen statistischen Stoff gibt, ist auf kein Princip gegründet, macht kein System, sondern nur ein willkürliches Aggregat ohne Zusammenhang.

(Der Schluß nächstens).

~~Alten~~ Frankfurt au der Oder.

Geschichte des Byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge; von K. D. Hüllmann, Professor der Geschichte. Preisschrift, gekrönt von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. 1808. 144 Seiten in Octav.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften machte vor zwey Jahren die Geschichte des Handels von Constantinopel während, und zunächst nach den Kreuzzügen, zum Gegenstand einer Preisfrage, deren Beantwortung einen der dunkelsten, aber interessantesten, Gegenstände des Mittelalters aufhellen, und selbst auch zugleich auf einige verwandte Punkte Lichtstrahlen fallen lassen mußte, von denen es sich erwarten läßt, daß sie noch einen Reiz zu neuen und erweiterten Forschungen geben

werden. Constantinopel war in jener Periode der Mittelpunct eines Handels, der vom östlichsten Asien bis zum westlichen Europa reichte; die Untersuchung über seinen Handel mußte also nothwendig in einem gewissen Grade Untersuchung über den damaligen Welthandel werden; aber um sie auf den Umfang zu beschränken, den eine Preisabhandlung nothwendig haben muß, ward nur die Erläuterung des Handels jener Hauptstadt gefordert. Nur Eine Schrift war eingelaufen; aber glücklicher Weise erfüllte diese die gefaßten Erwartungen so, daß man keinen Augenblick anstand, sie des Preises für würdig zu erklären. Eine fast Alles umfassende Belesenheit in den Quellen der verschiedenen Zweige der Geschichte, die hier in Betracht kamen; ein vorurtheilsfreier Untersuchungsgeist; eine deutliche Anordnung, und anspruchlose Ausführung vereinigten sich, um ihr die ertheilte Krone zu verschaffen. Der Gang, den ihr Verfasser genommen hat, und wovon wir unsern Lesern glauben Rechenenschaft abstaten zu müssen, ist folgender. Die Einleitung, Byzanz und Constantinopel überschrieben, wirft nicht nur einen Blick auf diese Stadt, sondern auch auf den ältern Gang des Asiatischen Landhandels. Der Verfasser beginnt alsdann seinen Hauptgegenstand mit der Untersuchung über die Staats-Monopolien. Schon seit den Zeiten Justinians, ihres Haupturhebers, umfaßten diese alle erste Lebensbedürfnisse; und so war es noch in den Zeiten der Kreuzzüge. Constantinopel hatte darin also viele Aehnlichkeit mit dem neuern Rom; und konnte, ungeachtet seiner so viel vortheilhaftern Lage für den Handel, doch nie eigentliche Handelsstadt werden, wenn es auch ein Hauptplatz für den Handel war. Indes mögen doch auch andre Ursachen

dazu beygetragen haben, dieß zu verhindern. Constantinopel lag an keinem großen Strome; ein Umstand, der von großer Wichtigkeit ist; und wohl einen Einwurf gegen das abgeben kann, was man so oft von der einzigen Lage dieser Hauptstadt für den Welthandel sagen hört. In dem zweyten Hauptstück folgt nun die Untersuchung über den freyen Handel; zuerst den Morgenländischen Handel; und dieser wieder zuerst nach den Handelswegen. Der Verf. unterscheidet hier zwey Perioden, die erste bis zu Ende des 12. Jahrhunderts. Er hat diese Gelegenheit erariffen, um die ältere Handelsverbindung zwischen Venedig und Constantinopel zu erläutern. Die Geschichte läßt es uns an Datis fehlen, ihren Ursprung darzulegen; aber die Umstände, wodurch sie herbeigeführt ward, die elende Politik der Byzantiner, das Bedürfniß des Bestandes der Venezianer gegen die Arabische Seemacht, sind sehr gut erläutert. Aber warum überschrieb der Verf. diesen Abschnitt: Warenzug über Aegypten und Syrien? Es könnte zu der falschen Idee Veranlassung geben, daß Constantinopel seine Waren über Aegypten erhalten habe: welches bey dem feindlichen Verhältnisse mit den Arabern doch kaum zu glauben ist. Auch die Venezianer trieben damahls wohl schwerlich einen regelmäßigen Verkehr mit Aegypten. Das aus Dandolo bekannte Factum von den 10 Schiffen, welche den Körper des heil. Marcus nach Venedig führten, zeigt wohl eher das Gegentheil. Denn es heißt ausdrücklich, sie seyen durch den Wind dahin verschlagen; und das Ganze wird als ein außerordentlicher Vorfall erzählt. Mit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, seitdem Constantinopel in den Händen der Franken war, ward freylich Alles anders. Die Häfen am schwarzen

Meere, besonders die Colonien, welche Venezianer und Genueser hier stifteten, wurden jetzt die Stapelplätze der Waren des Orients. Sie erhielten sie auf einem doppelten Wege, theils auf dem uralten Handelswege, der nördlich von dem Caspischen Meere von der Bucharey herkam, und der schon in Herodots Zeitalter gebraucht ward; theils dem über Armenien und dessen Hauptstadt Tiflis, welche damahls ein Haupt-Mittelpunct des Asiatischen Landhandels, nicht nur für die aus den östlichen, sondern auch aus den südlichen Provinzen, von Bagdad und Bassora, herkommenden Waren, war. (Beide Straßen waren schon im Alterthum gewöhnlich; die über Armenien war ohnehin von der Natur vorgeschrieben. Um die dürren und brennenden Steppen von Mesopotamien, und die dort umher streifenden Räuberhorden zu vermeiden, ging die Haupt-Handelsstraße, — wie sie auch schon Herodot beschrieb, — durch Südarmenien, und so weiter durch Medien nach Indien.) Die Wiederaufrichtung des Byzantinischen Throns, durch Hülfe der Genueser, 1261, gab dem Handel der Venezianer in der Hauptstadt und in dem schwarzen Meere zwar anfangs einen Stoß; sie wurden aber doch für die Folge weder aus Constantinopel, noch aus dem schwarzen Meere gänzlich verdrängt. Vielmehr ward dieser anfängliche Verlust für sie die Veranlassung zu der Erweiterung ihres Handels. Ihr großer und offener Verkehr mit Alexandrien, über welches sie seitdem hauptsächlich, wenn gleich nicht ausschließend, die Asiatischen Producte zogen, begann seit dieser Zeit. Sie schlossen sich überhaupt seitdem an die Saracenischen Fürsten an; so wie die Genueser an die Byzantiner; und die Folge davon waren die Handels-Tractaten, welche sie seit jener Epoche mit den Morgenländischen Fürsten schlossen.

Es konnte nicht in dem Gesichtskreise des Verf. liegen, diese Gegenstände weiter zu verfolgen. Viel mehr wendet er sich S. 66 zu der Aufzählung der Gegenstände des Morgenländischen Handels. Man sieht daraus, daß er wechselseitig war; und daß so gut Producte des Abendlandes nach dem Orient gingen, als von dem Orient nach dem Occident. Freylich war dabey in Rücksicht des baren Geldes, um uns des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, ohne Zweifel die Bilanz auf der Seite des Morgenlandes; und nach der hohen Weisheit unsrer practischen Staatswirthe hätte also dieser ganze Umsatz gesperrt, und höchlich verpönt werden müssen; damit ja das Geld im Lande bliebe, hätte eine ewige Barbarey den Occident bedecken mögen! Aber die Weisheit dieser Weisen ist schon im Mittelalter zur Thorheit geworden, noch ehe sie sie selber einmahl erfunden hatten; denn trotz jener unglücklichen Handels-Bilanz wurde der Occident nicht arm, sondern reich; und blühendere Handelsstädte, als alle ihre Finanzkünste sie je werden schaffen können, erhoben sich in den Gefilden von Italien, Deutschland, den Niederlanden! Kann die Geschichte lauter die Kunst predigen, die Länder glücklich zu machen? Der zweyte Abschnitt erhält die Darstellung des Abendländischen Handels; in zwey Perioden, nach den Völkerschäften, die ihn führten; die erste bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts; Avaren, Bulgaren und Ungern; eine kurze, aber mit Gelehrsamkeit durchgeführte, Untersuchung. Die zweyte, vom zwölften bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Der Verf. gehet davon aus, daß kein Großhandel zwischen Italien und Deutschland bis gegen das Ende der Kreuzzüge bestanden habe. So wenig zu Lande über die Alpen; als zur See nach den Niederlanden. Er hat vollkommen Recht, wenn

er die Behauptungen anderer, zum Theil berühmter, Schriftsteller über den Verkehr zwischen Venedig, und Nürnberg und Augsburg, schon in oder gar vor den Zeiten der Kreuzzüge verwirft; und würde noch größere Bestätigungen dafür in Koths Geschichte des Nürnberger Handels gefunden haben. Der Handelsverkehr zwischen Nürnberg und Venedig knüpfte sich erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts an, und wurde erst im fünfzehnten recht groß und bedeutend. — Verkehr zwischen Constantinopel und den nordwestlichen Ländern; hier also von dem Handel, den die Städte Oberdeutschlands mit Constantinopel trieben. (Der vermeinte Indische Warenzug über die Wolga und die Ostsee wird mit Recht von dem Verf. für eine Fabel erklärt.) Dieser war schon im zwölften Jahrhundert bedeutend; wie sich auch leicht erwarten ließ, seitdem die Straßen an der Donau durch die Kreuzzüge zu vielbetretenen Heerstraßen wurden. Deshalb waren es auch die Städte an diesem Strom, besonders Wien und Regensburg, welche sich dieses Handels bemächtigten; und ein interessantes Schauspiel ist es, zu sehen, wie er sich von diesen theils nach den Niederländischen Städten, theils nach denen an der Oder, und selbst der Weichsel, verbreitete. — Gegenstände des Abendländischen Handels; Exporten nach zwey alten Zoll-Tarifen (einen dritten hat Holzmann in dem Hercynischen Magazin bekannt gemacht). Importen nach dem Orient, mit großer Belesenheit aus einzelnen Nachrichten zusammengestellt. — Dritter Abschnitt: Nordischer Handel. Hier also von dem Verkehr mit Rußland. Die Grundlage davon bildete die Handelsverbindung, in welcher Constantinopel von jeher mit der Nordküste des schwarzen Meeres stand; die vom siebenten bis zum zwölften Jahrhundert mit

den dort herrschenden Nationen, Chazaren, Persern, Kumanen, beständig Statt fand. Ueber den Handel mit den Russen sind theils aus den Byzantinern, theils aus Nestor, vortreffliche Aufklärungen gegeben. Die Russischen Handelsleute genossen in Constantinopel besonders deßhalb eine vorzügliche Achtung und Aufnahme, weil sie, wie die vornehmen Polnischen Juden auf den Deutschen Messen, die Agenten der Russischen Magnaten und großen Güterbesitzer waren; also große Einkäufe machten. Sie bildeten Caravanen, die aus Nowgorod, Tschernijew und andern Orten in Kiew sich versammelten, und von dort nach Constantinopel zogen. Die Byzantiner, die ihnen die Waren lieferten, genossen dadurch eines bereichernden Zwischenhandels. Die Italiäner und Deutschen suchten daher bald directe Handelsverbindungen mit den Russen. Die Byzantiner nahmen zu Handelsverboten und Zwang ihre Zuflucht; und schlugen sich dadurch, wie gewöhnlich, selber eine Wunde. — Das dritte Hauptstück endlich ist, Verfassung des freien Handels, überschrieben; und zeigt die Natur des Constantinopolischen Handels als eines fast ganz passiven, aber sehr reichen, Zwischenhandels.

Wir rechnen die gegenwärtige Schrift zu denjenigen, welche ein erwünschtes Licht über einen der wichtigsten Gegenstände des Mittelalters geworfen haben; und freuen uns derselben auf das innigste: da wir in dem Verfasser nicht nur einen unfehlbarsten und tiefsten Geschichtsforscher, im vollsten Sinne des Wortes, anerkennen; sondern da wir auch mit Sicherheit voraussehen, daß die einmal hier gebrochene Bahn, sey es von dem Verfasser, oder sey es von Andern, bald weiter verfolgt werden wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 11. April 1808.

Breslau.

Ben Korn, dem ältern: Beiträge zur genauern Kenntniß der alten Welt. Erster Theil. 1806. Octav S. 1 . . . XIII und 1 . . . 226. Hinter der Vorrede steht der Name: Breslau. — "Joh. Gottfr. Scheibel, Subst. (Substitut?) des Luther. Minist." Es ist also ein würdiger Sohn von dem verdienstvollen, geschätzten Gelehrten, Joh. Ephraim Scheibel, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium Elisabethanum zu Breslau: als einen Zögling des Hrn. Prof. Manso kündigt er sich selbst an. Das Buch besteht eigentlich aus drey, an Bearbeitung und Werth verschiednen, Stücken: I. Allgemeiner Ueberblick der alten Welt; II. Korinth, S. 53, und III. Berichtigende Zusätze — über die vier griechischen Hauptspiele, S. 211 f. Von dem ersten wollen wir zuletzt sprechen; lieber voraus von dem zweyten, welches Korinth betrifft; wovon wir mit Beyfall und Lob sprechen können. Schon vor mehren vierzig Jahren, wie seit Erscheinung der Baumgartenschen

J (3)

Uebersetzung der Englischen Weltgeschichte, und nachher vom Guthrieschen Werke, der Vortrag der Weltgeschichte eine neue Gestalt unter uns Deutschen gewann, ward bey den kleinen Staaten Griechenlands wiederholt erinnert, daß sich noch so wenig Nichtiges und Genugthuendes davon sagen lasse (denn nur von Athen und Sparta hat man ausführlichere Nachrichten), und auch nicht werde sagen lassen, als bis jede Special-Geschichte besser bearbeitet, oder die Bruchstücke davon gesammelt und im historischen Zusammenhange zusammengestellt seyn würden. Vor der gleichzeitigen Aufzeichnung der Begebenheiten haben sich bloße Sagen erhalten; das weiß Jeder. Aber diese Sagen sind von ganz verschiedner Art; alte mythische, Stamm-Volks-sagen, Dichterspiel, Deutungswerk s. w. Also auch sehr verschiedner Werth. Geordnet muß also der rohe gesammelte Stoff werden. Aus diesem allem gehören nur die nächsten Resultate in die Special-Geschichte jedes Staats, und wiederum die allgemeineren Resultate aus diesen in die Weltgeschichte; in welcher z. B. die allgemeinen Staatsverfassungen, Gesetze und Verwaltungsarten der Dorer, Achäer, Jonier s. w. schon von Andern angegeben sind. Lange Zeit hatte man alles, ohne Unterschied, und meist ohne Sichtung, ohne Critik, in die Völker- und Weltgeschichte aufgenommen; so waren Unrichtigkeiten, Fehleriffe, Verwirrungen, überall vorhanden. Von einer solchen Sammlung historischer Bruchstücke, zweckmäßig geordnet, besser als von Winding, Meursius u. A. geschehen war, ward damals im zweyten Bande des Deutschen Guthrie als ein Beispiel der kleine Staat von Sicion aufgestellt. Damals waren zwar die Zeiten einer fernern Ausführung des Plans günstiger, als jetzt,

es erfolgte gleichwohl kein Wettstreit, theils aus Mangel der Bearbeitenden, theils weil so Vieles in der Literatur von zufälligen Ursachen, die aus den Zeitumständen hervorgehen, abhängt. Die gegenwärtige Sammlung und Zusammenstellung der Nachrichten von Korinth wird also wohl von Wenigen nach ihrem innern Werth geschätzt werden, den sie aber sicher hat. Für das genauere Studium des Griechischen Alterthums und Erläuterung von Stellen in den alten Schriftstellern wird manches Brauchbare beigebracht, aber freylich für die Wenigen, die mit diesen Gegenständen, wo nicht vertraut, aber doch bekannt, sind, und einen Werth auf eine genauere Kunde legen. Die Ordnung ist natürlich in drey Abschnitten; Geographie, Geschichte (in sechs Perioden), Alterthum. Der Zweck ist so fern erreicht, daß man die Notizen, die von Korinth zerstreuet vorkommen, hier beisammen sieht, leicht auffinden (wozu auch eine beigelegte chronologische Uebersicht dient), und vergleichen kann, welchen Antheil Korinth an den allgemeinen Verhandlungen und Begebenheiten Griechenlands gehabt hat. Ein lebhaftes Interesse können natürlicher Weise diese Bruchstücke noch weniger erwecken, als die kleinen Fehden der Städte Griechenlands unter einander. Wenn diese letztern von Bedeutung geworden sind, so geschieht dieses durch die Verbindung und Beziehung der beiden leitenden Städte auf das ganze Griechenland, noch mehr durch die großen Geschichtschreiber, und ihre Darstellungsgabe in der Entwicklung der Ursachen und Triebfedern, die in kleinen Staaten eben das sind, was in großen, und auch eben so wirken, welche auch zu erforschen und zu studiren nicht weniger lehrreich werden kann, als in der Geschichte von

großen Reichen. — Der dritte Abschnitt, die Bruchstücke zur Kenntniß von Korinths Alterthum betreffend: die Korinthischen Colonien; Korinths Handel, Feste, Wollust; ältere und jüngere Laïs; Korinthische Kunst und Künstler (Elephant S. 182, der mit einer Scherbe colorirte; testatrita; war vermuthlich Ziegemehl, in Wasser abgerieben); Korinthisches Erz; Gegenstände, die bereits von Andern behandelt sind. Noch, die Isthmischen Spiele, und über die Frage, in welchen Jahren, und in welcher Jahreszeit sie sind gehalten worden; eine Frage, die von Dodwell und Corsini verschieden ist beantwortet worden; der Verf. wendet vielen Fleiß und eine gelehrte Prüfung an; fügt auch noch am Ende einige berichtigende Zusätze zu Dodwell's und Corsini's Untersuchungen über die vier Griechischen Hauptspiele bey; über welche wir hier nicht ins Einzelne gehen können. Ueberall sieht man seltne eindringende gelehrte Kenntnisse von diesem Hauptstücke des Griechischen Alterthums. Dem Mangel der Hülfsmittel schreibt der Verf. es selbst zu, daß er die neuern Reisebeschreibungen Griechenlands nicht hat zu Rathe ziehen können; ein Gleiches ist ihm in Ansehung mehrerer antiquarischer Werke der neuern Zeiten begegnet.

Wir kommen nun auf die erste voranstehende Schrift zurück, die von der andern, von welcher wir bisher sprachen, an gründlicher Kenntniß, Bearbeitung, selbst des Stils, sehr verschieden ist. Die eigentliche Absicht, Zweck und Plan, wird dem Leser nicht ganz deutlich. Unter der Aufschrift: Allgemeiner Ueberblick der alten Weltgeschichte, werden, erst überhaupt, dann von den Juden, den vier Monarchien, den vorderasiatischen Völkern, der Macedonischen und der Römischen Monarchie, und

darunter von einigen einzelnen Ländern, Gedanken von verschiedner Art und verschiednem Werthe dem Leser vorgeführt, bald bloß angedeutete kurze Uebersichten (synoptisch) bloße Rubriken, bald Resultate, Critiken, Bestreitungen, Gegensätze und Gegenbehauptungen. Er selbst drückt sich darüber mit Bescheidenheit so aus: "der Ueberblick der alten Weltgeschichte ist ein bloßes Register oder Inhaltsanzeige; was theils, wie ich glaube, für das Ganze nicht ohne Nutzen seyn dürfte, theils nöthig war, um manche Ideen anzudeuten" s. w. Was das Wahrscheinlichste ist, der Verfasser hat theils eigne Ansichten, theils die im Lesen, besonders von den neuern historisch-critischen Schriften, ihm aufgestoßne Zweifel, Bedenklichkeiten und zufällige Gedanken Andreer, den Lesern mittheilen wollen. Es sind darunter sehr gute Ideen, die auch dem Verf. eigen seyn können, wenn sie gleich nicht alle neu, und bereits ihre Entwicklung und genauere Bestimmung von Andern erhalten haben, z. B. von der Cultur, daß die wissenschaftliche in Aſien und Aegypten früher verbreitet und befördert ward, als im Occident; Natürlich, weil jene Cultur früher war, und vom Nothwendigsten ausgehen mußte. Der Verf. drückt sich so aus: "Auch hier sieht man den Gegensatz zwischen Orient und Occident; dort früher und ausgebreiteter die ernstern Wissenschaften, Mathematik und Naturkunde im weiten Umfange; hier Beredsamkeit und eine auf diese gegründete Philosophie und Geschichtschreibung". Wie viel ist hier genauer zu bestimmen! Weiter hin (S. 19), wo von Aegypten die Rede ist, wird der Priester-Religion eine tiefe Naturkenntniß als etwas Charakteristisches beigelegt. So in der Vorrede S. V, daß eine genauere

und vollständigere Kenntniß des Zustandes der Sittlichkeit der alten Welt zu wünschen wäre: ein schöner Gedanke! Hätten wir nur genug historischen Stoff dazu; in Ermangelung dessen haben wir physische und physiologische Kenntnisse mit der Analogie roher oder fortschreitender Völker zu Hülfe nehmen müssen. Daß die Griechische Volks-Religion nicht zur Sittlichkeit führen konnte, ist mehr als zu wahr; aber darauf war auch ihre Sittlichkeit nicht gebaut, sondern (das macht eben das Charakteristische aus) auf Gesetzgebung und praktische Erziehung; da hingegen in unsern Zeiten die Religion, und wohl die speculative allein, alles bewirken sollte.

^ Irren wir nicht, so erkennen wir in dem Buche einen feurigen jungen Mann mit trefflichen Anlagen und vielen Kenntnissen, der aber in diesem Ueberblick mit einer Arbeit auftritt, mit welcher sich nur sehr und lang geübte Gelehrte ans Licht zu wagen pflegen. Daß es ihm also nicht überall gelingen konnte, war natürlich; dagegen aber sey man billig, verkenne nicht das aufstrebende Talent, den fähigen und regen Geist, die Anlage zu dem scharfsinnigen Geschichtsforscher und den ersten dazu gelegten Grund. Der Verf. hat sich, wie man bald wahrnimmt, bisher mehr mit Schriftstellern der historischen Critik, als mit den großen Geschichtschreibern selbst und mit dem eigentlichen Geist der Geschichte, beschäftigt. Sorgfältige lange Prüfung und einige Welt-erfahrung, mit vieler Beobachtung, muß vorausgegangen seyn, ehe sich über das Ganze und über große Partien sichere Resultate ziehen lassen. Diese müssen auch mit ruhigem, gründlichem Urtheil, Klarheit und Reinheit des Stils vorgetragen werden. (Andre Sonderbarkeiten, Mysterien, Isthmien,

Ptolomäus, M. Flaminius, Tibullus u. a. ge-
 hören unter die Druckfehler.) Auf diese Erfordernisse
 scheint der Verf. noch nicht alle erforderliche Rück-
 sicht genommen zu haben. Er will durch frappante
 Züge, vermittelt Antithesen, gesuchter Parallelen
 and Paradoxologien, fremde und eigne Behauptun-
 gen, die von den gemeinen Meinungen abgehen,
 glänzen. Gehet man, im jugendlichen Feuer, auf
 diesem gefährlichen Pfade, so geräth man in die be-
 ständige Gefahr, halb wahre Dinge zu sagen, das
 Begründete nicht bestimmt genug darzustellen und
 auszudrücken, die ermangelnde Reinheit, Correct-
 heit und Festigkeit des Ausdrucks ungerechnet. Das
 Beste würde seyn, daß der Verf. eben diese auffal-
 lenden Bemerkungen in gut durchdachten einzelnen
 Aufsätzen ausführte; hier würde am ersten das
 Scheinbare und Haltbare sich sondern. Uebrigens
 finden sich allerdings darunter treffende Blicke, sinn-
 reiche Gedanken, scharfsinnige Wahrnehmungen, die
 durch eine bessere Entwicklung, auch wohl durch
 bessere Wahl des Ausdrucks, Deutlichkeit und Be-
 stimmtheit, und damit Gründlichkeit, erhalten wür-
 den. Auf diesem Wege versprechen wir uns noch
 viele schöne Früchte, selbst für die historische Critik.

Lüneburg.

Ein Leitfaden für die Geschichtskunde der neue-
 sten Zeiten, welche so überreich an Begebenheiten
 sind; zumahl so lange auch geringere mit in Ber-
 trachtung kommen, welche einst in den größern
 Geschichtszählungen, und noch mehr in der all-
 gemeinen Weltgeschichte, sich verlieren werden, ist
 für Gedächtniß und Erinnerung unentbehrlich.
 Unter mehreren dahin abzielenden Versuchen der
 Deutschen und der Franzosen verdiente eine vor-

592 G. g. A. 59. St., den 11. April 1808.

zügliche Uchtung das Chronologische Handbuch der neuern Geschichte (1740 bis 1807), von Anton Chr. Wedekind, bey Herold und Wahlstab, von welchem jetzt mit dem zweyten Titel: Denkwürdigkeiten der neuesten Geschichte in chronologischer Uebersicht, eine dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage erschienen ist, 1808. Octav 439 Seiten. Sie gehet bis zum Frieden zu Tilsit. Man verkennt darin den verständigen Fleiß eines Geschichtskenners nicht, welcher zu unterscheiden und zu beurtheilen weiß, was in verschiedenen Beziehungen, aber doch immer in irgend einer Absicht, bemerkenswerth seyn konnte, freylich nur für denjenigen, welcher bereits schon Geschichtskunde besitzt, und sich nur des ehemahls Bekannten wieder erinnern, oder verschiedene Data, der Zeit nach, bestimmen, oder Zeiten vergleichen will. Durch Unterschied der Lettern sind einzelne Nahmen und Begebenheiten für das Auge gehoben. Kömmt einmahl ein Register dazu, so kann es ein sehr brauchbares Repertorium für Geschäftsmänner und Historiker werden; das Register soll auch hinzukommen, aber, wie der Verfasser beyfügt, vor der Hand bis zur völligen Consolidirung des westlichen Kaiserreichs, oder bis zum Abschluß einer Convention über die Freyheit der Meere, ausgesetzt bleiben.

Verbesserungen.

- St. 21 S. 206 Z. 21 ist statt Erzählung, zu lesen Erfüllung;
S. 207 Z. 1 von unten, statt durch, doch.
-

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1808.

Göttingen.

Mayer

Hr. Dr. Schweins (von dessen Geometrie, nach einem neuen Plane bearbeitet, wir in diesen Gel. Anz. 1806 107. Stück geredet haben) hat der königl. Societät der Wissenschaften einen Aufsatz überreicht: De proprietatibus quibusdam Circulorum, worin er folgende Aufgaben entwickelt. Die erste: Es sind vier Punkte eines Kreises durch Sehnen unter einander verbunden, so daß sie ein Viereck bilden. Man verlangt eine Gleichung zwischen diesen Sehnen und dem Halbmesser des Kreises. Die Auflösung ist nach vier verschiedenen Methoden gegeben. Die einfachste unter diesen führt auf eine Gleichung, worin die Combinationen der angeführten Größen auf die sechste Dimension steigen, nämlich die Sehnen auf die vierte, und der Halbmesser auf die zweite. Die andere Aufgabe ist folgende: Es sind so viel Kreise, als man will, gegeben, ihre Mittelpunkte liegen in einer geraden Linie. Zwen Seiten eines Dreiecks berühren alle Kreise, und die dritte Seite den größten dieser Kreise. Man verlangt die Halb-

K (3)

messer dieser Kreise. Die gegebene Auflösung zeigt, daß diese Halbmesser nach einem gewissen Gesetze fortgehen, und sich sämmtlich nach gewissen Verbindungen der $\sqrt{2}$ darstellen lassen. Hr Dr. Schw., der sich auf hiesiger Universität mit Unterrichte in mathematischen Wissenschaften beschäftigt, verwendet die ihm übrige Zeit mit nützlichen Erweiterungen dieser Wissenschaft, wovon sowohl die oben angeführte Schrift, als auch gegenwärtiger Aufsatz, eine gute Probe ablegen.

Mémoires

Paris.

Voyage dans l'Intérieur de la Louisiane, de la Floride occidentale, et dans les Isles de la Martinique, et de Saint Domingue. pendant les Années 1802, 1803, 1804, 1805 et 1806. Suivi de la Flore Louisianaise. Avec une carte nouvelle, gravée en taill. - douce Par C. C. Robin. 1807. Erster Band 346 S. Zweyter Band 311 S. Dritter Band 551 S. in Octav. Der Verf. beschäftigte sich, wie er in der Vorrede sagt, während der Revolution mit dem Studio der Naturgeschichte. Dieß Studium erweckte in ihm die Begierde, die Natur in ihrem ursprünglichen, und gleichsam jungfräulichen Zustande zu beobachten, und deswegen eine Reise nach Louisiana zu unternehmen. Fast möchten wir aus allerley Umständen schließen, daß eine Nebenabsicht des Verf dahin ging, in der von Franzosen bewohnten Colonie einige glückliche Handels Speculationen zu machen, oder wenigstens durch Handelsgeschäfte die Kosten seiner Reise zu gewinnen. Er arbeitete die drey vor uns liegenden Bände noch in Louisiana aus, und ließ sie gleich in den ersten Monathen seiner Rückkunft drucken. Auf der Hinreise berührte er Martinique, St. Domingo, und, weil das Schiff, auf welchem er sich

befand, den Hauptarm des Mississippi nicht erreichen konnte, auch die Küste des westlichen Florida. Das einst so blühende Nantes, von wo aus Hr. R. seine Fahrt nach Westindien antrat, ist unglaublich gesunken. Nach den traurigen Details, die I S. 3... 10 vorkommen, sind die Kaufleute dieser Stadt eben so unwissend, als sie verarmt sind. Zur Ausrüstung eines einzigen mäßigen Schiffes müssen immer mehrere ihre Fonds und ihren Credit vereinigen. Man sollte denken, daß die Wohlfeilheit und Trefflichkeit aller Lebensmittel die Fabriken in Wolle, Baumwolle u. s. w. begünstigt hätten. Auch diese fehlen, fehlten wenigstens im Jahr 1802 gänzlich. Der Verf. ist mit den engen und dumpfigen Wohnungen und Straßen der Stadt Saint-Pierre auf Martinique sehr unzufrieden, und sucht darin mit Recht den vornehmsten Grund der dort herrschenden Krankheiten. S. 36. Die farbigen Menschen gewinnen auf Martinique, wie in andern Französischen Colonien, je länger je mehr, nicht bloß durch ihre wachsende Zahl, sondern auch durch ihre Betriebsamkeit in Gewerben, und im Kleinhandel über die Weissen: eine Erscheinung, die für die letzteren immer bedeutlicher wird! S. 41. Der Verf. erlebte während seines kurzen Aufenthalts auf dieser Insel mehrere Beispiele, daß Creolen ihre eigenen Kinder, welche sie mit Sklavinnen erzeugt hatten, verkauften, oder die Gunstbezeugungen ihrer Mulattinnen-Töchter feil boten. S. 45. Fort-Royal ward ein höchst ungesunder Aufenthalt, nachdem man die Bäume und Gesträuche weggehauen hatte, womit ein benachbarter Sumpf beschattet gewesen war. S. 55. Hr. R. behauptet, und wiederholt diese Behauptung in der Folge noch oft, daß Sümpfe unschädlich seyen, so lange sie mit Bäumen und Gesträuchen dicht überwachsen blieben, und die Wirkung

gen der Sonnenstrahlen auf stehende Gewässer abgehalten würden. Die Unfälle von St. Domingo veranlaßten eine lebhaftere Cultur auf Martinique. Man fing auf der letztern Insel sogar an, Felder zu düngen, was sonst unerhört war. S. 91. Unter dessen ist die Bearbeitung des Bodens selbst auf Martinique noch immer sehr fehlerhaft, und Hr. N. klagt die fehlerhafte Cultur als die Hauptursache der Diversität von mancherley Ungeziefen an. S. 93. Das unter Ludwig XIV. eingeführte Tabaksmonopol vernichtete den Tabaksbau auf den Französischen Inseln. Der Verf. hält dieß Monopol für eine der verderblichsten Maßregeln, die unter dem genannten Könige genommen worden, und schätzt allein den Schaden, welchen Frankreich durch den Ankauf von fremdem Tabak gelitten habe, auf wenigstens zwey Milliarden. S. 116. Der Tabaksbau beförderte die Anlage von kleinen Pflanzungen, zu welchen man keine Neger brauchte. Da man keinen Tabak mehr bauen durfte, so mußte man sich auf die Cultur des Zuckerrohrs legen. So wie die kleineren Tabakspflanzungen verschwanden, und die Zuckerpflanzungen zunahmten; so verminderte sich die Zahl der Weissen, und vermehrte sich die Zahl der Neger. Schon Labat fürchtete wegen dieses Mißverhältnisses das, was lange nachher auf Domingo geschehen ist. Schwerlich hat der Kaffee und der Kaffeebau jemahls einen wärmern Lobredner gehabt, als Hr. N. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle abzuschreiben, in welcher der Verf. son etonnante influence sur le moral des hommes aus einander setzt. S. 135, 137. Il anime les esprits, féconde l'imagination, rend la raison plus lucide, comme un vent pur, il dissipe les vapeurs de la mélancolie, inspire la gaieté, et les sentimens généreux; il attache à la

vie, en faisant savourer, avec plus de délices, les bienfaits de l'existence; il fait éprouver plus vivement le besoin de s'épancher; il contribue à resserrer les liens de l'amitié, et ceux de l'amour, tout-à-la-fois; il nous rend plus expansifs, plus aimables etc. Hr. R. handelt weitläufig von dem gelben Fieber, dessen fürchterliche Wirkungen er in Neu-Orleans zu beobachten Gelegenheit hatte, und an welchem er selbst einen Sohn verlor. S. 149, 152, 168. Wir zweifeln sehr, daß die Aerzte folgenden Urtheilen beystimmen werden: Qu'elle est, non epidémique, mais constante et périodique; que son siège est uniformément dans le sang; que par conséquent les moyens curatifs et préservatifs doivent avoir pour but le sang, etc. St. Domingo, und alle übrige Inseln unter dem Winde haben keine giftige Schlangen, selbst Guadeloupe nicht, ungeachtet dieß letztere Eiland den Inseln Martinique und Sainte-Lucie nahe liegt, wo sich viele giftige Schlangen finden. S. 212. Die Lage, und Anlage der Stadt San-Domingo machen ihrem großen Urheber Columbus Ehre. S. 251. Auf seinen Spaziergängen um die Stadt löschte der Verf. seinen Durst häufig aus einem Brunnen, welchen Columbus erbaut, und Toussaint-Louverture wiederhergestellt hatte. Nicht weit von der Stadt liegen die Ruinen eines Schlosses, der Wohnung des unsterblichen Erbauers von San-Domingo. S. 274. Der Verf. wünscht nicht, wie die gereizten Pflanzer von St. Domingo, daß man alle Neger auf dieser Insel ausrotten, sondern daß man den Uebrigebliebenen den Frieden schenken, und einen Theil der Insel überlassen möge. Où en serions-nous, fragt Hr. R., si les maladies et les fatigues y devoraient encore instructueusement nos armées? S. 269. Bey der Abtretung des Spani-

fchen Antheils der Insel an Frankreich verließen die
 reichen Familien die Stadt San-Domingo, und nur
 ein Haufe von sechs tauſend eben ſo trägen als ar-
 men Menſchen blieb zurück. Unter dieſem ganzen
 Haufen war auch nicht Einer, der nur den Garten
 an ſeinem Hauſe gebaut, oder von Unkraut gerei-
 nigt hätte. Der einzige gebaute Garten gehörte
 einem Franzöſiſchen Officier, der ſich in San-Do-
 mingo niedergelaſſen hatte, und täglich funfzehn
 bis zwanzig Franken aus ſeinem Garten zog. Ge-
 müſe waren ſo ſelten, daß nur Reiche ſie genießen
 konnten, da hingegen Fleiſch, Fiſche und Milch um
 die niedrigſten Preiſe verkauft wurden. S. 276.
 Sehr wahr und warnend ſcheint uns das, was der
 Verf über den Charakter der Spaniſchen Nation,
 über die Spaniſche Verwaltung, und über die un-
 vermeidlichen Gefahren ſagt, welche der Spani-
 ſchen Monarchie und ihren Colonien drohen, wenn
 nicht bald andere Sitten, eine andere Denkart, und
 ein anderer Geiſt der Regierung entſteht. S. 276...
 280 Es ergebt den Spaniſchen Colonien, wie dem
 Mutterlande Beide haben eine viel geringere Bevöl-
 kerung, als ſie haben ſollten; und doch werden beide
 von großen Scharen unnützer und ſchädlicher Menſchen
 niedergedrückt, die verzehren, ohne zu arbeiten und
 zu erwerben. Es iſt bekannt, daß die Spanier ihre
 Sklaven, und die Abkömmlinge der Sklaven, beſſer
 behandeln, als die Franzoſen, Engländer u. ſ. w.
 Doch zweifeln wir ſehr daran, daß ſie den Mulatten,
 und anderen farbigen Menſchen ſo brüderlich begege-
 nen, oder ſie gar als ihres Gleichen anſehen, wie
 der Verf vorgibt. S. 281. Das Schiff, auf wel-
 chem Hr. A die Fahrt von St. Domingo nach Louis-
 ſiana machen wollte, ward durch allerley Verſehen
 und Unfälle viel länger aufgehalten, als man er-
 wartet hatte. Die ganze Schiffsbeſatzung gerieth in

die größte Hungersnoth. Hr. N. und zwey andere Reisende ließen sich zuletzt auf die Insel St. Rose am Ufer von Florida aussetzen. Alle drey waren von Fasten, und Beschwerlichkeiten beynabe erschöpft, als sie endlich auf der öden Insel unvermuthete Hülfen fanden, und dann bald glücklich in der Stadt Pensacola anlangten. — (Die Anzeige des zweyten Theils in einem der nächstfolgenden Stücke.)

Hamburg.

Ein Werk von unermesslichem Fleiß mit seltner Besessenheit, welche unter andern Umständen eine ganze Zahl Schriften aufwiegen würde, darf nicht übergangen werden: Samuel Friedr. Günther Wahls Erdbeschreibung von Ostindien; nemlich Hindostan und Dekan, nebst den Inseln Lakdiven, Maldiven und Ceylon. Zweyter Band. Bey Bohn 1807. Octav 1210 S. Es führt auch den Titel: D. Anson Fr. Büschings Erdbeschreibung fünften Theils vierte Abtheilung (auch Elften Theils vierte Abtheilung), Asien. — Zwar ist es wahr, man kann des Guten auch zu viel thun; und für Leser, welche bloß Neugier befriedigen, oder Unterhaltung und flüchtige Uebersicht suchen, wird die Fülle drückend seyn; allein für gelehrte Forscher und Leser, denen mit Ausführlichkeit und Genauigkeit gedient ist, findet sich hier ein unsäglich Vorrath von Nachrichten und Bemerkungen verschiedner Art; viel Unterhaltendes und Seltenes in der chorographisch-physikalischen Beschreibung: I über Größe, Grenzen, Flüsse, Clima u. Witterung (mit den Wirkungen und Einflüssen auf die Natur), und S. 164 die Abtheilungen von Hindostan, mit gelehrten Notizen über das Indien der Alten; wie viel hätte aber dieses durch äußerliche Mittel bequemer Abtheilungen, Ueberschriften, Columnentitel, gewinnen können! Zu Dekan gehören die Lakdiven-S. 671, und Maldiven Inselgruppen, u. die Insel Ceylon

600 G. g. A. 60. St., den 14. April 1808.

S. 676. Nun erst folgt S. 693 Beschaffenheit des Bodens u. der Producte, von Hindostan u. Dekan zusammen: Lesenswürdig sind hier die gesammelten Nachrichten von den Gebirgen, insonderheit den großen nördlichen, mit Erläuterung der alten Nachrichten; Producte des Bodens in allen Naturreichen S. 734 f. II. Statistische Übersicht S. 864, begreift: Einwohner, Volksmenge, Volks- u. Staatscultur. Die Staatsabtheilung S. 949 enthält überaus Vieles, was Licht über verschiedene politische Verhältnisse der Hindus unter sich verbreitet. Nun S. 1031 topographische Uebersicht, Bemerkung der vornehmsten Ortschaften u. Districte von Hindostan u. Dekan, mit den Inseln. Zum Glück ist noch ein eng gedrucktes alphabetisches Register angefügt, welches die zur Chorographie und Topographie gehörigen Namen enthält. Ein allgemeines vollständiges Register soll erst in dem Bande folgen, welcher die hintere Halbinsel beschreiben wird.

Wir haben oben den Titel des Buchs als den zweyten Band angegeben, in Beziehung auf den ersten, welcher bereits 1805 bey Bohn an das Licht trat, auf XXIV u. 812 S. Dieser enthielt einen Versuch einer ausführlichern Literatur der Geschichte u. Erdbeschreibung von Ostindien u. Asien überhaupt in Nachträgen zu der von Matth. Chr. Sprengel angefangnen Fortsetzung von Büsching's Erdbeschreibung Asiens 1805. Spr. hatte seine angefangne Fortsetzung mit der Geschichte von Hindostan u. Dekan eröffnet, mit einer Literatur beider Länder, welche Hr. Prof. Wahl sehr unvollständig fand. Er ergänzt sie nunmehr, aber vielleicht in einem größern Umfange, als es eine Erdbeschreibung im eigentlichen Sinn verlangen konnte, so daß es ein Handbuch der ganzen Literatur von Ostindien, und fast von ganz Asien, geworden ist, aber brauchbar zum Anlauf bey Ermangelung andrer Hülfsbücher; wozu auch das angefügte Namenregister gute Dienste leistet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1808.

Haarlem.

Hugonis Grotii epistolae ineditae, quae ad Oxenstiernas, patrem et filium, aliosque Sueciae consiliarios e Gallia missae — nunc prodeunt ex Museo Meermanniano. Gedruckt bey Voosjes 1806. Octav 278 Seiten. Ein schätzungswerthes Geschenk, welches die gelehrte Welt dem Herrn Baron von Meeremann, gegenwärtig General Director der Wissenschaften und Künste im Königreiche Holland, verdankt, der sich bereits um das Andenken von dem unsterblichen Hugo Grotius so verdient gemacht, und das dritte Buch seiner Parallela ans Licht gestellt hat (die von einem andern Gelehrten angezeigt sind G. gel. Anz. 1802 S. 1333 f.). Da Hr. v. M. auf seine Reise nach Schweden nachforschte, ob nicht die ersten beiden Bücher der Parallelen irgendwo sich noch fänden, traf er in der Büchersammlung der Domkirche zu Linköping eine Sammlung von Briefen des Grotius an; der damalige Bischof Lindblom, nachher Erzbischof von Upsala, machte keine Schwierigkeit, eine Abschrift davon nehmen zu lassen;

§ (3)

und diese ans Licht zu stellen und sie der gelehrten Welt mitzutheilen, war des edlen Mannes erstes Bestreben. Die Zeitumstände haben verhindert, daß sie nicht früher uns zu Händen gekommen sind. Für jeden Verehrer des unsterblichen Grotius, für jeden Freund der Literatur, und den Geschichtkundigen, muß dieser Fund viel werth seyn; es ist die Correspondenz, welche Grotius in den Jahren 1633 bis 1645 geführt hat, während seiner Schwedischen Gesandtschaft an Ludwig XIII., bis nach dessen Tode und die ersten Jahre der Regenschafft der Königin Anna; sie ist größtentheils an den Reichscanzler Axel Oxenstierna, dessen Sohn, Johann, und die Staatsrätthe Schmalch (welchen Burigny Schmalz nennt) und Adler Salvius gerichtet, fängt mit des Grotius Aufenthalt zu Hamburg, nach seiner Flucht aus Holland, und der Unterhandlung wegen des Uebergangs in Schwedische Dienste, an, und endigt sich mit $\frac{1}{7}$ April 1645, kurz vor seiner Abreise von Paris; noch vorher (8 December 1644) war die Mündigkeit der Königin Christina erfolgt.

Es versteht sich, daß der Hauptgebrauch dieser, wie aller ähnlichen Brieffsammlungen, nur für denjenigen seyn kann, welcher in eben der Zeitgeschichte als Schriftsteller, Forscher oder sonst interessirter Leser begriffen ist, um die darin enthaltenen Nachrichten mit den bereits vorhandenen zu vergleichen. Schon die Vergleichung der Briefe mit denen, die in der großen Sammlung bereits an das Licht gestellt sind, gibt Ergänzungen, durch Einrückung der hier nachgelieferten; so wie gleich Nr. X. an den Reichscanzler Oxenstierna die erste Audienz bey dem Könige Ludwig XIII., in Verbindung mit dem Bericht an die Königin Christina in Epistolae Nr. 367. mit 368. 369. Interessanter werden die Briefe

im J. 1643 und 1644, fast alle an den Johann Orenstierna, und an ihn und Salvius zusammen, in den Jahren, da an Betreibung der Friedensunterhandlungen gearbeitet ward (aus den vorhergehenden Jahren, 1638 bis 1642, ist gar nur Ein Brief, von 1640 ein bloßer Glückwunsch an den Reichscanzler, vorhanden: desto zahlreicher sind die Briefe dieser Jahre in der großen Sammlung), z. B. XXXIX. XLI XLVII. XLIX. LIV. LVII. LIX. LXIII. LXXXVII. Gesandtschaftschreiben enthalten gemeinlich Sagen und Gerüchte des Tages, Hofgeschichten, Ministercabalen; und doch sind auch diesen oft Bemerkungen und Urtheile beigefügt, wie man sie sich leicht von einem Grotius denken kann, mit Vorhersagen des Ausganges, den die Unternehmungen haben mußten. Auch dieß interessirt, wenn man auffindet, welche Ansichten der Dinge in gewissen Zeitpuncten der Gegenwart waren; man sieht auch Manches in einem andern Zusammenhang neben und hinter einander aufgezählt; und so sind hier aus jenem Zeitpuncte eine Menge bekannte und auch einige weniger bekannte, von den Mazarinischen Unruhen, und von England unter Karl II., enthalten; von denen ein Auszug von einem der Zeitgeschichte Kundigen zu wünschen wäre. Zur Erleichterung des Gebrauchs ist jetzt ein vorangesetztes Verzeichniß der Briefe, deren Zahl bis 94 geht, mit den Nahmen deren, an die sie geschrieben sind, und der Jahrzahl, behülflich. Die Latinisirung der Nahmen von Personen und Städten ist auch hier oft beschwerlich. Die besondern Schicksale des Grotius als Gesandten, die Abneigung des Cardinals Richelieu gegen ihn, die Hindernisse, die ihm von allen Seiten, in Frankreich, von Schweden aus, durch Hepp, Schmalch, Cerisante, in den Weg gelegt wurden, sind bereits

aus seinem Leben bekannt. Daß in jenen Jahren des dreißigjährigen Krieges so Vieles vorkommt, was in dem gegenwärtigen, bereits über die Hälfte jenes Zeitraums fortdauernden, auch vorgekommen ist, und was dem einen Theile vorausgesehene Nachteile, dem andern unerwartete Vortheile gebracht hat, die Aufopferung des allgemeinen Zwecks und Bestens gegen einzelne Privatabsichten, die Ermangelung der Unterstützung von Seiten des Allirten, durch Geld und Mannschaft, wenn der andre die errungenen Vortheile nutzen konnte und sollte; die Wunderthaten, welche gleichwohl die Schwedischen Helden mit so wenigen und geringen Mitteln ausführten; die Bemühungen, bald des einen, bald des andern Theils, und in diesem, Richelieu's und Mazarin's, den Krieg in Deutschland lieber zu verlängern, als zu beendigen, wird durch viele dieser Briefe neu bestätigt; folglich auch eben die Betrachtungen, eben die Klagen, *si quid in Germania esset veteris Germanici spiritus*, eben die Folgen, welche wir in unsern Zeiten erlebt haben; Ueberhaupt so Vieles, was anwendbar wäre, das aber Jeder für sich aufsuchen mag. Auch die National-Charaktere der Völker in jenem Zeitalter machen aufmerksam: *Vide rerum humanarum varietatem*, schreibt Grotius an Schmalch von Frankreich aus, *apud vos alii plorant, oscitant alii; heic in aula Gallica cantatur et saltatur* — XIII. *optimae sunt in Gallia leges: deest una quae ceteras observari efficiat.* — S. 75: *mos est Gallis ulro queri ubi injuriam intulere.* — S. 86, wie man sich einander zu täuschen suchte: *apparet — Gallos Palatinae causae obtentu usuros, ut ipsi Lotharingiam obtineant: ubi nominabit Phaedriam, tu Pamphilam continuo.* — S. 117: *Germaniam quod attinet, est libertatis pulchrum*

nomen, sed paucis ea curae, sua quisque agunt. *Invitos si liberos facere velis, jam non facies liberos; quia libertas est facere, quod velis ipse, non quod alii volunt* — S. 119 vom Cardinal Mazarin: qui magnam temporis partem in char-
 tas luforias impendit. — S. 141: Dignitatem regni Suedici magnifice defendi laetor; est id necessarium, maxime apud Gallos, alios reges prae suo spernere solitos. — Ein Lateinischer Ausdruck war uns sonst noch nicht vorgekommen, S. 155: Francofurti *ebuccinantur* victoriae. — Drückte der Titel: Sublimitas vestra, nicht Votre Altesse aus? aber doch abwechselnd mit Excellentia vestra; so wie anderwärts Illustritas vestra. — Die causa communis liberae per mare navigati-
 nis kam auch damals in Anregung. Nr. LX. Daß aber Grotius das Schicksal mancher Gesandten erfahren hat, daß er weder Vorschuß noch Nachzahlung seines Gehalts und Gesandtschaftskosten erhielt, sieht man aus mehreren Briefen; eben so drückte der äußerste Geldmangel allgemein, pecuniae (S. 241) difficulter reperiuntur, exhaustis ubique populis, potentibus vero facile, *pauca dando in paucos, viam reperientibus, per quam se ab oneribus eximant*; Man war (S. 198) in Paris auf den guten Gedanken gekommen, um die Bedrückungen des Volks, durch neue Auflagen, abzuwenden, eine Commission niederzusetzen, qui in urbis hujus divites, *maxime vero eos, qui inde a triginta annis aut ex quaesturis, aut ex redemptionibus publicorum, rem fecerunt, describant, quantum ad hujus temporis necessitates collaturi sint: unde sperantur XX fere milliones.* (Diese lagen also in den Koffern, außer Circulation); Man findet aber nicht, daß es in Erfüllung gegangen ist; aber wohl (S. 270, geschrie-

606 Göttingische gelehrte Anzeigen

ben im April 1645) interim, per antecessum pecuniae sumuntur de futuris oblationibus anni 1645 et 1646. Qui in Parlamento sunt Parisiensi multum gratiae apud populum amisere, quod indictioni in divites semet voluere eximere. Das Neue hierbey ist, daß man es Lateinisch gesagt liest.

A. Leipzig.

Recitatio de *Friederici Augusti Carus* — virtutibus atque meritis, Societatis anthropologicae — auctoritate edita ab *Henrico Augusto Schott*, Philos. Prof. extraord. Theol. Baccal. Bey Barth 1808. 64 Seiten in Octav. Das Andenken eines treuen Lehrers zu ehren, ist nicht bloß ernste gebotene Pflicht für aufgebildete Gemüther; es ist eine Art Wonnegefühl. Dieß leuchtet aus dieser Vorlesung des Hrn. Prof. Schott hervor, der ganz voll Gefühl, bey der Rück Erinnerung der Verdienste und der Sittlichkeit des Charakters, welche den im Anfange des verfloffenen Jahres zu früh verstorbenen Professor Carus auszeichnete, selbst bey einiger Länge noch, auch den Leser zum Mitgefühl stimmt. Man sieht bald: Es war nicht eine zu früh abgefallene Blüthe oder Frucht, sondern ein junger Stamm, der zu früh ausging. An ihm erkannte man vorzüglich, wie viel Einfluß der schöne sittliche Charakter, sapientia atque humanitas, auf die Wirksamkeit eines öffentlichen Lehrers für die Bildung des Geistes hat. Seit 1802 hatte sich eine anthropologische Gesellschaft unter jungen Gelehrten in Leipzig gebildet, welche den Prof. Carus zu ihrem Vorsitzer und Director wählte; wie der Name selbst anzeigt, sollte das Studium der Menschen- und Seelenkunde sie vorzüglich beschäftigen. In diesem Jahre am 6. Febr. feyerte

die unter dem Hrn. M. und Subdiacon Goldhorn noch bestehende Gesellschaft das Gedächtniß des Sterbenden ihres verehrten Lehrers und Freundes. Mit guter Wahl bleibt der Vortrager bloß bei demjenigen stehen, was denselben als akademischen Lehrer so vorzüglich empfahl, und was er insonderheit für Psychologie und verwandte Wissenschaften leistete. In dieser Rücksicht schickt er die Schilderung eines vollkommenen akademischen Lehrers voraus; er setzt darin oben an, daß er Schüler zu ziehen sucht, die nicht in Drey Jahren ausstudirt haben, sondern nur den Grund zu einem durch das ganze Leben fortzuführenden Studiren zu legen glauben; dann verlangt er im Lehrvertrag zweckmäßige Wahl und Anordnung, endlich Form und Methode des Vortrags. Aus den practischen Anwendungen der psychologischen Vorlesungen mit einer Auswahl seiner Zuhörer durch Unterredungen und Aufsätze entstand erst eine psychologische, und weiter hin die anthropologische Gesellschaft. Er, der wohl wußte, auf welchem Wege die Gemüther noch am ersten zu guten Bestrebungen zu reizen sind, nutzte das psychologische Studium zur unmerkten Annäherung zu den andern philosophischen und theologischen Wissenschaften, in welche sich Andern aus demselben verlieren; und eben dieser Gang zog von dem Abwege ab, aus willkürlichen, in neue dunkle Worte eingehüllten, Begriffen a priori die Weisheit abzuleiten. — Wie wir S. 55 sehen, folgte ihm kurz nach seinem Tode sein liebster hoffnungsvoller Schüler Lillich nach. — Angedruckt ist der Schrift: *Nachricht über die Herausgabe von J. A. Carus hinterlassenen Werken.* Die Welt hat freylich verloren, daß Carus die Früchte seines Geistes nicht selbst, nach völliger Reife, an das Licht hat stellen können;

aber von einem solchen Manne, bey welchem Kopf und Herz in schöner Harmonie standen, sind, zumahl in wissenschaftlichen Gegenständen, bey denen das Herz, das pectus quod disertum facit, so sehr in Betrachtung kömmt, auch die Ueberreste seines geistigen Lebens ein angenehmes Geschenk. Sie werden in die Fächer der Psychologie, Geschichte der Menschheit, der Pädagogik, der Moral, der Religionsphilosophie und der Ideen zur Geschichte der Philosophie, mit einer Auswahl von Religionsvorträgen, vertheilt, und eine Biographie vorgesetzt werden; durch Besorgung von Gelehrten, welche vertraute Freunde des Verfassers waren.

H. Göttingen.

Von Dieterich: Lehrbuch der physischen Selbstkenntniß für Jünglinge gebildeter Stände, von Dr. C. J. L. Wildberg, herzogl. Strelitz. Hofrath — 1807. Octav 468 S. Unsere weisen Verfahren hielten für die beste Schutzwehr der Jugend, der frühen Jugend strenge Zucht, Vermeidung alles anstößigen Beyspiels, und Abwehrung, daß die Phantasie nicht zur Neugierde gereizt werde. Unser noch weiser Zeitalter thut das Gegentheil, und lehrt den Knaben und angehenden Jüngling sogar mehr, als er wissen will. Der Verf. gibt die ganze Physiologie, und doch ohne anatomische Tafeln, den Menschen nach allen seinen Theilen mit ihren Functionen, auch von dem andern Geschlechte so viel, als der Knabe nur wünschen kann. Zunächst soll das Buch zum Unterricht auf Gymnasien und Academies bestimmt seyn. Wäre es noch ein Hülfsbuch für den Lehrer! Nur kein Lesebuch für den Knaben!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 16. April 1808.

Göttingen.

A

An die königl. Societät der Wissenschaften ist in Handschrift eingeschickt worden: Versuch einer historischen Untersuchung eines vor längerer Zeit zufällig entdeckten altdutschen Grabhügels, nebst genauer Beschreibung mehrerer darin aufgefundenen Römischen Silbermünzen. Als Beytrag zur vaterländischen Geschichte, entworfen von E. G. Sährenholz, Landgräfl. Hessen-Somburgischem Rath, wie auch Capitulat am Domstifte zu Walbeck. 1808. Ein Aufsatz von einem Liebhaber des Alterthums, der seine Muse auf eine rühmliche Weise anwendet, empfiehlt sich durch sich selbst, und verdient eine andre Ansicht, als wenn er von einem Gelehrten kömmt, welcher Verus durch Amt und Stelle dazu hat, und ist also von der Societät mit verdienstlichem Dank aufgenommen worden. Wir wollen den Inhalt davon angeben.

Auf der Feldmark von Ausleben, einem im Helmstädtischen District, zum Landgräfl. Hessen-Somburgischen Amte Heitensleben (Hötensleben)

M (3)

gehörigen Dorfe (im Herzogthum Magdeburg), liegt ein beträchtlicher Rasenhügel auf einer weiten Ebene, mit schon längst angebaueten Ländereien umgeben. Da sich in der Nähe herum noch andre kleinere Hügel finden (welche also wohl auch eine nähere Nachforschung verdienen), so glaubte man hier Ueberbleibsel eines Lagers aus dem dreißigjährigen Kriege zu sehen. Aber unstreitig richtiger hat die Vermuthung, welche sich auch bestätigt hat, daß der Hügel ein Grabhügel noch aus den frühen Zeiten gewesen ist. Nach Versicherung noch lebender Menschen hatte man beim Abtragen des Bodens eine von dem angebaueten Land verschiedne lockere und schwärzlichbraune Erde bemerkt, dieß hatte den damaligen Besizer veranlaßt, diese fruchtbare Erde auf sein bereits gebautes Land führen zu lassen. Bei Fortsetzung dieses Geschäftes stießen die Arbeiter auf ein kleines irdenes Gefäß: „man fand darin (und das ist uns merkwürdig) fest in einander gedrücktes Menschenhaar, mit einer darauf liegenden starken Haarnadel, vom Roste fast ganz verzehrt“; dieß achtete man weiter nicht, brachte aber das Gefäß an den Prediger Sichel in Ausleben; wo es hingekommen sey, weiß man weiter nicht. Eben so wenig achteten die Arbeiter weiter hin auf mehrere größere und kleinere Gefäße, „mit Asche und Menschenhaar angefüllt, einige auch mit Deckeln versehen“, welche die Arbeiter fanden; sie vernichteten und zerstreueten das Gefundene. Nach einem eingetretenen Regen hatte ein Landmann aus dem nahen Dorfe Warsleben auf dem Acker, auf welchem das gestreute Erdreich abgspült war, kleine blinkende Metallstücke bemerkt, aufgenommen und gesammelt, bis auf die Zahl von 72, die man für alte bleyerne Knopfpfatten hielt; ein reisender Jude wechselte

sie ihm weiter hin gegen gangbare Münze aus. Nun verbreitete sich das Gerücht von einem hier liegenden Schatz, welchem nachzuspüren Mehrere unternahmen, und auch noch einmahl so viele dergleichen Stücke fanden; so daß eine Zeit nachher die obrigkeitlichen Amtspersonen zu Heitensleben beschloffen, die Gegend in Augenschein zu nehmen. Beym beschlossenen weitem Graben kam man auf einen ansehnlichen breiten unbearbeiteten Stein, und unter demselben auf ein kleines Gewölbe, das von rauhen Bruchsteinen ganz einfach zusammengesetzt war; in demselben standen zwey größere und eine kleinere Urne neben einander gestellt, sämmtlich mit Deckeln versehen, über welche ein kleines Messer gelegt war, das der Rost fast ganz verzehrt hatte. Aller Vorsicht ungeachtet sprang ein Stück vom Stein ab, und zertrümmerte die beiden größern Gefäße; in dem kleinen fand man bloß "angebrannte Knochen, und eine Asche, schwärzlich glänzender Ansicht"; das Gefäß ist aber auch nachher durch einen Zufall zerstört worden. Bey noch fernerm Nachgraben kam man auf einen Boden, der dem ganzen umliegenden Lande ähnlich war; und es bestätigte sich, daß der Rasenhügel eine aufgetragene Erde, und ein Begräbnißort voriger Zeit gewesen ist. Der Hr. Domcapitular urtheilt nun ganz richtig, und führt seinen Gedanken weiter aus, daß es kein Römisches Grab gewesen seyn kann, sondern für ein altdeutsches Grabmahl zu achten ist; wenn gleich Römisches Geld hier ist gefunden worden. Es sind zwar Römer vielleicht bis in diese Gegend vorgezogen, haben sich aber schwerlich hier niedergelassen. Grabhügel waren auch im Gebrauch der Römer nicht; aber wohl bey den alten Deutschen; und daß Römische-Münzen in dem Grabe gefunden

sind, ist leicht zu beareifen, da Deutsche mit den Römern Kriege führten, und andre unter den Römern Kriegsdienste leisteten; Den Krieg mit den Markmannen und Quaden beendigte Commodus; er machte ihnen Geschenke; so andre Kaiser mehr, wie Decius; überhaupt wurden Deutsche in Sold genommen gegen jährliche Wartegelder. So waren mehrere Wege, auf welchen Römisches Geld bis in die entfernten Grenzen kommen, und als Kostbarkeit aufbewahrt und ins Grab mitgegeben werden konnte. Kein Wunder also, wenn "von Zeit zu Zeit, an verschiedenen Orten des Elbe- und Ocker-Departements und den angrenzenden Gegenden, in ähnlichen Hügelu Denkwürdigkeiten des Alterthums gefunden werden".

Der Hr. Domcapitular hat von den aufgefundenen Silbermünzen 28 Stücke zusammengebracht; es sind gewöhnliche Kaisermünzen in Silber, Denarien (er schätzt das Stück, "nach unserm zeitlichen Münzfuße", zu 2 Gr. 8 Pf.), und hat sich die Mühe gegeben, sie ausführlich zu beschreiben und zu erklären, mit allem dem Fleiß und dem ernstlichen Bestreben eines Liebhabers und Münzfreundes, der in der Entfernung von Ansicht beträchtlicher Münzsammlungen und numismatischer Bücher sich mit wenigen Hülfsmitteln behelfen muß. — Die Münzen (alle in Silber) fangen Nr. 1. mit einem Otho an; Nr. 2. . . . 7. sind von Vespasian, 8. Julia Titi, 9. Domitian, 10. Nerva, 11. . . . 16. Trajan, 17. . . . 20. Hadrian, 21. 24. 25. Pius, 22. 23. Faustina, die jüngere, 26. 27. M. Aurelius Antoninus, 28. Commodus. Sie geben nur wenig bedeutende Bemerkungen an die Hand. Daß aber keine späteren Münzen vorkommen, würde freylich, wenn nicht andre gefundene Münzen zerstreut worden wäre,

ungefähr auf das Alter des Grabhügels schließen lassen. Zu wünschen wäre, daß bei ruhigeren Zeiten dergleichen Nachforschungen, zumahl von unbeschäftigten Domherren, häufiger wären angestellt worden.

Leipzig.

11

In der Dyckschen Buchhandlung 1808: Pythagoras = Apollon. Von Aug. E. Zimierling. Introite, et heic dii sunt. 1 . . . 152 Seiten.

Auch in dieser Schrift erkennt man einen vorzüglichen Kopf mit vielen, mannigfaltigen, Kenntnissen aus vielem Lesen alter und neuer Schriften, mit dem Streben nach neuen Ideen, angefüllt, dabei aber einer lebhaften, oft wild herumtreibenden, Phantasie, um neue Combinationen aufzutreiben, Preis gegeben. Des Neuen ist also viel; Vieles, was neue Ansichten gibt, auch wohl Aufschlüsse, wenigstens Stoff zu weiterem Nachdenken, Prüfen und Sondern; Also in manchem Betracht eine merkwürdige Schrift.

Auffallend ist gleich der Anfang: 'Das ganze Alterthum war voll davon, daß Pythagoras der Hyperboreische Apoll sey'. Aristoteles, bei Aelian, der statt einer Wolke von Stellen angeführt wird, ist doch der Einzige, welcher angeführt wird; ob Jamblichus und andre seines gleichen eine andre Quelle gehabt haben, ist dem Rec nicht bekannt; sie selbst kommen in keine Betrachtung — Wir wollen sehen, ob wir den Ideengang des Verf. richtig aufgefaßt haben, und ob wir ihn Andern verständlich machen können: die Sache verlohnt die Mühe. Das Haupt Thema drückt der Verf. immer so aus: Pythagoras war ein Priester des Apollo; ein Repräsentant des Apollorcultus; anderwärts, Repräsentant der Apolloweisheit, der

Lyra, u. a. Symbolische oder allegorische Ausdrücke geben nie einen genau bestimmten Sinn; das fühlt man bey diesen Nahmen, bey dem Worte, Repräsentant, ganz vorzüglich. Etwas deutlich wird, was damit gemeint sey, nur dadurch, daß S. 89 Homer der Repräsentant des modernen Epos genannt wird, der Urheber des profanen Gebrauchs der Mythen zu bloßen Spielen der Phantasie. So heißt S. 106 Typhon (von dem er sonst sinnreiche Ableitungen auf die superstitiösen Vorstellungen in Beziehung auf die Fische macht, S. 139, 140) der Repräsentant aller bösen Winde; Aber S. 124 ward Apoll, von dessen Orakeln alle Moral ausging, der natürliche Repräsentant derselben. Nun gehet Hr. Z. von der Bemerkung aus (welche bereits Hr. Hofr. Döttiger im ersten Bande des Attischen Museums geltend gemacht hat; er, der auch Orpheus und Chiron, mit Priester-, Varden- und Heldenschulen des heroischen Griechenlands, im Gegensatz der Bacchischen Orgien, anführte, die zu besaiteten Instrumenten ihre Lieder sangen): "Die Flöte war früher im Gebrauch, als die Lyra". Ganz natürlich! Lärmende Instrumente sind bey rohen Völkern, und vorzüglich bey ihren Festen, überall im Gebrauch: also Pauken, Trommeln, Sistra, schmetternde Blasinstrumente; wilde Länze, Geheule statt Gesangs s. w. Durch die bessere Cultur wird dieß eingeschränkt, gemildert und vermindert; es treten also auch sanftere Instrumente, Flöten und Saiteninstrumente, an die Stelle der ältern. Die Lyra erweckt also den richtig aufgefaßten Begriff von späterer Cultur. — Nun gab es, wie sie der Vf. nennt, Varden aus der Citharödenschule des Apoll; Apollosphöne; sie traten an die Stelle rasender Dithyramben, und enthusiastischer Feste, im Cultus des Bacchus. — Aber die heilige göttliche Begeisterung lebte fort im gebildeten

Gefang — dazu half die Stiftung der Teletä, und die Entfernung der Weiber vom rasenden Furor. — So wirkten die ältesten Apollonöhne durch Beschränkung des enthusiastischen Cultus auf die moralisch-politische Bildung der Griechen. — Aber wie leitet sich dies vom Apollo ab? Durch seine Orakelsprüche zu Delphi — “Die merkwürdigsten Belege zur bildenden Kraft des Apollocultus findet man in der Geschichte Sparta's, dessen Lacedaemoneische Verfassung nichts, als eine Apollinische Reformation war”. (Mehrere, allgemein als bearündet anerkannte Wahrnehmungen liegen allerdings hierben zum Grunde.) Weiter habe sich der Apollocultus durch ganz Griechenland verbreitet; selbst der Ackerbau sey sein Werk. Sinnreich ist die Bemerkung, daher lasse sich der auf einigen Kunstwerken dem Apollo bezeugte Stierkopf erklären. S. 26. — Superstition war gleichwohl damit vermischt, so wie die grobe Divination durch Träume. S. 32. Diese sey von fremd her gekommen (Apollo zu Delphi war doch, nebst Jupiter zu Dodona, die ältesten Gottheiten, so bald schon in den rohesten Zeitaltern). “Ueber Aegypten her (allein?) sehen wir die Verehrung des großen Götterzwillingspaars zu den Griechen kommen. Der eine Zweig der Verbreitung ging zunächst über Delos, der andre an der Küste von Kleinasien hinauf zu den östlichen Hyperboreern am schwarzen Meere”. S. 28. — So sey, sagt Z., (S. 33) das Bildende und Vorgebildete nach allen Seiten übersehen, und bloß zwey Fragen übrig: 1) welches war der ursprüngliche Begriff dieser Gottheit? und 2) worin bestand die Weisheit der Priester, die einen so wohlthätigen Cultus mitbrachten und verbreiteten? Eine vollständige Beantwortung gehöre in die Darstellung der Philosophie des Pythagoras (der esoteris

schen, die erst künftig einmahl erfolgen wird; denn er fügt hinzu: jetzt berühre er sie hier nur negativ, und in so fern es zur Aufhellung des Erotischen nöthig ist). "Um das Vaterland des Apollo zu finden, wird man von der einen Seite nach Medien, von der andern nach Aegypten hingezogen" (und hierüber bringt Hr. Z. S. 34 Mehreres ben). "Wir verfolgen die letztere Annahme als die gewöhnlichere", nämlich, daß Apollo der Horus sey; mit der Hypothese, daß er das Zeichen des Sommer-Solstizialtaags war; sein Symbol, der Habicht, habe weissagender Vogel, und Symbol des Apollo werden können, aber erst in Griechenland habe sich die völkerbildende Kraft entwickelt". Die Griechischen Weisen tragen gar nichts Aegyptisches an sich, auch in der Unkunde der wissenschaftlichen Kenntnisse der Aegyptier, S. 42 f., trotz der Reisen, die man sie machen läßt; und das andre Merkwürdige an ihnen sey, "daß sie einen Hang rasender Begeisterung auch dann noch fort zeigten, als ihr Zeitalter schon längst höchst prosaisch war" (also auch noch als Apollopriester). Diesen Satz verfolgt der Verf. S. 46 durch Anführung der Begeisterung der ältern Philosophie, erlaubt sich aber mit dem Begriff der Begeisterung viele Freyheit in der Anwendung; wenn er gleich voraus wohl unterscheidet: "Vergleicht man die Sagen über die (auf die ältesten Varden) folgenden Dichter und Weisen, so sieht man, daß sie sich in zwey Hauptstämme abgefordert hatten, von denen der eine mehr politisch, der andre mehr dichterisch war. Aber alle behielten mehr oder weniger das Begeisterte und Ekstatische ihrer Ursprünge bey, das man mit einer bloßen dichterischen Form nicht verwechseln darf". Aber dieß läuft doch weiter hin ins Wilde und Schwärmerische:

“Dieser ekstatische Zustand kann als das erhabenste Kunststück der Philosophie betrachtet werden. Die Tendenz der Philosophie über alle Subjectivität hinaus zur Objectivität, Universalität und Losgebundenheit, scheint die Destruction der Menschen als einzelnen bewußten Wesens zu erfordern, um die Wirkungen des Weltgeistes bey sich eintreten zu lassen”. Das nennen wir doch, sich aussprechen! Nun werden S. 49 f. Dinge von den echten Philosophen dahin geleitet, und wieder daher abgeleitet, bey denen man sich verliert, und doch wieder darunter vortreffliche Blicke von den politischen Weisen. — Aus der Classe der politischen Apollonpriester sey nun Pherecydes der Bildner des Pythagoras gewesen; und kenne man jenen, so sey es fast nicht nöthig, weiter von dem Pythagoras zu sprechen; alles verstehe sich nun von selbst. S. 70. Von jenem Lehrer und Bildner des Pythagoras sagt er gleichwohl S. 63, “laß Pherecydes zuweilen einen ekstatisch rasenden Zustand hatte, ist höchst wahrscheinlich”, und doch S. 70, wenn man alle Branchen des großen alten Vardenstammes mit einander vergleicht, so ist es wohl kein Zweifel, daß unter allen die Epimenidische und Pherecydische den erhabenen, religiösen, practischreichtigen, Charakter der alten Weisheit am treuesten repräsentirten”. Auch ist es sonderbar, wie S. 57 Hr. Z. den Charakter des Mannes bestimmt: “Am besten charakterisiren den Mann die fünferley Todesarten, an denen er starb, und die natürlich das ganze Heer der neuern Scribenten mit philosophischer Verachtung als Fabeln verwirft, weil es — sie nicht versteht”. Wir fürchten, daß, wo nicht das ganze Heer, doch wenigstens Viele daraus, seine Erklärungen eben so wenig verstehen und begreifen werden.

Das Uebriqe des Werks ist nun der Untersuchung über Pythagoras aemidmet; von der wir die Hauptsätze, so gut als möglich, angeben wollen. Immer wird wiederholt: Er war ein Apollodohn, der Repräsentant des alten Apollodohus. "Wenn Pythagoras sagte: ich war einst Aethalides, so hieß dieß so viel, als: ich stamme in gerader Linie von den alten echten Apollodohpriestern ab; meine Weisheit ist noch die des alten Apollodohpriesters Aethalides, und diejenigen, die von Jesus saaten, er sey früher Johannes der Täufer, oder Elias, oder Jeremias, gewesen, dachten sich die Sache eben so einfach - (S. 74). An Seelenwanderung wäre also nicht zu denken; die Pythagoreer nannten die Lehre auch nicht Metempsychose, sondern Paliragenese; auch der vermeinte Jongleur Aristaeas, der ältere, der Proconnessier, war ein Apollodohpriester: das gab er zu verstehen, wenn er sagte: er habe der Apollo als Kabe begleitet". Ueber die ganze Lehre will Hr. Z. künftiq einmahl den Aufschluß, wenigstens etwas Deutlicheres, als hier S. 70 . . . 7, geben, in der Darstellung der Philosophie des Pythagoras; es werde erhellen, ob nicht jene Lehre nur die Hülle eines astronomischen Encclus oder metaphysischen Satzes sey (S. 77). — Daß sein Vater aus Phlius gebürtig war, von da er sich nach Samos begeben hatte, wo er den Sohn dem Therenides übergab, soll auch auf alte Religionsverhältnisse der Familie leiten (S. 78 f.) — Des Pythagoras Reisen (S. 82); die auswärtigen alle, verdienen keinen Glauben, selbst die Reise nach Aegypten nicht; aber Reisen innerhalb Griechenland, von einem Tempel zum andern, werden behauptet (S. 84) — wie fern er in der Homérischen Schule gebildet worden seyn kann — (S. 94) seine Ankunft zu Croton, und der Pythagorische

Orden: "er wollte hier selbst als Apollopriester auftreten, durch eine eigne Schule die Weisheit der Urzeit fortpflanzen, und vielleicht den großen Haufen in politisch-moralisch-religiöser, dichterisch-musikalischer, Hinsicht zu den Sitten derselben zurückführen". (Allerdings lassen sich Beweise anführen, daß Pythagoras mit dem Apollo verglichen worden, und daß er selbst dem Apollo ähnlich seyn wollte; seine Kleidung, sein langes Haar, zielte dahin. Vielleicht war dieß Veranlassung, daß er Euphorbus vor Troja gewesen seyn sollte, wegen der Verse Iliade 17, 51 f.) Nach dieser Ansicht (fährt Hr. Z. fort) erklärt sich alles, was die neuern Bearbeiter falsch aufgefaßt, was sie als unsinnige Fabeln verworfen, was sie endlich, aus Verzeßung oder Verachtung, ganz verschwiegen haben". Mit diesem Epiphonema könnten wir schließen; gleichwohl wollen wir noch die Hauptgegenstände anführen, um eine so vollständige Uebersicht zu geben, als möglich. — Nun werden die abenteuerlichen Sagen vom Pythagoras in einem von den bisher gewöhnlichen Ansichten ganz verschiednen Sinn erklärt und gedeutet. Apoll ward er genannt, und konnte selbst sagen: ich bin der Hyperboreische Apoll, statt zu sagen: ich repräsentire den reinsten Apollcultus; im ältern Sprachgebrauch war er so der Sohn des Apollo, der Sohn του ΐεου, wie Apoll schlechtweg ο ΐεος hieß (S. 98); und so erklärt der Verf. auch das ερεσσαι του ΐεου als das höchste Streben der Pythagoreischen Moral S. 124. — Apollo's Pfeil, war das αορ, eine hasta, als Scepter; den auch Abaris, als Priester des Hyperboreischen Apoll, trug. S. 103 f. Alle dem Pythagoras, so wie dem Aristeas, bengelegte νοηται werden wegdisputirt S. 110 (auffallend ist S. 111 und 112 der Schluß,

mit welchem er die Wunder beschließt), und doch anderwärts wird ihnen das Gleiche wieder zugestanden. — Ueber des Pythagoras politisch-moralisch-musikalischen Orden S. 112: der Verf. findet hier überall Tendenz zu einer Theocratie, die zugleich demokratisch war. „Als Repräsentant des Apollo brauchte Pythagoras nicht Bürger zu seyn, da er auf einem höhern Standpunkte war, als sie“ (die Crotoniaten), sagt Z. S. 116. Aber so war er ein sehr gefährlicher Mensch, und der Himmel bewahre uns vor Menschen, die aus einer erhabnen theocratischen Autorität zu handeln glauben! — Ueber den moralischen Geist des Ordens manch Lesenswertes S. 119 f. Z. ist geneigt, das *γῶμαρπειν* vom Ackerbautreiben zu verstehen (S. 128). Die Aufnahme der Weiber in den Orden sey etwas Archaisirendes (S. 130 f.), „Die Weiber des Alterthums hatten bekanntlich in Dingen dieser Art (des Philosophirens) eine andre Haltung, als die Berliner Judenmädchen, welche den exsilirenden Urtheilen hörten“. Ueber das Religiöse (S. 135) und das Musikalische des Instituts getrauen wir uns nicht, Etwas sicher genau aufzufassen. — Des Einzelnen ist für eine Aufzählung zu viel; noch weniger würden die Deutungen sich beereifen lassen, die gegeben werden. Gelehrte, welche mit den Gegenständen bekannt sind, werden sie schon selbst mit Begierde aufsuchen; Nur wünschen wir, daß sie nicht leidenschaftlich dabei verfahren mögen.

Freylieh würde dem Hrn. Z. leicht von jedem billigen Leser alle Nachsicht zugestanden werden, hätte er seine Vorstellungen ruhig darzulegen, und nur so viel beigefügt, als dieselben bestärken und erläutern konnte; es würde die rhapsodische Schrift als ein sehr gelehrtes Werkchen voll neuer Ansich-

ten, die wohl die genauere Prüfung verdienen, dem Verfasser Achtung erworben haben. Es ist außerdem noch nebenher von einer manniakaligen Gelehrsamkeit angefüllt, worunter Vieles von sehr gutem Gepräge ist, das wir gern auszeichnen möchten; mancher scharfsinniger und treffender Gedanke; nur selten ohne Vermischung von andern; so von der epischen Poesie S. 86 ff.; von den Büchern *περι βίωυ* S. 134^{*}; über das *Ἰεωγεν* S. 137; die *ἐχέυθ.α* S. 144. Häufig (S. 15, 17, 25, 27, 46, 97^{*}, 113, 151, 152) kommen Winkte vor von Gegenständen, welche noch ausgeführt werden könnten oder sollten (freylich manche unausführbare), welche wir wohl wünschten, daß Hr. Z. sie auszuführen versuchen möchte; so wie er eine Schrift ankündigt (S. 31) über den Dreifußraub, der durch das alte Werk in Dresden bekannt geworden ist. Dagegen aber ist nicht zu läugnen, daß vieles dreuſt Gewagtes herbegezogen ist, voll kühner Behauptungen, bey denen man zuweilen nicht mehr weiß, wohin man denken soll. Man muß auch auf seiner Hut seyn, um sich nicht Manches als erwiesen aufbürden zu lassen, das es bey weitem nicht ist. Insbesondere braucht der Verf. häufig eine Art von Deduction, die sich anfängt mit daher daher, so — so, allein — wie S. 20, 21, 48, 49, 50, 114, 115, 118, 119, wo man mit aller Anstrengung nicht begreifen kann, wie das alles eben daher folgen soll; so wie er auch Mythen, denen er stillschweigend einen eignen Sinn gibt, als bekannt und ausgemacht anführt, und sie als Beweise und Gründung zur Bestärkung seiner neuen Idee aufstellt; Manches wird dagegen ins Dunkle gestellt, oder so, daß er etwas Mehreres im Hinterhalt zu halten und ahnen zu lassen scheint. Doch über

dieses alles würde sich jeder billige Richter wegssetzen, und sich nur bey dem Guten und Lebenswürdigen aufhalten, machte Hr. Z. sich nicht selbst alles Anspruchs auf Nachsicht verlustig. In welchem hohen Tone ist nicht Vieles vorgetragen, mit welcher Verachtung Anderer! Alles gilt für absurd und dumm, was nicht mit seinen neuen Hypothesen übereinstimmt, oder sich nicht damit vereinigen lassen will; ohne daß er daran denkt, ob nicht dieses wiederum wider ihn könne angewendet werden. Wird z. B. nicht Mancher zur Erklärung der goldenen Hüfte S. 101 lächeln! und werden die Hellenisten sich nicht an manches Griechische, wie den Apollo ἄγνος (S. 124), und die Erklärung von μεταλλαξαντα S. 58 stoßen! Wie wegwerfend, und beleidigend spricht er gleichwohl von den achtungswürdigsten Gelehrten, die irgend einmal eine andre Meinung geäußert haben, als die seinige, oder Etwas behauptet haben, das seinen Ansichten, Meinungen, unerwiesenen und meist unerweislichen Behauptungen, widerspricht. Es gehört viel dazu, bis sich ein junger Mann mit der gründlichen, gefunden Gelehrsamkeit eines Liedemann's messen kann; wie wird diesem gleichwohl begegnet! Nicht bloß inurbane, sondern illiberale und inhumane Behandlung erlaubt er sich, triviale Späße von Schulwitz, die nicht den Gegner lächerlich machen, sondern, wem sonst? nachtheilig werden! Flöße alles dieses noch aus einer Jovialischen Laune! aber so ist es mehr als cynische Ungebundenheit und Zimon-menschenfeindlicher Haß! Ist dieß auch Begeisterung der alten Apollopriesterschule? Mag sich je ein Schüler des Pythagorasapollo in einem solchen Geist und Sprache ausgedrückt haben! Wie wird vom ehrwürdigen Kant gesprochen S. 53! wie einem Tennemann, wie unserm Hrn. Dorned-

den begegnet! und doch ist er seinen Kalender-Ideen nicht abhold, S. 36; S. 40, S. 140; wie einem Höriger! — Wie sehr wünschte der Rec. alle diese Stellen ausgestrichen, und nie gedruckt zu sehen! und doch wünschen wir auch so noch Nachsicht für den gelehrten jungen Mann, dessen Irrthümern vielleicht unwillkürlich sind, und Verzeihung verdienen.

Eben daselbst

» Ueber Museen und Antikensammlungen.
Eine archäologische Vorlesung von C. A. Böttiger, gehalten am 2. Januar 1807. In der Dyckschen Buchhandlung. 1808. 31 Seiten in Octav.
„Unsre Zeit“, sänat die Worrede an, „rafft alles Einzelne und Zerstreute in größere Massen zusammen“ (damit die aufgehäuften Massen desto geschwinder einmahl zu Grunde gehen können; und zur gleicher Zeit wird auf der andern Seite das, was bereits bestehet, vernichtet). — Zweck und Nutzen, Vortheile und Nachtheile der Antiken-Cabinette und Museen, verdienen wohl eine eigne Prüfung. Lange wünschte der Rec., die Sache zur Sprache gebracht zu sehen; wie es mit so Vielem in der Welt gehet, so hat auch in Ansehung der Kunstsammlungen Italiens, durch die drey Jahrhunderte über, ein bloßes Nachbeten gewaltet, ohne bestimmte Unterscheidung ihres eigentlichen und bloß vermeinten Werthes: Was können sie für Kunstsinne, für Kunstbegeisterung, für Kunstgeschmack, vor allem, was zur Künstlerbildung und Verbildung leisten? Gewagt ist es aber, in dergleichen Fällen, zuerst die Stimme zu erheben. Die großen Kunstwerke, und zwar voraus der Bildneren, machten in der alten Zeit ihre Wirkung da, wo sie standen, auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln, Gymnasien,

Gärten, Hainen, Theater: hier hoben sie die Phantasie, belebten das Gefühl, erweckten hohe Triebe zu Thaten, begeisterten; und doch muß am Ende auch hier das Zu viel den Sinn gestumpft haben. Alexanders und seiner Nachfolger Zeitalter brauchte Kunstwerke zur Schau, zu Geprängen, Siegesfesten und Königspracht; so ging das Zusammenschleppen an; es folgten die Römer nach, und plünderten Griechenland, um Kunstwerke im Siegeszuge aufzuführen und ihre Kennplätze, Theater, öffentliche Gebäude und Palläste damit auszuschnücken. Mit dem bloßen Schnücken verloren die Kunstwerke ihre eigentliche Bestimmung und ihre große Wirkung. Eitelkeit, Ueppigkeit, Prunksucht, trat an die Stelle; an Erhöhung des Geistes und Gefühls ward gar nicht gedacht, war auch bey den Römern nicht zu gedenken. — In der Wiederherstellung der Kunst erhielten sie eine andre Bestimmung; sie dienten zur Belehrung. Hier war keine neue Schöpfung des Genies, der Mutter der Kunst; ihre Schätzung ging von dem Nutzen aus, den die Kunstwerke zum Verständniß der alten Classiker hatten; ihr Studium fing daher mit den Steinschriften, Münzen, Gemmen, an; und ging zum Bildwerk fort, um mit diesem auszuschnücken, und weiter hin, um zu sammeln: gut, wenn nur die Sammlungen keine bloßen Antiken-Kerker waren, oder, bey den elenden Restaurationen, Invalidenhäuser und Lazarethe von Artifken wurden; wie Hr. W. sie nennt. Er vergißt aber nicht, den guten Zweck und Gebrauch der Sammlungen, und von welcher Art, darzustellen. Ueber alle diese Gegenstände verdient die Schrift, von Sachverständigen nachgelesen zu werden.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 18. April 1808.

Paris.

Meiren

Im zweyten Bande seiner oben S. 594 angezeigten Voyage dans l'Intérieur de la Louisiane, etc. handelt Hr. Robin zuerst von Pensacola, der Hauptstadt des westlichen Florida, welche Provinz in dem Frieden, der die Unabhängigkeit der Americanischen Freystaaten sicherte, von Großbritannien an Spanien abgetreten wurde. Fast aller Handel und Gewerbe, alle Cultur, alle Verschönerungen, und Bequemlichkeiten, welche die Britten eingeführt hatten, sind während der kurzdauernden Spanischen Herrschaft verschwunden. H. 2. 3. S. Die jetzigen Einwohner von Pensacola lassen Mehl, Geflügel, und andere Lebensmittel lieber aus Neu-Orleans kommen, als daß sie selbst dergleichen zu bauen, oder zu ziehen suchen sollten. O honte des hommes! ruft der Verf. aus. Das Pfund Fleisch kostet nur Einen Sous, und frische Butter, die einige Arbeit erfordert, kostet im Sommer 36 . . . 38 Sous, im Winter über drey Franken. Das Clima von Pensacola ist gesund, der Boden fruchtbar, das Meer unglaublich fischreich, die Rhede,

M (3)

die sicherste im ganzen Mexicanischen Meerbusen, und das ganze Land voll des herrlichsten Bauholzes. So lange Pensacola in Span. Händen ist, so lange kann diese Macht die freyen Americaner immer im Zaume halten: wiewohl diese von Georaien aus ihre Pflanzungen bis auf 15, 16 Stunden von Pensacola vorwärts getrieben haben. Bemächtigten sich aber die Americaner des westl. Florida, so würden sie die Verbindung zwischen Spanien und Mexico nach Belieben unterbrechen können. S. 16, 17. Ganz Europa könnte sich aus den Wäldern von Westflorida mit allen nöthigen Schiffsbedürfnissen versehen. Besonders bringt diese Provinz eine so große Mannigfaltigkeit von Eichen hervor, daß es scheint, als wenn die Natur hier alle nur mögliche Formen dieser Baumart habe erschöpfen wollen. S. 42. In Neu Orleans sind in den letzten Zeiten viele neue, zum Theil zierliche, Häuser von mehreren Stockwerken erbauet worden. Der W. ist, unsrer Meinung nach, nicht mit sich selbst übereinstimmend, wenn er vermuthet, daß die Höhe dieser Häuser, oder der Kalkanwurf, womit sie bekleidet sind, das gelbe Fieber und ähnliche Krankheiten befördern werde. S. 68, 69. Die Bevölkerung von Neu Orleans beträgt 10 bis 12,000 Menschen. S. 15. Die Eleganz dieser Stadt waren eben so, wie in Paris, gekleider, so sehr auch die schweren Stiefel, die hohen Halskragen, die dicken Cravaten u. s. w. mit dem Klima des Landes stritten. S. 97. Selbst in Louisiana zieht man die Engl. Waren wegen ihrer Leichtigkeit und Wohlfeilheit den Französischen vor. Fast der einzige Artikel, den man, des höhern Preises unacachtet, lieber aus Frankreich, als aus England nimmt, sind Hürhe. S. 100, 101. Neger sind in Louisiana viel theurer, als in Martinique. Man zahlt für einen Brutto-Neger (un negre brute, c'est à dire arrivant de l'Afrique) 500, für einen Creol-Neger 1000

bis 1400 Piaster. S. 115. Wegen der geringen Geistesbildung der weissen Creolen in Louisiana ist hohes Spiel fast die einzige Zerstreuung, oder Ergözung der Männer, S. 119; doch sind im Winter auch Wälle sehr häufig. Auf diese Wälle dürfen keine andere Frauenzimmer, als aus reinem Blute kommen. Hr. R. war selbst Zeuge, daß eine sehr verrufene Frau sich laut darüber beklagte, daß gemischtes Blut sich in der Gesellschaft finde. Auf diese Aeußerung eines unzüchtigen Weibes mußten augenblicklich zwey tugendhafte und wohlgezogene Jungfrauen, die das Unalück hatten, Quarteronnes zu seyn, den Tanzsaal verlassen. S. 210. Der Vf. war gegenwärtig, als die Span. Abgeordneten Louisiana am 30. Nov. 1803 an den Französischen, und dieser am 20. Dec. an die Americ. Abgeordneten übergab. S. 131. Er kann es nicht verschmerzen, daß der Franzöf. Hof am Ende des siebenjährigen Kriegees Louisiana an Spanien abtrat: ein Land, das mehr Menschen fassen könne als Frankreich; das die Franz. Schiffahrt und Handel unzerstörbar gemacht haben würde, selbst in dem Fall wenn es sich dereinst vom Mitterlande getrennt hätte. Der Erfola habe gezeigt, daß Großbritanniens Macht durch die Unabhängigkeit von America nicht allein nicht geschwächt, sondern vermehrt worden. *Tout est à l'avantage de l'Angleterre. Verité importante pour les Métropoles!* S. 180. In Louisiana hat man zuerst angefangen, die Felder, auf welche man Zuckerrohr pflanzen wollte, nicht mit dem Grabseil, sondern mit dem Pfluge zu bearbeiten. S. 223. So vortheilhaft der Anbau des Zuckerrohrs auch ist, so bleibt doch der Zucker aus Louisiana, wegen der kürzern Zeit der Reife des Rohrs, in mehrern Stücken hinter dem Zucker der Westind. Inseln zurück. S. 232. Vom Ausflusse des Mississippi an liegen 80 Stunden aufwärts die Wohnungen der Anbauer auf den hohen Ufern dieses Flusses. Da diese Ufer sich ohne Ausnahme land-

einwärts mehr oder weniger senken: so grenzen die Ländereyen der meisten Pflanzern an Sümpfe, die von den letzten Ueberschwemmungen zurückgeblieben sind, und bey jeder neuen Ueberschwemmung des Mississippi bis nahe an die Wohnungen heraufsteigen. Die Feerden werden ohne Bedenken aus den nahen Sümpfen getränkt; Jäger trinken ohne Nachtheil daraus, weil die stehenden Gewässer ihre Klarheit u. Heilsamkeit behalten, so lange sie von Bäumen u. Gesträuchen dicht überschattet bleiben. Kann man, fragt der Vf., einen stärkern Beweis haben, daß stehende Wasser nur alsdann gefährliche Nachbarn werden, wenn man sie ihrer schützenden Decken beraubt? S. 271. Ungefähr 2 Stunden unterhalb Baton Rouge, und 80 Stunden oberhalb der Mündung, trifft man an dem linken Ufer des Mississippi die erste Erhöhung an, welche nicht viel über 100 Fuß beträgt. Ein Frauenzimmer aus der Nachbarschaft von Neu-Orleans, das niemahls den geringsten Hügel gesehen hatte, gerieth bey dem Anblick der erwähnten Erhöhung, als eines mächtigen Berges, in das lebhafteste Entzücken. S. 289. Eine kleine Stunde unterhalb des rothen Flusses reißt sich an der rechten Seite der Chafalaya, als ein starker Arm des Mississippi, ab, u. ergießt sich, wie dieser, ins Meer. Die Mündung des Chafalaya ist fast ganz mit ungeheuren Haufen von gefallenem oder niedergerissenen Bäumen zugedämmt, die sich in der Gegend der Mündung festgesetzt haben. Wenn diese Bäume entweder bey einem ungewöhnlichen Steigen des Flusses fortgeführt, oder durch einen zufälligen Brand vernichtet werden sollten: so würde der Chafalaya wahrscheinlich der Hauptstrom des Mississippi werden. Neu-Orleans würde alsdann seine Schifffahrt; und die Seen Maurepas u. Pontchartrain ihr Wasser verlieren. S. 290. Eben so leicht kann es geschehen, daß die Stadt Neu-Orleans einmahl bey einem außerordentlichen Steigen des Mississippi von den reißenden

Fluthen desselben zerstört wird, da man weit und breit die hohen Bäume weggehauen hat, welche die hohen Ufer des Flusses besetzten. S. 294. Bey der ersten Excursion, welche der Vf. den Mississippi hinauf, aus dem Mississippi in den schwarzen Fluß, und aus diesem bis zum Posten Ouachita machte, verirrete er sich einzeln in einer Wildniß, wo er ans Land gestiegen war, brachte bey einer sehr rauhen Witterung die Nacht im Walde zu, und ward überdem durch Hunger sehr erschöpft, bevor er wieder zu seinem Fahrzeuge kam. Fast scheint es uns, als wenn Hr. N. das ausgestandene Ungemach etwas zu rührend erzählt habe. Der einzige Lohn für die erlittenen Beschwerden u. Gefahren war die Entdeckung der schönsten unter allen Wasserpflanzen. Cette production extraordinaire étoit celle d'un Nélumbo, la plus belle espèce de toutes, la plus majestueuse des plantes de la terre, qui domine sur les eaux, et qu'on verra s'appeller *Napoléone* par des motifs, que mes lecteurs apprécieront. S. 323. Die Einführung des Feuegewehrs, und die Nachbarschaft der Europäer, haben in der Verfassung u. den Sitten der Wilden manche, wie Hr. N. glaubt, vortheilhafte Veränderungen hervorgebracht. Da jetzt einzelne Wilde mit Hilfe ihrer Gewehre glückliche Jagden machen können: so haben die Vereinigungen ganzer Völkerschaften oder zahlreicher Haufen zu gemeinschaftlichen Jagden, u. alle damit verbundene Feste allmählich aufgehört. Weil auch diejenigen, die sich in der Nachbarschaft von Europäern niederließen, durch diese gegen fremde Ueberfälle geschützt wurden: so hatten sie nicht mehr nöthig, mit andern Horden Schutz- u. Trugbündnisse zu schließen, sondern zerstreuten sich in kleine Haufen, oder einzelne Familien. Hr. N. behauptet, daß hitzige Getränke nicht so großes Unheil angerichtet haben, als Manche vorgeben. Die Wilden, die den Europäern nahe wohnen, und beständig Gelegenheit haben, hitzige

Getränke zu erhalten, schaden sich freylich häufig durch den Mißbrauch derselben. Allein die entfernteren, welche nur zu gewissen Zeiten die Niedertassungen der Europäer besuchen, übernehmen sich im Trinken bloß während der wenigen Tage, wo sie ihr Pelzwerk gegen Europ. Waren austauschen. Alle Wilde, sagt Hr. N., sind von Natur Lügner, und Diebe. Diejenigen, welche den Europäern nahe wohnen, legen diese Fehler allmählich ab, weil sie finden, daß sie sonst von den Blanken verabscheuet u. gemieden werden. S. 366 . . . 370. Die Wilden sind, nach der Meinung des Vf., vermöge ihrer ganz andern Lage des Christenthums durchaus unfähig, so lange man es ihnen auf die bisher gebräuchliche Art verkündigt. Rec. zweifelt sehr daran, daß die Methode, welche Hr. N. vorschlägt, mehr Glück machen würde. S. 377 Die Span. Regierung schützte die Einwohner von Louisiana nicht bloß in ihrem Eigenthum ihren Rechten u. Freyheiten, sondern übte auch die Schonung, daß sie die Franzöf. Sprache als die herrschende besteben, u. in Gerichten, oder andern öffentl. Verhandlungen brauchen ließ. Dieß letztere hörte mit der Uebergabe des Landes an die American. Regierung auf einmahl auf. Hr. N. entwarf ein Memoire (390. u. f. S.), in welchem er alle Gründe des Rechts u. der Billigkeit aus einander setzte, um welcher willen der Congreß den bisherigen Gebrauch der Franzöf. Sprache in Louisiana gestatten sollte. Er rieth den Louisianern, daß sie Abgeordnete an den Congreß schicken; daß diese ihr Gesuch bloß auf die uneingeschränkte Verbehaltung der Muttersprache richten, und sich die democrat. Partey der nordöstlichen Staaten geneigt machen möchten. Die Abgeordneten reiseten ab, erhielten aber durch den Einfluß der reicheren Pflanzer den Auftrag, vorzüglich um die freye Einfuhr von Negern zu bitten. Die Abgeordneten aus Louisiana wurden nicht allein nicht gehört, sondern mit auffallender Geringschätzung behandelt. Der Verf.

leitet sowohl dieses Betragen, als die Maßregeln, welche man gleich nach der Uebergabe von Louisiana nahm, aus dem Haffe der Anglo-Americaner gegen den Französ. National-Charakter her. Man führte augenblicklich eine neue Verfassung und Verwaltung ein; bestellte lauter Beamten und Richter, und zwar bloß Americaner, die kein Französisch verstanden; drang eine Menge von unbekanntem Gesetzen auf, und verhandelte alles in Enal Sprache. Da nun manche der neuen Richter und Beamten eben so räuberisch, als unwissend waren: so verloren viele Familien und Personen ihre Freyheit, ihr Vermögen, oder ihre Ehre, ohne daß man irgendwo Hülfe fand. S. 427... 435. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Betrachtungen des Verf. 480 u. f. S. über die Gesetze, nach welchen die Natur in allen Ländern und Inseln, wo der Ackerbau die ursprüngliche Ordnung noch nicht gestört hat, Weiden oder Wiesen und Wälder hervorbringt; nach welchen beide einander folgen, und sich geaenseitig einschränken, oder zerstören. Nur glauben wir nicht, daß diese Betrachtungen sich auf die Wälder, und Weiden der höheren, und höchsten Gebirge anwenden lassen. — (Vom dritten Bande s. das folgende Blatt.)

Nancy.

Muf

Von der hiesigen gelehrten Gesellschaft (f. S. g. A. 1807 S. 84 f.) ist uns Précis analytique des travaux de la Société des Sciences, Lettres et Arts de Nancy, pendant le cours de l'an 1807 zugekommen. 67 S. Octav. Wir zeichnen nur Einiges, auch außer der Gesellschaft Interessirendes, aus:

Aus der Mathematik und allgemeinen Physik: Hr. Vaurrin thut den Vorschlag, in der Cathedralskirche zu Nancy einen 71 Schuh hohen Gnomon zu

632 G. g. A. 63. St., den 18. April 1808.

errichten, vermittelst dessen sich die Zeit des Mittags auf 1 Secunde genau werde bestimmen lassen. — Hr. Galdat über die Materialität der Wärme. Er habe Rumford's Versuche, welche die Immaterialität der Wärme beweisen sollten, mit mehreren Abänderungen wiederholt; glaube aber daraus die Folge ableiten zu dürfen, daß Versuche dieser Art nicht geeignet seyen, Etwas für oder wider die Materialität der Wärme zu entscheiden. Derselbe über die Frage, warum wir mit zwey Augen dennoch nur einfach sehen. Er habe in einem vorhergehenden Memoire die Beantwortung dieser Frage auf die Theorie zurückgeführt, daß es auf der Netzhaut in beiden Augen points correspondants gebe, qui soumises a l'impression double et simultanée d'un même objet, peuvent en donner une perception simple. Durch ein künstliches Schielen habe er sich überzeugt, daß diese points correspondants nicht auf mathematische Punkte beschränkt seyen, sondern gewisse Flächenräume auf der Netzhaut bezeichnen, die jedoch von einer geringern Ausdehnung seyen, als diejenigen, auf welche das Deutlichsehen sich beschränke. Er habe zugleich gefunden, daß ein solcher Flächenraum nicht einen Kreis, sondern eine Ellipse darstelle, deren verticaler Durchmesser ungefähr 3 Mahl größer, als der horizontale sey. In einem Zusaze zu dieser Abhandlung handelt der Verf. von dem Systeme achromatique des Auges, und erklärt sich gegen verschiedene Erinnerungen, welche Young in den Philosophical Transactions dagegen gemacht hatte. — Hr. Vautrin über die 19jährige Periode in der Meteorologie. Seine Beobachtungen von 1787... 1806 sind derselben nicht günstig gewesen. — (Die Fortsetzung s. im folgenden Stück.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1808.

Paris.

meine

Der dritte Band der *Voyage dans l'Intérieur de la Louisiane, etc.* von Hrn. Robin (s. oben S. 594 und 625) fängt mit einem interessanten Aufsage über die wenig bekannten Gegenden an, die zwischen Louisiana und Neu-Mexico liegen. Der Verfasser dieses Aufsages ist ein Herr Deblanc, vormahliger Commandant der beiden Posten Natchitoches und Atatapas, unter welchen der erste trefflichen Tabak hervorbringt. Das Gebirge Chaos trennt die südlichen und nördlichen Ebenen, in welchen letzteren Santa Fe, die Hauptstadt von Neu-Mexico, liegt. S. 3. Ein Pierre Bial war im Jahre 1788 der Erste, der von der eben genannten Stadt bis zum Posten Natchitoches durchdrang, und einige Jahre später auch einen Weg von Neu-Mexico aus nach den gegen Nordosten liegenden Europäischen Niederlassungen entdeckt haben soll. Die Strecken zwischen Louisiana und Neu-Mexico werden wenigstens von zwanzig schiffbaren Flüssen durchströmt. Manche Gegenden sind durchaus unbewohnbar, weil sie das ganze Jahr,

D (3)

oder den größten Theil des Jahres durch, unter Wasser stehen. Diejenigen Gegenden aber, welche schon so weit erhöhet worden, daß das jährliche Steigen der Flüsse sie nicht erreichen kann, haben einen höchst fruchtbaren Boden, und einen außerordentlichen Reichthum an Wild, auch an zahlmem sowohl, als frey umherlaufendem Vieh. III. 3. u. f. S. und S. 118, 119. So geringe auch die Entfernung des Postens Atakapas von Neu Orleans ist, so ward er doch erst vor 50 Jahren angelegt, weil man sich vorher vor den menschenfressenden Wilden fürchtete, die in den dortigen Gegenden umherzogen. S. 20. Das Vermögen der Französischen Ansiedler besteht vorzüglich in großen Viehheerden. Selbst die Französischen Pflanzler in Atakapas und den benachbarten Gegenden sind so träge, daß bey ihrem großen Reichthum an Vieh die Butter doch immer zwischen 25. . . 50 Sous kostet, und in gewissen Jahreszeiten, besonders im Winter, sogar die Milch sehr selten oder gar nicht zu haben ist. S. 35, 36. Unter allen Getreidearten wird Mais am häufigsten gebaut, und das Mehl von Türkischem Weizen am allgemeinsten genossen. S. 40. Der Mais hat vor dem Weizen den großen Vorzug, daß man ihn zwey Mahl in Einem Jahre ernten, und selbst die Ernte viel bequemer, als die von Weizen, einrichten kann. S. 42. Auch der Bau der Baumwollen-Staude ist sehr vortheilhaft. Diese Cultur erfordert nur wenig Arbeit. Ein einziger Neger, der dabey gebraucht wird, kann seinem Herrn jährlich gegen 2000 Livres gewinnen; und hat doch nur nöthig, vier Monathe zu arbeiten. S. 44, 45. Das größte Unglück für diesen Zweig des Erwerbes sind die Raupen, die sich seit einigen Jahren eingestellt haben, und manchmahl in einigen Tagen ganze Pflanzungen zu Grunde richten. S. 47. Der Verf. glaubt, daß man diesem

Uebel durch größere Sorgfalt zuvorkommen könne. S. 55. Er ist der Baumwollen-Staude so gewogen, daß er wünscht, daß der Anbau derselben die Cultur von Flachs und Hanf immer mehr beschränken, und der Gebrauch von baumwollenen Geweben immer allgemeiner werden möge. S. 59. Nach der Versicherung des Hrn R. ist die Eroberung von Mexico ein herrschender Gedanke unter dem großen Haufen im freyen America. S. 99. Er glaubt, daß dieser Unfall, der eine der größten Revolutionen im Handel hervorbringen würde, am besten dadurch abgewendet werden könne, wenn Spanien die Länder an der rechten oder westlichen Seite des Mississippi gehörig bevölkere, und sich auf diese Art ein Schutzwehr für Mexico verschaffe. S. 119. Er zweifelt nicht, daß der größte Theil der Franzosen Louisiana verlassen, und sich in die neuen westlichen Colonien begeben würde, so bald Spanien erkläre, daß es die neuen Colonien eben so regieren wolle, als es Louisiana regiert habe. S. 123. Alsdann sey Mexico vollkommen gedeckt. Die schwachen, kümmerlich genährten, Americaner, deren ganzer Ackerbau darin bestehe, neue Ländererben zu erschöpfen, und wieder zu verlassen, würden es nie wagen, die starken und arbeitsamen Franzosen anzugreifen. Die Schilderung, welche Hr R. von den Anglo-Americanern macht, ist nicht günstig. *De grands hommes, mais pâtes, peu robustes, peu actifs, et sur tout peu accoutumés à de pénibles travaux, vivant de productions aqueuses, de farines mates, . . . préférant aux sucs nourrissans des viandes fraîches, des salaisons racornies, et mal odorantes, décelant un sang appauvri jusque dans la pâleur de leurs gencives. Dans leur agriculture dévastant en général plutôt la terre, que la fécondant pour*

l'avenir, obligés bientôt de la délaissér stérilisée, pour en aller stériliser d'autres. S. 128. Man nannte die Americanischen Soldaten in Louisiana nicht anders, als soldats de papier, wegen ihrer Blässe und Kraftlosigkeit. Auch blieben von 600, die nach Louisiana kamen, nach Einem Jahre nicht mehr, als 200 übrig. S. 134. In einem Mémoire sur les limites de la Louisiane (141. u. f. S.) bemüht sich Hr. N. zu zeigen, daß das an den Congreß abgetretene Louisiana viel enacere Grenzen habe, als die neuen Besitzer zugeben werden: besonders daß es sich nicht weiter erstreckt, als das Land, was im Jahr 1763 an Spanien abgetreten worden; und daß das rechte Ufer des Mississippi die Grenze gegen Westen ausmache. S. 154, 164. Man sieht aus den Raisonnements des Verf. wenigstens so viel, daß es künftig weder Spanien, noch dem freyen America an Anlässen zu Grenzstreitigkeiten fehlen werde. Der hohe Preis der Neger in Louisiana schützt sie doch nicht gegen die unmenschlichsten Mißhandlungen. Auch hat man dort, wie in den Inseln, wahrgenommen, daß die weissen Creolinnen im Ganzen härter gegen die Sklaven sind, als die Creolen, und diese härter, als die in Europa gebornen Weissen. S. 177, 180. Manche Pflanzler reiben ihre Neger durch übermäßige Arbeit, oder durch schlechte und zu dürftige Nahrung und Kleidung auf. S. 179. Hr. N. gesteht, daß die Beschränktheit der Neger, welche er aus der Knechtschaft ableitet, größer sey, als ein Europäer sich vorstellen oder glauben könne. Die Details, welche er über die ganze Lebens- und Handlungsweise der Neger beybringt, sind höchst interessant (181. u. f. S.), so wie die über die Sprache der Neger (186. u. f. S.). Nur die dummeften unter den Negern begeben sich in das Joch der Ehe

Bey weitem die meisten leben im Zustande einer wilden Liebe. S. 179. Die Negerinnen sind an Sonn- und Festtagen, wie Damen, sehr oft besser als ihre Herrinnen, gekleidet und gepuht. 200. S. Die Nachrichten über die Kälte oder Gleichgültigkeit, die Sorglosigkeit und andere Fehler der Creolen und Creolinnen stimmen mit denen anderer Reisenden genau überein. S. 213... 15. Hr. N. glaubt, daß Europäer die schwersten Arbeiten in Louisiana, und selbst auf den Inseln, besser als die Neger, aushalten könnten. S. 219. Im 70. Kap. 245. u. f. S. kömmt der Verf. noch einmahl auf die Behandlung zurück, welche Louisiana und die Einwohner dieses Landes nach der Uebergabe an die Abgeordneten des Congresses erfuhren. Auch aus diesem Abschnitt ist es einleuchtend, daß eher die Britten selbst und die Franzosen, als diese und die Anglo-Americaner, sich irgendwo vereinigen oder einander nähern könnten. Die ersten Commandanten, lauter junge Leute, waren eben so unwissend und stolz, als versoffen und habfüchtig, einen Einzigen ausgenommen; und sie begegneten den Louisianern verächtlicher, als der stolzeste Eroberer Ueberwundenen begegnen kann. Diesen Commandanten folgten Richter, die den ersteren in Rücksicht auf Wöllerey und Habfücht nichts nachgaben; und diese Richter waren mit ganzen Schaaren von Advocaten und Procuratoren umgeben, welche die Colonie wie Heuschrecken verheerten. Selbst die Verschiedenheit des Geschmacks in Speisen und Getränken, vorzüglich der beynabe allgemeine Hang der Anglo-Americaner zum übermäßigen Genuß von Whiski, Taffia und Rum, sind Ursache, daß die Franzosen und Anglo-Americaner, wenn sie auch noch so lange nahe Nachbarn sind, sich doch nicht innig verbinden können. S. 246, 247.

Die Abgeordneten des Congresses theilten Louisiana zuerst in das obere und untere, und beide in zwölf Grafschaften, ein. Bei der letztern Eintheilung verfuhr man so widersinnig, daß einige Grafschaften nicht 15, andere über 100 Stunden im Umfange erhielten. Jede Grafschaft bekam ihren ersten Richter, ihren Friedensrichter, ihren Sheriff, ihre Constables, ihren Coroner und Schatzmeister, ihre Procuratoren und Advocaten. Man errichtete Zölle, die den Beschaffenheiten des Landes nicht angemessen waren, und in kurzer Zeit fast alles bare Geld wegnehmen werden. Man nöthigte den Louisianern nicht bloß den Eid ab, der Constitution der vereinigten Staaten treu zu seyn, sondern auch dem Kaiser der Franzosen und dem Könige von Spanien zu entsagen. Das Einzige, was Hr. N. nicht umhin kann, an der neuen Verfassung und Verwaltung zu loben, ist die einfache Einrichtung des Zollwesens. Das ganze Heer der alten Zollbedienten verschwand auf einmahl; und mit ihnen die verdrießlichen Untersuchungen, die unter der Spanischen Regierung angestellt wurden; und doch hörte der Schleichhandel gänzlich auf. Aus dem letztern Umstände sollte man vermuthen, daß die neuen Zölle nicht übermäßig gewesen seyen. Die Beschreibung einer neuen Pflanze, welcher der Verf. den Namen Josephine gegeben hat, ist wirklich schön. Wir zeichnen nur folgende Worte aus. S. 268: Seule, elle fait surtout admirer ses formes aimables, élégamment sveltes; et près de fleurs, qui étalent des tranchantes couleurs, elle adoucit leur duréé par l'heureux mélange de sa blancheur, tandis qu'elle redonne de l'éclat à celles, dont les teintes sont trop sombres. Ses ramaux, en s'étendant, ne nuisent à aucune; ils ne déroboient ni la lumière, ni l'air à celles, qui crois-

sent humblement sous elle. Si elle domine, c'est pour protéger. On assure, qu'elle possède un grand nombre de qualités; mais déjà par elle, des douleurs aiguës, des maux dangereux disparaissent; ses effets intérieurs sont surtout de chasser les noires melancholies, de redonner une telle vivacité au sang, que les coeurs alors s'ouvrent à l'aimable joie, etc. Unter den Beschreibungen von Thieren ist die der Chenille l'epagneule die merkwürdigste. S. 277. Den Beschluß des Werkes macht die Flore Louisianaise 311. . . . 538. S., deren Inhalt und Werth in einem der folgenden Blätter angezeigt und beurtheilt werden wird.

Nancy.

Arnoy

Précis analytique des travaux de la Société des Sciences, Lettres et Arts de Nancy, pendant le cours de l'an 1807 (s. oben S. 635).

Zur Arzneykunde und Chemie gehörige Abhandlungen sind folgende: Hr. Braconnot theilte eine Untersuchung über die Ernährung der Pflanzen mit, in welcher er gegen die Meinung von Saussure und anderer Naturforscher aufs neue zu beweisen sucht, daß die Pflanzen zu ihrer Ernährung bloß Wasser und Licht bedürfen, und daß nur allein aus diesen alle in den Pflanzen enthaltenen sauren, alkalischen, erdigen, metallischen und salzigen Substanzen, so wie auch der Schwefel und Phosphor, und selbst auch der Kohlenstoff und Salpeterstoff, durch Hülfe des vegetabilischen Organismus gebildet würden. Der Boden trage nur in so fern zur Ernährung der Pflanzen bey, als er ihnen Wasser liefert, und es sey durchaus falsch, wenn man die Kohlenstoffsäure als die Quelle des Kohlenstoffs bey den Pflanzen ansehe. Derselbe gibt in einer andern Abhandlung eine Analyse der *Phytolacca decandra* L. Durch

Einäschern erhielt er aus dieser Pflanze eine sehr bedeutende Menge Kali, und empfiehlt daher den Anbau derselben zur Gewinnung dieses Alkalis. Auch hat Hr. Braconnot der Societät noch die Analyse eines Eisenerzes aus der Gegend von Nancy übergeben, in welchem er das Vorkommen des Eisens im gediegenen Zustande vermuthet. Von Hrn. Valentin erhielt die Societät Nachrichten über das auf St. Domingo gefundene Platinerz, und den Macpalrochtel, einen in Mexico wachsenden Baum. Dr. Vimont, Arzt zu Château-Salins, legte eine Abhandlung über die Phlegmasien der Schleim absondernden Häute vor. Hr. Zaldar beschreibt einen Fall, wo er den Galvanismus mit Glück gegen eine Taubheit anwandte, und Dr. Serrières die Geschichte einer Krankheit, welche aller Wahrscheinlichkeit nach durch den längern Aufenthalt eines lebenden Thiers im Darmcanal veranlaßt worden war. Das Thier, von dem der Kranke einzelne Theile ausbrach, schien zu den Amphibien zu gehören. Derselbe theilte auch Bemerkungen über die Nasern und über die medicinische Constitution, namentlich über die von den drey letzten Monaten des Jahrs 1806, und von den neun ersten des Jahrs 1807, zu Nancy mit. Dr. Valentin zu Marseille überschickte eine Abhandlung über die Kurart der Wasserscheu. Den Beschluß macht ein Bericht des Hrn. Mandel über die Güte einer seit kurzem zu Nancy aus thierischem Fett fabrikmäßig verfertigten Kaliseife, dem zugleich eine vergleichende Untersuchung mehrerer im Handel vorkommenden Arten Seife beygefügt worden ist.

St. 56 S. 558 Z. 2 ist theoretischen statt theore-
tischen zu lesen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1808.

Paris.

Mayer

Von Garnery: Mémoires de la Classe des Sciences mathématiques et physiques de l'Institut National de France. Tom. VII. P. I. Histoire 285 S. Mémoires 387 S. P. II. Mémoires 177 S.

Die Histoire enthält zuerst eine Analyse des travaux de la Classe des sciences mathématiques et physiques, pendant le second semestre 1805 et l'année 1806 von den Herren de Lambre und Cuvier. Dann Berichte von eingesandten Aufsätzen, neuen Erfindungen, gedruckten Werken. Lobreden auf Dolomieu, Jacques Martin Cels und Adanson von Hrn. Cuvier, auf Brisson und Coulomb von Hrn. de Lambre. Ferner Biot's Bericht von einer Reise in das Orne-Departement, durch Veranlassung der daselbst niedergefallenen Meteorsteine, und ein Memoire von Hrn. Leveque über die Beobachtungen, welche zu einer genauern Kenntniß von Ebbe und Fluth in den Französischen Häfen noch anzustellen sind, in welchen das établissement des ports noch so großer Unsicherheit unterworfen sey. C'est une chose asses étrange, sagt der Vf., que les dernieres

P (3)

expéditions autour du monde nous ont fourni de régions éloignées de nous de plusieurs milliers de lieues, de données plus précises, que celles que nous avons pour beaucoup de ports de notre voisinage, et que nous fréquentons tous les jours. Vorschläge, diesen Unvollkommenheiten abzuheffen.

Die Mémoires enthalten folgende Aufsätze: 1. Hr. Burkhardt über die Bahn des Kometen 1770: eine von dem National-Institut gekrönte Preischrift, welche in Absicht auf die Genauigkeit und Sorgfalt, mit der die hieher gehörigen Beobachtungen, unter denen mehrere bis jetzt noch gar nicht öffentlich bekannt geworden waren, mit den nöthigen Verbesserungen und Reductionen ausgewählt und benützt worden sind, und in Absicht auf die Rechnungen selbst, bey denen sich nicht gut eine directe Methode befolgen läßt, ein musterhaftes Beispiel von Bestimmungen dieser Art darstellt. Ungeachtet schon viele Astronomen die Elemente dieser Kometenbahn bestimmt haben, so wollte doch der Verf. durchaus kein Element als eine Approximation bey seinen Rechnungen zum Grunde legen, sondern sie lieber alle von Grund aus selbst berechnen, um den Fehlern vorzubeugen, welche bey diesen oder jenen Bestimmungen etwa in Absicht auf die Reduction der Beobachtungen selbst Statt gefunden haben könnten, und welche nicht allemahl mit dem gehörigen Detail angegeben worden sey. Die von dem Vf. gewählte Rechnungsmethode ist die gewöhnliche indirecte, jedoch mit eigenen Verbesserungen und Abkürzungen, die sich insbesondere durch einen vom Hrn. Dr. Olbers angegebenen Lehrsatz darboten; wegen der geringen Neigung der Bahn dieses Kometen ließ sich die Methode des Hrn. Dr. Olbers nicht anwenden. Nach vielen mühsamen Rechnungen und Vergleichen findet der Verf., daß weder eine parabolische noch hyperbolische Bahn den Beobachtungen ein Genüge leistet. Die Hy-

pothese einer elliptischen gibt nach mehreren Verbesserungen die Zeit des Periheliums 13,526 Aug. 1770 Perihelium $356^{\circ} 15' 11''$; Logarithm der halben großen Ape 0,4974080; Log. des halben Parameters 0,0806421; Umlaufszeit 5,573 Jahre; Aufst. Knoten $131^{\circ} 54' 54''$; Neigung der Bahn $1^{\circ} 34' 31''$. Im IV. Abschn. sucht der Vf. die Correctionen zu bestimmen, welche diesen Elementen noch wegen der Störung der Erde beizufügen seyn möchten. Sie sind aber so gering, daß sie kaum bey einem solchen Weltkörper in Betrachtung kommen. Noch untersucht der Vf., warum man diesen Kometen, ungeachtet seiner geringen Umlaufszeit, doch nicht öfter bemerkt habe, und die von ihm angegebenen Gründe scheinen uns sehr annehmbar. 2. Ventenat über die *Adonis Capensis* Linn. 3. Ders. über eine neue Pflanze im Garten zu Malmaison, welche der Vf., zu Ehren der Kaiserinn, Josephini, nennt. Der Samen ist vom Capt. Hamelius aus Neuholland mitgebracht worden. Der Vf. rechnet sie zur 8. Classe nach Jussieu in die Ordnung der Bignonen, Sie habe viel Aehnlichkeit mit dem *Pedaliium*, und die Frucht gleiche derjenigen von *Sesamum orientale*. 4. Ders. über eine andere Gattung im Garten zu Malmaison, gleichfalls aus Neuholland, welcher der Vf., auf Veranlassung der Kaiserinn, die Benennung *Calomera* erteilt, von dem ins Griechische übertragenen Nahmen Bonaparte ($\alpha\alpha\lambda\omicron\varsigma$. bonus, und $\mu\epsilon\rho\iota\varsigma$, pars). 5. Untersuchungen über die Temperatur des Wassers bey dem Maximum seiner Dichtigkeit, vom Grafen v. Rumford. Man hatte dem Verf. Einwürfe gegen seine Erklärung der Wasserlöcher, welche im Sommer in den Eismassen auf den Gletschern von Chamouni entstehen, gemacht. Hier sucht er seine Erklärung durch Versuche zu unterstützen, und zu zeigen, daß das Wasser wirklich das Maximum seiner Dichtigkeit einige Grade über dem Eis punct habe, und Wassertheilchen bey dieser Temperatur in kälterem Wasser

niedersinken, völlig wie er es bey der Erklärung jener Wasserlöcher angenommen hatte. Die Temperatur, bey der das Wasser seine größte Dichtigkeit hat, setzt er auf $+4^{\circ}$ Reaum., wenn gleich seine Versuche diese Temperatur nicht unmittelbar selbst bestimmen. Man kann doch immer fragen, ob das, was der Verf. für ein Niedersinken von wärmern Wassertheilchen in kälteren hielt, nicht bloß eine Mittheilung der Wärme nach unten war? 6 Tenon über die Ursache einiger Krankheiten, denen die Hutmacher unterworfen sind. 7. Verf. über die Gebärmutter einer Frau, welche im 8. Monat ihrer Schwangerschaft ihr Leben einbüßte. 8. Legendre über die Analyse von Dreiecken auf der Oberfläche eines Sphäroids, eine weitere Ausführung von der hieher gehörigen Abhandlung des Vf. in den Mém. de l'Ac. d. Sc. 1787 p. 366. Bey der Berechnung der Mittagslinie von Dänkirchen bis Barcellona aus dem Dreieckenneße, habe man die Dreiecke bloß auf die Kugelfläche gebracht, unter der Voraussetzung, daß der Fehler wegen der Abplattung der Erde bey den projecirten Dreiecken kaum merklich seyn könne. Um sich hiervon völlig zu überzeugen, entschloß sich der Vf., Formeln für die Projection von Dreiecken auf eine sphäroidische Oberfläche zu entwickeln, u. den Fehler zu untersuchen, der in dem Abstand zweyer Punkte eines Meridians erfolgen kann, wenn man statt einer sphäroidischen Oberfläche bloß eine kugelförmige annimmt. Der Fehler findet sich dann freylich so geringe, daß er kaum in Betrachtung kommen kann. 9. 10. Burkhart über die Elemente des Hardingischen Planeten. 11. Sourcroy u. Vauquelin über die Analyse verschiedener Getreidearten u. Hülsenfrüchte in Rücksicht auf die Theorie der Gährung u. des Malzens. Weizenmehl enthalte nur wenig Zuckerstoff, dagegen aber viel Gluten, dessen Verhalten bey den drey Perioden der Gährung umständlich entwickelt wird. Die Gerste enthalte Oehl, Zuckerstoff, viel Amylum, u. einen thierisch-vege-

tabilischen Stoff, wovon ein Theil sich im Wasser auflöse, dann etwas phosphorsaure Kalk- u. Talkerde, etwas Kieselerde u. Eisen, u. gewöhnlich auch etwas von einer Säure. Das in der Gerste enthaltene Oehl sey ohne Zweifel die Ursache des scharfen u. ranzigen Geschmacks in dem Gerstenbrote, qui, comme on sait, a servi de comparaison, pour exprimer au moral la grossièreté du caractère. Auch rühre daher der unangenehme Geruch u. Geschmack in dem Branntweine, wozu Gerste genommen wird. Ueberhaupt viel nützliche Folgerungen aus den angestellten Versuchen, nebst Vorschlägen, die durch den Gährungsproceß erhaltenen Producte in größerer Menge u. Vollkommenheit darzustellen. 12. Ueber die Kometen von 1784 u. 1762, von Hn. Burkhardt. 13. Dritte Fortsetzung der Untersuchungen über die Gesetze der Affinität, von Hrn. Berthollet. Man kennt schon die Grundsätze, welche Hr. B. in Ansehung der Verwandtschaften in den zwey vorhergehenden Abhandlungen (Mém. de l'Inst. N. To. III.), in der Statique chimique u. a. Schriften gegeben hat, nämlich wie sehr es bey den quantitativen Verbindungen dieser oder jener Stoffe, außer ihrer chemischen Beschaffenheit oder intensiven Anziehung, auch auf äussere Umstände, z. B. Druck, Masse, Verminderung des Aggregatzustandes, Temperatur, relative Menge der in Contact gebrachten Stoffe u. s. w. ankomme. In gegenwärtiger Abhandlung werden diese Lehren noch weiter ausgeführt, u. durch viel Beyspiele erläutert, z. B. wie Kohlenensäure unter einem größern Druck, als dem der Atmosphäre, sich in weit größerer Menge, als gewöhnlich, mit Kalien, Erden u. a. Körpern zu neutralen Salzen combiniren lasse. Hr. B. ertheilt diesen vollständigern Verbindungen ausschließl. den Namen Carbonates, nennt die gewöhnlichen, mit weniger Kohlenensäure vereinigten Salze, bloß Sous-Carbonates, und zeigt, daß zwischen diesen noch viel andre Combinationsverhältnisse Statt finden, u. so sey denn dieß auch der Fall bey andern Säu-

ren u. deren Verbindungen. Das Phosphate de Soude könne sich z. B. sowohl bey einem excès d'Acide, als einem excès de base vollkommen krystallisiren, u. wenn Proust u. a. behaupteten, daß das Principe sur abondant, es sey Säure oder Basis, s. h. nur in einem freyen Zustande mit den wirklich in eine chemische Verbindung getretenen Bestandtheilen mische, so widerspreche dieß den gemeinsten Erscheinungen. Ueber die comparativen Kräfte der Säuren u. Alkalien, sich gegenseitig zu neutralisiren, unter denselben äuffern Umständen.

14. Biot und Arago über die Verwandtschaften der Körper gegen das Licht, u. über die Brechungskraft der verschiedenen Gasarten; die hier beschriebnen Versuche füllen eine beträchtliche Lücke in der Naturlehre aus, indem man bisher nur ungefähr die Brechung des Lichtes in der atmosphärischen Luft kannte, in Ansehung der Brechung desselben in verschiedenen Gasarten aber noch gar keine Versuche aufzuweisen hatte, aus denen man zum Behufe der astronomischen u. terrestrischen Strahlenbrechung brauchbare Folgerungen hätte ableiten können. Die Verff. bedienten sich zu ihren Versuchen eines hohlen gläsernen Prisma, welches mit allerley Gasarten angefüllt werden konnte, u. durch die Verbindung desselben mit einem Vervielfältigungskreife ließ sich ein sinnreiches Verfahren ableiten, die Brechungskraft des in dem Prisma eingeschlossenen Gas aus dem Winkel zu bestimmen, welchen der durch das Prisma gegangene und gebrochene Strahl mit dem einfallenden machte, u. welcher durch die bekannte Vervielfältigung bis auf einzelne Secunden genau bestimmt werden konnte. Die dazu nöthigen Formeln werden in dem Anhange zu dieser Abhandlung besonders entwickelt. Die Verff. unterscheiden absolute u. specif Brechungskraft, wenn sie sich gleich nicht bestimmt dieser Benennungen bedienen. Jene verhält sich wie das Product aus der Dichtigkeit des brechenden Mittels in das specif. Brechungsvermögen, d. h. in die Kraft, womit jedes Theilchen des

Mittels auf das Licht wirkt. Die Verff. haben diese Kräfte für atmosphär. Luft, Sauerstoffgas, Stickgas, Wasserstoffgas, Ammoniacgas, kohlenfaures Gas und Kohlenwasserstoffgas bestimmt. Unter allen diesen Gasarten hat das Wasserstoffgas die größte specifische Brechungskraft, und setzt man die der atmosphär. Luft = 1, so ist diejenige des Wasserstoffgas = 6,61436. Das Sauerstoffgas hat die kleinste Brechungskraft = 0,86161. Optische u. chem. Folgerungen aus diesen Versuchen. Es sey wahrscheinlich, daß wenn ein Körper aus gewissen Grundstoffen zusammengesetzt ist, diese in ihren Verbindungen noch immer ungefähr mit eben der Intensität, wie einzeln, auf das Licht wirkten, u. daß daher des Körpers Brechungskraft aus dem quantitativen Verhältniß seiner Bestandtheile u. der specifischen Brechungskraft derselben sich ungefähr müße berechnen lassen. Bey dem Ammoniacgas entspricht diese Hypothese den Beobachtungen mit einem unmerklichen Fehler, bey dem Wasser weicht sie mehr ab. Nach dieser Theorie wäre die specif. Brechungskraft des Wassers = 1,535, das Verhältniß des Sauerstoffs im Wasser zum Wasserstoff dem Gewichte nach = 0,8829 . . : 0,1171 angenommen nach Hrn. v. Zumboldt's u. Gay Lussac's Versuchen. Newton's unmittelbare Versuche über das Brechungsvermögen geben für die specifische des Wassers die Zahl 1,7225. (Wir bemerken hiebey, daß wenn man in der Rechnung, Lavoisier's Verhältniß der Bestandtheile des Wassers, nämlich 0,85 : 0,15, zum Grunde legt, für die specif. Brechungskraft d. Wassers die Zahl 1,722 . . kommt, völlig wie sie Newton angibt. Auch haben wir nach unsern wiederholten Versuchen über die Bestandtheile des Wassers, u. einem daraus genommenen Mittel, Lavoisier's Verhältniß immer sehr nahe gefunden.) Interessante Bemerkungen über den Diamant u. einige andere Körper. Ausser dem Kohlenstoff scheine der Diamant doch auch sehr viel Wasserstoff zu enthalten, u. zwar wenigstens 25 Theile in 100. Wasserdampf habe mit

dem Wasser einerley specif. Brechungskraft. So weit der erste Theil dieses Bandes. Der zweyte enthält:

1. Hn. Ramond's zweytes Memoire über die Messung der Höhen mittelst des Barometers, über den Einfluß der Tageszeiten, des Beobachtungsortes, der Distanz beider Stationen, nach der Horizontalfläche genommen, des Zustandes der Luft u. d. gl. auf das Höhenmessen. Die Höhen fänden sich gewöhnlich zu klein des Morgens oder Abends, bey Südwinden, u. wenn die Atmosphäre sich zu einem Gewitter neigt, dagegen zu groß, wenn man in den ersten 3 Stunden des Nachmittags beobachtet, zumahl im Sommer u. wenn die Sonne nicht mit Wolken bedeckt ist, bey Nordwinden, wenn der Beobachtungsort an einem steilen Abhange eines Berges ist u. s. w.
2. Parmentier über die vortheilhafteste Behandlung der Hühner in Rücksicht auf das Eyerlegen, u. über die beste Art, die Eyer aufzubewahren.
3. Vanquelin Analyse des Saftes von Carico Papaya.
4. Desselben Analyse des Sächt. Verrills u. der darin angeblichen neuen Erde, welche Trommsdorff Agusterde nannte, u. die bloß in phosphorsaurem Kalk besteht.
5. Desselben Analyse verschiedener Alaunarten.
6. Guyton über die beste Form u. Einrichtung der kleinern Scheidemünzen.
7. Sage Beobachtungen über ein bleu martial fossile cristallisé, welches man zu Lureuil im Departement de la haute Saône gefunden hat.
7. Ders. über die Anwendung des Amianths in China zur Bereitung unbrennlicher Zeuge.
8. Verschiedene astronom. Beobachtungen von Hn. Messier.
9. De la Lande über die totale Sonnenfinsterniß 16. Jun. 1806. Hr. Witt u. mehrere Personen, welche diese Finsterniß in Neuyork beobachtet haben, sahen einen leuchtenden Punct auf der schwarzen Scheibe des Mondes.
10. Desmarest über die Bereitung der Stoffe u. a. Zeuge bey den Alten, zur Erläuterung einiger hieher gehörigen Stellen aus dem Plinius' und Ammian. Marcellinus.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 23. April 1808.

Paris.

Grunewald

Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des *Sangsues*, par P. Thomas, D. M. M. etc. Avec figures. A Paris chez Goujon, Brunot et Fichon. 1806. Octav.

Ein Werk, welches die vollständige Anatomie, Physiologie und Naturgeschichte des officinellen Blutigels (*Hirudo medicinalis* Linn. oder *venaelector* Braun.), und des schwarzen Blutigels (*H. sanguisuga* Linn. oder *gulo* Braun.) zum Zweck hat, und worin manches Neue und manches schon vorhin Bekannte ausführlicher aus einander gesetzt enthalten ist, aber auch Manches noch genauer und kritischer hätte behandelt werden können, wenn der Verf., obgleich mit vielen eben diesen Gegenstand betreffenden Schriften vertraut, noch manche andere, nicht minder wichtige, Abhandlungen, die schon vor diesem Werke erschienen sind, z. B. die von *Besning*, *Mangili*, *Braun* u. s. w., zu vergleichen Gelegenheit gehabt hätte. — Um eine kurze Uebersicht dieser Schrift und des Neuen, welches sie enthält, zu geben, wenden wir uns jetzt zu ihr selbst.

Q (3)

Sie zerfällt in neun Abtheilungen: I. Organe cutané. Das Zellgewebe zwischen den Zirkelmuskeln ist der Sitz der Farbe der Blutigel. Das Zusammenziehen des Thieres scheint nicht ausschließlich von den Zirkelmuskeln abzuhängen, denn es erfolgte auch noch in den Theilen, wovon jene Muskeln getrennt waren. In der Haut verbreitet sich ein Netz von unzähligen, zum Theil sehr starken, Gefäßen. Die Feuchtigkeit, womit der Körper bedeckt ist, wird auf der Oberseite durch eine Menge kleiner, in der Haut liegender, Drüsen, die zuweilen wie kleine Erhöhungen hervortreten, und auf dem Rücken, wo sie am stärksten sind, in Einer Reihe liegen, ausgesondert. (Schon Dillenius hat diese Erhöhungen wahrgenommen; auch Bening. Besonders deutlich sind sie an der *H. muricata* Linn oder *H. Blochii* Braun; und Birbiena sagt schon von den Erhöhungen seiner *H. marina*, die mit *H. muricata* Eine Art ist, daß sie jene Feuchtigkeit aussonderten.) An der Unterseite des Körpers wird diese Feuchtigkeit durch kleine, regelmäßig geordnete, Poren ausgesondert. II. Organes du mouvement. Der Fuß des Blutigels ist durch Muskelfibern gebildet, die von Einem Mittelpuncte auslaufen. (Die Fibernlage ist von Braun, in seiner Abbildung der *Hirudo vulgaris*, t. 3 f. 7 deutlich dargestellt worden.) Der Meinung, daß die Blutigel mit dem Fuße sich festhielten, indem sie einen luftleeren Raum im Centro der angepreßten Scheibe des Fußes hervorbrächten, widerspricht der Verf., und behauptet, daß dieser Fuß bloß durch Berührung aller seiner Puncte mit der Fläche, worauf er stehe, befestigt werde, und daß auch die Feuchtigkeit, welche das Thier ausschmigt, ihr Theil zu dieser Befestigung beyntrage. Die Theorie der mannigfaltigen Bewegungen des

Blutigels ist vom Verf. gut und ausführlich vorgetragen. III. Organes de la digestion. Der erste Abschnitt handelt von den Zähnen, und von der Verfahrungsart beym Saugen des Blutigels. Hr. Thomas behauptet, daß das Saugen nicht mit der Wirkung eines Schröpfkopfes verglichen werden müsse: denn wenn man den Blutigel, während des Sagens, dicht unter dem Kopfe öffne, so fließe das Blut doch noch immer eben so reichlich, wie vorher, durch das Maul in den Speisecanal (denn der Blutigel wird durch jene ihm bengebrachte Wunde nicht in seinen Geschäften gestört), obgleich die äuffere Luft durch diese Oeffnung in den angenommenen luftleeren Raum dringen, und folglich die Wirkung desselben aufheben müsse; bloß durch das Zusammenziehen und den daher entstehenden Druck des Ringes, welcher die Oeffnung des Mauls bildet, soll der Blutfluß hervorgebracht werden. Der Verf. sucht dieses durch zwey angeführte Versuche zu bestärigen, von denen aber der erste gar nichts entscheidet, oder vielmehr, wenn er in Betracht kommen soll, für das Gegentheil zu sprechen scheint. Wenn Blutigel einander selbst ansaugen, so geschieht dieses nur in dem Falle, wenn die angegriffenen von fremdem Blute strogen, denn nur nach diesem sind sie lüstern. — Der zweyte Abschnitt handelt von dem Speisecanal und der Verdauung. Der Speisecanal theilt sich gegen das Ende in drey Canäle, wovon der mittelste mit dem Intestinum rectum verglichen werden kann, denn er hat seinen Ausgang durch den After. (Diesen Canal haben auch Braun und Bibiena schon entdeckt und abgebildet; Braun aber konnte den Ausgang desselben nicht finden.) Die beiden zur Seire liegenden Canäle haben keinen Ausgang (können füglich als Intestina coeca betrachtet werden.

Wahrscheinlich sind es dieselben, wovon Poupart S. 539 redet. Penning hat den Speisecanal noch viel complicirter, wie alle übrige Schriftsteller, gefunden). Der Speisecanal besteht seiner ganzen Länge nach aus zwey sehr feinen Membranen, von denen die äussere glatt und ohne Falten ist, die innere aber Falten, und dadurch Kammern, bildet (vergl. Poupart, Dillenius, Bibiena, Braun u. s. w. Bibiena läugnet diese Kammern; vielleicht hat er den Speisecanal der *Hirudo sanguifug* vor Augen gehabt). Das *Intestinum rectum* ist so gebauet, daß man, durch den After, Flüssigkeiten und Sonden hineinbringen kann, welche aber nicht durch die innere Oeffnung in den Speisecanal dringen. (Ganz anders haben dieses Bibiena und Braun gefunden: Wenn ersterer nämlich den Speisecanal mit Luft anfüllte, so ging dennoch keine Luft in das *Intestinum rectum*. Braun fand bey der *Hirudo muricata* L. oder *Hir. Blochii* Br., daß er von innen mit der Sonde in diesen Canal bis zum After, aber nicht durch denselben hinaus, dringen konnte.) Hr. Thomas will nicht entscheiden, ob dieser Canal bloß als ein Fortsatz des Speisecanals, oder als ein besonderer Darm angesehen werden müsse. (Der Analogie nach möchte man diesen Canal, mit dem der *Hirudo muricata* [s. Braun t. IV. f. 6 und Bibiena t. 3 f. V. h-1] verglichen, doch wohl für einen besondern Darm erklären.) Auf der äussern Fläche des Speisecanals durchkreuzen sich auch noch mehrere Muskeln, ohne mit der allgemeinen Muskellage zusammen zu hängen; sie dienen zu den besondern Bewegungen des Speisecanals, welcher ausserdem noch mit einer feinen nekartigen, nicht zu bestimmenden, Substanz überzogen ist. IV. *Système vasculaire*. Die Blutigel haben drey

Hauptgefäße, die sich in Nebenäste vertheilen, und wovon eins über den Rücken, und eins zu jeder Seite im Bauche, der Länge nach hinabläuft. **Bening** hat wahrscheinlich auch die Seitengefäße gekannt, aber auch andre, zu den Geschlechtstheilen gehörige, Organe für Seitengefäße gehalten. **Bibiena** hat auch sowohl das Rückengefäß, wie die Seitengefäße, gekannt, aber letztere für Tracheen erklärt. Auch **Dillenius** scheint die Seitengefäße gekannt zu haben.) Der Verf. sah ganz deutlich die Pulschläge, deren 7 bis 8 in Einer Minute erfolgten; aber ein Herz ist nicht vorhanden: auch findet keine eigentliche Circulation des Blutes Statt, sondern das Blut bewegte sich, in einem und demselben Gefäße, bald von vorn nach hinten, bald umgekehrt von hinten nach vorn. (**Braun** hat, in der *Hirudo vulgaris*, auch Blutgefäße gefunden, aber nur die Seitengefäße, in denen sich das Blut so bewegte, daß sich wechselsweise, wie durch Pulschläge, immer nur Eines dieser Seitengefäße füllt, während sich das andre ausleert.)

V. Organes respiratoires. Die Blutigel athmen durch Luftlöcher, die sich an den Seiten des Körpers befinden, und deren jedes zu einem inwendig liegenden membranösen Säckchen führt. (**Bening** hat dasselbe schon längst dargethan. Daß **Bibiena**, in der *Hirudo medicinalis* und *marina* (*H. muricata* L.) ganz andre Luftgefäße gefunden haben will, haben wir schon im vorhergehenden Abschnitt berührt. Bisher glaubte man sehr häufig, daß die Blutigel durch das Maul athmeten (vergl. **Moreau**). Wenn aber der Verf. behauptet, daß auch **Bibiena** dieser Meinung gewesen sey, so muß Rec. gestehen, daß er dieses nirgends in **Bibiena's** Abhandlungen über diese Thiere gefunden habe; im Gegentheil sagt gedachter Schriftsteller S. 100, Z. 5

von unten: "nostra vero (experimenta), nisi respirationem per os excludant, eam saltem reddunt valde dubiam", und auf der folgenden Seite: "habemus igitur in strangulata hirudine exemplum vitae, in dies multos productae sine ulla per os habita respiratione" u. s. w.) Uebrigens aber können die Blutigel lange Zeit im luftleeren Raume, und in verdorbenen und zum Athmen untauglichen Luftarten leben (ist auch schon von Andern [vergl. Bibiena S. 100] bestätigt worden). VI. Système nerveux. Das Rückenmark mit seinem Knoten und den davon ausgehenden Nerven ist schon von Poupert, Bibiena und Mangili gefunden worden. Bening fand die Form der Nerven anders, als jene Braun hat zwar das Rückenmark und die Knoten desselben, aber keine davon ausgehende Nerven, gefunden. Am besten stimmen die Beobachtungen des Verf. mit dem überein, was Bening und Mangili gesehen haben; jedoch scheinen die Entdeckungen dieser letztern die der übrigen Schriftsteller, und auch die des Verf., an Genauigkeit weit zu übertreffen. Mangili fand 23, Bibiena 21, Thomas nur 13 Nervenknöten. Nach Mangili und Bibiena besteht der Hauptstrang des Rückenmarks aus zwey mit einander verbundenen Fäden, wovon Thomas nichts sagt. Nach Mangili entspringen aus den beiden Rückenmarksknöten mehr Nerven, als aus den übrigen; nach Bibiena ist dieß nur bey dem untersten Knöten der Fall; und nach Thomas entspringen aus den beiden äußersten Knöten gar keine Nerven. Rec. hält sich schon a priori für überzeugt, daß aus den beiden äußersten Knöten mehr Nerven, als aus den übrigen, entspringen werden, da sie zu denjenigen Theilen, worin das Thier die meiste Kraft und das meiste Gefühl äußert (Fuß

und Lippen), Nerven abzugeben haben. — Eben die Empfindungslosigkeit, welche Braun in diesem Rückenmarke der Blutigel bemerkte, ist auch dem Verf. aufgefallen. Weder durch Stechen, noch auch durch Zerschneiden, noch durch Säuren, waren Bewegungen hervorzubringen. Der Verf. sucht diese Empfindungslosigkeit dadurch zu erklären, daß bey diesen Thieren die verschiedenen Theile des Nervensystems nicht durch ein gemeinschaftliches Centrum (Gehirn) zusammenhängen, sondern daß jeder Knochen als ein besonderes Centrum (Gehirn) betrachtet werden müsse (wie auch Bribiena schon annahm. Willenius glaubte ebenfalls mehrere im Körper zerstreute Gehirne gefunden zu haben; aber er hielt die Testikel und einige andere, von Bribiena und Thomas zu den männlichen, von Braun und Poupart zu den weiblichen Geschlechtstheilen gezählte, Organe, deren in der Folge noch erwähnt werden wird, für Gehirn). Durch diese verschiedenen Centra sollte, nach des Verf. Meinung, die Communication der Eindrücke, welche ein Theil des Nervensystems erleidet, unterbrochen werden. (Indeß hat doch Mangili durch den Metallreiz, den er unmittelbar auf das Rückenmark anwandte, starke und allgemeine Zusammenziehungen am Blutigel hervorgebracht.) Hr. Thomas spricht diesen Thieren alle Sinne, ausgenommen die des Gefühls und des Geschmacks, ab. (Sollten sie aber nicht auch den Sinn des Geruchs besitzen? Der Verf. erzählt selbst an einem andern Orte, daß Blutigel nur dann einander ansaugen, wenn die angegriffenen von fremdem Blute stozen. Bening erzählt, daß man, um Blutigel zu fangen, nur ein mit Blute getränktes Tuch auf der Oberfläche des Wassers, worin sich diese Thiere befänden, auszubreiten brauche, um nach einigen Stunden eine Menge Blutigel an der Unter-

seite desselben angehängt zu finden. Sprechen diese beide Beobachtungen nicht dafür, daß die Blutigel das Blut gewittert haben? Ob diese Thiere auch für den Eindruck der Lichtstrahlen Sinn haben, ist noch zweifelhaft. Wenn man den Versuch liefert, welchen der Verf. angestellt hat, um sich von der Existenz oder Nicht-Existenz dieses Sinnes bey den Blutigeln zu überzeugen: so wird man gestehen müssen, daß sie diesen Sinn besitzen. Hr. Thomas spricht ihnen aber dennoch das Gesicht ab, und sieht das Resultat jenes Versuchs bloß als eine Wirkung der Sensibilität ihres Hautorgans an. Braun, welcher fast ganz gleiche Versuche, aber, wie es scheint, mit mehrerer Behutsamkeit, angestellt hat, erhielt ganz entgegengesetzte Resultate, woraus ein Jeder mit ihm den Schluß ziehen muß, daß die Blutigel gar keinen Sinn für Lichtstrahlen zu haben scheinen. Uebrigens ist es doch auffallend, daß der Verf., trotz der Sorgfalt und Genauigkeit, womit er die Blutigel untersucht und beobachtet hat, die schwarzen Punkte am Kopfe, die man für Augen zu halten pflegte, nicht finden konnte. Wenn er Braun's Abhandlung gekannt hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß nicht bloß zwey, sondern fast alle Arten dieser Thiergattung mit solchen Punkten versehen sind, die man freylich nach dem, was Braun davon sagt, nicht sowohl für Augen, als vielmehr für sehr kurze Stümpfchen von Fühlfäden halten muß.

VII. Organes de la génération. Die Beschreibung der männlichen Ruthe und der Testikel stimmt mit dem, was Poupart, Bening, Bibiena und Braun davon gesagt haben, überein; nur die Lage derselben ist von der, wie sie Bibiena und Braun abgebildet, und Bening beschrieben hat, verschieden. Die Abbildung, welche Redi von den männlichen Theilen gegeben hat, stimmt mehr mit

der von dem Verf. gelieferten Abbildung überein; aber die Medische Abbildung ist übrigens so unvollkommen und in mehreren Stücken von allen den Abbildungen, welche die übrigen Schriftsteller von diesen Theilen gegeben haben, so abweichend, daß sie nicht viel für Thomas entscheiden kann. Diejenigen Organe aber, welche Poupert und Braun für Eyerstöcke, Bening für Drüsen, Dillenius für eben so viele, im Körper des Blutigels vertheilte, Gehirne hielt, betrachtet Hr. Thomas, mit Bibiena, für Theile, die den Testikeln angehören. Auf dem Uterus, welchen keiner von allen Beobachtern, außer Poupert, der ihn für einen Testikel zu halten geneigt war, verkannte, fand der Verf. dieselben beiden kugelförmigen gestielten Körper, welche Bibiena entdeckt hatte, und hält sie, wie dieser, für die wahren Eyerstöcke. Aus der Bildung und Lage dieser Geschlechtstheile zieht der Verf. den Schluß, daß bey den Blutigeln keine gegenseitige Befruchtung Statt zu finden scheine, sondern daß jedes Individuum sich selbst, durch wirkliche Insertion der männlichen Ruthe in die Oeffnung, die von aussen zu den weiblichen Geschlechtstheilen führt, befruchten könne und müsse. (Ganz dasselbe hat schon Bibiena gemuthmaßt, aber zugleich angenommen, daß außerdem auch eine gegenseitige Befruchtung Statt finden könne.) Auch ist der Verf. mit den meisten Naturforschern überzeugt, daß diese Blutigel lebendige Junge zur Welt bringen. (Braun hatte nicht nur diese, sondern mehrere andre Arten von Blutigeln zu eyerlegenden Thieren gemacht, und die Eyer der *Hirudo vulgaris*, welche an Wasserpflanzen abgesetzt würden, mit den darin enthaltenen 6 bis 8 Embryonen, abgebildet.) VIII. De la manière dont les sécrétions s'opèrent

chez la sangsue. Der Verf. hegt hierüber nur Muthmaßungen, die aber wenig oder gar nichts erklären. Einiges davon ist schon im ersten Abschnitte vorgekommen. IX. De l'accroissement des sangsues etc. Sie wachsen nicht durch Entwicklung neuer Theile; sondern die Jungen sind eben das im Kleinen, was die Alten im Großen sind, und haben schon eine gleiche Anzahl von Ringen. Sie leben wahrscheinlich sehr lange, weil sie langsam wachsen. X. De l'action du froid sur les sangsues et de leur engourdissement. Dieser Abschnitt enthält im Ganzen nichts Neues. XI. De la force de régénération des parties, considérée chez les sangsues. Eigentliche Regenerationskraft findet nicht Statt, sondern nur so viel ist wahr, daß, wenn ein Blutigel durch Querschnitte in zwey oder drey Stücke getrennt wird, diese noch ziemlich lange Zeit fortleben. Der Verf. läßt sich überhaupt über die Gesetze aus, wornach im Allgemeinen jene Kraft bey den Thieren sich äußert, und zieht aus mehreren Zusammenstellungen den Schluß, daß wahrscheinlich die Einrichtung der Geschlechtstheile auf diese Kraft sehr vielen Einfluß habe, denn sie finde in weit höherem Grade bey den eyerlegenden Thieren Statt, hingegen wenig oder gar nicht bey denen, welche lebende Junge gebären (wobey jedoch eine große Menge von Ausnahmen zu machen sind). — In einem Anhange stellt der Verf. eine kurze Recapitulation desjenigen an, was er als vorhin unbekannt, und von ihm erst entdeckt und entwickelt darstellt. Indem wir uns auf die in dieser Recension schon gegebenen Vergleiche beziehen, bemerken wir über diese Recapitulation nur noch Folgendes: Ob die Kenntniß dieser Thiere bisher so unvollkommen gewesen sey, daß nicht

manche Beobachtungen früherer Schriftsteller denen des Verfassers vorzuziehen wären, ist noch sehr die Frage. — Unrichtig ist es, daß bisher Alles, was das Haut- und Muskelsystem und die Theorie der Bewegungen der Blutigel betrifft, unbekannt gewesen sey. — Ob des Verfassers Theorie über das Saugen der Blutigel, und über die Art und Weise, wie sich die beiden Enden dieser Thiere an andern Körpern festhalten, die richtigere sey, und ob der Verfasser oder einige seiner Vorgänger die Verdauungs- Organe genauer beschrieben haben, ist noch nicht ausgemacht. — Wahr ist es, daß der Verfasser uns genauer über das Gefäßsystem unterrichtet hat. — Wahr ist es, daß der Verfasser die äussern Luftlöcher und ihren Zugang zu den innern Luftsäckchen entdeckt hat. — Das Nervensystem hat der Verfasser nicht so genau und richtig bestimmt, wie Bibiena und Mangili. — Des Verfassers Theorie über das Zeugungssystem ist eben die, welche schon Bibiena vor ihm kannte; und wahrscheinlich ist die natürliche Lage der männlichen Zeugungstheile, wie sie der Verfasser beschreibt, nicht die richtige. — Ueber die Poren der Blutigel hat der Verfasser manches bisher Unbekannte gesagt: aber über die Vereitung der verschiedenen Säfte im Innern nichts von Erheblichkeit. — Des Verfassers Bemerkungen über den Wachsthum der Blutigel sind gut; wie die Kälte auf diese Thiere wirkt, wissen wir durch Bibiena schon besser. — Sinnreich sind seine Betrachtungen über die Analogie, welche in mancher Hinsicht zwischen dem Blutigel und den lebendiggebärenden Thieren höherer Ordnungen Statt findet, obgleich die Blutigel, ihrer äussern Form nach, zu den Thieren einer niedrigeren Ordnung zu gehören scheinen. Auch sein Raisonnement

über systematische Eintheilung der lebenden Wesen, wozu er durch jene Betrachtungen hingeleitet wird, zeugt von einem philosophischen Blick ins Innere der Natur.

H Leipzig.

Im Weidmannschen Verlag, und London bey Payne und Mackinglay und Lunn: *Lamberti Bos Ellipses graecae cum priorum editorum suisque observationibus edidit Godofredus Henricus Schiffr.* 1808. Octav 1... LXVIII und 1... 924 S. Der Recensent hat schon einige Male anerkannt, daß in den letztern Zeiten, durch die Keigische Schule, und durch diese weiter auch durch andre Gelehrte, das Studium der Griechischen Grammatik überaus viel gewonnen hat. Es fällt auf, wenn man in dem angeführten Werke den großen Umfang einer Lehre sieht, die doch nur einen einzelnen Gegenstand aus der Griechischen Syntax betrifft. Alle Sprachen haben Ellipsen, zumahl in ihrem ausgebildeten Gebrauch: hat die Griechische Sprache, mehr als andre, ihr eigne und besondere? schwer auszumittelnde? Warum hat man doch die Griechischen so besonders merkwürdig geachtet? wenigstens in spätern Zeiten; denn wer zweifelt daran, daß viele hundert Gelehrte die Griechischen Classiker sehr gut verstanden haben, ohne sich überall zu sagen: dieß und jenes ist eine Ellipse, und sie muß so und so ergänzt werden. Wie viele Ellipsen, theils gemeiner, theils ihr eignen Art, gibt es in unsrer Sprache: er ist an gestellt (bey dem Amte); man hat ihn angegeben; heute wird nicht gelesen u. a. so wie es auf der andern Seite viele anmerkungswürdige Mittel gibt, wodurch unsre Sprache den Ellipsen ausweicht, ohne Verlust, hingegen mit Gewinn,

der Deutlichkeit; z. B. Lastschiff, wo der Grieche *δελφας* (*ναυς*), Vaterland, *η πατρις* (*γη*); vielleicht ist dieser Gegenstand von unsern Sprachgelehrten ausführlich erläutert worden, er verdient es wenigstens, zumahl in Vergleichung mehrerer Sprachen gegen einander. Über die Griech Sprache hat ein besonderer Genius gewaltet, daß an derselben zuerst und so viel grammatisches Studium ist verwendet worden; zwar vieles, ehe man noch allgemeine Sprach Principien gefaßt, und die philosophische Sprachlehre bearbeitet hatte. In einer lebenden Sprache ist die Bedürfnis entweder gar nicht, oder nicht groß, daß Ellipsen genau bemerkt werden; wer merkt darauf, daß unser *Es* ist eine Ellipse ist? so wie, das ist, und der häufige Gebrauch des Neutrum vom Adjectiv, als Substantiv: das Gute, das Böse s. w. Vermuthlich wird hier so gut, als im Griechischen *πραγμα*, *χρημα*, auch das Ding zu verstehen seyn. — Nun ist es aber im Griechischen ergangen, wie es in allen Dingen, auf welche man einmahl gerathen ist, zu gehen pflegt, man ist zu weit gegangen, hat so Vieles, was als allgemeiner Gebrauch der Sprachen, selbst der Natur des Sprechens nach, vorkommt, als besonders dem Griechischen eigenthümlich angesehen, Manches zu Ellipsen gemacht, das es nicht ist. Dagegen hat aber die Griechische Sprache allerdings eigne Ellipsen, die in ihrer Bildung und Bau sich gründen; z. B. der häufige Gebrauch von Adjectiven, mit Weglassung des Substantivs: *η πολευια*, *η ξενη* (*γη*). *η τραγικη*, *η κωικη* (*τεχνη*) und so viele hunderte: wovon wir als Grund angeben würden, daß der Griech. Wortbau von der Poesie ausging, welche den Gebrauch der Epitheta so sehr begünstigte. Ein großer Theil der Ellipsen ward durch die Ausbildung ihrer Perioden und Rundung ihres Ausdrucks erzeugt: denn wie die

frühere Sprache bald Pleonasmen, bald Ellipsen, aus Mangel an sorgfältiger Bearbeitung des Stils, mit sich bringt; so führt jener gelehrtere Wortbau, freylich zuweilen auch durch die so genannte *grata negligentia*: welche Andre hier und da für eine *incompta* halten werden: Ellipsen hervor; da hingegen in den frühern Zeiten eine andre Quelle von Ellipsen diese war: Bey der ungebildeten Sprache, und noch besonders bey einem lebhaften Volke, wird Vieles durch Gebarden, durch Hinzeigen mit der Hand, *δεικτικως*, ausgedrückt; das sind auch Ellipsen, aber von einer andern Art. Wenn die Spartanerin zum Sohn sagte: *η των η επι των*, so reichte sie ihm den Schild hin. Die Lehre von den Ellipsen erhielt noch einen größern Umfang durch die philologischen Schriften, besonders in den *Observationen* über das *N. T.* Nun sammelte Lambert Vos seine grammatischen *Observationen* in ein Buch, und ordnete sie nach dem Alphabet, jedoch ohne vorgängige Erwägung, was denn eigentlich für eine Ellipsis zu achten sey, was davon abzusondern, und wie sie überhaupt zu bestimmen, endlich auch, welche der Griech. Sprache eigen sey, und ob allgemein, ob in gewöhnlichem Gebrauche, auch ausser dem Contexte? Nicht einmahl die Redensarten, wo das Relativ das eigentliche Nomen entbehrlich und ganz unnütz machte, wurden abgesondert. Ueber dieß alles ist nur Weniges gesagt auf den ersten Seiten von Vos; Eben so hat man wiederum ausgefüllte Ellipsen als Pleonasmen betrachtet, eben aus Mangel einer genauen Bestimmung dessen, was man Pleonasmus nennen will. Indessen einen großen Nutzen, den man dankbar erkennen muß, hat Vos schon durch dieses Register von vorkommenden Ellipsen, das man nachsehen und sich daraus belehren kann, ob für den vorkommenden Fall ähnliche Beyspiele vorhanden sind, und eben diese Ellipsis in andern Stellen angetroffen

ist. Dem Gedächtniß und der Erinnerung kömmt das Buch also gar sehr zu statten, und eben so sehr die gelegentliche Einsicht, damit man sich zu rechter Zeit wieder erinnert, wo an eine Ellipse zu denken ist. Auch in diesem Falle gibt oft der Fall des Sich-Nicht-erinnerns, als Unwissenheit andrer Gelehrten betrachtet, dem pedantischen Eigendünkel manches Critikers Nahrung für seine Schosfünde. Wenn übrigens in andern Rücksichten, das Verdienst des Buchs, zumahl in Vergleichung mit wichtigern Schriften dieser Gattung, nicht so groß geachtet werden kann, so bekam es doch eine große Celebrität, und erhielt mehrere Herausgeber und Bearbeiter (man s. in der Vorrede S. Ll f.), welche es theils mit manchem entbehrlichen Zusatz, theils mit trefflichen Anmerkungen und Erläuterungen bereicherten, wenn sie gleich in manchen Fällen weiter gingen, als sich gehen läßt, da so viele Ellipsen auf mehr als Eine Art ausgefüllt werden können, und es vermuthlich den Griechen selbst unbestimmt blieb, und ungewiß bleiben muß, welche Ausfüllung die ursprüngliche war. Von dem Einfachsten ging sie vermuthlich aus, und *χρημα, πραγμα, εργον.* wird wohl (wie bey uns, Ding Sache) die ersten ausgelassenen Wörter ausgemacht haben (z. B. *το εμου, τα ευα. το δεινον*) wenn gleich nachher noch genauer anschließende, als *εδος. ηδος. λημα. γενος. μερος* f. w. und mit Recht, sich unterlegen lassen. Die Römer haben, außer den eignen Ellipsen, viele (wie *caeterum. reliqua potissimum* u. a.) aus der Griech. Sprache aufgenommen; das sieht man auch aus den Adjectiven in der dritten Endung, und dem häufigen Gebrauch des Adjectivs als Substantiv, *liquidum. cavum planum* u. a. welches vermuthlich auch im Anfang durch *negotium* ergänzt ward, und sich häufig noch ergänzen läßt. Auch die Ellipsen der Latein. Sprache erhielt

ten durch Sanctius u. a. ihre Erläuterung. Endlich kamen andre wichtigere Veranlassungen hinzu, die Lehre von den Ellipsen noch genauer zu bearbeiten, aus critischen Gründen, indem so häufig bey Verschiedenheiten der Lesarten die Frage ist, ob ein Wort, das in einigen Handschriften stehet, in andern mangelt, ausgestrichen oder aufgenommen werden soll, oder ob Stellen, wo der ähnliche Fall, ohne Stimme der Handschriften, eintritt, eine Veränderung verlangen: von welcher Gattung es eine mächtige Menge Conjecturen und Bestreitungen gibt: denn diese sind immer die leichtesten Critiken, neben den andern, durch welche man aus dem gewöhnlichen Ausdruck, oder, aus Parallelstellen erborgten, Scharfsinn in entbehrlichen Veränderungen darlegen will. Nun ward dieß ein weites Feld in der Streitcritik; gleichwohl ging auch aus dieser manches Licht hervor. Und so enthält der Beytrag und Nachtrag des gelehrten neuesten Herausgebers, der in dem ganzen hellenistischen Studium der neuesten Zeit sich als einen der belesensten und umfassendsten Sprachkennner durch mehrere Werke bereits bewiesen hat, eine große Menge Verbesserungen und Beurtheilungen über eine Anzahl Stellen alter Schriftsteller, die theils von Andern versucht, theils von ihm selbst gelegentlich bengebracht sind. Bewundernswürdig, und für den Rec. zum Erstaunen, ist der unglaubliche Fleiß desselben in Auffuchen, Bemerken und Auszeichnen so vieler tausend Stellen, und bey der herculischen Arbeit doch noch so viel Eindringen in den Sinn und Zusammenhang der Stellen, so viel Wahrnehmung, und grammatischer Sprachsinn aus einer Fülle von Sprachkunde, und, was diese Geistesgaben und Vorzüge krönt, Willigkeit und Bescheidenheit.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. u. 68. St.

Den 25. April 1808.

Leipzig.

Stieglitz

Bey Schäffer: *Acta Instituti clinici Caesareae
 Universitatis Vilnensis.* Auctore *Josepho Frank*
 (kaiserl. Hofrath und Professor). Annus 1. 1808.
 146 Seiten in Octav.

Der Verf. veranlaßte und verbreitete vorzüglich
 mit die Brownsche Ummwälzung in Italien und Deutsch-
 land, und verschaffte ihr durch seinen Einfluß auf
 seinen Vater, und durch Verschmelzung der Erfah-
 rungen und Ansichten desselben mit der Schottischen
 Lehre, so wie durch die Kraft seines eignen Geistes,
 nicht geringen Anhang und Werth. In dem Maaß,
 als er wieder zurückging oder zurückblieb, erfuhr
 auch er, daß man überall leichter große Stürme erre-
 gen, als sie leiten und in gewissen Schranken halten
 kann. Jetzt tritt er als Anpreiser der ältern Medi-
 cin auf: Hippokrates, Sydenham, Bagliv, Stoll,
 sind seine Leiter; ihre Belehrungen empfiehlt er sei-
 nen Schülern. Das Beobachten des verschiednen
 Wesens und Ganges der Epidemien, das Nichtein-
 wirken des Arztes bey vielen Krankheiten, bey den
 meisten anhaltenden Fiebern, bey fast allen exanthe-

N (3)

matifchen Fiebern (methodus expectativa), legt er besonders nahe. Die Resultate der Erfahrung geben den vorzüglichsten Aufschluß. Das Theoretisiren, führt er an, lehrte in allen Systemen Etwas, brachte Einiges aufs Reine, wenn auch nur der Wahrscheinlichkeit es nähernd. Verderblich sey aber, sich einem System hinzugeben, die Ausübung davon abhängig zu machen. Eine erfreuliche Verwandlung eines ehemahligen medicinischen Revolutionärs, eine vortreffliche, wahrlich der jezigen Zeit zusagende, Richtung eines öffentlichen Lehrers! Wir wünschen den acht großen Russischen Provinzen Glück, denen er Aerzte zuziehen soll; wir möchten die bey weitem größere Menge unsrer Deutschen medicinischen Practiker und Schriftsteller gern in seine Clinic schicken. Aber dennoch müssen wir ihm zurufen: auch hier sind Extreme zu vermeiden; auch auf dieser Bahn, die allerdings zum Ziele führt, kann man vielfach straucheln, und in Irrgänge gerathen! Gewiß, das Alte muß wieder Schätzung erhalten, benugt, zum Theil in Gang gebracht werden: aber mit Prüfung und Beschränkung. Die wahren Fortschritte der Zeit und des Genies — ihre Zahl ist groß — müssen uns erhalten und damit verschmolzen werden. Der gesunde, kräftige Verstand, der rein-practische Sinn der Englischen Aerzte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; die vielfache Gelegenheit, die sie hatten, in allen Welttheilen und Climates Krankheiten zu beobachten und zu behandeln; die scharfe Critik Deutscher Aerzte in den letzten zwey Jahrzehenden, haben das Leere, Einseitige, versteckt Hypothetische, vieler Lehren vermieden oder aufgedeckt, denen die größten Aerzte bis dahin huldigten und folgten. Eine gänzliche Umformung unsrer Wissenschaft und Kunst ist ein großes Bedürfniß unsrer Zeit. Viele älteren Ansichten und Handlungsweisen, von Hippo-

krates an, sind vortreflich, nicht zu entbehren, und müssen wieder zu Ehren kommen. Aber sie bedürfen einer neuen Begründung. Die Erweiterungen, Berichtigungen, auf dem Gebiete der Erfahrung älterer oder neuerer Zeit, haben wir so klar zu machen, daß sie endlich für immer fest stehen; daß sich Jedem aufdringt, wie sie aus einer vollen Reihe unbestreitbarer Thatsachen hervoraehen; daß sie den Stempel der Wahrheit und Anwendbarkeit in sich selbst haben, sich innerhalb der Grenze halten, in der sie nur Gültigkeit haben können, und daß wir nicht ewig Andern zumuthen, sie auf Auctorität anzunehmen. Die theoretischen Begriffe, die nicht zu entbehren sind, müssen bestimmt entwickelt, scharf bewiesen, und in ihrem ganzen Zusammenhange vorgetragen werden; dann wird sich Einmischung einer Schulphilosophie, leerer und durrer Dogmatismus, Phantasterey, schon von selbst ausschließen, oder in aller Blöße darstellen.

Hr. Fr. spricht fast wie ein Empiriker aus der bekannten Griechischen Schule, warnt vor Erforschung der nächsten Ursachen der Krankheiten, vor Erklärung der Wirkungsart der Arzneymittel. Die vorzüglichsten Quellen der Indicationen fließen ihm: 1) aus der Erfahrung der vorzüglichsten Aerzte und aus eigener Erfahrung, wobey nicht nur die Erscheinungen der Krankheit selbst, sondern auch die veranlassenden und erregenden Ursachen zu berücksichtigen sind; 2) aus der Beobachtung dessen, was hilft oder schadet; 3) aus der epidemischen Constitution. Schade nur, setzen wir hinzu, daß Nr. 1. so widersprechend und selten zu einem bestimmten Resultat führend ist; daß Nr. 2. so zweydeutig und schwankend ist, und mit der Selbsthülfe der Natur zusammenfällt, und daß Nr. 3. erst aufgeklärt seyn muß, ehe daher leitende Maximen zu erhalten sind. Die epidemische Constitution soll das Wesen, die Form und die Behandlung der

Krankheiten so bedeutend verändern, und die Endenhausche Aeußerung wird mit Wohlgefallen angeführt, daß bey dem Eintritt eines neuen Charakters einer Epidemie, ehe dieser erkannt ist, selbst unter seiner sorgfältigsten Behandlung die ersten Kranken, die befallen wurden, leicht in Lebensgefahr kamen. Eigenthümlichkeiten einer Epidemie zu erkennen, hilft dem handelnden Arzt allerdings gar sehr dahin, daß ihn das Dunkle und Vermirrte vieler einzelnen Fälle nicht zu sehr drückt. Die Frage ist nur, wie jene zu erforschen sind? und wie weit sie ihre Herrschaft ausdehnen? Daß das Heilverfahren zu verändern ist, ergibt sich nach obiger Ansicht, wenn das bisherige die Kranken nicht mehr rettet, sondern verschlimmert. Aber wie nun das treffen, das nun das Zusagende ist? Rec. benutzte jede Quelle, aus welcher der Vf. schöpft, aber hält sich überzeugt, daß die Basis des medicinischen Handelns erfahrungsmäßige Beariffe über die Natur und Entstehung der einzelnen Krankheiten sind, die zu erwerben und mehr zu begründen das Bestreben jedes Arztes seyn muß. Dieß weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht.

Aus dem Krankenhaus der barmherzigen Schwestern, das 150 Kranke enthält, und aus den Armen der Stadt werden die gewählt, die in der Klinik behandelt werden sollen. Um Ansteckung zu vermeiden, werden die Fieberkranken von den chronischen getrennt, und die mineralsauren Räucherungen benutzt. Den 1 März 1805 ward die Wilnaer Klinik von seinem Vater eröffnet; im September übernahm sie der Verf., und von da an beschreibt er hier die Vorfälle bis zu Ende Junius 1806. 135 Kranke nahm er auf, heilte 119, erleichterte 9 es starben 7. Es folgt nun eine kurze physisch-medicinische Topographie der Stadt. Aus den 27 Kapiteln der Schrift heben

wir nun das Bemerkenswerthe aus. Die catarrhalischen und rheumatischen Fieber wären allerdings sthenischer oder asthenischer Art; häufig hätten sie aber in ihrem Verlaufe etwas Eigenes und Specificisches, das mit Sthenie und Asthenie nicht zusammenhänge. Man hätte sie ehemahls mit Recht von andern Fiebern unterschieden. Die jetzige Verabsäumung des Aderlassens in Catarrhen möge wohl eine Ursache mit seyn, daß die Schwindsucht so häufig eintrete. Den Namen Faul-Nerven-asthenische Fieber ziehe er (mit Recht) die Benennung Typhus vor, weil dieß Wort keine Hypothese über die Natur der Krankheit einschließe, auf keine bestimmte Heilmethode hi weise, und in ganz Europa angenommen sey. Die catarrhalischen Fieber gingen zu Zeiten in Typhus über. Ueber den Gebrauch der Blätter des rothen Fingerhuttes zu 2 Granen alle 2 Stunden bey einem solchen plötzlichen Uebergang hätten wir gern mehr gehört: tiefer Verfall der Kräfte, Blässe des Gesichts, große Salivation, 112 Pulsschläge, so hart wie von einer metallischen Saite. Jenes Mittel half bey der Nebenanwendung von etwas Hallerschen sauren Tropfen. 8 Kranke hatten den Typhus mit Flecken, sie wurden alle hergestellt. Dieser Typhus petecialis habe seinen eignen Verlauf (einen andern, als der Typhus ohne Flecken?), und sey dieser der Beschaffenheit der Krankheit gemäß, so bedürfe es fast gar keines Arzneymittels. Hiervon überzeuge er sich immer mehr. 3 Krankheitsgeschichten dieser Art theilt er mit. Sie beweisen aber nicht ganz, was er darthun will, denn den ersten Fall ausgenommen, in dem er aber doch Vitriolsäure bald gab, und einen Tag durch alle 2 Stunden einen Eßlöffel rothen Franzwein einem Mädchen von 18 Jahren, wendete er in den zwey andern Fällen einen Aufguß der Arnica-

blüthen, das Mynschische Elixir, Campher, an. (Das Einstürmen so vieler Brownschen und Nicht-Brownschen Aerzte der jetzigen Zeit, das Ueberfüllen der Kranken mit den mannigfaltigsten, kräftigsten Reizmitteln auf jedem Wege, selbst durch Rhyssiere, mißbilligen wir gar sehr, aber das passive Beobachten des Ganges der Krankheiten kann gewiß auch zu weit getrieben werden. Der besonnene Arzt vermeide alle Extreme. Was jedem in seiner Praxis zu thun oder zu unterlassen bleibt, darüber ist schwer zu richten. Die Unthätigkeit sehen wir aber häufiger und anstößiger fehlen, als die zu große Geschäftigkeit. Wer indeß als öffentlicher Lehrer oder Schriftsteller den Grundsatz aufstellt, man solle große Krankheiten, als Ausschlagsfieber, Fleckfieber, ihren Verlauf ruhig nehmen lassen, ohne mit Arzneien dazwischen zu wirken, so lange sie in ihrem gewöhnlichen Gange bleiben, dem können wir wenigstens kein Lob erteilen, als bis er völlig genügend aus einer Fälle überzeugender Beobachtungen darthut, daß er beim Eintritt dieser Krankheiten sichere Zeichen aufstellen kann, aus denen erhellet, daß in ihrer weitem Entwicklung keine Gefahr zu befürchten ist. Bis jetzt steht die Lehre fest, daß die zweckmäßige Behandlung der ersten Zeiträume großer fieberhafter Krankheiten vorzüglich der Thätigkeit des Arztes einen großen Spielraum gibt. In diesen steht es oft in seiner Macht, der ganzen Krankheit einen milderen Charakter zu geben, und dem Entstehen bedenklicher Zufälle zuvor zu kommen. Welch einen Unterschied in dem glücklichen Erfolg findet ein besserer Arzt zwischen den mißlichen Fällen, die er von Anfang an behandelte, und zwischen denen, in deren Mitte er erst hinzugerufen wird, die man

der Natur überließ, oder in die ein ungeschickter Arzt einwirkte!). Wenn Diarrhöen dem Typhus nicht Zuwachs geben, so soll man ihnen ihren Verlauf lassen. Von zu schnell gestopften Stuhlaussäuerungen habe er, vorzüglich wenn es durch Mohnsaft geschah, in dem Typhus die schrecklichsten Folgen gesehen. Er hemme daher eine solche Diarrhöe nie, besonders wenn es eine fäculente sey, so lanæ durch sie die schon daseyenden Symptome nicht schlummer werden, oder Meteorismus und neue andere Erscheinungen hervortreten. Dann selbst wende er vorher äussere Mittel auf den Unterleib an, ehe er sich entschliesse, 8 . . . 10 Tropfen Laudanum liquidum Sydenhami in einem Klystier zu geben. Ab usu enim interno Opii, quousque fieri licet, in typho peticulari abstinere! nam satis multiplici experientia edoctus sum, paucas dari rerum positiones in hoc morbo, ubi Opio locus esse potest. (Rec. gesteht, daß er im Typhus nichts so sehr fürchten gelernt hat, als Diarrhöen, und daß er nicht säumt, sie durch schleimige Mittel, durch radix arnica. Cascarrille, Columbo, und selbst durch Mohnsaft, innerlich, so oft und in so großen Gaben, als der Fall erfordert, zu entfernen, ohne doch Leibesverstopfung zu begünstigen. Wartet man, bis schlimme Zufälle entstehen, so läßt man eine Richtung der Krankheit sich ausbilden, gegen welche die Kunst nachher nichts vermag. Er ist von keiner Wahrheit der Medicin mehr überzeugt, als von dieser, aus vielfältiger Beobachtung, und hat die Erfahrung der besten Aerzte auf seiner Seite.) Im Februar ward ein Lager-Typhus nach Wilna verschleppt; im May lagen über 800 Kranke vom Militär daran nieder, unter der Be-

handlung des Hrn. Einholm's, welcher dem Publicum davon eine Nachricht verspricht. Im Clinicum waren 20 Kranke dieser Art, 2 davon starben nur. Die Krankheitsgeschichte des einen (S. 53) ist ein Beweis, wie weit Hr. Fr. das Nichtsthun treibt. Den neunten Tag der Krankheit ward er aufgenommen, und erhielt ein einfaches Decoctum emolliens (das heißt hier, nichts); den zehnten Tag ward Vitriolsäure einem Pfunde Wasser, und Syrupen bis zum angenehmen Geschmack, hinzugesetzt (das heißt, nicht viel); erst den zwölften Tag wurden große Mittel gereicht, den sechszehnten Tag war der Kranke todt. War die Krankheit noch im Anfang, so wurde ein Brechmittel gegeben. *Febres gastricae*. *Signa febrium gastricarum revera infida: ast, an certiora ea, quae athenicas sive athenicas passiones concomitantur?* Nichts sey irriger, als die Meinung, daß der Genuß von Speisen hier nur zu beschuldigen sey. Die krankhafte Absonderung der der Bereitung des Chylus bestimmten Eingeweide überschweben oft Magen und Gedärme mit Massen, die durch ihre Menge oder Eigenschaft sehr viel Aufruhr erregen, den ursprünglichen Krankheitszustand, der diese krankhafte Absonderung veranlaßt, vermehren, und schlechterdings ausleerende Mittel erfordern. Das wären indeß alles nur Hypothesen; während deß nichts desto weniger wahr sey, daß die tägliche Erfahrung lehre, es gebe Fieber, die nur durch Brechen oder Abführen, oft nur durch beides, gehoben werden können. Wo dann noch etwas Anderes zu thun sey, habe man *febres gastricae athenicae sive athenicae* vor sich. Eine gastrische Complication nimmt der Verf. selbst beym Typhus an. *Peripneumo-*

nia. Ein lehrreicher Abschnitt. Phthisis pulmonalis. Nicht viel Tröstliches. Die Digitalis beschränkt der Verf. doch zu sehr auf die phthisis florida, mit Blutspenen und hartem Pulse. Wenn sie übel einwirkt, so rühmt er einen Chamomillen-Aufguss, und in höheren Graden Zimmetwasser und Vitrioläther. Dem Wasserfenchel ertheilt Hr. Fr. Lob in der Schwindsucht von vernachlässigten Easarrhen, doch, wie es scheint, nur als ein Palliativmittel; er mache den Auswurf leichter, und die Kranken ruhiger. Conceptio in ovario dextro. Rheumatismus. Der Rheumatismus acutus schein ihm eine Krankheit eigener Art zu seyn, nicht eine Modification des rheumatischen Fiebers, da jener nicht eintrat, so lange dieses epidemisch herrschte. Eine wichtige Bemerkung. Der Verf. behandelt den Rheumatismus acutum mit Aderlassen, Brechmitteln (auf Aurathen Heym's in Berlin) und Salpeter. Der Minderersche Geist, die Doverschen Pulver, ziehen ihn sehr in die Länge, und warme Bäder seyen sehr nachtheilig. Lues venerea. Etwas von Speichelfluß, mehr oder weniger, müsse erfolgen, wenn die Heilung sicher seyn soll. Eine Diarrhöe, als eine salivatio pancreatica sive intestinalis ersetze jenen zu Zeiten. Die Krankengeschichten sind in bündiger Kürze, mit Heraushebung des Wesentlichen, sehr treu erzählt. Die beigefügte Epicrisis gibt ihnen großen Werth, und flößet Achtung für die Wahrheitsliebe des Verfassers ein.

Paris.

LucAers

Vey Gade und Nicolle: Tableau statistique de la Hollande en 1804, traduit du Hollandais de M. R. Metelerkamp. 1807. 279 S. in Octav.

Hr. Metelerkamp gab im Jahr 1804 u. f. zu Rotterdam ein Werk in drey Bänden und unter dem Titel heraus: De toestand van Nederland in vergelyking gebragt met de van eenige andere landen van Europa. Nicht von diesem Werke selbst, sondern von einem Theile desselben, enthält das vor uns liegende Buch eine Französische Uebersetzung, der Hr. M. noch einige Anmerkungen und Zusätze beigefügt hat.

Hr. M. gehört zu den vorzüglichsten statistischen Schriftstellern nicht nur seines Vaterlandes, sondern unsers Zeitalters. Sein Gemählde ist reich, an neuen Angaben sowohl, als an Berichtigungen älterer, und seine Unparteilichkeit könnte kaum größer seyn. Ewig Schade, daß er nicht vorbereitet durch ein ernstliches Studium des Smith's zu seiner Arbeit ging!

Dem Grundsatz, "je größer die Bevölkerung, desto größer auch das Product des Landes", diesem so grundfalschen und zu so vielen Irrthümern und Fehlgriffen führenden Grundsatz huldigt auch Hr. M. (S. 1 u. 2). Ueber die Vortheile der Lage Hollands im Mittelpuncte Europens und an den Mündungen von Flüssen, ist eben so wenig ein bedeutendes Wort gesagt, als über die Vortheile, welche der weite Umfang von Seeküsten und die Menge von Canälen darbieten. Hr. M. wollte nicht wiederholen, was schon von Andern darüber gesagt ist. Wie viel Neues hätte er aber darüber noch sagen können, hätte er aus Smith gelernt, jene unermesslichen Vortheile zu würdigen. In der Anmerkung gegen de Meel ist auch nicht gehörig unterschieden, was der Boden von Natur war und ist, und was er durch die Kunst wurde, und die-

fer fortdauernd verdankt. Nach S. 10 f. ist es weder der Umfang des Landes, noch die Größe der Volksmenge, die allein die wesentliche Macht eines Staats ausmachen. Es ist, heißt es dort, ein allgemeiner und grober Irrthum, die Macht eines Staats nach der Anzahl der Armee zu bestimmen, welche die Waffen tragen können. Der Reichthum entscheidet vorzüglich, und dieser besteht nicht in Schätzen in der Staatscasse, nicht in großem Vermögen einiger Privatleute, selbst nicht in kostbaren Producten, welche nicht gehörigen Absatz finden; sondern in dem Wohlstande, den die Industrie und der Fleiß der Einwohner erzeugt, der sich auf alle Zweige der bürgerlichen Gesellschaft verbreitet, Alles belebt, und jedem Unterthan ein anständiges Auskommen verschafft. Die Erhaltung dieses Wohlstandes soll die erste Sorge und die erste Pflicht jeder guten Regierung seyn. Von der höchsten Wichtigkeit, sowohl in moralischer als politischer Hinsicht, ist der Landbau. Die Bauern sind moralisch bessere Menschen, als die übrigen. Sie verstehen sich auch besser, als alle übrigen, darauf, die Race fortzupflanzen. Innerhalb weniger Jahre verdoppelte sich im vereinigten America die Volksmenge: *il faut en chercher la raison en ce que les productions du pays surpassent de beaucoup le besoins du peuple*: und daß eine solche schnelle und große Vermehrung der Menschen die Folge weder von einem ausgedehnten Handel, noch von blühenden Manufacturen ist, lehrt das Beispiel Englands. Der Landbau vermehrt den Reichthum der Unterthanen, folglich der Regierung. Der Ackerbau ist *la premiere source de la prosperité publique*;

aber Holland könne denn doch wohl nicht einzig vom Landbau subsistiren (S. 59 . . . 62). Bis ein Volk dahin kömmt, daß es seine Stoffe selbst veredelt, bequägt es sich damit, den größten Theil seiner rohen Producte aufgeklärteren Völkern zu überlassen, um sie bearbeitet zurückzuziehen: La Russie (S. 64) se trouve encore actuellement à ce degré d'imperitie! Glaubt Hr. M. denn im Ernste, es würde anders seyn, wenn die ganze Russische Nation aus lauter Philosophen bestände? Den Flor Hollands leitet Hr. M. vorzüglich aus zwey Ursachen her. Die Producte des Bodens reichen nicht für die Bedürfnisse der Ahnherren; das führte dahin, daß sie die rohen Producte der Nachbarn veredelten. Dazu kam dann die bürgerliche und religiöse Freyheit nach der Gründung der Republik. Diese zog Artisten und Handwerker in großer Menge nach den Niederlanden. Weder jenes, noch dieses, ist jetzt mehr der Fall! — Auf Belege, die, wie diese, klar darthun, daß Hr. M. mit dem Gange, den Ursachen und Wirkungen der Industrie völlig unbekannt ist, stößt man überall. Die Stützen des Holländischen Handels sind S. 76 gut angedeutet. Was aber S. 79 u. f. über die Bank von Amsterdam gesagt ist, wird auch dem Genügsamsten nicht genügen. Daß (S. 112) der ausländische Handel seine Quelle im inländischen habe, und jener mit diesem steige und falle, wird keiner behaupten, der mit der Natur und Geschichte des Handels bekannt ist. In mehreren Ländern hat man den ausländischen Handel gehoben, und eben dadurch dem inländischen geschadet, und folglich auch die Industrie herabgebracht. Eben so hat man ausländische Handelszweige aufgegeben, und eben dadurch der Industrie

und dem inländischen Handel aufgeholfen. Erscheinungen dieser Art sind ganz natürlich und begreiflich; weiß man nur, wie viel mehr der inländische, als der ausländische Handel zum Flor der Industrie wirkt. S. 113 finden wir die große Volksmenge und die Menge von Städten und Canälen als Ursachen des blühenden inländischen Handels anagegeben. Daraus würde dann folgen, daß man da, wo es an inländischem Handel fehlt, und man inländischen Handel schaffen wollte, nichts weiter zu thun habe, als Menschen, Städte und Canäle herbeizuschaffen und anzulegen. Aus dem, was S. 114 f. über die Wichtigkeit des inländischen Handels, verglichen mit dem ausländischen, gesagt ist, sieht man denn aber auch recht klar, daß Hr. M. die Natur, die Ursachen und Wirkungen des einen so wenig, als des andern kennt.

Eben daselbst.

Strom

Benj. Bernard 1806 — *Annales de Chimie* etc. Tome 59. (Nr. 175—177). (s. oben S. 423).

Nr. 176 — Von den dreyn in dieser Nummer sich befindenden eigenthümlichen Abhandlungen verdient zuerst die von Vauquelin über die China genannt zu werden. Sie enthält eine Analyse von verschiedenen Chinaforten. Sechs von diesen waren dem Verf. von Hrn. v. Humboldt und Bonpland zu dieser Absicht mitgetheilt. Wenn auch diese Untersuchung noch Vieles über dieses wichtige Medicament auszumachen übrig läßt, so führen uns doch die Resultate derselben in Hinsicht unserer Kenntnisse von der chemischen Natur desselben um ein Bedeutendes weiter, und geben dem Pharmaceuten und Arzte mehrere wich-

rige Wink in Betreff der Vereitung und Anwendung desselben. Wir können hier nur einige der Haupt=Resultate ausheben. Sämmtliche unter dem Nahmen China vorkommenden Rinden unterscheiden sich chemisch hauptsächlich durch ihr Verhalten gegen die Auflösungen des Gärbestoffs, des thierischen Leims und des Brechweinsteins. Einige von ihnen fällen nämlich die Auflösungen aller dreyer Substanzen, und diese zeigen sich auch als die wirksamsten zur Heilung der intermittirenden Fieber. Hieher gehört die Quinquina de Loxa, welche von zweyjährigen Zweigen genommen, und fast nur allein in der königl. Apotheke zu Madrid verbraucht wird, und die gemeine Fieberrinde. Andere verursachen bloß in den Auflösungen des Gärbestoffs einen Niederschlag, als die Quinquina orange de Santa Fé, die Quinquina jaune (*Cinchona pubescens* Vahl.) und die Quinquina pitton vraie. Und wiederum andere präcipitiren bloß die Leim=Solution, als *Cinchona magnifolia* und die Quinquina rouge de Santa Fé. Letztere Chinaarten verursachen in den Auflösungen der vorhergehenden einen Niederschlag. Der Stoff der China, welcher die Gärbestoffauflösung fället, hat eine braune Farbe, einen bitteren Geschmack, löset sich in Alkohol reichlicher, als in Wasser auf, und schlägt den Brechweinstein, aber nicht den thierischen Leim, nieder. Er ähnelt einem Harze, liefert indessen bey der Destillation Ammoniak. Ihm scheint die China insbesondere ihre fiebervertreibende Eigenschaften zu verdanken, obgleich sich dieses nicht allgemein behaupten läßt, indem es Chinaarten gibt, denen dieses Princip fehlt, und die dessen ungeachtet sich bey der Heilung der kalten Fieber wirksam zeigen. Der die Leim=

Solution fällende Stoff mehrerer Chinaarten zeichnet sich durch einen sehr bitteren und zusammenziehenden Geschmack aus, ist im Wasser auflöslicher, als jener, löset sich aber auch in Alkohol auf. Den Brechweinstein fället er nicht. Seine Eigenschaften nähern ihn ungemein dem Gärbestoffe. Auch das so genannte Chinasalz ist von Vauquelin genauer untersucht worden, und wird von ihm als eine eigenthümliche vegetabilische Säure unter dem Namen *Acide chiniqu* erkannt, die, an Kalk gebunden, in der China vorkömmt. Die von den Enoner Aerzten diesem Salze beigelegten vorzüglichen fiebervertreibenden Eigenschaften werden von Vauquelin aus mehreren wichtigen Gründen bezweifelt. Wir bedauern bey dieser Abhandlung nur, daß der Verf. die von ihm zur Untersuchung angewandten Chinaarten nicht botanisch genauer bestimmt hat, da es ihm doch hierzu an Gelegenheit nicht fehlen konnte. Wir haben uns deswegen auch durchgängig der von ihm angegebenen Benennungen bedient. — Bouillon Lagrange theilt hierauf seine chemische Untersuchung des Turfisses mit. Nach dieser Untersuchung ist der Turfis in 100 Theilen zusammengesetzt aus: 80,0 phosphorsaurem Kalk; 8,0 kohlenstoffsaurem Kalk; 2,0 phosphorsaurer Talkerde; 2,0 phosphorsaurem Eisen; 1,5 Alaunerde und 6,5 Wasser, nebst Verlust, und einer Spur phosphorsaurem Magnesium. — Zuletzt gibt Parmentier einen Auszug einer noch ungedruckten Abhandlung von Payssé über den Kaffee. Der Verf. untersucht darin insbesondere die von Chenevix unlängst in den ungebrannten Kaffeebohnen entdeckte Substanz, und glaubt sich berechtigt zu halten, sie als eine eigenthümliche Säure unter der Benennung *acide casique* aufzustellen.

680 G. g. A. 67. u. 68. St., den 25. April 1808.

Nr. 177. — Unter den in dieser Nummer vorkommenden Abhandlungen zeichnen sich insbesondere zwey Abhandlungen Chénard's aus; die eine davon enthält eine Analyse des Schweißes, durch die wir unterrichtet werden, daß der Schweiß eines gesunden Menschen freye Essigsäure, Kochsalz, nebst einer Spur einer animalischen, der Gelatina nahe verwandten, Substanz, etwas phosphorsaurem Kalk und Eisenoxyd, führt. Angehängt sind noch einige Bemerkungen über die freye Säure im Urin und in der Milch, welche dem Verf. gleichfalls Essigsäure, und nicht, wie man bisher beym Urin angenommen hatte, Phosphorsäure zu seyn scheint. Auch in den Canthariden vermuthet Hr. Chénard Essigsäure. Die andere Abhandlung betrifft eine Untersuchung des Realgars und Auripigments. Sie bestätigt, daß in diesen Verbindungen das Arsenik im metallischen Zustande vorkömmt. Außerdem enthält diese Nummer noch eine Fortsetzung der Abhandlung Payssé's über den Kaffee, worin er sich über die Vereitung desselben als Getränk und über einige seiner Surrogate verbreitet; ferner einen Nachtrag von Prieur zu seiner im National-Institute vorgelesenen Abhandlung über die Zerfetzung des Lichts; eine Theorie über die Vereitung der Schwefelsäure, von Desormes und Clément, und eine Abhandlung von C. L. Cadet, worin er Vorschläge zur Verfertigung einer Art Stecken aus Lindenholz, die mit salpetersaurem Blei und Terpenthinöhl getränkt sind (baguettes d'artillerie) thut, welche sich mit Vortheil anstatt der gewöhnlichen Linten anwenden lassen. Die Idee dazu rührt von Bonde und Proust her.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1808.

Frankfurt und Leipzig.

Brand

Bei Friedrich Nicolai: Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Seinen Landsleuten zugeeignet von einem Preussen. 1808. Octav S. 255.

Das Original der angezeigten Schrift ist in Französischer Sprache herausgekommen; die Uebersetzung erschien aber zugleich mit dem Originale, und dürfte in mehreren Hinsichten wohl wie ein zweytes Original zu betrachten seyn. Der Vorrede nach ist der Verfasser ein Preusse, mehr noch, als Andere, ein Opfer des Allgemeinen Unfalls; im Begriff, in einen andern Welttheil zu ziehen. Im Publico wird aber diese Schrift einer vordem im Cabinette der auswärtigen Angelegenheiten sehr bedeutenden, nicht aus der Monarchie entfernten, Person beygelegt, jedoch weiß Rec. mit dieser Angabe nicht die Erwähnung in der Vorrede zu vereinbaren, in welcher der so nahen Abreise des Verf. aus unserm Welttheile gedacht wird, da eine solche falsche Einleitung, die bey einem Roman gleichgültig wäre, nicht geeignet ist, das größte Zutrauen an die hi-

S (3)

historische Glaubwürdigkeit zu begründen. Daß das Publicum den Verfasser zu errathen sich bestrebt, mag ihm übrigens, besonders bey Schriften dieser Art, nicht als vorwizige Neuqier angerechnet werden. Trägt gleich das vorliegende Buch in sich den Stämpel, daß der Verf. aus Quellen, dem großen Haufen unzugänglich, schöpft: so kann doch ein namenloser Schriftsteller nicht auf den Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen, welcher einem angesehenen Verfasser, der sich nennt, gebührt. Der Name liefert in dem Falle schon eine Art von Gewährleistung, daß wesentlich keine Unwahrheiten gesagt worden, keine erhebliche Reticenzen Statt fanden, weil hier der, welcher Achtung zu verlieren hat, sich sehr compromittiren würde: eine Gewährleistung, die bey dem anonymen Schriftsteller wegfällt. Doch selbst namenlos, wie sie daliegt, ist die angezeigte Schrift die wichtigste, die über die unglücklichste Periode des Preussischen Staats erschien. Nicht aus den Gereden des Tages ist sie zusammengerafft, nicht auf der Stube von einem dem Gange der Geschäfte Unkundigen ausgeheckt: aber je mehr sie sich von diesen Seiten auszeichnet, eine desto genauere Prüfung verdient sie, wenigstens als Apologie, in ihren wichtigsten Bestandtheilen. Der Hauptzweck der angezeigten Materialien ist nämlich die Vertheidigung des Grafen v. Haugwitz in seiner Führung der auswärtigen Angelegenheiten. Daß dieser Zweck nicht dreist, nicht offen angegeben worden, so entschieden er auch versteckt durchblickt, dient der Schrift nicht zur Empfehlung. Parteynehmen kann aus dem lebhaftesten wahren Gefühle der Gerechtigkeit entstehen, kann häufig sogar Pflicht werden: allein dieses von Ueberzeugung ausgegangene Parteynehmen, was wieder Ueberzeugung bey Gemüthern, für

den reinen Eindruck der Wahrheit empfänglich, bewirken soll, muß sich geradezu angeben, und sich nicht hinter dem Respecte, der dem Thron gebührt, der Liebe, die ein Monarch billig genießt, verstecken. Die Schlaueit, mit welcher also der König, gleich ehrwürdig durch seinen Rang, seine persönlichen wohlwollenden Absichten und Handlungen, und seinen gutgearbeten Unterthanen natürlich noch theurer durch die großen Unglücksfälle, die ihn trafen, im Anfange des Buches voraesoben wird, thut bey aufmerkamen Lesern nicht den beabsichtigten, aber wohl einen entgegengesetzten Effect. Diese werden es nur zu gut gewahr, daß jene Aegide nicht allein blenden, sondern die Herzen bestechen soll. Schon folgende Gründe ergeben, wie unpassend es war, zur Vertheidigung des Systems der auswärtigen Angelegenheiten, welches während der größten Zeit der Regierung König Friedrich Wilhelms III unter der Leitung des Grafen v. Haugwitz stand, dieses System selbst der höchsten Person fast ausschließend beylegen zu wollen: 1) war die Grundlage des Systems, was, zwar mit Vacillationen, aber dennoch im Ganzen, das Berliner Cabinet bis zum Ausbruche des Krieges 1806 befolgte, bereits 1795 durch den Baseler Frieden, mithin über anderthalb Jahre vor dem Regierungsantritte des jetzigen Königes, auf das festeste gelegt. Diesen Frieden, heißt es S. 94, schloß Haugwitz (also er, nicht König Friedrich Wilhelm II.), weil die öffentliche Meinung damahls in Preussen gegen den Krieg war, und er voraussah, daß der Krieg schlecht geführt werden würde. Schon hieraus, und noch mehr aus dem, was noch auf der nähmlichen Seite steht: Jede Kraftäufferung der übrigen Staaten, welche dahin abgezielt hätte, daß

Frankreich seine natürlichen Grenzen nicht überschreite, wäre dem Systeme des Ministers eben so angenehm als willkommen gewesen, sieht man deutlich, wie wenig Frankreich oder andere Mächte auf die Beharrlichkeit seines Systems bauen konnte. 2) Ist es mit der Responsabilität, der die Minister nicht allein nicht bey den Zeitgenossen, sondern noch weit weniger bey der Nachwelt entgegen, nicht vereinbar, daß ein Minister, um sich zu rechtfertigen, die ergriffenen Hauptmaßregeln allein dem Willen seines Herrn zuschreibe. Denkt er in Rücksicht solcher Maßregeln nicht übereinstimmend mit dem Monarchen, so bleibt ihm zur Rettung nichts übrig, als seine Stelle niederzulegen: ein Schritt, den das Wohl des Staats gleichfalls verlangt; denn schwerlich wird der Mann fortgesetzt ein bedeutendes System gut dirigiren, was er mißbilligt, und noch mehr, wenn er es auch thäte, das von der Disharmonie unterrichtete Publicum würde es nicht glauben. Das hochwichtige Zutrauen würde einem solchen Minister fehlen. In subalternen Stellen im Civil, selbst in den höheren im Militär, wo es auf die Ausführung einer Handlung ankömmt, ist der Fall nicht der nämliche. Aber ein Minister, der anders handelt, nicht in dem angegebenen Conflict seinen Abschied nimmt, trägt billig die Verantwortlichkeit, und entsagt dem Anspruch auf persönliche Achtung. Man sieht, einem solchen ist es nicht um die Sache des Staats zu thun; nur daran gelegen, entweder die äußern, der Eitelkeit so sehr schmeichelhaften, Bezeugungen in dem hohen Posten zu genießen und sich zu beschärfen, wobei denn gerade diese Eitelkeit und Rührigkeit häufig Andern und sich selbst vorspiegeln mag, daß sie doch noch Etwas bewirken könnten, oder, um

besseres Brot zu essen: Bewegungsgründe, die keine große Achtung verdienen. 3) Widerspricht es schon dem Hauptzwecke des vorliegenden Buches, das besorgte System des Preussischen Hofes der höchsten Person fast ausschließend beizumessen; da in der Schrift selbst angeführt wird, des Königes eigne Ideen seyen die richtigern gewesen. Einem Könige von dem untrieglichen Sinne (S. 134), der zugleich eine große Beharrlichkeit bey seinen Entschlüssen besaß, doch aber in einzelnen Fällen (S. 136) den Einsichten Anderer nachgab, läßt sich am besten rathen. Einen solchen Herrn muß sich ein jeder Minister wünschen: aber am wenigsten läßt sich in dem Falle das System, was der Minister angab oder adoptirte, gleichviel, mit dem königlichen Mantel beschönigen.

Geht der Zweck der angezeigten Schrift auf eine verdeckte Vertheidigung des Grafen v. Haugwitz, so ist das Hauptmittel zur Erreichung dieses Zwecks das Raisonnement, das, zwar mit höchst bedeutenden Widersprüchen und Reticenzen, der ganzen Schrift unterliegt, folgendes: Es habe Alles so kommen müssen, wie es kam. Jenes Raisonnement ist das bequemste, das sich denken läßt. Auf kleinere Staaten in großen Crisen angewandt, hat es sogar oft seine Richtigkeit. In Rücksicht großer Staaten lassen sich inzwischen nicht selten die Fehler ergriffener Maßregeln nebst ihren Folgen, die gerade jene einzig und allein in dem Augenblicke herbeiführten, recht gut angeben, und der klare gesunde Verstand ist nicht leicht durch das künstlichste Gewebe zu täuschen. Aus allgemeinen Gründen wird zuerst in den vorliegenden Materialien auf erwähntes Resultat, welches eine Amnestie herbeiführen mußte, hingeleitet: a) Preus-

sen soll zur Zeit des Baseler Friedens eine Macht vom zweiten oder gar nur vom dritten Range gewesen seyn. Ein Staat, welcher jedoch gegen zwey Mahl hundert tausend Mann Truppen hielt, die dazu für sehr mobil galten, kann auf eine so bescheidene Verläugnung keinen Anspruch machen. Der Staat war der Zahl der Armee nach der vierte in der Christenheit; oder warum eine so große Armee, wenn man das nicht seyn wollte und konnte, was diese andeutete? Nach den spätern Acquisitionen, heißt es überdem S. 38, überstieg die Armee, wenn sie auch bloß aus Einländern bestanden hätte, nicht so sehr die Kräfte des Staats, und nach S. 21 'besaß Preussen, wie das politische Unglück anhob, wieder einen Schatz, und die jährliche Staatseinnahme überstieg die Ausgaben um eine Summe, die den Reichthum eines Fürsten vom dritten Range ausgemacht haben würde. Welcher Staat von Europa hätte sich unter diesem ersten Gesichtspuncte neben Preussen hinstellen können'? (Beiläufig bemerken wir, daß der nachgelassene Schatz Friedrichs des Großen auf 72 Millionen, die nachgelassenen Schulden Friedrich Wilhelms II auf 28 Millionen Thaler angegeben werden.) b) Um den Geist der Habsucht in Beziehung auf Länder-Acquisitionen zu rechtfertigen, der wahrlich nicht zuerst von dem Könige ausging, wird, ganz gegen das Zeugniß der Geschichte, angenommen, in dem Betragen der Staaten gegen einander sey nie die Gerechtigkeit von einigem Einflusse gewesen. Wohl hatten völlig unabhängige Staaten keinen gemeinsamen Richter; wohl konnte die rigoristische Moral, die den gewissenhaften Privatmann leitet, in den Verhältnissen der auswärtigen Politik sehr selten recht zur Anwendung kom-

men. Aber es ist ein eben so höchst falsches als höchst schädliches Vorgeben, daß alle Zeiten, alle Cabinetter stets und in gleicher Maaße die Gerechtigkeit in ihren Handlungen völlig hintansetzten. Ist denn unter den Menschen kein Unterschied, weil alle Menschen Fehler haben? Werden nicht Staaten von Menschen von ganz verschiedenen Charakteren regiert? Die Ablängung des Mehr und Minder, des äußerst großen Gewichts, was sich hiervon in allen Verhältnissen zeigt, widerspricht der gemeinsten Erfahrung; dient nur zum Verschönigen gefeßelter Leidenschaften. c) Nach S 61 soll das, was gegen die Cabinetsregierung gesagt worden, auf einem bloßen Wortstreit beruhen. Die Cabinetsräthe, heißt es, waren Minister in der That, ihnen fehlte bloß der Name. Damit, daß ihnen der Name fehlte, ist es aber schon entschieden, daß der Streit über die Cabinetsregierung nichts weniger, als ein Wortstreit war. Man muß die Menschen nicht kennen, oder nicht kennen wollen, um den großen Einfluß von Benennungen in Verhältnissen gedachter Art abzulängnen. Der hohe Grad des Neides, der so schädlichen Reaction gegen die Cabinetsräthe, wäre verschwunden, wenn man ihnen die Namen der Stellen, die sie wirklich befaßen, beigelegt hätte. Unter der ersten Benennung wollte ein sehr bedeutsamer Theil im Publico ihre Macht nur als eine usurpirte Macht gelten lassen; knirschte heimlich mit den Zähnen darüber, wenn er gleich, nach Umständen, den Personen zu Füßen lag. Auch außer den Ministern gibt es in einem jeden Staate Männer von Ansehen und Gewicht, und wohl dem Lande, wo es deren viele gibt, die beides verdienen. Wer aber Minister in der That ist, muß Minister heißen, denn entweder der Mann tritt nicht mit der Sicher-

688 G. g. A. 69. St., den 30. April 1808.

heit auf, die einem Minister zum Wohl der Geschäfte durchaus ziemt, oder thut er es, so wird ihm das von den Vielen, die sich an dem Mangel des Titels und des Ganges stoßen, als Arroganz ausgelegt: eine Beurtheilung, die auf alle Schritte der Administration, die man dem unrecht Betitelten beymißt, nachtheiligst zurückfällt. Um aber vorzüglich bey den auswärtigen Angelegenheiten stehen zu bleiben, welches Zutrauen können fremde Mächte in die Aeußerungen des nominalen Ministers des auswärtigen Departements setzen, mit dem nun ihre Gesandten conferiren, da sie wissen, daß sich ein Minister, nicht dem Nahmen, aber der That nach, in dem Cabinette befindet, der den Monarchen umgibt, und ihm weit öfter Vorträge thut, als der nominale Minister? dessen Bedeutung also zum größten Theile von der genauen Verbindung, in welcher er mit dem Minister ohne Nahmen steht, abhängt: eine Verbindung, die an sich gewöhnlich schwankender Art seyn wird, und, wenn auch nicht, fremden Höfen doch nicht die wichtige Sicherheit der Uebereinstimmung ertheilt. Das Haupt-Resultat der Schrift: Alles mußte so kommen, wie es kam, wird der Natur der Sache nach bey der versuchten Darstellung der Unvermeidlichkeit des Krieges von 1806 am sichtbarsten: aber so sehr der Verf. in diesem Versuche alle Kräfte einer schlau-künstlichen Darstellung aufbot, so möchte er doch gerade am wenigsten bey unbefangenen Lesern hier Ueberzeugung bewirken. Die Gefahr, Hannover wieder zu verlieren, wird zwar als einziger reeller Bewegungsgrund zum Kriege angegeben, dabey jedoch zugleich ausgeführt, daß eigentlich die öffentliche Meinung wegen jener Besorgniß zum Kriege genöthigt habe. (Die Fortsetzung folgt.)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 30. April 1808.

Frankfurt und Leipzig.

Bei Erwähnung der Ursachen zum Kriege von 1806 finden wir den Verfasser der oben S. 681 ff. angezeigten Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807 erstlich gewisser Maßen im Widerspruch mit dem, was er S. 53 sagt, daß der Geist der Regierungen mehr oder weniger auch der Geist der Nationen sey. Zweitens und vornehmlich aber, so wichtig auch selbst in unumschränkten Monarchien eine bedächtliche Rücksicht auf die öffentliche Meinung bleibt: so ist es doch von jeher mit Recht als einer der spärlichen Vorzüge jener fest begründeten Regierungsformen anerkannt, daß in ihnen, mit Anwendung gehöriger Mittel, die öffentliche Meinung weit weniger die Regierung beherrsche, als von ihr beherrscht werde, besonders in der Frage, ob Krieg anzufangen sey oder nicht, da gerade über die Lage der auswärtigen Verhältnisse die öffentliche Meinung fast nie gehörig unterrichtet ist. Friedrich fragte nicht die öffentliche Meinung, wie er den siebenjährigen Krieg beschloß.

F (3)

Von den Ursachen, die ihn dazu bewogen, den Deutschen, die er erhielt, war das Publicum nur in so weit unterrichtet, als er es nach gefasstem Entschlusse durch seine Manifeste unterrichten wollte. Aber zu Friedrichs Zeiten hatte bey weitem das vorläute Geschwäg der Menschen aus den ersten Ständen, über alle Personen und Gegenstände, an allen Orten, nicht den hohen Grad erreicht, als späterhin: eine Sprechfrenheit, welche, in der Maaße ins Schwadronirende ausartend, an sich gar nicht achtbar, den Regierungen selbst jedoch sehr nachtheilig ist, da sie dem ausgesprudelten wilden Wasser des stets beschränkten großen Hausens einen mit dem Wohl des Staats nicht vereinbarlichen Einfluß auf die Maßregeln der Administrationen ertheilt. Drittens ist es mit der Wahrnehmung der öffentlichen Meinung in Staaten, wo diese sich durch keine gesetzmäßigen Organe ausspricht, eine sehr unsichere Sache. Junge Leute, die im Schauspieler Lärm machen, oder einem Minister die Fenster einwerfen, können noch nicht als Repräsentanten der öffentlichen Meinung der Hauptstadt angesehen werden; die öffentliche Meinung der Leziern noch keinesweges als die Stimme des ganzen Staats. Hand auch in dem vorliegenden Falle eine Uebereinstimmung Statt: es bleibt darum doch nicht unnützlich, auf den höchst wichtigen Unterschied aufmerksam zu machen, da es eine sehr gewöhnliche und höchst nachtheilige Täuschung der Großen ist, die Stimmen der verhältnismäßig stets kleinen Zahl die sie hören, als den Ausdruck der wahren öffentlichen Meinung zu betrachten. Viertens: Sabius unterwarf sich im Felde der öffentlichen Meinung nicht, und von denjenigen im Cabinette, welche im Jahre 1805 sehr gegen die

Theilnahme an dem Kriege waren, hätte man es am wenigsten erwarten sollen, daß sie 1806 selbst den Kampf, der alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Ausganges gegen sich hatte, beginnen würden. Was 1805 nach des Verf. Darstellung ein so sehr gewagtes Spiel war, mußte 1806 doch noch einen ganz andern Namen verdienen. Wahrlich die Schäferstunde zum Kriege war so schlecht als möglich ausersehen! Da man mehrere weit günstigere Momente unbe nutzt ließ, so blieb es in der Lage, in welche man sich gesetzt hatte, jetzt das kleinere Uebel, die Folgen des lange behaupteten Systems zu erwarten. Allein, wie sehr die Habsucht selbst die Schläuheit verblendet, das blickt, ungeachtet der bedeutenden Reticenzen, aus diesen Materialien durch. Der Verf. sagt es zwar gerade heraus, daß die Gefahr, Hannover zu verlieren, die einzige Ursache des Krieges war; er verschweigt aber, welchen bedeutenden Antheil der seit mehreren Jahren gehegte Plan, Hannover zu acquiriren, an allen Schritten des Cabinets hatte, und die fast beispiellose Täuschung, anzunehmen, daß die erste Macht der Welt, ganz gegen ihr eignes Interesse, Preussen so nahe an ihren Grenzen auf die Dauer, das heißt, einen Staat, der eine Armee von zwey Mahl hundert tausend Mann hielt, so sehr arrondirt neben sich stehen lassen würde. Dieser beispiellosen, so Vieles erklärenden, Täuschung ist in dem Buche nicht gedacht, nicht einmal der bereits so viel sagende Moniteur vom 18. April 1806 wird angeführt. Eine frühere, noch wichtigere, Reticenz muß hier bemerkt werden. Mit keiner Sylbe erwähnt der Verf. des Zweckes des ansehnlichen Truppcorps, welches vom October 1805 an in Nieder- und Obersachsen,

zum größten Druck dieser Provinzen, heranzog. Zur Beurtheilung der wahren Lage Preussens im Spätjahr 1805 ist aber das Daseyn dieses Corps in Niedersachsen von der größten Wichtigkeit, und es also völlig ungegründet, wie in diesen Materialien angegeben wird, daß die ganze Preussische Macht sich in dieser Periode an der Russischen Grenze befand. Wie viel in der ganzen Vorstellung des auswärtigen Systems des Berliner Cabinets während der letzten Zeiten zu berichtigen wäre, würde sich auf das unwiderleglichste ergeben, wenn andere Höfe, etwa der Petersburger oder der Dresdener, ihre Archive öffnen wollten. — Die Sachen mußten nicht so kommen, wie sie kamen, wenn man im Berliner Cabinette nicht den Aufwallungen der öffentlichen Meinung nachgegeben hätte, denn damals (1806) war es nicht Frankreich, das unbedingt den Krieg wollte. Eben so wenig mußten die Sachen in der Schnelligkeit so kommen, wie sie kamen, wenn der Krieg anders geführt wäre. Wenn man Krieg will, oder ihn für unvermeidlich hält, so berechnet man doch zuerst genau die Mittel, ihn zu führen, und unter diesen Mitteln steht wohl keines höher, ist keines wichtiger, als das Gedeihen und die Kraft des obersten Feldherrn und der Commandanten der bedeutendsten Festungen. Hier ist es, wo der Werth aufs neue in Widerspruch mit sich selbst geräth. Den obersten Feldherrn, selbst den Fürst von Hohenlohe, und die Gouverneurs von Küstrin, Stettin, Magdeburg, Schweidnitz, gibt er preis. Nun war es aber doch nicht nothwendig, daß diese Männer auf Posten standen, denen sie nicht gewachsen waren. Selbst dahin gestellt hatten sie sich auch nicht. Sie waren von Andern dazu ernannt, darin belassen.

Ein Irrthum in der Auswahl einer Person mag in der Beschränktheit selbst des größten Geistes. Entschuldigung finden: aber so viele Irrthümer in den ersten Hauptsachen? Mit dem auf Rechtfertigung fast aller Maßregeln und Personen abzielenden Zwecke der Schrift sind ein paar Ausnahmen von letzteren nicht in Harmonie zu bringen. Das Urtheil über den Herzog von Braunschweig ist zwar an sich nicht zu hart, aber zu sehr gerechten Klagen dürfte es doch dessen Anhängern Veranlassung geben, wenn man die gefälleren Aussprüche mit denen über andere Lebende vergleicht. Von einer fast allgemeinen Amnestie muß man nicht die Todten ausschließen wollen. Die Abneigung des Verf. gegen den Minister v. Hardenberg zeigt sich auf das Bestimmteste: aber es ist nicht angegeben, in wie weit das System dieses Ministers in den Hauptzwecken von dem des Grafen v. Haugwitz abwich. Dem General v. Bennigsen wird eigentlich der unglückliche Ausgang des Krieges benngemessen. In Beurtheilung der meisten Personen ist sonst das Bestreben des Verf. unverkennbar, mit dem größten Glimpf und Schonung zu Werke zu gehen, besonders in Rücksicht der Lebenden, die noch etwa eines nicht ganz unbedeutenden Anhanges genießen. Glimpf und Schonung haben in vielen Verhältnissen ihren Werth, dürfen besonders sich eine günstige Aufnahme in einem Publico versprechen, welches auf das schrecklichste von allen Seiten litt, und nach den vielen, von Einheimischen verfaßten, Schriften, in welchen eine so große Anzahl von bedeutenden Personen heruntergerissen worden, einmahl wieder gern eine entschuldigende Schrift liefert. Aber für die Geschichte ist Wahrheit das erste Erforderniß. Glimpf und Schonung

müssen diese nicht bemänteln wollen. Wo man nur irre leitet, wenn man die Wahrheit nicht sagen darf, ist Schweigen Pflicht. Die mühen Unglücklichen, die schon als solche, und von denen manche auch in andern Rücksichten die größte Achtung verdienen, die sich gern mit einer anaehmen Täuschung beruhigen möchten, zur Rettung des einzigen, was ihnen übrig blieb, des Nationalstolzes, wähnen leicht, daß man nur aus den hassenwürdigen Ursachen jenen Täuschungen widersprechen könne, fühlen es in dem Augenblicke nicht, wie ganz ihr künftiges Wohl davon abhängt, daß diese Täuschung über Einrichtungen und Personen aufhöre, verlangen in den Urtheilen eines Fremden, der keine weitere Rücksichten in jenen zu nehmen hat, als die der Wahrheit, den, *semper enim causae inventorum magis movent, quam ipsa eventa*, eine Schonung, die man von dem Staatsbürger höchstens nur im Stillschweigen fordern kann, und geben aus allen diesen Gründen sich willigst jenen Täuschungen hin.

Ueber die vielen reichhaltigen Bemerkungen, die innern Preussischen Einrichtungen betreffend, verstatet der Raum nicht, uns zu äußern; nur mit Einer wollen wir eine Ausnahme machen. Der Verf. gibt S. 76 zu, daß die Ordnungsliebe in Preussen zur Pedanterie führen, Kleinigkeiten, indem sie durch unnöthige Abstufungen gingen, in die Länge gezogen werden können. Wenn er aber die den Geist erstickenden zahllosen und in Verhältniß dessen, was damit beschaffet wird, ganz unnützen Formen hierdurch vertheidigen will, daß Formen für die Mittelmäßigkeit erfunden sind, und das Genie sich nicht durch Formen unterdrücken lasse: so treffen diese Ausrufen die gegen das

Preussische Formenwesen gemachten bedeutenden Einwendungen nicht. Kein Vernünftiger hat noch Formen überhaupt verworfen. Nur von dem Mehr und Minder ist hier wieder die Rede gewesen. Der Preussische Geschäftsang im Administrationsfache ist angegriffen, weil er mit Formen überladen war, die untern Behörden geschäftlich so wenig Spielraum besaßen, und der Haufen der unbedeutendsten Kleinigkeiten bis zur Entscheidung der höchsten Instanzen hinaufgebracht werden mußte; Controllen über Controllen unnützer Weise, oder gar nicht in Veraleichung mit dem Werthe des zu controlirenden Objectes, angeordnet waren. Ein solches Formenwesen (und daß dieses im Preussischen vorhanden war, gesteht ja der Verf. so gut wie selbst ein) unterdrückt die Mittelmäßigkeit vollends, statt sie zu heben. Die Behauptung, daß der Aufschwung des Genies sich nicht durch Formen unterdrücken lasse, worüber sich noch streiten ließe, dürfte bey der Frage über das Formenwesen nicht in Anschlag zu bringen seyn, weil es der wahren Genies so wenige gibt, und die Aftergenies gar keine Rücksicht verdienen, billig in die Brüche fallen. Aber die größte Rücksicht verdient die äußerst bedeutende Classe von sehr vernünftigen brauchbaren Männern, fähig, wahres lebhaftes Interesse für das ihnen anvertraute Fach zu besitzen. Solche achtungswerthe Menschen, von denen im gewöhnlichen Gange der Dinge so viel von dem Wohle der Unterthanen abhängt, und die man gar nicht mit dem Nahmen der Mittelmäßigkeit entwürdigen darf, besaß gewiß der Preussische Staat manche, trotz seiner Einrichtungen; bey andern Einrichtungen würden sich aber dertel noch viel mehrere entwickelt haben. Diese Gattung von Männern ver-

liert durch das übertriebene Formenwesen die ihr so wünschenswerthe freiere Wirksamkeit, und nur ein kleiner Theil derselben ist für sich glücklich genug, seine edlern Fähigkeiten nicht durch die Last des erdrückenden Ceremonialgesetzes erstickt zu fühlen.

Memoire

Harlem.

Lotgevallen op eene Reize van Madras over Tranquebaar naar het Eiland Ceilon, door *J. Haafner*. 367 Seiten in Octav. 1806. Der Verfasser erzählt mehr die glücklichen und unglücklichen Schicksale, welche er an der Küste Coromandel und auf der Insel Ceylon erfahren hat, als er die von ihm gesehnen Städte und Gegenden beschreibt. Er erzählt seine Abenteuer freylich etwas zu ausführlich, allein zugleich mit einem Feuer, das lebhafteste Theilnehmung erregt. Hr. H. kam schon als ein Knabe von eilf Jahren nach Indien, ward in mancherley Lagen umhergeworfen, und erhielt eine einträgliche Stelle in der Holländischen Niederlassung Sadras. Er lebte hier sehr vergnügt, bis diese Factorey im Junius 1781 ganz unvermuthet von einem Englischen Commando aufgefordert, und ohne Gegenwehr übergeben wurde. S. 51. Die Britten führten den Verf., wie seine übrigen Landsleute, als Kriegsgefangenen nach Madras. Er verlor nicht bloß durch die Raubsucht der Sieger, sondern auch durch die Schuld des ersten Holländischen Beamten in Sadras, den größten Theil seines ersparten Vermögens: weßwegen er noch immer eine Forderung von tausend Pagoden an die Ostindische Compagnie macht. Hr. H. vergilt den Engländern den Schaden, den sie ihm und seiner Nation zugefügt haben, mit

dem bittersten Haffe. Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß die Engländer den Hyder Aly zuletzt heimlich vergiftet, und daß sie nach dem verheerenden Einfall dieses Fürsten in die Landschaft Carnatic eine Proviant-Flotte, welche Madras versorgen sollte, vorsätzlich durch einen Dracan haben vernichten lassen, um eine Hungersnoth hervorzubringen, und die vorhandenen Vorräthe desto theurer zu verkaufen. S. 43, 86. Wenn die Engländer während der Hungersnoth, die täglich Hunderte von Menschen aufrieb, auf eine so empörende Art schwelgten, als der Verfasser vorgibt; so verdienen diese Schwelger allerdings, bis auf die spätesten Zeiten als gefühllose Ungeheuer verabscheuet zu werden. S. 96. Hr. H. wollte heimlich aus Madras entfliehen. Er ward eingeholt, und nahm den Auftrag an, Depeschen des Lords Macartney an einen Englischen Officier in Tranquebar zu bestellen. Man versprach ihm, wenn er die Briefe überliefern würde, nicht bloß eine Belohnung von tausend Pagoden, sondern auch eine vortheilhafte Anstellung im Englischen Dienst. Hr. H. hatte anfangs die Absicht, den Auftrag auszurichten. Er änderte aber unterwegs seinen Entschluß, und gab die Englischen Briefe an den Französischen Commandanten in Pondichery, ohne von diesem die geringste Belohnung zu erwarten oder zu empfangen. Zu den glücklichsten und interessantesten Schilderungen des Verfassers gehören die Beschreibungen des Versuchs, welchen er in dem ganz verödeten Sadras machte, 141. u. f. S.; des Zusammentreffens mit einem Haufen wilder Reuter von Hyder Aly, 178. u. f. S., besonders der fürchterlichen Gefahren während der Fahrt von Tranquebar nach Cep-

Ion, vor Hunger und Durst unzu kommen, da das leichte Indische Fahrzeug, auf welchem Hr. H. sich befand, durch die Unwissenheit, oder Vermessenheit eines Französischen Reisegefährten in das offene Meer getrieben wurde. 262 u f. S. Der Verfasser ward bey seiner Ankunft in Ceylon für die ausgestandenen Drangsale durch den Besitz der schönen Anna belohnt, welche er schon lange zärtlich geliebt hatte. Anna war eine Cassisinn. (So nennen die Holländer in Ostindien die Töchter, welche Europäische Väter mit Westsinnen zeugen. Westsinnen sind Töchter von Europäischen Vätern und schwarzen Müttern. Die in Indien gebornen Kinder Europäischer Eltern werden von den Holländern nicht Creolen, sondern Poutties genannt.) Der Verfasser rühmt nicht bloß die untrügelich schöne Bildung des Gesichts, und des übrigen Körpers seiner Geliebten, sondern er bemerkt auch, daß sie blank van Kieur gewesen sey. S. 365.

Summen

Paris.

Histoire d'une maladie particulière au système lymphatique fréquente quoiqu'elle méconnue jusqu'à ce jour. Avec quatre planches en taille-douce, représentant ses diverses formes, par Mr. Alard, D. en Méd. à Paris 1806. 365 Seiten in Octav. Ein in aetiologischer Hinsicht nicht unwichtiges Werk, welches aber freylich ohne gründliche Kenntniß des Saugadersystems nicht wohl verstanden werden kann. - *Preface* Rhazes sah diese Krankheit in Asien, die jedoch wieder erst durch Zorn, Hillary und Hendy gehörig unterschieden ward. *Introduction* Hr. Alard vermuthet, daß die Vasa absorbentia profunda sich von den super-

facialibus, so wie durch die Lage, also auch durch einige ihrer Qualitäten, unterschieden. Durch den Zusammenhang der Aeste der Saugadern, z. B. am Zwerchmuskel, würde man vielleicht einst eine Menge Sympathien erklären können. Er glaubt, die Saugadern entzündeten sich leichter, als die Venen, und seyen auch empfindlich. Die Saugadern drüsen hätten un mode particulier de vitalité, welcher sie von den Saugadern unterscheidet, die sich in sie hineinbegeben. Chap. 1. Histoires particulières. Vier eigene, und sechs aus Henden genommene Beobachtungen, mit ein paar Abbildungen. Chap. 2. Est-il fait mention de cette maladie chez les anciens? Die Griechen kannten sie eben so wenig, als die Lateiner, ungeachtet Raymond es meinte. Bey den Arabern, z. B. Rhazes, finde man die ersten Spuren dieser Krankheit, die vor ihnen den Europäischen Nationen unbekannt war. Im neunten Jahrhundert beschrieb man sie zuerst. Bey Kämpfer wird ihrer auch gedacht. Chap. 3. On trouve des traces de la maladie dans plusieurs contrées de l'Asie. Art. 1. Turquie d'Asie. Des Verf Krankheit ist die Elephantiasis der Araber, nicht die davon sehr verschiedene Elephantiasis der Griechen. Art. 2. Côte du Malabar, Isle de Ceilan, Japon. Kämpfer's Landrum oder hydrocèle endémique, und perical oder pied febricitant, welche er als abgesondert betrachtet, seyen die gleiche Krankheit, so auch seine Colique de Japon, oder Penki. Chap. 4. L'Afrique n'est pas exempte de la maladie; plusieurs médecins l'ont observée en Egypte. Beschreibung der Elephantiasis der Araber, so wie sie Prosper Alpinus und die Französischen Aerzte bey der Expedition nach Aegypten beobachteten.

Prosper Alpin's *hernia*, und Varrey's *sarcocele*, seyen ebenfalls die nämliche Krankheit. Chap. 5. La maladie que nous decrivons règne endémiquement et épidémiquement dans l'île de Barbade, voisine du continent d'Amérique. Kurze Schilderung von Barbados, nach Huggs. Gegen das Jahr 1704 bemerkte man zum ersten Mal an einem Weissen diese Krankheit, welche bis dahin nur an den unglücklichen Negern vorkam. Ch. Town, der erste Schriftsteller über sie, verwechselte sie mit der Lepr. Arabum. W. Hiltary ist vorzüglich, ob er gleich, nach Hrn. A. Urtheil, Einiges unrichtig angab. J. Hendy (1784) nannte sie *glandular disease* (s. unsere gel. Anz. 1787 S. 29), und erläuterte sie trefflich, weil er gehörige Kenntniß der Saugadern besaß. Chap. 6. En Europe la maladie nommée glandulaire par le docteur Hendy, règne sporadiquement, peut-être épidémiquement, et dans certains lieux, sous son nom endémique. Schilderung der Ursachen der Gesundheit des Europäischen Klimas, in Vergleichung mit dem der tropischen Länder. Bloß Spanien ließe sich etwa mit America vergleichen. Krankengeschichte einer Nonne zu Siena, aus den *Ephem-ridibus Naturae Curiosorum*, nebst der Abbildung. Ihr geschwollener Arm wog nach dem Tode noch einmahl so viel, als der ganze übrige Körper. Geschichte einer Frau aus Berlin, deren Bauchdecken ungeheuer anschwellen. Geschichte Retwig's, dessen Bein und Hodensack anschwellen. Meissel's *hernia gelatinosa* in den *Ephem-ridibus Naturae Curiosorum* ist die nämliche Krankheit. Sennert und Hoffmann beschreiben sie unter dem Nahmen *febris erysipelatosi*. S. 206 schreibt Hr. A., es sey bemerkenswerth, daß der größte

Theil der von ihm angeführten Observationen in den Büchern Deutscher Aerzte vorkäme. "Serait-ce que le retour de l'esprit observateur et de la bonne médecine aurait été plus précoce dans ce pays que par tout ailleurs"? Auch in Spanien, in der Provinz Asturien, ist diese Krankheit einheimisch. Auch die so genannte induratio telae cellulosa bey Kindern sey nichts anders, als diese Krankheit, endemique dans les hôpitaux de Paris. Chap. 7. La maladie décrite d'après les symptômes qu'elle présente, dans les divers climats et sur les différentes parties du corps qu'elle affecte. Elle n'est ni contagieuse ni héréditaire; elle sévit sur les individus de tous sexes, de tout âge et de toutes conditions. Ses complications. Sie complicirt sich mit der Lepra, mit welcher sie desohalb verwechselt ward, mit den Yaw und der Sichte. Chap. 8. Du siège de maladie. Diese Krankheit greife ausschließlich das Saugadersystem an, wie auch schon Henden zu beweisen suchte. Der Verfasser behauptet gegen Henden, die Entzündung der Saugadern, nicht die Entzündung der Saugaderdrüsen, constituire die Krankheit. Der Verf. überzeugte selbst Hrn. Pinel am Krankensbette, daß diese Drüsen gar nicht dabey litten. Diese Entzündung der Saugadern sey periodisch. Chap. 9. Des fluides contenues dans les tumeurs que produit notre maladie. Bis jetzt wußte man davon gar nichts. Chap. 10 Analogies qui rapprochent la maladie de certaines affections dont on l'a jusqu'ici séparée; et différences qui la distinguent de quelques autres avec lesquelles on l'a confondue. Analogies. Die so genannten Dépôts laiteux. Hüll

bewies gegen White, daß in dieser Krankheit eine diathesis inflammatoria Statt finde. Nach dem Verf. fängt sie jederzeit mit Entzündungszufällen an. Sie komme von einer Entzündung der Saugadern im Becken. Auch ist dieser *rapide laiteux* nicht bloß auf die untern Gliedmassen beschränkt, wie der Verfasser durch die Geschichte eines ihm selbst vorgekommenen Falles beweiset. Die Verbindung (*liaison*) zwischen den *Vasis absorbentibus superficialibus* und *profundis* sey vielleicht geringer, als zwischen den *superficialibus* und dem Magen. Auch der *Rheumatisme goutteux* und die weißen Geschwülste der Gelenke gehörten hieher, weil sie die nämliche Beschaffenheit hätten. Auch selbst die Gicht, deren Identität mit der *Plica* schon *Bicat* gezeigt habe. Die Gichtknoten kämen aus dem Saft zerrißener Saugadern. — Darauf betrachtet der Verfasser die Zufälle dieser Krankheit einzeln, nämlich den Schauer. Sind die Saugadern entzündet, so schmerzen sie bey der geringsten Bewegung, und erregen Schauer. Sticht man sich bey dem Zergliedern in den Finger, so erfolgt in wenig Minuten, im Falle eine getroffene Saugader hart und knotig wird, Schauer. — Vom Erbrechen: ist eine Wirkung der Sympathie zwischen der Haut und dem Magen. Diese Krankheit sey eine Phlegmasie, kein Wechselfieber, wie man irrig glaubte. — Von der Hitze: ist eine Folge des Schauers, die mit der Stärke desselben in geradem Verhältnisse steht. — Vom Durste. Der Durst dient zum Vorspiele eines Anfalles, so wie er ihn begleitet, und ein pathognomonisches Zeichen der Krankheit ausmacht, in welcher die Saugadern leiden. — Vom

Schweisse: er komme von dem vielen, durch den Durst notwendig gewordenen, Trinken. Von diesen Zufällen seyen zwey, nämlich der Schauder und der Durst, wesentlich und pathognomonisch — Vertliche Zufälle sind Schmerz, Röthe, Geschwulst. S. 306: L'Érysiépe est une maladie de la même nature que celle qui fait le sujet de cet ouvrage. Hr. A. führt acht Gründe dafür an; doch scheine beim Erysipelas die Entzündung sich auf die Oberfläche der Haut zu beschränken, in der Krankheit des Verfassers hingegen in den *Valis abscessibus subcutaneis* zu haben, inzwischen ist in beiden die Natur der Krankheit *essentiellement lymphatique*. S. 509: Les nerfs et les lymphatiques semblent se partager toute la sensibilité de l'économie. Hierauf zeigt der Verfasser die Verschiedenheit dieser Krankheit von den *Varicibus*, von der *Pardarthrocace*, *Hydro* etc., *Sarcocèle*, *Hernia*, *Hydrops cysticus*, womit man sie verwechselte. — Chap. I. Des causes de la maladie. Eine allgemeine Ursache dieser Krankheit ist wohl die Beschaffenheit der Luft. Diese Ursache liege nicht in der Lebensart, weil sie ohne Unterschied Reiche und Arme befällt. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke, mit schlechter Kleidung, mache sie freylich unter gewissen Volksclassen gemeiner, als unter andern. Auch vom Wasser, das man trinkt, komme sie nicht. Die Krankheit scheine in der heißen Zone durch einen allgemeinen, dort beständig herrschenden, Wind unterhalten zu werden: denn bloße Trockenheit und Hitze der Luft sind nicht Schuld daran; auch nicht der Westwind allein, sondern jeder kalte, mit der Hitze contrastirende, Wind sey dazu hinreichend. Zu Do-

704 G. g. A. 70. St., den 30. April 1808.

mingo ist die Krankheit nicht selten. Auch kann man sie sich zuziehen, wenn man sich der Kälte der Nacht aussetzt, oder die Kinder den Zugwinden in den Gebäuden bloßstellt. — Chap. 12 Du traitement de la maladie. Man müsse Hillary und Hendy die Gerechtigkeit widerfahren lassen, über die Behandlung dieser Krankheit das Beste gesagt zu haben. Blutlassen ist gefährlich, ungeachtet die Krankheit entzündlich ist. Eher dienen, ein vorsichtig angewendetes Brechmittel, und im ersten Momente der Reizung Antispasmodica, z. B. Zinkblumen. Der Verfasser ist nicht für Emollientia und Sedativa als Aufschläge in dem ersten Zeitraum, sondern für bloße Bedeckung. So bald sich die Entzündung legt, nützen leichte Blasenpflaster, und feste Einwickelung der Glieder wird unumgänglich nothwendig, nebst Aufschlägen von Bleywasser. Innerlich reiche man Peruvische Rinde, allein oder mit Opium, gebrauche kalte Bäder, Seebäder und Zinkblumen, um die Periodicität zu heben. Das Abschneiden des Gliedes hilft nicht, weil sich die Krankheit dafür gleich an einer andern Stelle zeigt.

1/2

Würzburg.

Carl Caspar von Siebold's Leben und Verdienste, entworfen mit Verehrung, Liebe und Dankbarkeit von den nächsten seiner zahlreichen Schüler. Mit dem (ziemlich ähnlichen) Bildnisse des Verstorbenen. 1807. 47 Seiten in Quart. Im Verlage bey Ch. Ph. Bonitas. Eine gewiß den vielen Freunden des verdienstvollen Mannes sehr willkommene gründliche und lehrreiche Schrift.
